

Walter Hasenclever

**Gedichte  
Dramen  
Prosa**



# GEDICHTE



## DER JÜNGLING. [1913]

### AUSWAHL

ICH rufe dich, Gefühl, das oft kredenzte,  
Vom Schauplatz der Amouren ab.  
Wer liebt, der rennt im Trab;  
Hinter ihm tanzt die buntgeschwänzte  
Peitsche der Angst, die Wiege und das Grab.  
Wer liebt, irrt in Gefahr. Wer liebt, der schildert  
Unwirkliches hinaus mit seinem Blut,  
Der hebt zum Rausch das Bein, der wird verwildert  
Und ein verbrannter, gelber Sommerhut.  
Denn nur wer vieles weiß, der kann sich retten,  
Der bleibt im Wehen wie im Süßen gut;  
Ihn trägt ein Flötenton in allen Betten,  
Gleich einem Spiegel, durch die Flut.

ENTFLIEHT den Jünglingen und werdet Greise!  
Horcht. Seid geschickt. Im Spielen immer neu.  
Fahrt nicht im Zug — fahrt langsam auf der Reise,  
Und wenn ihr liebt, seid mutig und seid scheu.  
Nicht mehr nach Brunst, nach weiser Überlegung  
Erfindet euren Künsten Nerv und Kuß,  
Und von der ersten bis zur letzten Regung  
Verwandelt alles Wollen in Genuß.  
Die schöne Freude steigert so zur Wahrheit!  
Verliert euch nicht! Seid mit euch selbst beengt,  
Daß ihr, wie ein Begriff allmählicher Klarheit,  
Fernlächelnd, leicht an der Geliebten hängt.

Du sitzt in dem Café. Du bist ein Name.  
Da steigt aus der Musik erregtem Spiel  
Das kalte Antlitz einer blassen Dame  
Irr vor dir auf, wie ein beehrtes Ziel.  
Du wirst sie nicht erreichen und nicht küssen.  
Was ist ein Kuß vor deinem Liebessinn!  
Doch später wirst du dich erinnern müssen,  
Dann tritt die blasse Dame vor dich hin.  
Du mußt sie milde mit dir selbst versöhnen,  
Mußt dich berühren wie ein Geigenstrich:  
So strömt in schönen, unerhörten Tönen  
Glück, das du nicht besitzt, über dich.

KEHR mir zurück, mein Geist, im Blut verrieben;  
Was du gelöst, das sammle wieder fest,  
Und halte mir das Gleichgewicht beim Lieben,  
Sonst sterb ich am Gefühl wie an der Pest.  
Ich will jetzt mit dir sein und mit dir reisen;  
Wir wollen wie zwei Kugeln uns umkreisen,  
Aus einem hellen Raum ins Dunkel wehn.  
Wenn je dich ein Genuß verzehrt, den töte!  
Verkauf dein Weib, du wirst es überstehn.  
Gleichviel ob Ekel oder Liebesnöte —  
Am Himmel eilen Wind und Morgenröte,  
Die Scheiben klirren, und die Züge gehn.

GESCHLOSSEN ist der Ring. Wo sind die Namen,  
Die bürgerlich und lüstern zu mir kamen?  
Ich spielte gut auf ihrem Instrument.  
Erhalt ich mir die Kraft, werd ich zum Weisen  
Und kann wie ein Fakir mit vielen, leisen  
Glocken das Feuer rufen, bis es brennt.  
Ausgieße dich ins All, mein Geist! Sei Feuer!  
Stets unverbrannt — so brenne immer neuer:  
O Erde, bist du nicht ein Faunsgesicht,  
An das wir trunken unser Herz verschwenden,  
Bis wir dich herrlich in uns selbst vollenden  
Und aus dem Wirbel tanzen in das Licht!

•  
•

Als ich noch ängstlich war und keinen kannte,  
Als keine Frau, kein Freund, kein Buch mich nannte,  
Als ich noch jung war, heiß und wild bemüht:  
Wie war ich dumm! Wie stark! Und wie verfrüht!  
Ich weiß nicht, ob es gut war mich zu ändern.  
Doch was ich sah und was ich tat, war gut.  
Von all dem Schwarm in flatternden Gewändern  
Bekränz ich deine Stirne, Lebensmut!  
Nur wir sind würdig, alles zu genießen,  
Die wir genießen, ohne Ziel und Norm,  
Und die wir, groß im Auseinanderfließen,  
Einst wieder wachsen: einsam und zur Form.

NIMM nicht zu viel! Genossen heißt verlieren;  
Ich liebe eine Frau, die sich begrenzt.  
Wenn du die feinsten aller Nerven kennst,  
Kannst du das Kleinste mit dem Größten zieren.  
Nachtwolken stehn, gleich violetten Bänken,  
Im Schwefel über dem verbrannten Wald.  
Die Großstadt kommt mit Kino, Stern und Schänken  
Zu deiner herrenlosen Truggestalt.  
Bemale deine Sinne rot und golden,  
Und was noch Farbe hat, das male ein!  
Bedenke all die Freuden, süßen, holden,  
An die du anklingst wie Champagnerwein!

DIE Nacht fällt scherbenlos ins Unbewußte;  
Erlebnis bröckelt von dir ab wie Kruste.  
Schon schirrt der Tag mit Faß, Laterne, Karren  
Einäugige Pferde, die auf Futter harren.  
Geliebte Frau! Wo mögt ihr heute träumen!  
In was für Betten dunkel euch verschäumen.  
Lösch aus, du letzte Kerze, die noch brennt!  
Mit froher Güte will ich mich umsäumen.  
Wer treu ist, kehrt zurück aus Zwischenräumen  
Zu einem gleichen Schicksal, das er kennt.  
Ihn wird der eitle Schmerz nicht mehr betören  
Dessen, der nichts verliert und nichts behält.  
Wer treu ist, wird dem Menschlichsten gehören —  
Und so erfüllt er sich in ewiger Welt.

ICH will dies Leben herrlich dir beschreiben,  
Das dich in seine Freudenhäuser raubt.  
Schon hör ich dich an deinem Käfig reiben —  
Du bist ein Mensch! O hebe Mensch, dein Haupt!  
Gefahr in vielen Körpern wird dich schwächen,  
An mancher Lust und Not ertrinkt dein Blick;  
Doch eines Tages wirst du nicht mehr sprechen:  
Ich habe Glück. Ich habe Mißgeschick.  
Nein, Mensch, du Melodie für alle Klänge,  
Du bist so stark! Sei, was dein Auge sah!  
Wie im Theater fülle alle Ränge —  
Lausche dem Spiel — du bist es selber ja.

•  
•

ICH rufe dich, den Geist des Vielgekannten:  
Entflieh aus Allem, was ich bin!  
Ich gebe mich, den aus sich selbst Verbannten  
Der Ferne und dem Schicksal hin.  
Nie lernte ich in dir mich überwinden;  
Ein Gleiches ließ mich immer wiederfinden.  
Doch wenn ich schäumend stürz aus dem Gesange,  
Und kein Gewicht mehr weiß, an dem ich hange,  
Bin ich vielleicht ein Größrer als ich selbst.  
Ich hab die Welt genossen; war ihr Meister.  
So brenne in mir, Glut, bis ich zerfalle!  
Ich Matador im Spiel der Geister:  
Daß ich entschwebe von dem dunklen Balle!

WÄHNE nicht, die Erde sei vergebens,  
Weil die Ferne dir im Antlitz steht.  
Denkend lernst du das Gesetz des Lebens:  
Jeder Tag ist reicher, der vergeht.  
Herrn im Frack und Damen, welche rasen,  
Und der Streichholzmann, der nachts dich rührt —  
Alle diese sind zur Macht verführt,  
Ihres Daseins schwärmende Ekstasen.  
Wer sich selbst im Gleichnis unterscheidet,  
Wird vom Rausch der Bilder nicht entstellt;  
Wird des Truges klar, an dem er leidet,  
Und sein Auge überholt die Welt.

Du Geist, der mich verließ, den ich gewinne,  
Der tausendfältig meines Werkes harrt:  
Erkämpf mich bis zum letzten meiner Sinne,  
Auf einem andern Stern beginn, o Fahrt!  
Ich bin von neuem in die Welt geboren,  
Die meinem Leid und meinen Freuden quillt.  
Was ich besaß, das hab ich nicht verloren,  
Nur größer und nur klarer ward mein Bild.  
Ich sah den Bruder, wenn ich die Erscheinung  
Des eignen Herzens mich verklären sah;  
Doch bin ich mehr als Sehnsucht und Beweinung:  
Ich bin Verheißung! Ich bin ewig da!

•  
•

TRITT aus dem Tor, Erscheinung, namenlose!  
Kommt, ihr geheimnisvollen frühen Triebe!  
Kehr wieder, Sonntag! Schlafe mit mir, Rose  
Am weißen Kleide meiner ersten Liebe!  
Und wenn ich von euch ritt auf einem Pferde  
Schwarz in die Dunkelheit des Meers — was war ich!  
Ein Strahl des Lichts, ein Stück von meiner Erde,  
Ein Abenteuer, bunt, verbrannt und fahrig.  
Mein altes Haus, wer deine Ruhe fände!  
O sag mir nicht, daß auf den fremden Inseln  
Jetzt Affen schrein und Papageien winseln —  
Ich könnte wieder reisen ohne Ende!

GROSSMUTTER läßt die alten Hände sinken.  
Das Abendbrot steht auf dem Tisch. Der Schinken.  
Du treuer Diener, der als Kind mich fuhr!  
Da drüben hängt mein Bild. Dort schlägt die Uhr.  
Der müde Hund kriecht auf den Teppich nieder.  
Ich hab ihn oft gequält. Er liebt mich wieder!  
Wir sehn uns schwer wie ein Begräbnis an.  
Die alte Frau ist krank. Sie soll nicht sterben!  
(Sie zittert oft und denkt: er wird verderben!)  
Vielleicht hab ich nicht gut an ihm getan.)  
Daß wir die Güte einst verloren hatten —  
Großmutter, deine Liebe war so groß!  
Sieh, was uns trennt, ist nur die Zeit, ein Schatten.  
Ich bin dein Kind. Nimm mich in deinen Schoß!

SCHNELL von zitterndem Arm streif das Gewand dir ab,  
Biege dich katzenleich, zärtliche Liebhaberin!  
Leise den Finger tauch ein in dein feuchtes Grab,  
Unerlöst, du allein, schwankend durch Bilder hin.  
Und wie du tiefer dich wärmst, steigen dir Städte auf,  
Kavaliere und Herrn, heiß an dein Knie gepreßt.  
In bacchantischer Lust treibst du auf Stromes Lauf,  
Hoch in die Gluten geküßt, und du tanzst auf dem Fest.  
Und wie du jäh dich bäumst, sinnloser Rausch dich umfängt,  
Eilt deines Herzens Takt wilder im dunkelnden Glück,  
Bis dich erwachendes Licht, das deine Wimpern sengt,  
Müde aus traumloser Flut hebt in die Kissen zurück.

UND wenn du auszogst aus dir selbst, ein Knabe,  
Dem frommer Glaube noch die Lust verhüllt,  
Kehrst du zurück zu dir, ein weißer Rabe,  
Vom Schauer des Erlebten angefüllt.  
Aus Krampf und Zweifeln wirst du dich erlösen;  
In seltenen Nächten rufst du dich zum Fest;  
Denn wisse nur: im Guten wie im Bösen  
Bist du an alles, was da lebt, gepreßt.  
Dann tritt hinaus mit aufgehobnen Händen —  
Du lebst, um viel von deinem Glück zu spenden,  
Zur höchsten Freude schuf dich dein Planet!  
Einst fern der Not zu lieben und zu hassen,  
Wird dich das Dunkel fremder Menschheit fassen,  
Und ihre Sehnsucht, die vorüber geht.

•  
•

MEIN Jüngling, du, ich liebe dich vor allen,  
Du bist mein eigen Bild, das mir erscheint!  
Ich sehe dich in manchen Teufelskrallen;  
Gewiß, du bist nicht glücklich, hast geweint.  
Du liebst zu schmerzlich oder harrst vergebens,  
Dein Vater, deine Wirtin macht dir Qual,  
Du zuckst in der Verwildrung deines Lebens,  
Dein Geist wird bürgerlich, dein Kopf wird kahl.  
Willst du nicht mit mir gehn und mich erhören!  
Sieh, auf die gleichen Klippen schwimm ich ein.  
Einst auf Prärien, jetzt in Geisterchören  
Will ich dich rufen und will bei dir sein!

GASGLÜHLICHT summt. Ich weiß, ich bin vorhanden,  
Und meine Seele hängt am Büchertisch.  
Ich schreibe ein Gedicht. Wo werd ich landen!  
Im Dunst von großen, lauten Städten fanden  
Indessen meine vielen Körper sich.  
Schon tauml ich über harten Finsternissen  
Ins schäumende Verrücktsein, in die Gruft.  
Ein Nerv in meinem Hirn ist aufgerissen,  
Nun züngelt Beute auf mit Natterbissen —  
Da tanz ich — und es strömt die alte Luft.  
Wenn Maskenbälle toller sich betäuben,  
Kehrt unser Herz zum Urwald wieder um.  
Doch unsre Seelen, ob sie gleich zerstäuben,  
Entschweben langsam nach Elysium.

DIE Überzahl erstarrter Bajonette  
Und Brand, der aus vergeßnen Wunden loht —  
Sie nehm ich an mein Herz, wenn nachts im Bette  
Die Angst von fernen Schlachten mich bedroht.  
Licht schreit in mein Gemach. Ich spring ans Fenster.  
Wer hieb mit einem Schwert in meinen Traum?  
Würgengel, Pelikane und Gespenster  
Auf schwanken Stricken klettern aus dem Raum.  
Man bringt den Morgenkaffee und die Zeitung.  
Ich wasche mich, in Tages Vorbereitung.  
Ein Brief von einer Freundin stimmt mich schwer.  
Wo kommen alle die Begierden her?  
Ich ruhe nicht und fühle die Begleitung.

OFT am Erregungsspiel in fremden Zonen  
Stockt unser Herz. Doch weiter kreist die Zeit.  
Gib, große Erde, stärkere Sensationen,  
Daß wir, die nur im Unerfüllten wohnen,  
Nicht einsam werden vor Vergänglichkeit!  
Denn wer sich liebt, der muß sich selbst zerstören  
Und krank nach Festen auf der Gasse stehn;  
Sein Ohr vermag den Schrei der Nacht zu hören,  
Und manches Menschen Auge wird ihn sehn.  
Die leere Luft von Kammern und von Zoten  
Würgt ihn am Hals. Sein Durst erstickt im Brand.  
Da rettet ihn der Schlaf. Begrabt die Toten!  
Noch lockt im Osten unbetretnes Land.

UND wenn ich stände, wo kein Fuß je stünde,  
Auf hohler Flüssigkeit im hellen Mond —  
Noch wüßt ich nicht, mit wem ich mich verbünde,  
Ich wär genug mit meinem Sein belohnt.  
Durchglüht von Ferne und durchwachten Stunden,  
Mit alter Melodie am neuen Ort:  
So wär ich ewig an mich selbst gebunden;  
Was ich gewesen, bliebe ich auch dort.  
Denn alles ging durch mich. Ich war die Quelle,  
Der Strom und war das Bett, in dem ich rang.  
Kraft überschwemmte mich. Doch jede Welle  
War meine Lust und war mein Untergang.

Ein letztes Mal in diesen Versen singen,  
Und jeder wandle fort auf seiner Bahn.  
Vermocht ich, Jüngling, in dein Herz zu dringen,  
Dann war es gut. Ich habe wohlgetan.  
O laß von allen in dir einen Klang sein!  
Wer vieles ahnt, der wird auch vieles sehn.  
Du brauchst in der Umarmung nicht mehr bang sein:  
Schaff dir den Rausch! Du kannst ihn überstehn.  
Kassiopeia scheint! Auf, Karawane,  
Mit erster Röte in den ewigen Raum!  
Erdabwärts sinkt dein Haus, Gesicht und Fahne —  
Aufschwebst du, übermannt von deinem Traum!

# TOD UND AUFERSTEHUNG [1917]

## AUSWAHL

KEINER, der durch Vorstadt kreisend zieht,  
Weiß, wen er liebt, an welches Weib er denkt.  
Manchmal in Caféhaus-Walzerlied  
Geschieht ein Blick, der ihn beglückt und kränkt.  
Aufschäumt der schönen Jugend Melodie,  
Gesicht und Ruhm und erstes Zeitungswort;  
Schwarzer Fluß mit schmerzlicher Magie  
Erscheint im Westen an dem alten Ort.  
Dort lebt ein Herz, das, vielen zugesellt,  
Sich tiefer senkte auf des Schicksals Grund;  
Ein Herz mit ungeheurer Flamme: Welt —  
Das jetzt trübe steigt in unsern Mund.  
Noch sind Lokale mitternacht-erfüllt,  
Geheul von Bürgern, die wir langsam töten.  
Wird sich die ewige Stadt dem Antlitz röten?  
Entschreiten wir der Ebene unverhüllt!  
Schon aus beklommenem Hirn im Nebelschein  
Glüht unterirdisch dumpfer Züge Fliehn.  
Da stürzt der Kreisel in die Sinne ein,  
Morgen steht — der Morgen über Berlin.  
Ihr alle in Gefahr und Liebesgraun:  
Wir wollen nach den weißen Pferden schaun.  
Es schließt der Kreis sich um Gespenst und Jahr;  
Lustfrohe Zeit, auch du, wie wunderbar.  
Der süßen Gegenwart entrückter Sinn  
Erhebt sich östlich zu der Lichtstadt hin,  
Die riesenhaft in singender Gestalt  
Am körperlosen Äther dir erschallt.  
Die Droschke stolpert, wo wir oft gekniet  
Vor einer Dame, welche unbekannt,  
Bis ihre Strümpfe, die man plötzlich sieht,  
Die unbequeme Lust zerriß und fand.  
Als wir müde auf den Korridor  
Hintraten, aufgeweckt, ins Schlummerland:  
Welch ein Gedanke, wenn am fremden Tor  
Noch eine kleine Lampe einsam stand.  
Die Jalousie strömt fort in blauem Glanz;  
Durch spitze Flächen ins Gehirn läuft Tanz.  
Die Transparente über Wolk und Stern  
Sind längst vergangen . . . ja, auch Du bist fern.  
Bald stirbt die Nacht am rosa Firmament,  
Schon nahen Vögel, die nach Süden ziehn;  
Wo bist du, Volk, das meinen Namen nennt?  
Die Wolke flammt — der Morgen über Berlin.

*Für Kurt Pinthus*

ERLEBNIS, das mich betörte,  
Als ich ein Knabe dumpf in Gedanken,  
Seh ich wieder auf Brücken schwanken  
Von dem Strome, den ich erhörte,  
In die Schatten der fiebernden Brust.  
Irrt ein Geschöpf vor Kulissenbäumen,  
Mußt ich in vielen Nächten träumen  
Schwerbewegte Unruh und Lust.  
So erscheine, was ich verlor!  
Soll es in meiner Erkenntnis reisen,  
Öffnet euch, Schiff und Zaubertor,  
Zug auf amerikanischen Gleisen.  
Wieder ist Baum — doch nicht mehr Baum;  
Die Verwandlung stürzt mich ins Leben.  
Ist die Welt meinem Willen gegeben,  
Will ich sie neu erschaffen im Raum.  
Mutig folg ich den alten Figuren  
In die Dunkelkammer des Hirns,  
Wo sich der Geist von den ebenen Fluren  
Aufwärts richtet am Zug des Gestirns.  
Wo sich in einst begonnenen Taten,  
In vergangner Gesichte Schall,  
Aus den ungeheuren Quadraten  
Ringt ein Gedanke, formt ein Kristall.

Aus welchem Hirn von Gespenstern  
Fielst Du auf diesen Planet?  
Trug Dich der Wind an den Fenstern,  
Der im Hause vor Sterbenden geht?  
Bist Du Erscheinung, die kranke,  
Von einem Medium gespeist;  
Lebst Du, ein dunkler Gedanke,  
Und wirst erst, da Du es weißt?  
Warst Du ein Unbeseeltes,  
Oder ein Opfertier?  
Schuf Dich ein Auserwähltes —  
Mensch, wo find ich Dich hier!  
Es wärmte Dich in den Sphären  
Die unvergängliche Zeit;  
Frierend auf welchen Meeren  
Trankst Du Vergänglichkeit?  
Ins unbekannte Gebäude  
Entführt Dich ein nächtliches Spiel;  
Doch das Sternbild der Freude  
Lächelt auch Deinem Ziel.  
In den tiefsten Miseren,  
Die je Dein Wille erfuhr:  
Held und Schwimmer im Leeren —  
Ich lieb Deine Erdenspur!

Dass von Geheimnissen, die uns umtönten,  
Keins mehr in dem vergangenen Geiste lebt;  
Daß von Begierden, Tanz und Mädchen, denen wir frönten,  
Kaum ein Strumpf noch, ein Busen an uns vorüberschwebt.  
Daß wir nie mehr unsern ersten Band Gedichte  
Wachsen sehn aus den Buchläden der heimischen Stadt,  
Als der Ruhm schon unsterblich die großen Gesichte  
Im Käfig des kleinen, blauen Umschlags entzündet hat.  
Freunde! Wir standen in Liverpool auf den Brücken,  
Sahen die transatlantischen Dampfer im Riesenmeer;  
Saßen im Damensalon und atmeten mit Entzücken  
Goldne Tische gekräuselt im Dufte von Rosen und Teer.  
Dann fuhr die gewaltige Fracht des Ozeaniden  
Langsam aus wehenden Tüchern, Musik, vielen Tränen fort,  
Wir erlebten in Versen die Abenteuer und schieden;  
Schlummer, Schultag wieder empfing uns am alten Ort.  
Sind wir die gleichen Straßen wie jene gezogen?  
Ferne schon den stürmenden Kränzen entrückt,  
In erobrer Stadt auf dem höchsten Bogen  
Stehn wir, über die fliehende Wolke unsrer Erinnerung gebückt.  
Südseeinseln sind uns gebaut auf spiegelndem Grunde,  
Nah ist Liebe und Schmerz, die Flucht aus des Vaters Haus,  
Es steigen in einer begeisterten Stunde  
Viele Verlorene dankbar aus den Kanälen heraus.  
Wenn der Leuchttürme einst entzündetes Feuer  
Nicht mehr durch die toten Gefilde bricht:  
Ihr Gefährten des Lebens, wie seid Ihr uns teuer,  
Da wir wandeln in des entfremdeten Mondes Licht.

### Die Todesanzeige

Als ich erwachte heut morgen aus dumpf bekümmertem Traum,  
Schwebte ein leiser Engel im Dunkel durch meinen Raum.  
Ich las einer Mutter Wort, wo die Todesberichte sind:  
«Mein irrgelitetes, desto inniger geliebtes Kind.»  
Da neigte zu meinem Bette sich viele Trauer hin:  
Ich weiß, daß ich auch verirrt, das Kind einer Mutter bin.  
Da sah ich den Scheitel des Andern, der hilflos ins Elend sank.  
Ich sah ihn verliebt, betrunken, von schrecklichem Aussatz krank.  
Ist er nicht auch gestanden in Nacht und Vorstadt allein,  
Hat aus heißen Augen geweint in den Fluß hinein?  
Ist oft durch Gassen geschlichen, wo Rotes und Grünes glüht,  
Fröhlich am Abend gezogen, gestorben am Morgen müd.  
Mußte in Häusern essen mit Menschen, feindlich und fremd,  
Schlafen in kalten Gemächern, frierend, ohne Hemd —  
Die Mutter hat ihm geholfen mit Wäsche und etwas Geld;  
Alles ist gut geworden. Sie hat ihn geliebt auf der Welt.  
Mein Bruder unter den Sternen! Ich hab Deine Armut erkannt.  
Begnadet hast Du Dich zu mir in dieser Stunde gewandt.

Nun strömt Dein lächelnder Atem nicht mehr in Gold und Polar,  
Nicht mehr im Sturm der Gewitter entzündet sich kindlich Dein Haar;  
Sieh — in der Todesstunde Deiner Mutter ewiges Wort;  
Es trägt auf silbernen Flügeln Dich aus der Vergessenheit fort.  
Eh ich nun öffne die Läden nach schwerer, trauriger Nacht:  
Mein Bruder unter den Sternen! Wie hast Du mich glücklich gemacht.

DIE Lagerfeuer an der Küste rauchen.  
Ich muß mich niederwerfen tief in Not.  
Leoparden wittern mein Gesicht und fauchen.  
Du bist mir nahe, Bruder, Tod.  
Verworren zuckt Europa noch im Winde  
Von Schiffen auf dem fabelhaften Meer;  
Durch die ungeheure Angst bricht her  
Schrei einer Mutter nach dem kleinen Kinde.  
Es starb mein Pferd heut nacht in meiner Hand.  
Wie hast Du mich verlassen, Kreatur!  
Aus dem Kadaver steigt das fremde Land  
Hinauf zu einer andern Sonnenuhr.

*Mai 1914*

### Jaurès' Tod

Sein reines Antlitz in der weißen Klarheit  
Des Irrtums grauenvolle Spur verließ.  
Sie haben ihn gemordet, Geist der Wahrheit,  
Trost der Armen von Paris.

Ihn traf die Kugel, deren Schlacht er ahnte  
Und geißelte vor seinem Land.  
Der allen Menschen einen Frieden bahnte,  
Sank hin am Schlag der Bruderhand.

Gott hob ihn aus dem Ende dieser Zeiten,  
Ließ ihn nicht mehr die Verzweiflung sehn.  
Sein gutes Auge half den Weg bereiten.  
Er ist uns nah. Er wird uns auferstehn.

*Jean Jaurès, Professor der Philosophie, führender sozialistischer Politiker, wurde als leidenschaftlicher Pazifist am Vorabend des Ersten Weltkriegs, 31. Juli 1914, in Paris von nationalistischer Hand erschossen.*

## Ode an einen Toten

*Dem Andenken des Dichters  
Ernst Wilhelm Lotz*

Wir sind versammelt in Deinem Bilde.  
Sturz der Legionen weht vor Dir her.  
Schöner Kranz in dem Sterngefülle:  
Wolken trüben Dein Antlitz nicht mehr.

Du sahest Frauen mit weißen Knien  
Die Nächte durchflügeln der sterblichen Zeit;  
Schwärme von kleinen Tieren fliehen  
Ergriffen Dir nach in die Ewigkeit.

Blonde Locke auf stürmenden Haaren  
Schufst Du aus der Urwelt Land,  
Denn gebändigt vielen Jahren  
Lebt die Kraft in Deiner Hand.

## Gottes Hand in Löwen

Ruinen Karthagos,  
Grabstätte, Feuerstoß.  
Veranden lächelnd Abendfreuden,  
Gebet der Kinder, Melodie  
Der Vögel am Sonntagmorgen —  
Verbrannter Saal, menschliches Fleisch  
Gebraten im Schutt der Küche.  
O Schreckensnacht Löwen,  
Wir alle sind schuldig,  
Gott floh aus den Kirchen  
Der brennenden Stadt.  
Kanäle verwesen, Abfluß der Toten.  
Arme Irre, verfallene Frau  
Gräbt in den Scherben, scharrt in den Kellern  
Verschüttete aus gequollenem Schrei.  
Verbogene Straßen lagern  
Im Haufen der grauen Verwüstung;  
Klirrende Ketten, Tambourmajor.  
Mauern, gebaut auf dem steinernen Grunde,  
Was blieb von Euch! Eine braune Hand,  
Reklameschild über einem Laden  
In einer Ecke der Finsternis.  
Eine Hand in Löwen auf den Gräbern  
Unschuldiger Menschen, armseliger Tiere,  
Drohend in erobelter Stadt — —

Heute, da ich dieses schreibe,  
Seh ich Deine Hand, Jehova,

Und es lebt Gerechtigkeit!  
Zermalmt die Heere,  
Jeden wie Alle;  
Knieende von Altären gerissen,  
Geschändet die Wiege der Menschheit  
Und ihr Grab.  
Auf mir am Wege  
Rastet die Wolke; donnernde Stimme  
Erbraust mir: sprich!  
Ich lecke die Steine der Erde,  
Sie spenden keine Gnade.  
Ich rühre das Herz der Menschen,  
Sie speien mich an.  
Wenn ich vom Ungeziefer mich hebe  
Aus dem verrosteten Kerkerrohr,  
Wiedererweckt zu der Schöpfung Größe,  
Ihr Scharen,  
Ihr Gefesselten, hört mich an!  
Ich will die kleine Schaufel des Kindes nehmen,  
Das Burgen baut am Ufer der Flut;  
Die Kerze der Witwe, des Sterbenden Kette  
Vom Lager der mazedonischen Nacht.  
Herr, dieses süßen Lebens Güte  
Soll auferstehen im Totenbrand.  
Fliederalleen, gebäumt, geschwungen,  
Tänze im silbernen Wind gesungen,  
Verschlungen italienischem Orgelspiel.  
Löwen, wach auf! Stadt der Gefilde,  
Auf Purpur gemalt der begrabenen Zeit;  
Läutet, Ihr Kirchen, den Einzug der Hirten,  
Friede, Friede den Verirrten  
In dem namenlosen Leid.  
Schöner erblühe der Asche!  
Gott glättet die Falten in Deinem Gesicht.  
Neige Dich, trinke, atme!  
Erwache. Triumphiere im Licht.

*Für Elisabeth und Kurt Wolff*

*Die belgische Stadt Löwen (Louvain) wurde im August 1914 wegen angeblicher Teilnahme der Bevölkerung an Überfällen auf deutsche Truppen teilweise eingeschert.*

Sterbender Unteroffizier  
im galizischen Lazarett

Kleine Schwester Irene,  
Bei den Cholerakranken;  
Lila Blumen sanken  
Auf Abendkähne.  
Särge wachsen. Sturm.  
Antreten. Trommel. Tod.  
Offizier an Grabes Turm  
Schnarrt Ehre, Gebot.  
Weißer hinter Hügeln  
Lemberg, Freude scheint.  
Automobile flügeln.  
Baracken blutbeweint.  
Ärzte ohne Narkose,  
Beine ab, zerstampft.  
Kleine Schwester, Rose,  
Sei den Toten sanft!

1916

Ermant Euch von dem Gestirne,  
Um das die Verwesung kreist.  
In den Totentanz der Gehirne  
Stoßt die Fackel: es werde Geist!

Steigt ab von dem finstern Trosse,  
Des Sturz die Hölle verschlingt.  
Steigt auf zu dem weißen Rosse,  
Dessen Flügel im Äther singt.

Denkt, o gedenkt, wenn Ihr lieget  
In dem Froste am ersten Tau,  
Eh der Strahl das Dunkel besieget,  
An den Blick einer ewigen Frau.

In Armut, Hunger und Krampfe,  
Wenn die Woge Dir steigt und fällt:  
Du wirst nicht sterben im Kampfe,  
Dich hält eine bessere Welt.

Ich hab Dich als Jüngling verlassen,  
Zur höchsten Liebe erkannt;  
Jetzt, Bruder, im tiefsten Hassen  
Ergreife ich Deine Hand.

Von sinkenden Orkanen  
Dieser verirrtten Flut  
Zu unvergänglichen Bahnen  
Rette den alten Mut.

1917

Halte wach den Haß. Halte wach das Leid.  
Brenne weiter am Stahl der Einsamkeit.

Glaub nicht, wenn Du liest auf Deinem Papier,  
Ein Mensch ist getötet, er gleicht nicht Dir.

Glaub nicht, wenn Du siehst den entsetzlichen Zug  
Einer Mutter, die ihre Kleinen trug

Aus dem rauchenden Kessel der brüllenden Schlacht,  
Das Unglück ist nicht von Dir gemacht.

Heran zu dem elenden Leichenschrein,  
Wo aus Fetzen starrt eines Toten Bein.

Bei dem fremden Mann, vom Wurm zernagt,  
Falle nieder, Du, sei angeklagt.

Empfange die ungeliebte Qual  
Aller Verstoßnen in diesem Mal.

Ein letztes Aug, das am Äther trinkt,  
Den Ruf, der in Verdammnis sinkt;

Die brennende Wildnis der schreienden Luft,  
Den rohen Stoß in die kalte Gruft.

Wenn etwas in Deiner Seele bebt,  
Das dies Grauen noch überlebt,

So laß es wachsen, auferstehn  
Zum Sturm, wenn die Zeiten untergehn.

Tritt mit der Posaune des Jüngsten Gerichts  
Hervor, o Mensch, aus tobendem Nichts!

Wenn die Schergen Dich schleppen aufs Schafott,  
Halte fest die Macht! Vertrau auf Gott:

Daß in der Menschen Mord, Verrat,  
Einst wieder leuchte die gute Tat;

Des Herzens Kraft, der Edlen Sinn  
Schweb am gestirnten Himmel hin.

Daß die Sonn, die auf Gute und Böse scheint,  
Durch soviel Ströme der Welt geweint,

Gepulst durch unser aller Schlag,  
Einst wieder strahle gerechten Tag.

Halte wach den Haß. Halte wach das Leid.  
Brenne weiter, Flamme! Es naht die Zeit.

Der Schauspieler

*An Ernst Deutsch*

Brich, Raubtier, aus des Zweifels Ketten!  
Kulisse fällt. Das Morgenrot von Städten  
Tropft aus der Wunde Deiner Leidenschaft.

Du liebst in Wolken. Stirbst in Betten.  
Musik umschürt den Aufruhr Deiner Kraft.  
Du wirst das Hymnische des Geistes retten,

Der Deinen Körper durch das Wort erschafft.  
Ich grüße Dich aus trommelndem Orkan.  
Du Bruder meines Rausches, meiner Träume,

Wie Du Dich schwingst durch die gedachten Räume  
Umkreisend dunkler Völker riesige Bahn:  
Fühl ich mich eins mit Dir geboren.

Du lebst! So sind die Taten nicht verloren.  
Es atmet um die Wiege unsrer Horen  
Der gleiche Schoß von Frauen und von Müttern.

Entbrenne, Träne, von des Grabes Toren  
Atlantischer Ferne zügellosem Lauf.  
O Süßigkeit, die Menschen zu erschüttern!

Der Vorhang stürzt. Wir brechen auf.

Begegnung

Sag aus meer- und wolkenhaftem Munde,  
Schon verirrt in Deines Bettes Nacht,  
Wo Du mit dem Andern schiefst im Bunde:  
Welche Stunde bist Du aufgewacht?

Wann begannen dunkel Dir zu tönen  
Uhr und Glas auf Deines Tisches Rand;  
Wann erhobst Du Dich aus dumpfem Stöhnen,  
Schauernd unter einer fremden Hand?

In derselben ängstlichen Sekunde  
Schloß mir Jene auf ihr Gartentor,  
Wo ich stand verloren in der Runde  
Schwarzer Bäume und dem Sternenchor.

Plötzlich allen nächtlichen Verbannten  
War ich nahe in der gleichen Zeit —  
Und da fühlt ich, daß wir uns erkannten  
Tief in Treue aus der Wirklichkeit.

### Der Wunderrabbi

Er taucht empor aus eines Wassers Rinde  
In Schänken, wo wir saßen flügelahm.  
Er pocht ans Tor. Wir knicken ein im Winde.

Weiß einer, wie die Hilfe zu uns kam?  
Mit schweren Dolchen gehen um Trabanten;  
Er legt die Hand auf Deine Stirne weit.

Wer schützt uns vor dem Horne der Giganten?  
Wir galoppieren aus des Kerkers Kanten,  
Wachen auf in seinem Mantelkleid.

Wohin Du schreitest auf dem blassen Wege,  
Reißt Dich der Knäuel in Verworrenheit.  
Hoffnung im Sumpfe Deines Ohrs ist rege —

Du wendest Dich. Er rettet Dich von Leid.  
Wir sind nicht mehr allein. Des Schicksals Schläge  
Verhallen unsichtbar. Die Zeit ist weit.

*Für Fritz Neuberger*

### An die Freunde

Die Glocke tönt. Wir wurden geboren.  
Eine Mauer lauert haßumstellt.  
Propheten jubeln in unsern Ohren:  
Wir sind unser. Wir sind die Welt!  
Die Peitschen der Tyrannen fliegen.  
Ein Herz geht unter in Scham und Qual.  
Verkündet draußen — Ihr saht uns liegen,  
Sterben, wie das Gesetz es befahl.

Zersprengte Mauer wankt im Saale.  
Was ist Gesetz! Verachtet die Pflicht.  
Einem unermeßlichen Tale  
Lächelt der Strahl auf Apollos Gesicht.  
Schon befreit von hartem Gestade  
Schnelle Begier das finstere Band;  
In der Wolke dort auf dem Pfade  
Zieht Karawane ins Morgenland.

Aus der Wolke bricht die Klarheit,  
Wo im Licht der Adler kreist,  
Und Gefühl ist nicht mehr Wahrheit;  
Dunkle Taube, flieg zum Geist!  
Doch noch kettet den Verbannten  
Nebel an sein Eiland fern,  
Wo des Labyrinths Trabanten  
Tanzen um den Venusstern.

Tag und Raum sind nicht zu halten,  
Unerschöpflich quillt die Nacht;  
Aus den dämmernden Gestalten  
Richten wir uns auf zur Macht.  
Und es scheint, als ob wir schweben  
Durch den Dunst, der unterliegt;  
Keiner weiß, wohin wir leben,  
Denn die Kraft des Lebens siegt.

Freunde, wir schlugen uns in Ketten,  
Schauerten vor des Abgrunds Rand.  
Kleines Geschick in Freudebetten  
Nahm unser Schicksal in die Hand.  
Wir haben uns selbst im Chaos begriffen,  
Liebe und Zweifel, Gefahr, die uns droht.  
Stimme der Schöpfung hat uns ergriffen,  
Doch wir starben nicht ihren Tod.

Wir haben den Sturm der Freiheit geläutet.  
Wir waren Jünglinge. Jetzt sind wir Mann.  
Das Böse hat die Welt erbeutet:  
Nur der besteht, der sich opfern kann.  
Wo seid Ihr geblieben — ich bin noch Euer!  
Sind wir nicht alle der Asche entstammt?  
Wo ist die Flamme, die unser Feuer  
Zu Hilfe der ganzen Menschheit entflammt?

Ist sie in uns? Wo werd ich Euch finden,  
In welchen Gebeinen verläuft Eure Bahn?  
Was in den bekränzten Gewinden  
Habt Ihr für Eure Brüder getan?

Habt Ihr je in den trunkenen Schalen  
Brausender Städte des Menschen gedacht?  
Habt Ihr mit Euern Wundenmalen  
Sein Leben gut und heilig gemacht?

Ach, die Taten des dröhnenden Mundes  
Sind vergangen. Tritt ein in die Reih!  
Schleudre die Fackel des neuen Bundes  
Mitten in das Kampfgeschrei.  
Nicht mehr ferne Güte zollen  
Fordert der Erkenntnis Pflicht:  
Nur ein ungeheures Wollen  
Spricht das Wort — es werde Licht!

Nur in dem Gestirn der Freundschaft  
Wird die Erde neu entstehn;  
Laß im Dunkel ihrer Feindschaft  
Wieder, Mensch, Dein Antlitz sehn.  
Steigt, Ihr Völker, aus der Blöße  
Wieder auf zur Menschlichkeit;  
In dem Anblick Eurer Größe  
Rettet die verlorene Zeit!

Der politische Dichter

Aus den Zisternen unterirdischer Gruben  
Aufstößt sein Mund in Städte weißen Dampf,  
Im rasend ausgespritzten Blut der Tuben  
Langheulend Arbeit, Pause, Nacht und Kampf.

Mit Zwergen, die auf Buckeln riesig tragen  
Der Lasten harte, eingefleischte Schwären,  
Mit Sklaven, denen unter Peitschenschlagen  
Die Beule reißt am Ruder der Galeeren.

Sein Arm bricht durch gewaltige Kanonaden  
Von Völkerschwarm zum Mord gehetzter Heere,  
Durch Kot und Stroh und faulend gelbe Maden  
Im Kerker aller Revolutionäre.

Oft hängt sein Ohr an kleinen Dächerfirnen,  
Wenn aus der Stadt die großen Glocken schlagen,  
Mit vielen schweren und gebeugten Stirnen  
Gefangenschaft der Armut zu ertragen.

Wenn nächtlich in den Kinos Unglück schauert,  
Der Hunger bettelt hinter Marmorhallen,  
Mißhandelt stirbt ein Kind und zugemauert  
In Kasematten grobe Flüche fallen,

Wenn Defraudanten sich von Brücken werfen,  
Im Lichtschein der Paläste aufgewiegelt,  
Wenn Anarchisten ihre Messer schärfen,  
Mit einem dunkeln Schwur zur Tat besiegelt,

Wenn Unrecht lodernd als der Wahrheit Feuer  
Tyrannenhäupter giftig übersprießt,  
Bis aus dem Wurm der Erde ungeheuer  
Der Blitz des Aufruhrs, der Empörung schießt —

Ah dann: auf höchsten Türmen aller Städte  
Hängt ausgespannt sein Herz in Morgenröte;  
Asphaltene Dämmerung in des Schläfers Bette  
Verscheucht Trompetenton: Steh auf und töte!

Steh auf und töte; Sturmattacken wüten.  
Die Ketten rasen von Gewölben nieder.  
An Ufern schweigend Parlamente brüten.  
Die Kuppel birst. Schon lärmen Freiheitslieder.

Gezückte Rhapsodie berittener Schergen  
Jagt quer durch Löcher, leer von Pflastersteinen.  
Tumult steigt. Hindernis wächst auf zu Bergen.  
Zerstampfte Frauen hinter Läden weinen.

Doch von den Kirchen donnern die Posaunen,  
Schmetterten Häuser dröhnend auf das Pflaster.  
Die Telegraphen durch Provinzen raunen,  
Es zuckt in Dynamit der Morsetaster.

Die letzten Züge stocken in den Hallen.  
Geschütze rasseln vorwärts und krepieren.  
Zerfetzte Massen sich im Blute ballen.  
Die Straße klafft auf umgestürzten Tieren.

Aus Fenstern siedet Öl in die Alleen,  
Wo Platzmajore aufgespießt verschimmeln.  
Der Abend brennt, auf den Fabriken wehen  
Die roten Fahnen von den grauen Himmeln. —

Halt ein im Kampf! Auch drüben schlagen Herzen.  
Soldaten, Bürger: kennen wir uns wieder?  
Brüderliches Wort in Rauch und Schmerzen.  
Es sammelt sich der Zug. Formiert die Glieder.

Versöhnte Scharen nach dem Schlosse biegen,  
Bis hoch auf dem Balkon der Herrscher steht:  
«Nehmt vor den Toten, die hier unten liegen,  
Den Hut ab und verneigt Euch, Majestät!» —

Lichtlose Asche. Nacht auf Barrikaden.  
Gewalt wird ruchbar, alles ist erlaubt.  
Die Diebslaterne schleicht im Vorstadtladen.  
Plünderung hebt das Skorpionenhaupt.

Gewürm aus Kellern kriecht ins Bett der Reichen;  
Auf weiße Mädchen fällt das nackte Vieh.  
Sie schneiden Ringe ab vom Rumpf der Leichen.  
Dumpf aus Kanälen heult die Anarchie.

Im Rohen weiter tanzt die wilde Masse  
Mit Jakobinermützen, blutumbändert.  
Gerechtigkeit, Gesetz der höchsten Rasse:  
Vollende Du die Welt, die sie verändert!

Ihr Freiheitskämpfer, werdet Freiheitsrichter,  
Bevor die Falschen Euer Werk verraten.  
Von Firmamenten steigt der neue Dichter  
Herab zu irdischen und größern Taten.

In seinem Auge, das den Morgen wittert,  
Verliert die Nacht das Chaos der Umhüllung.  
Die Muse flieht. Von seinem Geist umzittert  
Baut sich die Erde auf und wird Erfüllung.

Sie reißt von ihrem Schild die alten Thesen,  
Die Majorate listig sich vermachen.  
Prärien tragen Brot für alle Wesen,  
Denn alle Früchte reifen auch dem Schwachen.

Nicht in dem Schatten stählerner Emphoren  
Erglügen Trusts, die ihre Beute jagen:  
Ihr Präsidenten, eilt und seid geboren,  
Den tausendköpfigen Moloch zu erschlagen!

Die Macht zerfällt. Wir werden uns vereinen.  
Wir, schaukelnd auf atlantischen Transporten,  
Auswanderer, denen Heimatwolken scheinen.  
Europa naht. Es sinken Eisenpforten.

Jünglinge stehn in Universitäten  
Und Söhne auf, die ihre Väter hassen,  
Der Schuß geht los. In ausgedörrten Städten  
Minister nicht mehr an den Tafeln prassen.

Das Volk verdirbt. Sie reden von Tribünen.  
Schwemmt nicht die Lache Blut in ihren Saal?  
Wann werden sie die Qual der Toten sühnen?  
Schon durch die Länder läutet das Signal. –

Der Dichter träumt nicht mehr in blauen Buchten.  
Er sieht aus Höfen helle Schwärme reiten.  
Sein Fuß bedeckt die Leichen der Verruchten.  
Sein Haupt erhebt sich, Völker zu begleiten.

Er wird ihr Führer sein. Er wird verkünden.  
Die Flamme seines Wortes wird Musik.  
Er wird den großen Bund der Staaten gründen.  
Das Recht des Menschentums. Die Republik.

Kongresse blühen. Nationen sich beschwingen.  
An weiten Meeren werden Ufer wohnen.  
Sie leben nicht, einander zu verschlingen:  
Verbrüdet ist ihr Herz in starren Zonen.

Nicht Kriege werden die Gewalt vernichten.  
Stellt Generäle an auf Jahrmarktfesten.  
Dem Frieden eine Stätte zu errichten,  
Versammelt sind die Edelsten und Besten.

Nicht mehr in Waffen siegt ein Volk, Du weißt es;  
Denn keine Schlacht entscheidet seinen Lauf.  
So steige mit der Krone Deines Geistes,  
Geliebte Schar, aus taubem Grabe auf!

## AUS ANDEREN SAMMLUNGEN

AUS «STÄDTE, NÄCHTE UND MENSCHEN» [1910]

DIE Stunden, abendmüde,  
Gehn ihre alte Bahn,  
Und Tier und Stein und Blüte  
Sind schon wie fortgetan;

Auch Du, meine Seele, lasse  
Das Taggewühl hinaus —  
Mit kühlen Händen fasse  
Mein Blut und lösche es aus.

ICH bin allein wie die Bäume,  
Die um mein Fenster stehn,  
In deren Schatten Träume  
Suchend im Garten gehn.

Ins Zimmer gleiten Gestalten  
Meiner Lieder und Sterne herein —  
Zerwühlende, dunkle Gewalten,  
Auch Du mußt darunter sein.

Du kommst an mein Bett. Deine Hände  
Umfassen die meinen nun,  
Du berührst mein Haar am Ende  
Leise, wie Frauen tun.

Und du glättetest all das Gequälte.  
Und da wird — ich weiß nicht wie —  
Die Nacht, von der ich erzählte,  
Zur Schlummermelodie.

Du bist gewohnt die Welt als Spiel zu sehn.  
Du schöne Frau — Du kommst aus fernen Ländern,  
Die ich nur ahne; Deine Glieder gehn  
Im leisen Duft von seidenen Gewändern.

Wer bist Du denn? Dein Haar ist fein und lose  
Und so verschlungen wie ein Mädchenhaar,  
Und manchmal neigst Du Dich wie eine Rose,  
Die leuchtend und voll Sommerabend war.

Und was Du rührst wird tönend und voll Leben.  
Bist Du ein Traum, ein Märchen, ein Gedicht?  
Du schöne Frau — Dir ist ein Glanz gegeben  
Oder ein Rausch — ich weiß es nicht.

LEUCHTENDE Chrysanthemen, bunt zu Garben  
Geflochten, sommerreif und ohne Ziel,  
Und vor den Blumen, ganz auf dunklen Farben  
Dein sinnendes, schwermütiges Profil.

Die Augen voll Erinnerungen. Leise  
Steigt draußen etwas wie ein Blühen herauf,  
Und wie ein Glanz um alte Märchenweise  
Gehn beide Fensterflügel vor Dir auf . . .

Die Beiden

Sie bog den Kopf in ihre Hände  
Zurück; ein stummes Weinen war  
In ihr — und er am andern Ende  
Fuhr grübelnd durch sein vieles Haar.

Nur manchmal flog ein dunkles Hassen  
Jäh in ihm auf — und wie zum Hohn  
Ihr Stöhnen: Du darfst mich nicht verlassen —  
Sein Achselzucken: Ich tat es schon!

Und dann kam leise ein Duft von frühen  
Stunden ins kleine Zimmer herein:  
Der Wind aus den Wiesen und das Blühen  
Der Bäume und der junge Wein . . .

Die rote Laterne

Auf einmal wird es menschenleer,  
Als blieb die Straße stehn  
Im Dunkeln, und man hört nichts mehr  
Als immer nur sein eignes Gehn.

Aus dieser abgeschiedenen Welt  
Hebt sich in grauem Ton ein Haus.  
Halb offen ist das Tor, es fällt  
Ein matter Glanz aus ihm heraus.

Und nur der Glanz — sonst tot und leer.  
Wie eigentümlich diese Angst,

Mit der Du plötzlich immer mehr  
Herein und nach der Klinke langst.

Wie eigentümlich dieser Mut,  
Mit dem Du nun an nichts mehr denkst,  
Auf einmal drin bist und den Hut  
An irgend einen Nagel hängst.

### Am Ende

Und wenn aus dieses Lebens Finsternissen  
Einst meine Seele taucht,  
Klanglos und farblos ausgerissen,  
Wie ein Nebel, der aus Bergen raucht,  
Laß etwas bei mir bleiben nur —  
Einer Kerze Schein, das Ticken einer Uhr,  
Ein paar Menschenhände,  
Und ein liebes, leises Wort am Ende . . .  
Laß etwas bei mir bleiben nur!  
Und eine Güte gib mir noch  
Für meine Freunde und für meine Frauen,  
Und laß mich etwas Grünes schauen,  
Um mir noch einmal meinen Tag zu bauen  
Himmelhoch.

KALEIDOSKOP [1922, geschrieben 1914]

*Nach Paul Verlaine*

Irgendwo in einer Stadt im Traume  
ist es so, als ob man schon gelebt:  
einen Augenblick im schwanken Raume —  
Sonne da im Nebel, der sich hebt!

Stimme vom Gehölz und Ruf vom Meer!  
Wie ein Grund, auf dem du nicht erscheinst;  
wie aus langem Schlaf die Wiederkehr  
deiner Seele: und nicht mehr wie einst

sind die Dinge an dem magischen Orte,  
wo des Abends Orgeln Tänze hämmern,  
Katzen in Cafés auf Tischen dämmern,  
und Musik durchzieht Gewölb und Pforte.

So beschwerend alles, daß man weint:  
Tränen leis an Wangen und Geäder,

schluchzend Lachen im Geknirs der Räder  
und Beschwörung, daß der Tod erscheint;

altes Wort wie ein verwelkter Blumenstrauß!  
Das Geräusch der Bälle grell und Schein von Lichtern,  
Witwen drängen sich mit kupfernen Gesichtern,  
Bäuerinnen, durch der Bummeler Schwarm hinaus,

der da schwatzt mit Kindern, schlimmen Flüchen,  
Greisen, wimperlos, von Flechte weiß geschalt,  
während drüben in Uringerüchen  
eine Volksbelustigung mit Fröschen knallt.

So als träumt man und erwacht des Trugs  
und schläft wieder ein und träumt noch immer  
von dem gleichen Flor, vom gleichen Schimmer;  
Sommer, Gras und Seide eines Bienenflugs.

AUS «GEDICHTE AN FRAUEN» [1922]

WENN der Tod  
Die Musik verschlingt:  
Werden wir uns erkennen?  
Lebst Du  
Im Zimmer, wo Männer stehn?  
Aus dem Meer steigt die Insel,  
Ein Leben, das uns gegolten hat.  
Vögel fliegen auf.  
Weine nicht!

IM Wind Deines Herzens  
Fallen Tropfen;  
Ich sitze am Strom.  
Ich will warten,  
Bis Du kommst;  
Die Welle finden, die Dich führt,  
Den Stern,  
Wo die Seele mündet,  
Wenn wir am gleichen Tag uns begegnen,  
Geliebte, einst  
Zu unserm Schicksal.

Wo bist Du?  
Ein Stern fällt.  
Dein Gesicht —  
Du bist Da!

In einem Variété in Kiel  
Unter rauchenden Männern im Qualm der Hafenstadt  
Verlassenen Orts dumpf gieriger Freuden  
Tanzest Du in der Matrosenschänke,  
Leichte Gazelle am Gestade des Nils.  
Den Kreis der Wiedergeburten durchwandelnd  
Von der weißen Maus zum singenden Vogel  
Bist Du in einen Menschen verwandelt  
Aus dem Reich der unseligen Tiere.  
Schon versinkt im Dunst der Lampen  
Die Hülle der Armut, das rote Kleid;  
Die geschminkten Lippen, Morgenröte,  
Öffnen sich über dem ewigen Meer.  
Aus dem Nebel der Straßenbordelle,  
Wo Du Dein Bild verkaufst,  
Tönt Gesang von rudernden Schiffen,  
Und das Eiland der Circe steigt auf.  
Asphodelos Blume umwölkt Deine Schläfe,  
Das Blut der Opfer stürmt in die Höhe,  
Wieder tanzest Du vor dem Altare  
Zu dem Klang der schimmernden Flöten.  
Doch die Stunde flieht zu den Schatten;  
Der vergängliche Ruf der Eule  
Droht verworren im Erdengrund.  
Mir allein, der ich nicht mehr lebe,  
War vergönnt, Dein Antlitz zu schauen,  
Das, verhüllt vor niederen Tieren,  
Sich entschleiert vor dem Altar.  
Und ich weiß, da ich von Dir gehe,  
Ferne Geliebte im Sonnenwagen:  
Es war mein Gesicht, das ich sah,  
Wie ich wandle verhallenden Schrittes  
Heimwärts aus dem Gespenst der Nacht.

DER Schnee fällt leise. Schläfst Du, süße Freundin?  
Der Hund liegt still, von Deinem Schlaf besonnt.  
Orion funkelt mit den sieben Zeichen,  
Und Sirius steht tief am Horizont.

Wohin entführt Dich dies Gesicht, Geliebte?  
Das Traumschiff gondelt über mein Gedicht.

Dein Haar, gelöst auf weiter Winterreise,  
Fließt über weißes Bett. Du siehst mich nicht.

Ich hebe mich: Planet zu Deinen Häupten.  
Die Kavaliere zittern um das Haus.  
Und auf dem Grund der ungewohnten Stunde  
Blüht nur die Lampe noch. Lösch aus. Lösch aus.

EINMAL wird die Stunde kommen,  
Die Stunde des Wiedersehens der Geister,  
Wenn Dein Herz, einst an mich gekettet,  
Nun verweht in Staub oder Blüte,  
Leise im Frühjahr der Verwandlung  
Pocht hinauf an des Äthers Spur.  
Werden wir leben? Werden wir weinen?  
Wird die schimmernde Wolke hell sein?  
Dämmert im Abend des Versinkens  
Noch ein Traum von unserem Glück?  
Einmal wird die Stunde kommen,  
Der Himmel des unermesslichen Reiches;  
Nur die Nacht der kalten Verwesung  
Modert ruhig im Sternenblau.

Ich schreibe die Zeilen des Gedichtes  
Auf den Leib Deines Briefes, Geliebte.  
Das Blut der Worte beginnt zu fließen,  
Es steigt ein Körper aus meinem Gedicht.  
Bald sind wir Blätter, bald sind wir Tränen,  
Gehaucht, verwüstet, hinabgeflossen;  
Bald sind wir Worte, verzaubert in Schrift.  
Du wirst leben in meinen Worten!  
Diese Zeilen sind Deine Haare,  
Diese Verse sind das Herz.

WANDLE, leichte Seele des Irrtums,  
Hinweg von der grünenden Erde.  
Die dunkeln Schluchten, durchkreuzt von der Spur Deines Schrittes,  
Sinken hinab. Im Schimmer des Lichtes  
Verschlungene Pfade atmen die Flut des Geschehens.  
Jede Träne, geweint am Abgrund der Hoffnung,  
Ist ein Zauberspruch Deines unvergänglichen Lebens,  
Den Du hinüberträumst zur Fährte Deiner Bestimmung.  
Wandle, geliebte Seele,  
Dem Geist der Vollendung näher!



# DRAMEN



# Der Sohn

Ein Drama in fünf Akten



## PERSONEN

DER VATER

DER SOHN

DER FREUND

DAS FRÄULEIN

DER HAUSLEHRER

DER KOMMISSAR

ADRIENNE

CHERUBIM

HERR v. TUCHMEYER

FÜRST SCHEITEL

*Zeit:* Heute

In einem Verlaufe von drei Tagen

# ERSTER AKT

## ERSTE SZENE

*Das Zimmer des Sohnes im elterlichen Hause. In der Mittelwand ein großes Fenster mit Ausblick in den Park; fern die Silhouette der Stadt: Häuser, ein Fabrikschornstein.*

*Im Zimmer die mäßige Eleganz eines angesehenen Bürgerhauses. Möbel in Eichenholz: die Ausstattung eines Studierzimmers; Bücherschränke, Arbeitstisch, Stühle, Landkarte. Türe rechts und links. Die Stunde vor der Dämmerung.*

*Der Sohn. Der Hauslehrer.*

DER SOHN: Ich bin 20 Jahre alt und könnte am Theater sein oder in Johannesburg Viadukte bauen. Weshalb muß es an der Formel für den abgestumpften Kegel scheitern! Alle Professoren waren mir gewogen, sogar der Direktor sagte mir vor. Ich hätte die Aufgabe glänzend gelöst — wäre ich nicht im letzten Augenblick geflohn. Ich glaube, es gibt etwas, das zwingt uns zum Schmerz. Ich hätte die Freiheit nicht ertragen. Vielleicht werde ich niemals ein Held.

DER HAUSLEHRER: Sie haben also die Matura nicht bestanden. Wie oft habe ich mit Ihnen hier an diesem Tische gesessen und mit Ihnen die Formeln gepaukt. Habe ich Ihnen denn nicht erklärt, daß man den kleinen vom großen Kegel subtrahiert! Antworten Sie!

DER SOHN: Ja, Herr Doktor. Sie haben es mir erklärt. Ich verstehe Ihren Schmerz. Sie sind traurig, weil dieser Kegel in der Welt ist. Glauben Sie mir, ich bin es nicht mehr! Mir fehlt sogar die vergängliche Pose, die sich noch unter Tränen verhöhnt. Sie werden sagen, ich sei ein Schwächling oder ein Schurke. Aber ich sage Ihnen: ich stand im schwarzen Rock vor der schwarzen Tafel — und wußte genau, daß ich die Kreide in der Hand hatte. Ich *wußte* sogar, daß man den kleinen vom großen Kegel subtrahiert und trotzdem — ich habe es nicht getan.

DER HAUSLEHRER: Aber weshalb nicht! Ich frage Sie, weshalb?

DER SOHN: Jemand wurde vor mir in Geschichte geprüft: 1800-sound-soviel war die Schlacht bei Aspern. Und während meine Hand unwirklich die Kreise an der Tafel beschrieb, sah ich Erzherzoginnen und fliehende Boulevards . . . Sie werden begreifen, daß man in dieser Süßigkeit allein schon die Mathematik vernichtet. Die Auflösung einer einzigen Klammer hätte mich gerettet. Ich habe es vorgezogen, mich in ihr zu verachten.

DER HAUSLEHRER: Wir hätten in den letzten Tagen nicht so viel arbeiten sollen. Ihr Zustand ist begreiflich. Sie stehn unter einer seelischen Depression.

DER SOHN: Ich glaube, die Seele der Menschen ist nicht so einfach. Dieser Tag ist ein Erlebnis. Meine Sehnsucht, frei zu werden, war zu groß. Sie war stärker als ich, deshalb konnte ich sie nicht erfüllen. Ich habe zu viel empfunden, um noch Mut zu haben. Ich bin an mir selber verblutet. Ich werde wohl niemals die Kraft haben, das zu tun, wofür

ich da bin. Jetzt sehen Sie ein, daß ich die Matura nicht bestehen konnte: ich wäre an irgend etwas zugrunde gegangen.

DER HAUSLEHRER: Beruhigen Sie sich. Es ist nicht so schlimm.

DER SOHN: Ich danke Ihnen. Sie sind gut zu mir. Man wird Sie davonjagen, weil ich ein Idiot bin.

DER HAUSLEHRER: Ich wollte, ich könnte Ihnen helfen.

DER SOHN: Mein Vater wird dafür sorgen, daß es nicht geschieht.

DER HAUSLEHRER: Wie werden Sie es ihm sagen?

DER SOHN: Bitte telegraphieren Sie ihm, Sie wissen seine Adresse. Es ist mir unmöglich, das selber zu tun. Ich fürchte seinen Zorn nicht, doch ich leide an jedem Menschen und an jeder Straße. Ich bin gedemütigt durch jede Existenz, die meine Sehnsucht nach ihr verringert. Ich finde es empörend, daß ein Gebäude entsteht, aus dem man vermittels elektrischer Wellen die Lüfte ruiniert. Wie hasse ich dies Communiqué zwischen Kaiser und Kommissar! Der Teufel hat dafür gesorgt, daß sich jede Braut und jeder Sterbende noch um die Erde drahtet.

DER HAUSLEHRER: Ich möchte Ihnen etwas sagen. — Seien Sie nicht bekümmert meinetswegen, wenn Ihr Vater mich nach Ihrem Durchfall entläßt . . .

DER SOHN (*schnell*): Sie haben Familie und müssen sorgen. Ich bin schuld, wenn Sie unser Haus verlassen. Das tut mir leid.

DER HAUSLEHRER: Das soll Ihnen nicht leid tun! Denken Sie an sich. Wenn ich auch nur Ihr Hauslehrer bin — glauben Sie mir —, ich liebe Sie trotzdem!

DER SOHN (*ergreift seine Hände*): Mein alter Freund, ich wußte es, daß Sie mich lieben. Eines Tages, wenn ich geerbt habe, will ich Sie einladen auf eine Reise nach Paris oder Hindostan. Dann werden wir in den Louvre gehn und mit arabischen Mädchen soupiieren. Die Erde, die uns trennt, ist nicht so groß! Auch für Sie leben die Götter Homers und Schillers Lied an die Freude.

DER HAUSLEHRER: Was werden Sie jetzt tun?

DER SOHN: Vielleicht einen Monolog halten. Ich muß mich aussprechen mit mir. Sie wissen, daß man sonst diese Mode verachtet. Ich habe es niemals als schimpflich empfunden, vor meinem eignen Pathos zu knien, denn ich weiß, wie bitterernst meine Freude und mein Schmerz ist. Seit meiner frühesten Kindheit hab ich gelernt, die Einsamkeit um mich her zu begeistern, bis sie in Tönen zu mir sprach. Noch heute kann ich in den Garten gehn und vor etwaigen Bäumen eine Symphonie dirigieren und mein eigner Tenor sein . . . Kennen Sie das Gefühl nicht?

DER HAUSLEHRER (*bescheiden*): Wir wohnen auf einer Etage.

DER SOHN: Wenn sie Beifall rufen und man sich verbeugen muß mit einer Nelke im Knopfloch . . .

DER HAUSLEHRER: Wer ruft denn?

DER SOHN: Die Leute, die nicht da sind! Begreifen Sie doch, Mensch: man lebt ja nur in der Ekstase; die Wirklichkeit würde einen verlegen machen. Wie schön ist es, immer wieder zu erleben, daß man das Wichtigste auf der Welt ist!

DER HAUSLEHRER: Was soll ich Ihrem Vater telegraphieren?

DER SOHN: Schonen Sie ihn nicht: er haßt mich! Ich weiß, er wird rasen.

Ich bin feige, sonst würde ich lügen, man habe mich von der Schule gejagt, daß um eine Stunde seine Wut sich vergrößert. Telegraphieren Sie ihm alles, was Sie wollen — nur nicht, daß Sie mich lieben.

DER HAUSLEHRER: Ich verstehe Ihren Vater nicht.

DER SOHN: Wenn Sie selber einmal Vater sind, werden Sie genau so wie er. Der Vater — ist das Schicksal für den Sohn. Das Märchen vom Kampf des Lebens gilt nicht mehr: im Elternhaus beginnt die erste Liebe und der erste Haß.

DER HAUSLEHRER: Aber sind Sie nicht der Sohn?

DER SOHN: Ja, deshalb bin ich im Recht! Das kann keiner verstehn außer mir. Später verliert man die Balance mit sich in dieser Zeit. Lieber Doktor: vielleicht werden wir uns nicht wiedersehn. Hören Sie noch einen blutenden Rat aus meinem Herzen: wenn Sie jemals einen Sohn haben, setzen Sie ihn aus oder sterben Sie vor ihm. Denn der Tag kommt, wo Sie Feinde sind, Sie und Ihr Sohn. Dann gnade Gott dem, der unterliegt.

DER HAUSLEHRER: Lieber Freund, wir werden uns allesamt in dieser Welt verirren. Weshalb wollen Sie so grausam sein! Gehn Sie doch auf die Straße, und sehn Sie ein Tier an, das vor dem Donner erschrickt. Wissen Sie, wie hungrigen Mädchen zumute ist, und sind Sie einmal einem Krüppel begegnet, der morgens um 6 Uhr Brot holt? Dann werden Sie dankbar sein, einen Vater zu haben. Jedem von uns geschieht Unrecht, und jeder tut Unrecht. Wer wirft den ersten Stein! Ich war ein armer Hund, und mein Vater hat für mich gearbeitet. Ich habe gesehen, wie er gestorben ist. Und ich habe geweint. Wer das erlebt hat, der richtet nicht mehr.

DER SOHN: Wer hilft *mir*, wenn ich traurig bin? Glauben Sie, *ich* kann einschlafen jeden Abend, wenn ich schlafen muß? Glauben Sie, ich wüßte nicht, wie weh es tut, wenn man am Sonntag nicht aus dem Hause darf, wo doch jedes Dienstmädchen zum Tanze geht?

Mein Vater wird niemals dulden, daß jemand auf der Welt mein Freund ist. Ich habe die Süßigkeit eines ärmsten Bewohners noch nie gekostet. Und weshalb redet er nicht mit mir über Gott? Weshalb spricht er nicht von Frauen? Weshalb muß ich heimlich Kant lesen, der mich nicht begeistert? Und weshalb dieser Hohn über alles, was doch weltlich ist und schön? Glauben Sie, es genügt, wenn er mir manchmal am Abend das Sternbild des großen Bären zeigt? Er sitzt mit seiner Zigarre unten auf der Terrasse, wenn längst kein Automobil mehr in die Stadt fährt. Aber ich stehe oben und kämpfe mit allen Göttern und sterbe vor einer Frau, die ich noch nicht kenne. Wie oft bin ich des Nachts im Hemd über die Stiegen gewandelt, sehn-süchtig wie ein Geist, der keine Ruhe findet.

DER HAUSLEHRER: Hätten Sie noch eine Mutter, Ihnen wäre wohl.

DER SOHN: Meine Mutter starb bei meiner Geburt. Ich weiß nichts von ihr. Alle schlafen in der Nacht, wenn ich unglücklich bin. Meine Mutter ist mir nie erschienen im Gold eines Himmeltags. Sie hat mich nie getröstet, wenn das Fieber kam. Ich glaube, sie war zu jung, um das zu verstehn. Meine Mutter hat mit 18 Jahren geheiratet. Wie fern und kindlich ist die Zeit, in der ich geboren bin!

DER HAUSLEHRER: Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll. Ich möchte

nicht, daß diese Stunde in den Brunnen fällt, ohne daß ein Tropfen von Güte über Sie komme. Vielleicht meint Ihr Vater es dennoch gut mit Ihnen! Später werden Sie erfahren, wie schwer es ist, einen andern zu lieben. Heute kennen Sie keinen als sich. Ich habe viel Übles erduldet in meinem Leben, aber ich möchte niemandem dafür etwas antun. Und weil ich das erkannt habe, will ich meiner grauen Haare froh sein.

Lieber Junge, es kommt noch soviel Zeit zum Hassen. Ich fühle, ich bin arm vor Ihnen, denn ich kann Ihnen nicht helfen. Sie rühren mich so . . . verzeihen Sie . . . *(er weint)*

DER SOHN: Vor einem Jahre hätte ich mit Ihnen geweint aus Angst. Heute muß ich lachen. Mich ekelt vor diesen Gefühlen. Wollen Sie ein Glas Wasser?

DER HAUSLEHRER: Ich danke, es ist vorüber. Ich würde Sie nicht überzeugen, und wenn ich der Prophet Jesaia wäre. Darüber muß ich viele Tage nachdenken, um wieder an Gott zu glauben. Weshalb gibt es Feindschaft auf der Welt!

DER SOHN: Es riecht nach Heilsarmee.

DER HAUSLEHRER: Leben Sie wohl. Sie sind jung. Sie sollen wissen, daß Sie leben. Alles was Sie tun, wird deshalb gut sein: wie könnte es anders geschehn! Jetzt lachen Sie über mich, weil ich von Liebe spreche. Einmal wird es auch über Sie kommen und Sie werden weinen. Dann denken Sie an mich! – Jetzt will ich Ihrem Vater telegraphieren. *(Er geht ab.)*

## ZWEITE SZENE

DER SOHN *(allein. Er geht zum Fenster und öffnet es. Die Abendsonne scheint)*: Dort unten, tief und herrlich ohnegleichen, sind Wundernächte, die mich nie erreichen im dumpfen Raum, der meine Kindheit sah. Ihr Bücherschränke und ihr Schülerhefte, erhebt euch, süße, zauberische Kräfte und du, mein erster Weg nach Golgatha. Die Sonne sinkt. Riviera meiner Träume, im Tenniskleide, wo ich dunkel stand —: ich ruf euch her, ihr Wege und ihr Bäume, du Sonntagsball in meiner Kinderhand! O komm, im Schweben eines Nachbarhauses, liebliches Mädchen, das ein Gruß entzückt; steig auf, Geruch des festlichen Geschmauses, hast oft den Einsamen zur Nacht beglückt. In meinem alten Zimmer will ich knien — mein ganzes Leben stürzt in diesen Saal: Mein Tisch, mein Stuhl, ihr Wände sollt nicht fliehen — o Erde, nimm mit mir das Abendmahl! *(Er kniet nieder mit ausgebreiteten Armen.)* Vergebens klopfe ich an dem bronzenen Tore, das mein Gefängnis von den Gärten trennt;

Musikkapellen und den Tanz im Ohre,  
ein armer Körper, der am Staub noch brennt.  
Und doch ich lebte, lebte unermessen  
auf diesem Boden, den ich nie besessen,  
das Leben grenzenloser Sehnsucht hin.  
Und hab ich nicht die Kraft, es zu erringen,  
will ich mich rückwärts in die Leere schlingen,  
aus der ich mutlos nur gelandet bin.  
Hinauf denn, seidne Schnur, mich zu vernichten!  
Ich habe nie geliebt und bin allein.  
Du letzter Kreis von sterblichen Gesichtern —  
beflügle mich zu einem neuen Sein!  
*(Er hat eine grüne Schnur aus der Tasche gezogen und am Fenster befestigt.)*

Grünes Geschöpf aus fremder Menschen Hände:  
was überwältigt mich dein Anblick so?  
Bin ich nicht auch ein Mensch — ist das das Ende —  
o Abendsonne! Herz, ich bin so froh.  
Mußt du mich hier an dieser Stelle finden!  
Hand läßt nicht los, und Erde will nicht schwinden.  
Ein unbekanntes Feuer macht mich beben —  
in dieser Stunde kehrt mein Herz sich um:  
*Ich bin bei euch —: so will ich mit euch leben!*  
Wo ist dein Stachel, Tod — — — Elysium — —  
*(Er taumelt, von großer Erregung übermannt, rückwärts ins Zimmer.)*  
Geheimnis, du bist auch in mir entsprungen!  
Ich ahne Frauen, die niemand kennt;  
ich fühle Arme, die einst mich umschlungen,  
ein süßes Gesicht meinen Namen nennt.  
Ich höre im drohenden Abendwind  
Viele, die arm und unglücklich sind;  
ich seh im Sarge ein Kind, das schwebt:  
ich weiß, daß viel Leid und viele Freude lebt.  
Vielleicht ist auf dieser Erde weit  
noch ein Trost, eine Brücke zur Seligkeit —  
ich will nicht sterben mit zwanzig Jahren.  
Ich muß noch leben. Ich muß das erfahren.  
*(Er kommt zum Fenster zurück. Die Sonne geht unter.)*  
Unendliches Gefühl! Du gabst ein Zeichen.  
Das Wunder soll mein erster Glaube sein.  
Konzert und Stadt — ich werde euch erreichen!  
Mein Auto naht im Dämmerchein.  
Ich bin in Logen, ich werde soupieren  
mit Schauspielerin und Champagnerwein;  
bei einer Fürstin in London sein,  
und die Brillantnadel wird mich zieren.  
Ich werde ein neues System entdecken,  
mit dem Fallschirm stürzen aus einem Haus.  
Mein Schauspiel wird Parterre erschrecken:  
Ich werde leben! O Gold! O Applaus!

Zerreiße denn, Schnur, und vergehe statt meiner —  
Ihr aber, Gestalten des Abendscheins,  
gebt mich noch einmal, beglückter und reiner,  
zurück an die Freude des ewigen Seins!  
(*Er zerreißt die Schnur und wirft die Stücke aus dem Fenster.*)

D R I T T E S Z E N E

*Der Freund tritt ein.*

DER FREUND: Du redest mit dir selber. Wie mutig du bist!

DER SOHN: Ich sehe dich heute zum erstenmal . . .

DER FREUND: Wir haben uns lange nicht gesehn. Ich komme von der Bahn. Das wundert dich?

DER SOHN: Daß ich noch hier bin — das wundert mich mehr.

DER FREUND: Ich hörte, du seiest durchgefallen. Wolltest du dich umbringen?

DER SOHN: Um es einfach zu sagen: ja.

DER FREUND: Weshalb tatest du es nicht?

DER SOHN: Ich blieb am Leben.

DER FREUND: Du verdankst dein Leben einem Plagiat an Faust. Darfst du noch immer nicht Goethe lesen? Läßt dein Vater dich wenigstens ins Theater gehn?

DER SOHN: Nein.

DER FREUND: Daß uns so oft der Tod begegnet! Heute auf der Bahn ist ein Kind überfahren worden.

DER SOHN: Ich habe das Kind gesehn. Als ich mich töten wollte, erschien es mir. Es ist ein Mädchen, klein, mit schwarzen Locken im weißen Kleid . . .

DER FREUND: Es *ist* ein Mädchen — woher weißt du das??

DER SOHN: Ich weiß mehr, als du ahnst. Doch habe keine Angst! Noch rede ich nicht aus dem Jenseits. Ich hatte eine Offenbarung, hier. Ich glaube, daß alles auf der Welt in tiefer Gemeinschaft steht. Das wußte ich bis heute nicht! Ich bin am Leben geblieben, weil ich wieder froh bin. Wenn Gott mir gnädig ist, werde ich eines Tages auch die Liebe und den Schmerz erfahren. — Wie soll ich das erklären! Von der Matura zum Überirdischen ist ein weiter Weg.

DER FREUND: Ich bin hergelaufen, dich zu sehn. Ich ahnte, du würdest etwas tun.

DER SOHN: So sind wir uns auf der Strecke des D-Zugs im Abend begegnet.

DER FREUND: Warte einen Augenblick. Laß uns von der Wirklichkeit reden. Mein Herz klopft so. Gestern habe ich von dir geträumt: wir liebten zusammen eine Frau. Ich fühlte, daß wir uns nicht kannten. Wir gingen beide fern über Schneefelder vor einem knabenhaften Horizont. Jetzt, wo ich hier bin, bist du mir so nah!

DER SOHN: Du trittst in dieses Zimmer zur rechten Zeit. Nicht umsonst hast du zwei Jahre vor mir die unfaßbare Welt gesehn. Eine Stimme rief dich, um mir armem Geschöpf zu helfen. Alles in mir ist heute

so hochgespannt, daß die Töne der elektrischen Bahn vor unserm Hause, obwohl ich sie verachte, mich an die Ewigkeit erinnern.

DER FREUND: Kann ich dir helfen?

DER SOHN: Schon hat für mich das Diesseits begonnen. Hilf mir die kommende Erde empfangen! Du sahst ein Kind sterben, das mich vom Tode erlöst hat. Aus seinen kleinen Händen ist die Macht des Daseins über mich gefallen, wie ein goldner Regen auf die Saat der Hirten. Nun, wo ich lebe, will ich Vieles erfahren, denn ich werde geliebt sein. Früher konnte ich keine Straße sehn, weil am Übermaß des Geschauten mein Gehirn zersprang. Jetzt will ich gerne mit den Metallarbeitern in die Tiefe fahren, um auch dort noch zu empfinden, daß ich ein Mensch bin.

DER FREUND: Du bist trunken vom Dasein, aber du kennst sein Gift nicht. Ich sehe mit tiefem Schrecken, wie verändert du bist. Heute beginnt dein Sterben, wo du zu leben beginnst.

DER SOHN: Ich glaube an alles, was ich sah. Weshalb willst du an mir zweifeln?

DER FREUND: Das Kind auf den Schienen ist dein Untergang. Du hast die Seligkeit der Welt gekostet an deinem Firmament. Aber ich hasse diese Sterne, und die Liebe ekelt mich an, denn ich habe zu tief ihre Schwäche gespürt. Alles was mich reizte, das hab ich genossen. Das Zuwenig hat mich getötet, nicht das Zuviel. Ich kam zu dir, weil ich glaubte, du seiest noch rein und unberührt. Ich wollte dich warnen, hör auf mich! Ich bin verdorben im Paradiese und nun, wo ich fliehe, bin ich allein. Weshalb hat man mich nicht als Krüppel geboren, dann hätte ich niemals eine Frau besessen oder einen Freund und dann wäre ich nicht hier.

DER SOHN: Wir stehn einander gegenüber, jeder an seinem Pol. Doch es gibt noch ein Zenit, zu dem werden wir aufsteigen, du und ich. Kann ich etwas für *dich* tun?

DER FREUND: Gib mir den Duft wieder einer Blume im Sommer, als noch verboten war, sie für die Geliebte zu pflücken. Gib mir die Sehnsucht zurück nach jenem Trick im Varieté, mit dem man Bürger begeistert. Laß mich noch einmal reisen, in kindlicher Phantasie, auf einem Regenbogen von Argentinien nach Venedig. Wie hat mich das erste Lächeln eines Mädchens bewegt auf der Konfirmandenbank neben mir in der Kirche! Und die kleine Vorstadt, wenn sich am Himmel die Röte der Nacht erhob, wie hat sie mich schauernd entführt nach Berlin! Nun schreite ich wieder dieselben Alleen, wo einst Unsterblichkeit in mir wurde, und weine in mich hinein, daß ich nichts mehr erlebe und nichts mehr opfern kann.

DER SOHN: Ich durchschaue dich — du sprichst wahr. Du hast deine höchste Kurve noch nicht erreicht aus Schwäche und Unvollkommenheit. Aber jeder lebt nur, der am stärksten weiß, was er ist! Ich möchte zu dir sagen «steh auf und folge mir». Wenn mir die Tore der Welt sich öffnen, kann es nur aus Schönheit und Größe geschehn. Vielleicht aber kannst du, der Manches erfahren hat, mir die Schlüssel zeigen. Darum bitte ich dich, weil ich so hilflos bin . . .

#### VIERTE SZENE

*Das Fräulein tritt ein.*

DAS FRÄULEIN: Es wird dunkel. Soll ich die Lampe bringen?

DER SOHN: Ja, Fräulein. Wann werden wir zu Abend essen?

DAS FRÄULEIN: In zehn Minuten ist es neun.

DER SOHN: Bringen Sie dann die Lampe.

*(Das Fräulein geht.)*

#### FÜNFTE SZENE

DER FREUND: Ein schönes Mädchen!

DER SOHN: Kennst du sie nicht? Das ist die dritte Gouvernante. Ich muß jeden Abend mit ihr essen um neun Uhr. Mein Vater will es so.

DER FREUND: Hast du gesehen, wie sie zu uns ins Zimmer trat! Kannst du es ermessen, wenn eine Frau zu dir kommt, wo die Erde doch voll ist von andern? Bist du ein Mensch und fühlst nicht das Ewige ihres Schrittes in der Dämmerung! Du solltest deinen Vater segnen, daß er dich jeden Abend mit ihr leben läßt — jeden Abend, o Mensch! Weißt du denn, wie lange du lebst? Bist du nicht glücklich, daß so viel dir geschieht! Sie ißt von der gleichen Speise wie du und trinkt aus dem gleichen Krug. Welche Harmonie, welch erschütterndes Wort, daß sie schlafen muß wie wir alle, und Tee kocht und Zimmer staubt, wo sie doch ein göttliches Wesen ist und auf Inseln wohnt.

DER SOHN: Was du sagst, habe ich nie gewußt. Wie kann etwas so Schönes lebendig sein?

DER FREUND: Denk an Penelope!

DER SOHN: Seitdem ich dies Wort auch auf Kabarettnummern las, schwindelt mir nicht mehr im Palaste des Homer.

DER FREUND: Du wirst einmal erfahren, weshalb Gott alle Frauen eins sein ließ — zum Fluch und zum Segen.

DER SOHN: Sprich weiter von dieser Frau. Ich habe Angst.

DER FREUND: Eine Welle ihres Haars schwimmt noch im Raum. Weshalb liebst du sie nicht?

DER SOHN: Wie kann ich das?

DER FREUND: Sie wird deine Augen sehend machen — du Narr am verschlossenen Tor. Durch sie sind die Riegel gesprengt, und du wirst etwas erkennen von dem Schauspiel der Welt. Hab keine Angst, sie ist götig. Auch deine Mutter war eine Frau wie sie. Du wirst ihr Kind sein.

DER SOHN: Eine tiefe Trauer erfüllt mich vor dem, was ich niemals werde sehn und nie werde sagen können. Ich denke nur an die Steppen Sibiriens, obwohl ich manchmal einen alten Mann im Graben finde und weiß, daß viele im Schnee verhungern. Ein Schauer erfaßt mich, daß ich nirgends die Schöpfung begreife! Ich denke des Augenblicks, da ich mitten im Frühling gehe und doch nur ein Fingerzeig bin am Himmel, der über mir lastet. Alles, was mir geschieht, ist ja ewig geschneht! Was bleibt denn von mir in dieses Daseins ruhloser Kette!?

DER FREUND: Die Not deines Herzens, die Träne in der Nacht und die Auferstehung am Morgen!

DER SOHN: Komm bald wieder, dann werde ich dir näher sein. Ich will das Wunder kennenlernen, ehe der Schatten meines einsamen Zimmers mich wieder umhüllt. Ich will diesen Zaubergarten betreten, und koste es mein Augenlicht! Vor einer halben Stunde hab ich geschworen, der Freude zu gehören, die ich noch nicht kenne. Einmal muß mein Dasein mich erhören, vielleicht heute, vielleicht in hundert Tagen. Ich fühle, die Zeit ist nicht fern.

DER FREUND: Ich bin so zuversichtlich: dich führt ein gutes Gestirn. Ich komme wieder, wenn du mich brauchst. So entfliege denn!

DER SOHN: Auch du, mein Freund, im grenzenlosen Gefühl!

DER FREUND: Dich trägt die Woge noch hin. Mich rief sie zurück. Leb wohl. *(Er geht.)*

#### SECHSTE SZENE

*Der Raum wird dunkler. Das Fräulein tritt ein mit der Lampe. Sie deckt den Tisch und trägt das Essen auf.*

DER SOHN: Fräulein! Ich sehe, daß Ihr Haar blond ist. Sie stehn zwischen Lampe und Dämmerung.

DAS FRÄULEIN *(am Fenster)*: Die Wolken sind noch hell. In unserm Dorf kommen die Kühe heim. Wie schön ist dieser Abend!

DER SOHN *(leise)*: Und wie schön sind Sie!

DAS FRÄULEIN *(sieht ihn aufmerksam an)*: Sind Sie traurig?

DER SOHN: Traurig? Weshalb? Weil ich durchgefallen bin? O nein. — Ich bin froh.

DAS FRÄULEIN: Dann wollen wir zu Abend essen.

*(Sie setzen sich.)*

DER SOHN *(ohne etwas zu berühren)*: Wir haben so oft an diesem Tisch gegessen; fremd. Und wir sind es gewöhnt.

DAS FRÄULEIN: Bin ich Ihnen immer so fremd gewesen?

DER SOHN: Fräulein, man hat mir gesagt, daß Sie leben und auf der Erde sind. Ich muß lernen, viel zu verstehn. Daß Sie eine Stimme haben und auf silbernen Füßen durch das Zimmer gehn.

DAS FRÄULEIN *(lächelnd)*: Ach, wer hat Ihnen das alles geschwindelt! Das glauben Sie doch nicht.

DER SOHN *(mit großem Ernst)*: Ich glaube *alles* und noch mehr.

DAS FRÄULEIN: Soll ich Ihnen ein Brot streichen?

DER SOHN: Ich kann nichts essen.

DAS FRÄULEIN: Ich habe oft an Sie gedacht und Mitleid mit Ihnen, weil Sie so strenge gehalten sind. Ich möchte gern, aber ich darf ja nicht anders.

DER SOHN: Das ist wahr, es ist düster hier.

DAS FRÄULEIN: Sie müssen nicht daran denken. Es kommen wieder gute Zeiten.

DER SOHN: Wenn ich Sie um etwas bitte, würden Sie es tun?

DAS FRÄULEIN: Was soll ich für Sie tun?

DER SOHN: Ich muß eine Frau lieben. Lassen Sie mich fort heute abend.

DAS FRÄULEIN: Kleiner Junge! Seit wann ist das über Sie gekommen?

DER SOHN: Seit heute, Fräulein, seit heute.

DAS FRÄULEIN: Hat Ihr Vater nicht strenge verboten, daß Sie am Abend ausgehn?

DER SOHN: Fräulein! Als ich sieben Jahre war, nahm mein Vater mich mit auf eine Fahrt. Wie erschrak ich vor dem Tunnel — ich dachte, es sei die Hölle. Wir fuhren im Dampfboot den Fluß hinab und standen einen Augenblick im Maschinenraum. Da sah ich zum erstenmal die riesige Glut und die schwarzen Menschen voll Schweiß. Wissen Sie, was mein Vater tat? Er gab jedem Heizer eine Mark. Ich war mit den armen Teufeln so froh.

DAS FRÄULEIN: Sie haben ein gutes Herz.

DER SOHN: Als ich größer war, hab ich oft gewünscht, mein Vater möge auch mir eine Mark schenken, denn ich wollte mir Süßigkeiten kaufen. Aber das hat er nie getan. Ich weiß nicht warum. Er sagte, ich könnte mir Krankheiten holen.

DAS FRÄULEIN: Wenn ich jetzt eine Mark hätte, dann schenkte ich sie Ihnen.

DER SOHN: Was nützt mir heute die Mark! Ich kann nicht die Droschke bezahlen, mit der ich fahren will.

DAS FRÄULEIN: Es gibt böse Frauen. Vielleicht kommen Sie traurig zurück.

DER SOHN: Kann ich noch trauriger werden als in den 20 Jahren meines Harrens auf diesem nahen Stern! Wann endlich werden mir die Fanfaren tönen! Ach Fräulein, und doch gab es Stunden, in denen man traumhaft seine Sphäre verließ — wenn wir im Sommer in Konzerten saßen mit rosa Damen am Geländer des ewigen Stroms. Geben Sie mir den Hausschlüssel!

DAS FRÄULEIN (*nimmt den Schlüssel und gibt ihn*): Hier haben Sie ihn.

DER SOHN (*ergreift ihn*): So halte ich denn dies kostbare Gut (*er springt auf und taumelt*), ach, ich bin wie ein Blinder. Meine Augen sind die Helle nicht gewöhnt. Ich fürchte, ich könnt ihn verlieren. Nehmen Sie ihn wieder! (*Er gibt ihn zurück.*)

DAS FRÄULEIN: Werden Sie nicht ausgehn?

DER SOHN (*aufmerksam*): Fräulein, war das nicht ein Opfer — ein Geschenk von Ihnen? Wenn mein Vater das wüßte, es kostet Sie Ihre Stellung . . .

DAS FRÄULEIN (*lächelnd*): So helfen Sie mir dafür, Ihrem Vater schreiben. Er will doch jeden Tag einen Brief haben, wie es geht im Hause. Ich weiß nicht, was ich ihm schreiben soll! (*Sie nimmt Feder und Tinte.*)

DER SOHN: Übrigens: ich will mit meinem Vater reden! Schreiben Sie ihm, er soll wiederkommen.

DAS FRÄULEIN (*sitzt bei der Lampe und schreibt*): Der wievielte ist heute? Der Zwanzigste.

DER SOHN: Ja, ich will mit ihm reden. Er soll es wissen. Ich muß bald etwas Großes tun. Ich höre auf, in dieser Schule zu lernen. Wieviel werde ich ihm sagen . . .!

DAS FRÄULEIN (*sieht ihn an*): Soll ich das alles schreiben?

DER SOHN: Ich werde nach Hamburg fahren und die transatlantischen

Dampfer sehn. Ich will mir auch Frauen halten. Glauben Sie es nicht, Fräulein?

DAS FRÄULEIN: Aber das kann ich doch Ihrem Vater nicht schreiben!

DER SOHN (*steht hinter ihr und zeigt über sie weg auf das Papier*):  
Dann schreiben Sie ihm, er soll wiederkommen.

DAS FRÄULEIN (*schreibt*).

DER SOHN (*legt die Hände auf ihre Schultern und zittert*).

DAS FRÄULEIN (*ohne sich umzuwenden*): Was machen Sie da — so kann ich nicht schreiben!

DER SOHN (*öffnet ihre Bluse am Hals und berührt sie*).

DAS FRÄULEIN: Ah, jetzt ist ein Flecken auf dem Papier —

DER SOHN (*beugt sich tiefer zu ihr*).

DAS FRÄULEIN (*zurückweichend, fast über dem Papier*): Nicht doch, wenn Ihr Vater —

DER SOHN: Ich liebe Sie!

(*Sie wendet sich um. Er küßt sie mit schneller, ängstlicher Gewalt.*)

DAS FRÄULEIN (*steht auf und wendet sich ab. Dann ordnet sie ihr Haar. — Nach einer Weile*): Was soll nun werden!

DER SOHN (*in großer Verwirrung*): Es ist etwas vorgegangen . . . zürnen Sie mir nicht . . .

DAS FRÄULEIN (*mit leiser, guter Stimme*): Sie sind mir niemals fremd gewesen. (*Sie nimmt die Lampe.*) Gute Nacht! (*Sie geht schnell.*)

#### SIEBENTE SZENE

DER SOHN (*allein. Nacht. Augusthimmel*):

Da mir unendliche Gestirne scheinen,  
Wie bin ich anders jedem Stern geweiht!  
Sie schufen mich zu leben und zu weinen.  
Ich bin dem Ewigen näher, bin bereit.  
Nicht wildem Rausch noch schmerzlichem Erkennen —  
Gib, Stunde, mich der tiefen Wonne hin:  
Daß ich im ungeheuersten Verbrennen  
Auf dieser Welt erfahre, wer ich bin.  
Schon hör ich, wie die Nächte sich erschließen  
Dem unbekanntem Geist in Glück und Leid;  
Mein Leben wird von Segen überfließen —  
Wie jedem Menschen, kam auch mir die Zeit.  
Denn ein Geschöpf, das liebend sich erneuert,  
Wird größer an der Fülle seines Tags;  
Von diesem Größten bin ich angefeuert,  
Und die Gewißheit ruft mich: nimm und trags!  
Und laß mich sein in tausendfacher Nähe,  
Daß ich die Wunder meines Lebens schau.  
Daß ich in allem werde und vergehe —  
Gott ist mir gut. Wie schön ist diese Frau!

## ZWEITER AKT

### ERSTE SZENE

*Ein Tag später. Der gleiche Raum. Die gleiche Stunde.  
Der Sohn. Das Fräulein.*

DER SOHN: Eine schöne Frau in unsrer Stadt hat sich das Leben genommen. Man sucht den Vierwaldstätter See ab mit Booten und mit Lichtern, aber ihre Leiche findet man nicht. Einige behaupten, sie sei nicht gestorben, sondern lebe noch. Ich erschaure, wenn ich das höre! Wird sie auferstehen von den Toten? Wie gleichgültig, ob ihr Mann eine Mätresse hat.

Ich konnte nicht schlafen die Nacht. So ging ich in den Park und legte mich ins Gebüsch unter den schweflig gelben Mond.

Welch ein Wind aus dem ungezügelten Raum hat diese Frau fortgerissen von ihrem Sessel in der Loge, wo man sie erblicken konnte, wöchentlich zweimal im Theater. In welche Finsternis ist sie geschwunden! Wer half ihr in der Not! Weiß jemand um die Tränen, eh ihr gekräuselttes Antlitz versank im See!

DAS FRÄULEIN: Sie hat zwei Kinder; ein kleines Mädchen.

DER SOHN: Deshalb kann sie nicht aufgehn in Staub oder Wasserdunst. Der Genius lebt weiter — ihr Kinder! Sie wird euch beistehn in der schmerzlichen Tageszeit. Wieviel Unvergängliches ist in uns!

Als ich mich erhob vom Boden, schrie ein Vogel über dem Teich; da sah ich Ihre Brüste, weiß im Schatten des Gemachs.

DAS FRÄULEIN: Es war so schwül. Auch ich konnte nicht schlafen. Ich stand am Fenster lange Zeit.

DER SOHN: Und ich empfand auch Sie süß in meiner Heimat und fühlte mich in Ihrer Hut.

DAS FRÄULEIN: Wir sind schlecht. Wir sinken immer tiefer. Und Ihr Vater vertraut mir.

DER SOHN: Welche Wollust, ihn zu betrügen! Als ich Sie gestern in seinem Zimmer küßte, wie genoß ich dieses Glück. Und das Sofa, auf dem wir uns umarmten, hat meine Rache gespürt. Und die toten, höhnischen Möbel, vor denen mein Vater mich prügelt, haben alle, alle das Wunder gesehn. Ich bin nicht mehr der Verachtete. Ich werde Mensch!

DAS FRÄULEIN: Ihr Vater hat vielen, die in Not sind, geholfen. Wir müssen ihm dankbar sein! Oft, wenn die Nachtklingel durchs Haus schrillte, stand Ihr Vater auf und holte Wein aus dem Keller und eilte zu einem Kranken, der am Sterben war. Es geht ein Trost von ihm aus in der Dunkelheit des Todes und der Armut. Er hat mehr Gutes getan als wir.

DER SOHN: Ja, Fräulein, und deshalb will ich mit ihm reden. Er muß mich hören, er muß mir helfen — er, der ein Arzt ist und am Bette von Tausenden steht. Sollte er den eignen Sohn in der Verzweiflung verlassen? Ich will ihm alles sagen, was mir auf der Seele ist. Ich will darauf bauen, daß meine Kraft stärker wird als sein Mißtrauen in all

den Jahren. So will ich vor ihn hintreten: es tut not, daß wir uns fester aneinander halten, wieder einer am andern.

Lassen Sie mich noch Ihre Wärme fühlen, ehe der Frost des Wiedersehens mir am Herzen würgt. Könnt ich ihn überwinden! Durch Ihren Mund hörte ich die Stimme des Lebendigen und der Gnade. Doch werde ich versuchen, meinen Vater in Erhabenheit zu finden, wie der Gott der Freude mir in dieser Nacht verkündet ist. Die Rosse Achills sollen feurig vor meinen Wagen gespannt sein! Jetzt habe ich Mut, alles zu tun, denn ich glaube an mich.

DAS FRÄULEIN: Deine Augen leuchten — wie schön ist diese Glut! Noch bist du bei mir, noch habe ich dich. Und weiß doch, daß ich dir nur eine kleine Spur bin im Garten des großen Gefühls. Komm, vielleicht hast du mich morgen schon vergessen. Und heute lieb ich dich so.

DER SOHN: Liebes Fräulein, laß mich bei dir sein diese Nacht. Ich will dich lieben! Erfülle, was kindliche Ehrfurcht noch scheu mir verhüllt hat. Dieser Tag des harrenden Schicksals muß in purpurnem Glücke enden. Ihr Feuer am Himmel meiner Heimat! Ihr Hochöfen und ihr Pappeln! Vor azurner Helligkeit laßt mich zum Manne werden! Auch das muß ich besitzen, damit ich ganz erfahre, wes Geistes ich bin.

DAS FRÄULEIN: Mein kleiner Junge, komm zu mir, wenn es dich glücklich macht. Ich möchte dir so nahe sein! Ich streichle ja deine Hände, und wenn das geschieht, kann es nicht verlorengehn. Du sollst einmal voll Dankbarkeit an mich denken. Geh zu keiner andern Frau. Ich will für dich sorgen. Und bei mir darfst du alles tun.

DER SOHN: Sage, daß du mich liebst, dann brauch ich nichts mehr zu fürchten. Ich könnte dir eine Schlacht gewinnen. Ich will es, wenn ich vor meinem Vater bin.

DAS FRÄULEIN (*streichelt ihn*): Und doch wie wenig wird das, was du in dieser Nacht tust, aus Liebe geschehn. Was weißt du vom Leiden und vom Opfertod! In dir ist das Männliche: Du wirst kämpfen. Ich wollte, du kämest wieder, zerrissen mit blutiger Stirn, dann würdest du erfahren, was eine Frau ist. Aber nein — du sollst siegen! Du liebst mich nicht, weil du mich liebst. Du mußt mich besitzen. Und weißt nicht, was ich für dich tue.

DER SOHN: Ich werde dich nicht berühren, wenn du es nicht willst.

DAS FRÄULEIN: Ich bin trotzdem bei dir. Liebt ich dich denn, wenn ich dir nicht ein Opfer brächte? Ich weiß, daß ich zu vielen Tränen verurteilt bin. Aber das muß wohl so sein. Welche schmerzliche Seligkeit auf der schwankenden Brücke der Lust!

DER SOHN: Ich werde jeden töten, der dich verletzt: und wäre es mein Vater.

DAS FRÄULEIN: Wie unverständig bist du und wie süß! In wieviel Stärke, wieviel Kühnheit stehst du vor mir. Ich muß dich küssen, mein kleiner, süßer Held. Daß Gott solche Jünglinge schuf! Denk an mich, wenn eine andere Frau dich so in ihren Armen hält. Und töte dich nicht — du wirst mir bald sehr wehe tun. Jetzt ist der Stern deines Wagens am höchsten mir zugekehrt, jetzt, wo du noch nichts geliebt und bald alles genossen hast. Diese Stunde kommt nicht wieder. Der Himmel soll dich behüten vor Traurigkeit.

DER SOHN: Heute nacht — schwör mir, daß du kommst!

- DAS FRÄULEIN: Ja, ich komme! Es muß doch ein Wesen sein auf der Welt, durch das sich zum erstenmal deine Seele ergießt. Ein Wesen, das dich beschützt; das dich begleitet zum Licht.
- DER SOHN: Fräulein! Mir ist so schwer und dunkel. Da seh ich uns beide stehn in Wolken, mitten zwischen Erwartung und Schmerz. Sind wir nicht im Hause meines Vaters, das uns alt und feindlich umschließt? Und du redest zu mir schöne und fremde Worte wie nie zuvor. Kehrt das Rätsel wieder in des Träumenden düstre Gewalt? Ist Aladins Wunderlampe da im Märchen auf der Amme Knie? O Wunder, das Gott mir verheißen! Wie kann ich das deuten — heute ist eine Nacht und morgen ein Tag — werd ich die Sonne sehn, die uns alle umstrahlt?
- DAS FRÄULEIN (*nach einer Weile leise und bitterlich*): Es gibt viele Sonnen, die wirst du sehn.
- DER SOHN: Was kann ich denn für *dich* tun? Soll ich meinem Vater sagen, daß ich dich liebe?
- DAS FRÄULEIN: Und was geschieht, wenn er es glaubt? Willst du mich mit dir nach Hamburg nehmen?
- DER SOHN: Ja, Fräulein.
- DAS FRÄULEIN: Ich fühl es, du hast Mut. Aber wer soll das Billett bezahlen?
- DER SOHN: Kann man nicht zu Fuß hingehn? Jemand wird uns schon weiterhelfen. Es muß doch noch Menschen geben, wie im goldenen Zeitalter, die einander Brot reichen von Meer zu Meer. — Ich brauche meinen Vater nicht. Wenn ich sterben konnte ohne ihn, so werde ich doppelt ohne ihn leben können. Ein Geräusch deines Kleides, und ich betrete dies Haus nicht mehr.
- DAS FRÄULEIN: Ja, du würdest mich entführen auf Sternschnuppen. Du glühst. Und wie verlegen wirst du sein, wenn dich der erste Portier nach unserem Namen fragt. Und wie ungeschickt, wenn du am Abend Butter und Brot kaufst. In welchem Traumland hast du gelebt! Du sprichst von Hamburg und denkst an Babylon und die Gewässer des Roten Meeres . . .
- Nein, sage deinem Vater nichts. Du wirst bald gehn; aber mich laß bleiben. Hier werde ich immer etwas haben, eine Kraft von dir, etwas Festes im Raum. Wenn ich nun fort müßte, wie unterirdisch würde mein Schritt! Ich will den Tag erleben, der dich wiederbringt als Triumphator über all deine Kinderzeit. Die Wiesen und Bäume vor deinem Vaterhause — vielleicht fährst du vorüber und kehrst nicht ein — werden dir offenbaren, was du gelitten hast. Du wirst glücklich sein.
- DER SOHN: Weshalb willst du nicht mit mir kommen?
- DAS FRÄULEIN: Weil ich dich schon verloren habe, eh du es ahnst. Weil du mich verlassen *mußt*. Weil du leben und kämpfen wirst.
- DER SOHN: So hilf mir!
- DAS FRÄULEIN: Heute kann ich es noch. Morgen tut es ein andrer.
- DER SOHN: Werde ich manchmal dich sehen auf meinem Wege? Wirst du mir erscheinen, körperlos am Rande der großen Alleen?
- DAS FRÄULEIN: Wir vielen, die begnadet sind, können nicht verschwinden einer in des andern Herz. Im höchsten Gefühl erinnere dich des

Wortes! Wer kann sagen, daß ein Schicksal zu Ende ist, und wo ist der Anfang unsres Sterns.

DER SOHN: Ein kindliches Gesicht steigt mir auf. Ich brachte meinem Vater Tulpen, als einst sein Geburtstag war. Er hob mich an seine Brust — da wußt ich, daß ich lebte, daß ich war.

Eine Gouvernante, deine Vorgängerin, schlug mich einmal, weil ich im Bette noch leise sang. Nun fühl ich es wieder.

Geburt und Dasein — O Seligkeit! Ich werde ewig — ewig sein —

*(Er kniet vor sie hin.)*

DAS FRÄULEIN *(hält ihn)*: Alles flieht. Eins nur bleibt mir: Dein Glück. Und wenn ich dich jetzt noch fest in meinen Armen halte und du aufsiehst zu mir, so weiß ich — eine Botschaft des Lebens ist dir verkündet; deshalb bin ich hier.

DER SOHN: Ich werde dich nie verlassen.

DAS FRÄULEIN: Und wenn der Engel mich holt mit dem Schwert?

DER SOHN: Ich halte dich! Ich seh dich wieder! Ich zaubre dich aus den Veilchen des Acheron! Geliebte Frau, ich würde dich finden, morgen abend im Kino als Königin unerreichbar und erträumte schöne Kokotte in einem Pariser Montmartre-Lokal. Oh, daß ich dies erleben durfte! Die Welt wird immer herrlicher vor meinem Blick.

*(Ein Wagen rollt, er springt auf.)*

Das wird mein Vater sein . . . Komm zu mir diese Nacht . . . ich erwarte dich hier . . . *(Er eilt zum Fenster.)*

Ein Wagen, der vorm Hause hält! Er ist es. Ich erkenne seinen Schritt. Nun mag es beginnen! Mit dieser Fülle im Herzen will ich ihm entgegengehn.

*(Das Fräulein geht ab nach rechts. Der Sohn kommt zurück.)*

## ZWEITE SZENE

*Der Vater tritt ein.*

DER SOHN *(geht ihm einen Schritt entgegen)*: Guten Abend, Papa!

DER VATER *(sieht ihn an, ohne ihm die Hand zu reichen, eine Weile)*: Was hast du mir zu sagen?

DER SOHN: Ich habe mein Examen nicht bestanden. Diese Sorge ist vorbei.

DER VATER: Mehr weißt du nicht? Mußte ich deshalb zurückkehren?

DER SOHN: Ich bat dich darum — denn ich möchte mit dir reden, Papa.

DER VATER: So rede!

DER SOHN: Ich sehe in deinen Augen die Miene des Schafotts. Ich fürchte, du wirst mich nicht verstehn.

DER VATER: Erwartest du noch ein Geschenk von mir, weil sich die Faulheit gerächt hat?

DER SOHN: Ich war nicht faul, Papa . . .

DER VATER *(geht zum Bücherschrank und wirft höhnisch die Bücher um)*: Anstatt diesen Unsinn zu lesen, solltest du lieber deine Vokabeln lernen. Aber ich weiß schon — Ausflüchte haben dir nie gefehlt. Immer sind andere schuld. Was tust du den ganzen Tag? Du singst

und deklamierst — sogar im Garten und noch abends im Bett. Wie lange willst du auf der Schulbank sitzen? All deine Freunde sind längst fort. Nur du bist der Tagedieb in meinem Haus.

DER SOHN (*geht hin zum Schrank und stellt die Bücher wieder auf*): Dein Zorn galt Heinrich von Kleist (*er berührt das Buch zärtlich*); der hat dir nichts getan. — Welchen Maßstab legst du an!

DER VATER: Bist du schon Schiller oder Matkowsky? Meinst du, ich hörte dich nicht? Aber diese Bücher und Bilder werden verschwinden. Auch auf deine Freunde werde ich ein Auge werfen. Das geht nicht so weiter. Ich habe kein Geld gespart, um dir vorwärtszuhelfen; ich habe dir Lehrer gehalten und Stunden geben lassen. Du bist eine Schande für mich!

DER SOHN: Was hab ich verbochen? Hab ich Wechsel gefälscht?

DER VATER: Laß diese Phrasen. Du wirst meine Strenge fühlen, da du auf meine Güte nicht hörst.

DER SOHN: Papa, ich hatte anders gedacht, heute vor dir zu stehn. Fern von Güte und Strenge, auf jener Waage mit Männern, wo der Unterschied unseres Alters nicht mehr wiegt. Bitte, nimm mich ernst, denn ich weiß wohl, was ich sage! Du hast über meine Zukunft bestimmt. Ein Sessel blüht mir in Ehren auf einem Amtsgericht. Ich muß dir meine Ausgaben aufschreiben — ich weiß. Und die ewige Scheibe dieses Horizontes wird mich weiterkreisen, bis ich mich eines Tages versammeln darf zu meinen Vätern.

Ich gestehe, ich habe bis heute darüber nicht nachgedacht, denn die Spanne bis zum Ende meiner Schule erschien mir weiter als das ganze Leben. Nun aber bin ich durchgefallen — und ich begann zu sehn. Ich sah mehr als du, Papa, verzeih.

DER VATER: Welche Sprache!

DER SOHN: Eh du mich prügelst, bitte, hör mich zu Ende. Ich erinnere mich gut der Zeit, als du mich mit der Peitsche die griechische Grammatik gelehrt hast. Vor dem Schlaf im Nachthemd, da war mein Körper den Striemen näher! Ich weiß noch, wie du mich morgens überhörtest, kurz vor der Schule; in Angst und Verzweiflung mußte ich zu Hause lernen, wenn sie längst schon begonnen hatte. Wie oft hab ich mein Frühstück erbrochen, wenn ich blutig den langen Weg gerannt bin! Selbst die Lehrer hatten Mitleid und bestrafte mich nicht mehr. Papa — ich habe alle Scham und Not ausgekostet. Und jetzt nimmst du mir meine Bücher und meine Freunde, und in kein Theater darf ich gehn, zu keinem Menschen und in keine Stadt. Jetzt nimmst du mir von meinem Leben das Letzte und Ärmste, was ich noch habe.

DER VATER: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Sei froh, daß ich dich nicht längst aus dem Hause gejagt.

DER SOHN: Hättest du es getan, ich wäre ein Stück mehr Mensch, als ich bin.

DER VATER: Du bist noch mein Sohn, und ich muß die Verantwortung tragen. Was du später mit deinem Leben tust, geht mich nichts an. Heute habe ich zu sorgen, daß ein Mensch aus dir wird, der sein Brot verdient, der etwas leistet.

DER SOHN: Ich kenne deine Sorge, Papa! Du bewahrst mich vor der

Welt, weil es zu *deinem* Zwecke geschieht! Aber wenn ich das Siegel dieser geistlosen Schule, die mich martert, am Ende auf meinem Antlitz trage, dann lieferst du mich aus, kalt, mit einem Tritt deiner Füße. O Verblendung, die du Verantwortung nennst! O Eigennutz, Väterlichkeit!

DER VATER: Du weißt nicht, was du redest.

DER SOHN: Und trotzdem will ich versuchen, noch heute in dieser Stunde, mit aller Kraft, der ich fähig bin, zu dir zu kommen. Was kann ich denn tun, daß du mir glaubst! Ich habe nur die Tränen meiner Kindheit, und ich fürchte, das rührt dich nicht. Gott, gib mir die Begeisterung, daß dein Herz ganz von meinem erfüllt sei!

DER VATER: Jetzt antworte: was willst du von mir?

DER SOHN: Ich bin ein *Mensch*, Papa, ein Geschöpf, ich bin nicht eisern, bin kein ewig glatter Kieselstein. Könnt ich dich erreichen auf der Erde! Könnt ich näher zu dir! Weshalb diese schmerzliche Feindschaft, dieser in Haß verwundete Blick? Gibt es ein Nest, einen Aufstieg zum Himmel – ich möchte mich an dich ketten – hilf mir!

(*Er fällt vor ihm nieder und ergreift seine Hand.*)

DER VATER (*entzieht sie ihm*): Steh auf und laß diese Mätzchen.

Ich reiche meine Hand nicht einem Menschen, vor dem ich keine Achtung habe.

DER SOHN (*erhebt sich langsam*): Du verachtetest mich – das ist dein Recht; dafür lebe ich von deinem Gelde. Ich habe zum ersten Male die Grenzen des Sohnes durchbrochen mit dem Sturm meines Herzens. Sollt ich das nicht? Welches Gesetz zwingt mich denn unter dies Joch? Bist du nicht auch nur ein Mensch, und bin ich nicht deinesgleichen? Ich lag zu deinen Füßen und habe um deinen Segen gerungen, und du hast mich verlassen im höchsten Schmerz. Das ist deine Liebe zu mir. Hier endet mein Gefühl.

DER VATER: Hast du so wenig Ehrfurcht vor deinem Vater, daß du ihn zum Hehler deiner Schuld machst! Du Landstreicher auf der Straße des Gefühls – was hast du schon Großes getan, daß du von Liebe und von Haß hier redest? Bist du betrunken, was kommst du denn zu mir? Geh in dein Bett. Kein Wort mehr!

DER SOHN: So höre, Papa, noch *ein* Wort! Du sollst erfahren, daß ich gehungert habe in deinem Hause! Die Gouvernanten haben mich geschlagen, und trotzdem hast du ihnen geglaubt! Du hast mich auf den Speicher gesperrt. Ich bin oft schuldlos gestraft worden, keiner hatte Mitleid mit mir. Papa! Es gibt doch Freude – etwas, was golden an die Firmamente rollt – weshalb war ich verstoßen von allen wie ein Mensch mit der Pest? Weshalb muß ich weinen, wenn ein armer Affe im Zirkus aus einer künstlichen Tasse trinkt? Ich kenne die Qual der unfreien, der friedlosen Kreatur. Das ist gegen Gott! Du hast mir die Kleider verboten und mir die Haare geschoren, wenn ich aus glühender Eitelkeit sie anders wollte als du. Soll ich noch weiter in diesem Schlunde wühlen, wo doch an tausend Zacken mein Fleisch klebt! Sieh mich an – was hab ich getan? Kann es nicht bald genug sein. So hör doch und laß mich endlich einen Strahl des allerbarmenden Lichtes sehn. Es steht ja in deiner Macht. Du hast dich verschlos-

sen — tu dich mir auf! Gib mir die Freiheit, um die ich dich grenzenlos bitte.

DER VATER: Welche Freiheit soll ich dir geben? Ich verstehe nicht, wovon du sprichst.

DER SOHN: Nimm mich von dieser Schule fort — gib mich dem Leben. Sei gut zu mir, wie zu einem Kranken, der vielleicht morgen schon sterben muß. Auch mir gib Wein, den du für ihn aus dem Keller holst. Auch mich laß trinken, denn sieh, ich bin ganz vom Durste zerfressen.

Papa! Nie bist du zärtlich zu mir gewesen, wie zu dem niedersten Wesen in deinem Spital. Nie hast du mich umarmt, wenn ich ängstlich dir am Schreibtisch gute Nacht sagen kam. Und doch hab ich es gefühlt, und ich habe unendlich begriffen, daß ich dein Sohn bin. Die Wüste meines Bettes, wo jedes Körnchen gezählt war, ist nicht so groß, wie dieses Wort der Verzweiflung. Und ich *will*, ja ich will *etwas* von dir erreichen, und sei es nur eine Wimper deines Auges — und wenn du mich wieder fortstößt: mein Wunsch ist doch größer als du in dieser Sekunde.

DER VATER: Erspar dir die Mühe, so fängst du mich nicht. Welch ein greisenhaft trauriger Narr stehst du vor mir! Ist das deine ganze Weisheit? Und so sprichst du über deine Jugend, über die Erziehung in deinem Vaterhaus. Schämst du dich nicht? Wenn du mich verletzen wolltest — jetzt hast du es erreicht.

DER SOHN: Nein, Papa. Uns trennt ein Andres. O schrecklicher Zwiespalt der Natur! Soll es denn keine Brücke mehr geben, wo doch zwischen Nordpol und Südpol die Erde gebaut ist. Papa! Blut stürze neu aus dem Raum! Ich will dein Feind nicht mehr sein. Nimm mich an als Mann.

DER VATER: Ich brauche deine Belehrung nicht. Dir ist nichts geschehen, was du nicht selber verschuldet hast. Was weißt du von jenen in den Baracken, die leiden! Du, ein Knabe, der noch keinen Ernst und keine Pflicht gelernt hat. Wenn ich nicht doch noch hoffte, dich das zu lehren, wäre ich nicht wert, dein Vater zu sein. Ich hätte dich strenger erziehen sollen, das seh ich an den Folgen.

DER SOHN: Du entmutigst mich nicht!

Ich werde immer wieder kommen und dich bitten. Bis du mich erhörst.

DER VATER: Hast du mich nicht verstanden? Was willst du denn noch von mir?

DER SOHN (*feurig*): Das Höchste! Zerreiße die Fesseln zwischen Vater und Sohn — werde mein Freund. Gib mir dein ganzes Vertrauen, damit du endlich siehst, wer ich bin. Laß mich sein, was du nicht bist. Laß mich genießen, was du nicht genossen hast. Bin ich nicht jünger und mutiger als du? So laß mich leben! Ich will reich und gesegnet sein.

DER VATER (*hohnlachend*): Aus welchem Buch kommt das? Aus welchem Zeitungshirn?

DER SOHN: Ich bin der Erbe, Papa! Dein Geld ist *mein* Geld, es ist nicht mehr dein. Du hast es erarbeitet, aber du hast auch gelebt. An dir ist es nun, zu finden, was nach diesem Leben kommt — freue dich deines Geschlechts! Was du hast, gehört mir, ich bin geboren, es einst für mein Dasein zu besitzen. Und ich bin da!

DER VATER: So. Und was willst du mit — meinem Gelde tun?

DER SOHN: Ich will in die Ungeheuerlichkeit der Erde eintreten. Wer weiß, wann *ich* sterben muß. Ich will, ein Gewitter lang, das Erdenkliche meines Lebens in den Fingern halten — dieses Glück werde ich nicht mehr erlangen. Im größten, ja im erhabensten Blitzesschein will ich über die Grenzen schauen, denn erst, wenn ich die Wirklichkeit ganz erschöpft habe, werden mir alle Wunder des Geistes begegnen. So will ich sein. So will ich atmen. Ein guter Stern wird mich begleiten. Ich werde an keiner Halbheit zugrunde gehn.

DER VATER: Weit ist es mit dir gekommen! Du läßt mich deine ganze Niedrigkeit sehn. Danke deinem Schöpfer, daß ich dein Vater bin. Mit welcher Stirne hast du von mir und meinem Gelde gesprochen! Mit welcher Schamlosigkeit meinen Tod im Munde geführt. Ich habe mich in dir getäuscht — du bist schlecht — du bist nicht von meiner Art. Aber noch bin ich dein Freund und nicht dein Feind, deshalb züchtige ich dich für dieses Wort, wie du es verdient hast.

*(Er tritt auf ihn zu und schlägt ihn kurz ins Gesicht.)*

DER SOHN *(nach einer langen Weile)*: Du hast mir hier im Raum, auf dem noch der Himmel meiner Kindheit steht, das Grausamste nicht erspart. Du hast mich ins Gesicht geschlagen vor diesem Tisch und diesen Büchern — *und ich bin doch mehr als du!* Stolzer hebe ich mein Gesicht über dein Haus und erröte nicht vor deiner Schwäche. Du hassetest ja nur den in mir, der du nicht bist. Ich triumphiere! Schlag mich weiter. Klarheit übermannt mich; keine Träne, kein Zorn. Wie bin ich jetzt anders und größer als du. Wo ist die Liebe, wo sind die Bande unseres Bluts hin! Selbst Feindschaft ist nicht mehr da. Ich sehe einen Herrn vor mir, der meinen Körper verletzt hat. Und doch war einst aus seinem Körper ein Kristall zu meinem Leben gestimmt. Das ist das unbegreiflich Dunkle. Unter uns trat Schicksal. Gut. Ich lebe länger als du! *(Er taumelt.)*

DER VATER: Du zitterst. Nimm einen Stuhl. Ist dir nicht wohl? — Willst du etwas haben?

DER SOHN *(einen Augenblick schwach in seinen Armen)*: Ach, ich habe soviel auf dem Herzen.

DER VATER *(in verändertem Ton)*: Ich strafte dich, weil ich mußte. Das ist nun vorbei. Komm. Es geht dir nicht gut.

DER SOHN: Als ich einmal von der Leiter fiel, und mein Arm war gebrochen, da hast du für mich gesorgt. Als mein kindliches Gewissen schlug, weil ich einen Schaffner betrog, hast du ihn beschenkt und mein strömendes Weinen geheilt. Heute kam ich zu dir in größerer Not, und du hast mich geschlagen. — Es ist wohl besser, du lässest mich nun aus deinem Arm. *(Er richtet sich auf.)*

DER VATER: Du kamst nicht in Not, du kamst in Ungehorsam. Deshalb schlug ich dich. Du kennst mich und weißt, was ich von meinem Sohne verlange.

DER SOHN: Wie kannst du ein Wort auf der Zunge bewegen und sagen: so ist es! Siehst du nicht stündlich den Tod in den Baracken und weißt nicht, daß alles anders ist in der Welt!

DER VATER: Ich bin ein Mann und habe Erfahrungen, die du nicht hast. Du bist noch ein Kind.

DER SOHN: Wenn Gott mich leben läßt, darf ich alles beginnen. Weshalb willst du mich darum verleugnen! Hast du nicht auch auf der blumigen Erde gespielt und manches geträumt, was dir nicht erfüllt ist?

DER VATER: Ich habe meine Pflicht getan, das war mir das Höchste. Und du machst hier einen Unhold aus mir und bedenkst nicht: ich habe an deiner Wiege gestanden, und du *warst* geliebt! Glaubst du nicht, daß ich auch heute noch manch schlaflose Nacht deinetwegen verbringe? Was soll aus dir werden! Wo sind deine Kinderworte geblieben, deine reine und unbefangene Brust? Du bist störrisch hingezogen, und verlacht hast du Rat und Hilfe. Und jetzt soll ich dir helfen, wo du zu mir kommst übernächtigt und schlimm! Jetzt soll ich dir vertrauen?

DER SOHN: Du bist mir ein Fremder geworden. Ich habe nichts mehr gemein mit dir. Das Gute, von dem du glaubtest, es sei so leicht, hat mich nicht in deinen Zimmern erreicht. Du hast mich erzogen in den Grenzen deines Verstandes. Das sei deine Sache. Jetzt aber gib mich frei!

DER VATER: Wie sehr hat dich schon die Fäule dieser Zeit zerstört, daß du so trübe empfindest. Tat ich nicht recht, dich fernzuhalten von allem, was häßlich und gemein ist! Du bist entzündet von Begierden, die ich mit Schrecken erkenne. Wer hat dich so im Herzen verdorben? Ich habe dich als Arzt behütet vor dem Gift unserer Zeit, denn ich weiß, wie gefährlich es ist. Dafür wirst du mir später noch dankbar sein. Aber wie ist das gekommen — es hat dich doch erreicht! Aus welchem Kanal brach diese Ratte in deine Jugend ein? Mein armer Junge, wie verirrt du bist! Komm, laß uns das vergessen.  
(*Er legt die Hand auf seine Schulter.*)

DER SOHN (*weicht zurück*): Nein, Papa. Ich liebe meine Zeit und will dein Mitleid nicht. Ich verlange nur eins noch von dir: Gerechtigkeit! Mach, daß ich nicht auch darin an dir zweifle. Mein Leben komme nun über *mich*! Es ist Zeit, Abschied zu nehmen, deshalb stehn wir hier voreinander. Nein, ich schäme mich nicht der Sehnsucht nach allem, was heute und herrlich ist. Hinaus an die Meere der Ungeduld, des befreienden Lichts! Verlassen sei die Öde deines Hauses und die Täglichkeit deiner Person. Ich fühl's, ich geh einer glücklichen Erde entgegen. Ich will ihr Prophet sein.

DER VATER: Sind das deine letzten Worte im Hause, das dich genährt und beschützt hat viele Jahre? Wer bist du, wenn du die edelste Schranke, Vater und Mutter, in Unkeuschheit zerbrichst? Weißt du denn, *was* du verlässest und wohin du gehst? Tor! Wer gibt dir morgen zu essen? Wer hilft dir in Trübsal und Unverstand? Bin ich denn schon tot, daß du so zu mir sprichst!

DER SOHN: Ja, Vater, du bist mir gestorben. Dein Name zerrann. Ich kenne dich nicht mehr; du lebst nur noch im Gebot. Du hast mich verloren in den Schneefeldern der Brust. Ich wollte dich suchen im Wind, in der Wolke, ich fiel vor dir auf die Knie, ich liebte dich. Da hast du in mein flammendes Antlitz geschlagen — da bist du in den Abgrund gestürzt. Ich halte dich nicht. Jetzt wirst du bald mein einziger, mein fürchterlicher Feind. Ich muß mich rüsten zu diesem Kampf: jetzt haben wir beide nur den Willen noch zur Macht über unser Blut. Einer wird siegen!

DER VATER: Es ist genug. Noch einmal hör auf mich! Ist denn kein

Atem des Dankes, keine Ehrfurcht mehr auf deinen schäumenden Lippen? Weißt du nicht, wer ich bin!?

DER SOHN: Das Leben hat mich eingesetzt zum Überwinder über dich! Ich muß es erfüllen. Ein Himmel, den du nicht kennst, steht mir bei.

DER VATER: Du lästerst!

DER SOHN (*mit zitternder Stimme*): Ich will lieber Steine essen als noch länger dein Brot.

DER VATER: Erschrickst du nicht selber vor dem, was du sagst!

DER SOHN: Ich fürchte dich nicht! Du bist alt. Du wirst mich nicht mehr zertreten in eifernder Selbstigkeit. Wehe dir, wenn du deinen Fluch rufst in die Gefilde *dieses* Glücks — er fällt auf dich und dein Haus! Und wenn du mich mit Stockhieben von dir treibst — wie hab ich einst gebebt vor dir in armer und heimatloser Angst —, ich werde dich nicht mehr sehn, nicht deine Tyrannenhand und nicht dein graumeiliertes Haar: nur die mächtige, die stürzende Helle über mir. Lerne begreifen, daß ich in eines andern Geistes Höhe entschwebt bin. Und laß uns in Frieden voneinandergehn.

DER VATER: Mein Sohn, es ist kein Segen über dir! . . . Wie, wenn ich dich jetzt ziehn ließe in deiner Verblendung? Laß dich warnen vor den süßen Würmern dieser Melodie. Willst du mich nicht begleiten an die Betten meines Spitals — da krümmt die Röte deiner Jugend sich verdorben in Schaum und Geschwulst, und was aus deinem Mund sich beschwingt in die Lüfte erhob, bricht als Wahnsinn in des Verwesenden traurige Flur. So zerreißt Gott die Flügel dem, der in Trotz und Hochmut entrann! Stoß in dieser Stunde meine Hand nicht zurück, wer weiß, ob ich sie je dir so warm wieder biete.

DER SOHN: In deiner Hand ist mancher gestorben, dessen Nähe uns unwittert. Aber was sind alle diese Toten gegen mich, der ich in Verzweiflung lebe! Wär ich vom Krebse zerfressen, hättest du mir jeden Wunsch erfüllt. Denn ein Kranker, dem niemand helfen kann, darf noch im Rollstuhl an die Küste der blauen Meere fahren. Ihr Lebenden, wer rettet *euch*! Du rufst das Grauen aus den Gräbern auf; doch dem schönen Glücke mißtrauen darf nur, auf wessen Haupt die Drommete des Todes erschallt ist. Aus zwanzig Jahren, aus zwanzig Särgen steig ich empor, atme den ersten, goldenen Strahl — du hast die Sünde gegen das Leben begangen, der du mich lehrtest, den Wurm zu sehen, wo ich am herrlichsten stand —  
Zerstäube denn in den Katakomben, du alte Zeit, du modernde Erde! Ich folge dir nicht. In mir lebt ein Wesen, dem stärker als Zweifel Hoffnung geblüht hat.

Wohin nun mit uns? In welcher Richtung werden wir schreiten?

DER VATER (*geht nach links und verschließt die Türe*): In dieser.

DER SOHN: Was soll das bedeuten?

DER VATER: Du wirst das Zimmer nicht verlassen. Du bist krank.

DER SOHN: Papa!

DER VATER: Nicht umsonst hast du den Arzt in mir gerufen. Dein Fall gehört in die Krankenjournale, du redest im Fieber. Ich muß dich so lange einschließen, bis ich dich mit gutem Gewissen meinem Hause zurückgeben kann. Man wird dir Essen und Trinken bringen. Geh jetzt zu Bett.

DER SOHN: Und was soll weiter mit mir geschehn?

DER VATER: Hier gilt noch *mein* Wille. Du wirst dein Examen machen, auf der Schule, wo du bist. Ich habe deinen Hauslehrer entlassen. Von jetzt ab werde ich selber bestimmen. In meinem Testamente setze ich dir einen Vormund, der in meinem Sinne wacht, wenn ich vorher sterben sollte . . .

DER SOHN: Also Haß bis ins Grab!

DER VATER: Du beendest deine Studien und nimmst einen Beruf ein. Das gilt für die Zukunft. Fügst du dich meinem Willen, wirst du es gut haben. Handelst du aber gegen mich, dann verstoße ich dich, und du bist mein Sohn nicht mehr. Ich will lieber mein Erbe mit eigner Hand zerstören, als es dem geben, der meinem Namen Schande macht. Du weißt nun Bescheid.

Und jetzt wollen wir schlafen gehn.

DER SOHN: Gute Nacht, Papa.

DER VATER (*geht zur Türe; kommt noch einmal zurück*): Gib mir alles Geld, was du bei dir hast!

DER SOHN (*tut es*): Hier.

DER VATER (*von einem Gefühl übermannt*): Ich komme morgen nach dir sehen. — Schlaf wohl! (*Er entfernt sich und schließt die Türe.*)

DER SOHN (*bleibt unbeweglich*).

### DRITTE SZENE

DER SOHN (*allein. — Eine Klingel im Hause ertönt. Er eilt zur Türe. Sie ist verschlossen. Er rüttelt. Sie gibt nicht nach. Die Klingel ertönt wieder. Stimmen werden laut, den Besucher abzuweisen. — Er taumelt in einen Sessel, sitzt mitten im Zimmer. Am dunkelnden Fenster erscheint groß jetzt die Scheibe des gelben Monds*):

Mond ist wie gestern um diesen Ort. Ich lebe zu sehr. Schick mir deinen Engel, Gott! Gefangen in bitterster Not — ich Geknechteter im steigenden Licht — (*Er sieht aufwärts.*) Da bist du mir angesteckt, Baum voller Kerzen. Lausch ich dir wieder an Zimmers Rand, o Geschenk, o Geschenk! Weshalb kommst du, mein Auto, nicht? Muß ich Qualen erdulden der Freude so nah? Die Verzweiflung erstickt mich. Könnst ich weinen! Könnst ich geboren sein!

(*Im Fenster, vom Monde beglänzt, steht das Gesicht des Freundes aus dem ersten Akt.*)

DER FREUND: Verzage nicht!

DER SOHN: Wer bist du, helles Gesicht?

DER FREUND: Die Türen sind verschlossen. Ein Diener wies mich hinaus. Der Weg ist etwas ungewöhnlich.

DER SOHN: Du bist's! Du liebst mich! Gott! Gott!

DER FREUND (*erhebt sich im Fenster zu halber Höhe*): Nah ich zur rechten Stunde?

DER SOHN: Kann mir denn ein Mensch noch Freund sein, wo ich so verlassen bin?

DER FREUND: Hast du vergessen, daß Beethoven lebt? Weißt nicht mehr, daß wir gesungen haben im Chor der IX. Symphonie? Wolltest du

nicht alle Menschen umfassen? Auf, mein Junge, es tagt! Erfülle dein Herz bis zur Schale des Mondes —: unter den Klängen der Freude laß uns wandeln, wie einst, als die Halle des Konzertes erlosch, vereint in der Nacht. Die Stunde ist da, wo du sie erfahren wirst.

DER SOHN: Was soll ich tun?

DER FREUND: Fliehe!

DER SOHN: Ich bin zu arm. Ich habe kein Geld.

DER FREUND: Aber du hast einen Frack dort im Schrank. Den zieh an. Ich will dich zu einem Feste führen! In dreißig Minuten geht der Zug. Hier nimm die Maske. Ich erwarte dich am Ausgang des Parks. *(Er gibt ihm eine schwarze Maske.)*

DER SOHN: Es geht um Leben und Tod. Wenn ich entdeckt werde — ich bin verloren — mein Vater erschlägt mich! Ist ein Auto da?

DER FREUND: Viele Freunde, die du nicht kennst, sind heute nacht bereit, dir zu helfen. Sie stehn mit Revolvern hinter den Bäumen im Park.

DER SOHN: Und wohin in der Nacht?

DER FREUND: Zum Leben.

DER SOHN: Wie komm ich hinaus?

DER FREUND: Steig leise durchs Fenster. Wir nehmen dich in die Mitte. Fürchte nichts. *(Er verschwindet.)*

#### VIERTE SZENE

*Der Sohn eilt zum Schrank und wühlt unter Anzügen einen Frack heraus. Er reißt sich den Rock vom Leibe und beginnt, ihn anzulegen. In der Weite des Fensters entzünden sich Lichter der Stadt. Wie Walzermusik aus Lokalen ertönt jetzt fern, schwach im Wind, das Finale der IX. Symphonie:*

*Allegro assai vivace.*

*Alla marcia.*

*Tenorsolo und Männerchor.*

«Froh wie seine Sonnen fliegen  
durch des Himmels prächt'gen Plan,  
Laufet, Brüder, eure Bahn,  
Freudig, wie ein Held zum Siegen.»

#### FÜNFTE SZENE

*Ein Schlüssel wird im Schloß gedreht. Die Türe geht auf. Das Fräulein steht auf der Schwelle, in der Hand eine Kerze und ein Tablett.*

DAS FRÄULEIN: Ich bringe das Essen!

DER SOHN: Ach Fräulein — Sie sind es! Ich hatte Sie ganz vergessen.

DAS FRÄULEIN: Ihr Vater ist schlafen.

DER SOHN: Um so besser für ihn.

DAS FRÄULEIN (*kommt näher*): Was ist geschehn?

DER SOHN: Sie sehn mich im schwarzen Rock, damit ich würdig aus diesem Hause trete. Schon brennen mir drüben die Lampions! Sehn Sie die Lichter am Horizont? Hören Sie Musik, Walzer und Klarinette? Der Duft von jubelnden Häusern umschwebt mich. Alle Züge werden mich heute fahren in die ungeheuer singende Nacht.

DAS FRÄULEIN: Hat er Sie geschlagen?

DER SOHN: Wie können Sie noch von ihm reden, der kleingläubig in seinem Bette zerfällt. Sehen Sie in sein Gesicht morgen — da wird es blaß sein vor ohnmächtiger Angst und Wut. Dieser Held im Familienkreise — ein Blitz aus dem Äther hat ihn gerührt. Seine Macht war groß vor Knaben und Kellnern — nun ist sie gebrochen. Die Krankenkasse betet ihn an; ich lache ihn aus. Er fahre hin!

DAS FRÄULEIN: Vielleicht ist noch Licht in seinem Zimmer. Er kann Sie im Garten sehn.

DER SOHN: Seine Peitsche erreicht mich nicht mehr. Unten wartet meine Schar. Es sind Kerle mit Waffen darunter. Vielleicht fühlen sie alle wie ich, dann will ich sie rufen zur Befreiung des Jungen und Edlen in der Welt. Tod den Vätern, die uns verachten!

*(Wieder erscheint, sekundenlang, das Gesicht des Freundes am Fenster — und verschwindet.)*

DAS FRÄULEIN: Wollen Sie nicht etwas essen? Der Weg ist lang.

DER SOHN: Nein, Fräulein, hier im Hause rühre ich keinen Bissen mehr an. Bald werde ich fern im Schoße geliebter Frauen Nektar und Ambrosia genießen.

DAS FRÄULEIN (*mit zitternder Stimme*): O dunkle und gefährliche Nacht!

DER SOHN: Ängstigen Sie sich nicht! Ich gehe meinem Stern entgegen; ich folge dem Gebot. Weil in meinen Adern Blut des Geschändeten aus der Knechtschaft brennt, deshalb werd ich in Kraft aufstehn zum Kampf gegen alle Kerker der Erde. Wie ein Verbrecher im Finstern, ohne Habe, steig ich durchs Gitter. Mein Haus! Dies Feuer allein trage ich von dir, es auszugießen über Menschen und Stadt. Die Kette fällt. Ich bin frei! Nur ein Schritt noch im Mantel der Bäume . . . Pforte, wie ich dich liebe und du, Landstraße, silbern dem erwachenden Blick! Ich verzage nicht mehr. Ich weiß, für wen ich lebe.

*(Er hat das letzte an seiner Kleidung beendet. So steht er vor ihr.)*

DAS FRÄULEIN: Sie haben die Binde vergessen! — Ich will es tun.

*(Sie tritt zu ihm und bindet die Schleife.)*

DER SOHN (*beugt sich mit vollendeter Form auf ihre Hand*): Ich danke Ihnen, Fräulein. Leben Sie wohl!

*(Er schwingt sich durchs Fenster und entflieht. Man sieht stärker die Lichter und hört die Musik. Ein Zug rollt.)*

## SECHSTE SZENE

DAS FRÄULEIN (*allein am Fenster, beugt sich ihm nach. Sie nimmt ein kleines Kissen und preßt es an sich*):

Da eilt er durch den Park mit blauem Flug  
dem Gotte zu, der schon sein Haupt umkränzt.  
Ihm lebt der Tag, die Nacht ihm unbegrenzt;  
zwölf weiße Adler folgen seinem Zug!  
Ihn führt der Röte Dämmerung nicht zurück,  
solang die Welt in seinem Herzen steigt;  
solang sich eine Frau, ein Stern dir neigt:  
Zieh hin, mein süßer Freund, und sei im Glück!  
Mich aber trug des Himmels reiche Stund  
vom kleinen Zimmer fort ins große Meer;  
die Welle, ach die Nacht wird mir zu schwer —  
wo find ich Ruh und Trost mit meinem Mund.  
O könnt ich etwas sein und für ihn tun!  
Nur dieses kleine Kissen will ich nähen,  
drauf soll er freundlich jeden Abend ruhn  
und soll behütet sein und mich nicht sehn.  
Und wenn sein Aug sich schwingt in goldner Luft,  
so will ich nah sein dem geliebten Bild,  
und wachen will ich, ob es einst mich ruft,  
in Dunkelheit und Tränen ungestillt.

(*Sie beugt sich über das Kissen und beginnt zu nähen, von vielem Weinen verhüllt.*)

## DRITTER AKT

### ERSTE SZENE

*Wenige Stunden später. Gegen 12 Uhr nachts.*

*Das Vorzimmer vor einem Saal. In der Mitte ein Vorhang, hinter diesem Vorhang, unsichtbar, ein Podium und die Perspektive eines dicht mit Stühlen und Tischen besetzten Saals. Im Vorzimmer stehn nur wenige Möbel, Klubsessel und ein kleiner Tisch mit Gläsern. An der Wand sind Haken, um die Kleider aufzuhängen. Rechts und links kleine Türen. Der Raum erweckt den Eindruck einer geschlossenen Gesellschaft vor einer Veranstaltung.*

*Cherubim, im Frack mit dem Konzept einer Rede, im Zimmer wandernd. von Tuchmeyer tritt ein; ebenfalls im Frack.*

CHERUBIM: Ist alles bereit?

VON TUCHMEYER (*legt ab*): Alles. Wie wird deine Rede?

CHERUBIM: Ich halte sie in der Hand. — Sind die Lichter an im Saal? Ist ein Glas Wasser auf meinem Tisch?

VON TUCHMEYER (*hebt den Vorhang etwas*): Du kannst dich überzeugen:

alles ist besorgt. In zwanzig Minuten, pünktlich um Mitternacht, werden sich die Bänke füllen. Ich höre, viele Studenten kommen. Die Stunde ist gut gewählt. Jene, an die wir uns wenden, werden zahlreich sein. Sie erwarten das Höchste von dir! Und wer, um die Mitte der Nacht, ist nicht feurig, Offenbarungen zu empfangen.

CHERUBIM: Und wie steht es mit der Polizei?

VON TUCHMEYER: Wir sind unter uns. Ich habe angegeben, wir feiern den Jahrestag unseres Klubs «Zur Erhaltung der Freude». Wenn Gäste kommen, so steht es ihnen frei: Diesen Bescheid erhielt ich. Sei also unbesorgt.

CHERUBIM: Ich werde unerhört politisch werden und aufreizend im bürgerlichen Sinne. Freund, mir ist die Brust voll von neuen Gedanken, die ich zum ersten Male verkünden werde. Ich zweifle nicht am Erfolg! Wenn je, dann gründe ich heute mit euch meinen Bund zur Umgestaltung des Lebens. Ich sage dir, es wird ganz anarchistisch zugehn. Deshalb soll auch fortgesetzt, während ich rede, die Musik spielen; die Leute sollen Sekt trinken und wer tanzen will, soll tanzen. — Sind wir alle versammelt?

VON TUCHMEYER (*zieht ein Telegramm aus der Tasche*): Eben telegraphiert mir der Freund: er ist in wenigen Minuten bei uns. Eine wichtige Sache führt ihn zurück . . . Wir werden also noch vor Beginn des Festes von ihm hören.

CHERUBIM: Seit wann hast du diese Nachricht?

VON TUCHMEYER: Seit zwei Stunden etwa. Sie ist aus seiner Heimatstadt. Gestern reiste er plötzlich ohne Abschied fort . . . Vielleicht führt er uns neue Freunde zu.

CHERUBIM: von Tuchmeyer: unter uns — hast du nie etwas an ihm bemerkt?

VON TUCHMEYER: Wie meinst du das?

CHERUBIM: Ich fürchte seinen unsteten Sinn. Er ist keiner von denen, die um einer Idee willen alles opfern.

VON TUCHMEYER: Ich habe nie einen Zweifel an ihm bemerkt. Im Gegenteil: er gehört uns mit Leib und Seele. Wie kommst du darauf?

CHERUBIM: Seine plötzliche Abreise beunruhigt mich. Was bewog ihn? Wollte er an diesem Feste fehlen? Weiß er nicht selber, wie wichtig er ist?

VON TUCHMEYER: Er gehört zu den kritischen Temperamenten, die immer das Gegenteil von sich erstreben. Er ist sein eigener Widerspruch, aber gerade darin liegt die Bejahung seiner Natur. Ich schätze in ihm, wie auch du, etwas Geistiges, das verborgen wirkt. Deshalb auch stelle ich ihn bedingungslos unter dich, der du den Mut hast zur Exhibition. Du bist das repräsentative Ideal unsrer Idee; er ist ihr Kontrapunkt. Ihr bedingt euch gegenseitig, wenn etwas werden soll.

CHERUBIM: Seine Abreise beschäftigt mich. Er weiß doch, was auf dem Spiel steht . . .

VON TUCHMEYER: Du vergißt seine Hemmungen. Er muß sich auseinandersetzen, eh er eine Sache tut. Du lebst der Eingebung; er verachtet sie. Und er liebt die lauten Feste nicht. Aber er ist uns unentbehrlich — wie wir das alle einander geworden sind. Vielleicht ist er der Stärkste; der Größte ist er jedenfalls nicht.

CHERUBIM: Ich habe manchmal vor ihm, wie vor einem Rivalen, gezittert. Ich sag es offen! Heute abend aber, zum ersten Male, bin ich ihm ganz überlegen. Er mag kommen oder nicht — ich fühle keine Angst mehr. Mein Wille ist fest.

VON TUCHMEYER: Bald wirst du im Saal stehn!

CHERUBIM: Laß uns die Zeit bis dahin nützen. Ich meine, ich muß mit dir reden: denn du, der Sohn des Geheimen Kommerzienrats, hast dein Erbe für uns verschwendet. Mit dir steigen und fallen wir. Mein lieber von Tuchmeyer! Der Teufel hole deinen Vater, hätte er etwas erworben, was auf die Dauer seinem Sohne weniger Nutzen brächte als eine gute Fabrik oder ein Bergwerk. Deshalb unterrichte ich dich über alle Schwankungen, denen dein Kapital ausgesetzt ist, und ich glaube, ich bin heute abend zu einer befriedigenden Bilanz gelangt.

VON TUCHMEYER: Lieber Cherubim! Solange mein Vater lebte, saß ich jeden Tag in seinem Büro als armer Kommis, und der Tod war für mich eine heitre Sache. Erst seitdem ich dich kenne, weiß ich, daß man trotz seines Geldes leben kann: Deshalb ist mein Glaube an dich ungeheuer.

Mein Vater hat mich für seine Rechnung arbeiten lassen und mich ebenso betrogen, wie jeden Koofmich in Russisch-Polen. Wäre er nicht zur rechten Zeit gestorben, als ich die hundsöttische Sklaverei erkannte, ich glaube, ich hätte ihn . . . und so weiter. Noch heute denke ich mit Übelkeit an dies väterliche Instrument mit der doppelten Buchführung, an diesen jüdischen Jobber, der mir mit seiner Speckigkeit die schönsten Jahre verdorben hat. Deshalb bitte ich dich — sprich mir nicht von Bilanzen: ich werde sonst wahnsinnig!

CHERUBIM: Ich fühle mich verantwortlich — mehr als du glaubst. Ich weiß, du bist nicht fähig, einen Wechsel zu lösen. und wenn du die Seligkeit mit einer Unterschrift beglaubigen müßtest, du würdest sie lieber verschlafen. Du bist herrlich, aber du hast von Werten keine Ahnung. Ich will nicht, daß du eines Tages arm bist. Dein Vermögen fundiert unsre Idee. Was wären wir ohne dich? Kleine Schlucker, die nicht einmal ein Lokal hätten, wo sie diskutierten. Ich habe dich zu einem Edelmut verlockt, den du eines Tages bereuen könntest. Nein, erröte nicht — es ist so! Übrigens werde ich ja gleich im Saale ganz anders reden. Es handelt sich doch hier um dich und um mich — deshalb unter vier Augen.

VON TUCHMEYER: Auf alles, was du mir sagst, werde ich immer erwidern: ich wäre tief unglücklich, könnt ich das blöde Geld, das mein Vater zusammengemistet, nicht irgendeinem gemeinsamen Gedanken unter Menschen zurückgeben. Es ist doch nur gerecht, wenn in Unfreude Erworbenes, an dem so viel Unglück klebt, wieder der Freude fruchtbar wird! Ich brenne förmlich auf ungeahnte Sensationen, daß man sie, allen Idioten zum Trotz, auf der Erde verwirklicht. Wie herrlich ist dieser Kampf gegen die Welt! Und wenn es schon die zehn Gebote gibt, eins davon sehe ich darin, meinen Vater aus der Erinnerung der Lebenden auszulöschen. Nebenbei bin ich durchaus ein Egoist und habe mein Vergnügen dran.

CHERUBIM: Gut; so höre!

Vor heute genau einem Jahr trafen wir uns zufällig: du, der Freund,

der Fürst und ich, in einer unscheinbaren Bar. Mit einigen Libertinen, die uns die Zwischenräume diskutierter Nächte durch angenehme Spiele vertrieben, taten wir uns zusammen zu einem Klub und nannten ihn «Zur Erhaltung der Freude». Wir haben uns seitdem des öfters gesehen und einige Orgien gefeiert. Aber ich frage dich: Was ist geschehn? Kein Dogma wurde verkündet, dagegen schlossen etliche Jünglinge, deren Wechsel klein ist und einige unbefriedigte Damen sich uns an. — Habe ich unrecht, so unterbrich mich!

Es ist nicht nötig, daß wir mit den Sternen in Konkurrenz treten, in China Revolution machen oder eine Entdeckung im Nervensystem des Frosches — all das können wir nicht. Wir haben den Ehrgeiz, es auch nicht zu tun. Aber es ist wichtig, daß man jene, die gleich dort im Saale sitzen, für etwas begeistert. Man muß ihnen klarmachen, daß im Verlaufe dieser 12 Monate keiner von uns gestorben ist. Und das ist viel! Bedenke, was das Leben heißt.

VON TUCHMEYER: Ist das ein Widerspruch zu diesem Jahr?

CHERUBIM: Es *ist* ein Widerspruch. Hör mich zu Ende. Zwar haben wir in 12 Monaten gelebt — aber wir wußten nicht wozu. Das Leben allein genügt nicht. Auf *die* Frage will ich heute Antwort geben: *Wir leben für uns!* Und ich werde diesen Passus meiner Rede zu ungeheurem Pathos steigern: wir wollen dem Tode, der uns verschont hat, ein Opfer bringen!

VON TUCHMEYER: Nicht aus Angst vor dem Publikum, sondern aus Neugierde: worin soll das Opfer bestehen?

CHERUBIM: Darin, daß wir den Gott der Schwachen und Verlassenen von seinem Throne stürzen. An seine Stelle heben wir die Posaune der Freundschaft: unser Herz. Denn wir Vielfachen, wir Gestalten von heute, leben dem unermesslich Neuen. Wir sind berufen füreinander — so laßt uns die kleinen Gesetze der Schöpfungen korrigieren, Kampf, Entbehrung und die Grenze der unvollkommenen Natur — laßt uns den Mut haben zur Brutalisierung unsres Ichs in der Welt!

## ZWEITE SZENE

*Der Vorhang zerteilt sich. Fürst Scheitel, in Frack und Mantel, tritt ein.*

DER FÜRST: Guten Abend, meine Herren! Lassen Sie sich nicht stören.  
(*Er legt ab.*)

CHERUBIM (*ihm entgegen*): Fürst Scheitel — Sie sind es! Sie kommen wie gerufen. Wir diskutieren die Möglichkeit einer neuen Religion. Ich mache einen Staatsstreich heute nacht!

VON TUCHMEYER: Fürst — wir bewundern Ihre Treue! Sie bringen uns das größte Opfer: das gefährlichste für Sie. Wie gelang es Ihnen, dem hohen Souverän, Ihrem Vater, diesen Abend zu entkommen? Wir haben Sie nicht mehr erwartet.

FÜRST SCHEITEL: Meine Herren! Wozu haben wir den Kintopp? man lernt auch hier. Ich sah neulich ein Intrigantenstück, die verkappte Geschichte meines Veters, des Herzogs. Sie wissen, er hatte eine Liaison mit seiner Soubrette, und man hat das für eine Pariser Firma

bearbeitet. Ich machte es genau wie er: mischte meinem Adjutanten ein Schlafmittel ins Glas und entwischte hinter einer Gardine. Bemerken Sie, daß Adjutanten immer trinken müssen! Nun, ich fühle mich ganz im Zauber des schlechten Romans; schade, daß kein Weib hier ist. — Doch Sie sprachen von etwas anderm. Bitte, fahren Sie fort.

CHERUBIM (*mit Herzlichkeit*): Lieber Fürst! Augenblicklich sind wir beschäftigt, unser aller Verdienste hier auf der Börse zu notieren. Da durften Sie nicht fehlen. Ich gestehe, daß ich manchmal bei Ihnen ein leises Mißtrauen hatte, vor Ihrer allzu soignierten Gestalt. Jetzt erkenne ich, wie recht Sie haben. Ihre stille Anmut stürzte uns oft in die Eleganz der Sphären. Von Ihnen empfangen wir den Ruhm des Monokels im Auge und die Krone des stummen Saluts, wenn Sie einst als regierender Fürst, unerkannt, im Trommelwirbel an uns vorüberfahren. Wirklich: Ihre Freundschaft ist die höchste, weil sie die schwerste war.

DER FÜRST: Aber meine Herren — Sie beschämen mich! Sie sind viel mehr und haben mehr Chancen als ich in meiner Stellung. Leider ist der Luxus auf unsern Thronen noch nicht bis zum Geiste gelangt, sonst wäre ich der erste für eine Republik. Ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich mich auf diese Nacht freue — und weil ich in Ihrem Klub bin. «Klub zur Erhaltung der Freude!» Meine Herren, ich finde noch immer, daß dieser Klub gut ist. Im übrigen will ich an einem so wichtigen Feste, wenn auch hinter den Kulissen, nicht fehlen.

VON TUCHMEYER: Wie kamen Sie her?

DER FÜRST: Standesgemäß, doch zu Fuß. Als ich die Treppe hinaufstieg, fuhrn gerade Automobile vor, und in der Garderobe legt man bereits ab. Zu nett ist dieses Volk — wir werden ein großes Publikum haben! Von Tuchmeyer, Sie müssen mir hinter dem Vorhang Gesellschaft leisten, und wir wollen den Erfolg sehn. Ich möchte die Nationalhymne singen: Gott erhalte meinen Vater am Leben, daß ich noch lange Ihr Freund sein kann. Wenn er tot ist, muß ich mich auf den Thron setzen, schon der Presse wegen. Ich kann es nicht ändern. Und ich werde mich prinzipiell an keinem Umsturz beteiligen, denn ich habe aufs Gehirn meiner Nachkommen Rücksicht zu nehmen. Außerdem finde ich es albern — für einen Fürsten. Sie, meine Herren, dürfen allzeit die Welt verändern. Ich muß sie, aus größerer Klugheit, beim alten lassen.

CHERUBIM: Und von diesem Rechte, Fürst, machen wir Gebrauch! Wenn schon mit dem Gedanken vertraut unsrer minderen Wichtigkeit auf der Erde, wollen wir uns wenigstens zu höchster Steigerung bringen. Ich habe das Mittel dafür gefunden, und ich werde es anwenden. Vertrauen Sie mir.

(*Sie setzen sich, Zigaretten im Mund.*)

CHERUBIM (*mit oratorischer Bewegung*): Ich werde unten im Saale jeden beim Namen nennen. Er nehme sein Champagnerglas und stelle sich neben mich, und ich werde rufen: Du lebst — empfinde, daß du glücklich bist!

Und dann werde ich auf meinem Pult, wie Apollo im Tale Endymion, von Frauen umringt, die Heiterkeit um mich versammeln. Sie kennen die Adrienne mit ihrem süßen Gesicht? Denken Sie sich dies Weib

in ihren strahlenden Schultern! Ich will mich über sie beugen und verkünden, daß alle Menschen zum Glücke geboren sind. Und ich will sehn, ob sie mir nicht zjubeln, trotz Angst und Verwirrung; ob unter uns ein Verräter ist.

DER FÜRST: Bravo! Zwar eine Farce gegen die Statistik, aber immerhin, sehr amüsan. Sie werden neben Ihrem Pulte einen Korb Rosen finden. Ich ließ ihn hinstellen für Sie. Vielleicht werfen Sie bei dieser Stelle die Rosen ins Publikum!

CHERUBIM: Ja, ich bin für die Wirkung! Sie hören es jetzt: einen Bund zur Propaganda des Lebens — deshalb muß ich die Freude predigen, skrupellos. Genießt den Duft der Rose ohne Dorn! Stellt Tische hin, an denen gespielt und nicht verloren wird! Zieht Frauen auf, die uns alle lieben! Es lebe unser herrlich weltliches Gefühl!

### D R I T T E S Z E N E

*Eintritt plötzlich durch die Türe der Freund.*

DER FREUND: Du lügst, Cherubim!

*(Alle fahren erschrocken herum. Er reißt die Maske ab und steht vor ihnen, im Frack.)*

CHERUBIM: Hallo! — Du bist's.

DER FREUND: Ja. Ich bekenne mich schuldig: ich hab vor der Türe gelauscht. Es braucht also der Wiederholung nicht. Ich habe alles gehört. Und ich erkläre dir den Kampf!

CHERUBIM: Was soll das heißen?

DER FREUND: Das heißt: in zehn Minuten ist der Saal drüben voll. Du wirst heute nacht *keine* Rede halten.

CHERUBIM: Bist du des Teufels! Ich *muß* reden. Woher dieser Ton?

DER FREUND: Das wirst du erfahren. Ich kann dich zwar am Reden nicht hindern; doch ich rede nach dir.

CHERUBIM (*erblickt*): Was wirst du reden?

DER FREUND: Die Wahrheit, mein Lieber. Du hast dir viel Mühe gegeben, man muß es sagen. Nur fürchte ich, diesmal versagen deine Tricks.

CHERUBIM: Meine Tricks . . . !

DER FREUND: Und die Rosen, mein Freund. Hüte dich, daß sie sich nicht in faule Eier verwandeln und auf *deinem* Haupte enden.

*(Sie umdrängen ihn alle.)*

CHERUBIM: Jetzt sprich: was hat dich in 24 Stunden so verändert?

DER FREUND: Ihr seid, scheint's, alle sehr gespannt. Das führt zu weit. Die Stunde heischt Kürze. Cherubim! Diesen schönen Namen hast du dir beigelegt. Sonst hab ich nie mich besonnen, das Wort mit vollem Klange zu sagen. Nun bin ich voll Ekel. Ich kann dir nicht mehr in die Augen sehn. Wie hast du gewagt, dich mit dem Namen des Engels zu nennen — du Spiel und Laune von einigen Nächten! Und wirklich: du willst weiter diesen Betörten Taumel und Trunkenheit predigen? Empört sich nicht etwas in dir gegen die Lüge? Betrogene Bewunderung, die wir deinem Lockenhaare zollten! Du Verkünder Gottes auf Erden — wie schal ist dein Reich.

CHERUBIM (*springt mit allen Zeichen des Entsetzens zurück*): Ein Aus-sätzi-ger ist unter uns!

DER FREUND (*mit tiefem Ernst*): Nein! Einer, der den Stachel erkannt hat. Was genießt ihr denn? Was habt ihr vollbracht? Habt ihr im Überfluß etwas Gutes oder Böses getan, das euch die Augen öffnet? Hattet ihr Tränen, wenn am Morgen nach vergeudeter Nacht ein Unglück in eurer Zeitung stand? Habt ihr einen, der euer Feind war, umgebracht? Und selbst wenn ihr die Ohnmacht alles Irdischen fühl- tet — war euch damit geholfen?

Was soll diese Geste, dies tönende Barock? Mir ist übel. Ihr wollt in Heiterkeit entfliegen und seid tiefer im Dreck. Das nennt ihr ein neues Programm?

VON TUCHMEYER: Man höre nicht auf ihn. Er ist verrückt.

DER FREUND: Herr von Tuchmeyer! Es ist wahr: Sie haben Ihr Erbe dem Gedanken der Freude geopfert — aber wie, wenn dieser Gedanke ein Trugschluß war? Wer beweist Ihnen die Richtigkeit einer Tat? Ihr Geld und Ihre Seele stecken in diesem Klub — was würden Sie sagen, wenn das, wofür Sie leben, nur ein lächerlicher Fall ist? Ja, ihr kind- lichen Gemüter: *der* Beweis fällt nicht schwer, angesichts solcher Helden. Wenn man zu Ende ist mit einer Weisheit, fängt meistens das Gegenteil an. Mit einem Wort, Verehrte, wozu leben Sie noch? Ihr Ziel ist doch erreicht! Man verschwinde also. (*Keiner antwortet ihm.*) Euer Schweigen redet lauter! Weshalb kamen euch sonst diese Fragen nicht? Worüber habt ihr eigentlich nachgedacht? Verteidigt euch! Ist ein Fehler in meiner Rechnung? Nun, ihr Monumente aus dem Nichts, begeben euch doch in euer Kartenhaus!

CHERUBIM: Ich will nur das eine gegen dich sagen, bester Freund: wie schmerz- lich wäre es doch, wenn selbst du uns heute abend entrückt wärest — in die Gefilde jenseits dieser lachenden Erde.

DER FREUND: Sagt das etwas gegen mich? *Muß* man denn leben? Und rechtfertigt es euern Mummenschanz? Ich bin hier, um zu verhindern, daß andre, denen es schlecht geht, eure Fröhlichkeit teilen. Die Freude zu besitzen, tötet. Ich rotte diesen Bazillus aus! Freut euch deshalb nicht über mich. Es ist noch zu früh.

VON TUCHMEYER: Welcher Irrsinn, gegen die Welt zu reden, weil Sie *leben*! Eine Falle Ihres Geistes, den wir bewundert haben. Sie sind erbärmlich gestrauchelt. Ein Büsser mutet immer komisch an. Gehn Sie ins Kloster, oder liegt Ihnen die Rolle des Clowns besser, treten Sie im amerikanischen Zirkus auf.

DER FREUND: Lieber Herr, ich bin ein Jahr lang mit Ihnen vergänglich geworden — deshalb tu ich das eine nicht und auch nicht das andere. Doch hab ich, begreiflicherweise, den Wunsch, mich von Ihnen zu befreien — das würden Sie an meiner Stelle auch tun. Also lassen Sie mich doch reden!

CHERUBIM: Kurz und gut: was willst du?

DER FREUND: Jene dort überzeugen, daß es keinen Zweck hat.

CHERUBIM (*auf ihn zustürzend*): Das tust du *nicht*!

DER FREUND: Zurück! Ist das dein Gesicht? Aus dieser Larve entpuppst du dich mir: Ich meine, dein Wille ist so fest! Weshalb wagst du denn nicht den Kampf? Laß uns doch beide reden, einer nach dem

ändern — oder fielst du schon heimlich um? So hab doch den Mut, es zu bekennen, und geh lautlos ab. Weshalb der Lärm?

CHERUBIM: Verräter! Hinaus!

(*Er und von Tuchmeyer drängen ihn gegen die Türe.*)

DER FÜRST (*fällt ihnen in den Arm*): Meine Herren, halt! Lassen Sie mich auch ein Wort sagen. Sind wir denn hier im Parlament? Soll doch jeder tun, was er will. Ich habe durchaus nichts gegen Rebellen und Antimonarchie. Und ich sage es offen: ich stelle mich auf Seite des Rebellen — ich finde, er hat recht! Er fragt: weshalb. Seine Fragestellung imponiert mir. Können Sie ihm denn Antwort geben? Wenn er es kann — weshalb soll er es nicht?

CHERUBIM (*trocknet sich die Stirn*): Mein Gott, ja! Aber doch nicht heute — dies paradoxe Gewäsch — wo alles auf dem Spiel steht.

DER FÜRST: So lassen Sie es doch — das Spiel. Es siegt, wer stärker ist. Ich glaube an keinen von beiden. Aber wer will, soll ruhig auf der Kippe stehn. Sie *wollen* ja etwas — also streiten Sie! Ich kann mir nicht helfen: da hat er recht. Ich finde es zwar belanglos, sich aufzuregen über Aktionen jeglicher Art, aber wenn es geschieht, soll es ehrlich geschehn. Sie machen mir, Cherubim, nicht mehr den Eindruck eines so sichern Menschen.

CHERUBIM: Fürst! Ich habe doch nicht umsonst gearbeitet! Ich kann nicht kämpfen, denn ich bin auf alle Register der Begeisterung eingestellt. Wenn jetzt etwas schiefeht, stürzt alles . . .

DER FÜRST: Lassen Sie's stürzen! Eins stürzt nach dem andern. Sie brauchen mit Ihrer geistigen Apanage nicht hauszuhalten: seien Sie froh. Mit Ihnen ist doch nichts verloren — oder haben Sie im Ernste an sich geglaubt? Sie haben noch eben von Ihrer kleinen Wichtigkeit gesprochen. Dann haben Sie gelogen! Sie haben sich dem ewig Neuen unterworfen — tun Sie's jetzt!

CHERUBIM (*in Verzweiflung*): Nein, ich tu es nicht! Und ich will es auch nicht! Ich kann nicht.

DER FREUND (*tritt auf ihn zu*): Cherubim! Zum letztenmal diesen lästernden Namen und dann ins namenlose Zelt. Etwas Größeres, was du nicht bist, kam hier herein — dem füge dich. Du hast deinen Teil gehabt am Rosa-Gestirn: laß ab, einen falschen Glanz auf die Urne zu heften. Du hast dein ganzes Herz verschwendet, deshalb haben wir dich geliebt. Wenn du auch irrtest, was tut es: du hast gelebt. Zum höchsten bist du nicht gelangt. Trotzdem (*er reicht ihm die Hand*) hab Dank!

CHERUBIM (*stößt ihn fort*): Ich will euern Dank nicht. Ich lebe noch! Ich nehme den Kampf auf. (*Er richtet sich empor.*) Wo sind meine Freunde? Wollen sehn, ob sie mich alle verlassen . . . (*Er blickt um sich.*)

VON TUCHMEYER (*tritt zu ihm*): Ich bleibe bei dir!

DER FREUND: Gut. Du willst, ich soll dir vor allen die Maske vom Gesicht zerren. Ich werde dich nicht schonen. Kampf bis aufs Messer. Fällst du, wirst du mit Füßen getreten — und du fällst!

(*Die Musiker im Saal stimmen ihre Instrumente. Lichtschein und stärkeres Geräusch, von vielen, schon Versammelten setzt ein.*)

Hörst du die Töne? Wirklich — bist du ohne Angst? Gib acht, ich re-

de gegen alles — und gegen dich. Deine Weiber und deine Locken nützen dir nichts. Ich weiß ja, wozu die Rosen und der Sekt dient! Bei meiner Rede wird nicht gespielt. Ich werde die Nichtigkeit deiner Argumente nachweisen — ich kenne dich auswendig! Ich lasse die Hautbitzen des Zweifels auffahren: sieh zu, daß nicht alle deine Freuden wie Luftblasen zerplatzen vor diesem Salut. Mein Sohn, es kommt die Stunde des Gerichts; auch ich bin gewappnet mit Feuer.

(*Brausende Versammlung im Saal.*)

Hörst du! Hörst du! Schon wirst du blaß. Nicht ein Erdbeben — ein kleines Wort wird dein Himmelreich vernichten. Ich hole die Gespenster aus allen Ecken hervor und lasse sie Walzer tanzen. Ich mach einen Totenkopf aus deinem Gesicht. Wie ein Revisor die Unterschlagung: ich deck dich auf! Man wird dich aus dem Saale steinigen, mein Freund!

CHERUBIM (*zitternd, ergreift eine Sektflasche und trinkt*).

DER FREUND: Du trinkst noch? Mut! Du könntest stottern. Du willst keine Schonung — nun denn: ich bin verrucht genug, die Justiz zu rufen. Ich lasse dich wegen Aufreizung zur Unzucht verhaften. Da kannst du eine Zeitlang über deinen Blödsinn nachdenken. Weshalb sollst du nicht die Konsequenzen deiner Lehre tragen? Bessere als du sind am Kreuze gestorben.

DER FÜRST: Um Gottes willen, man rede nicht so von meinem Staat! Ich bitte Sie, es ist doch kein Spaß. Wenn wirklich die Polizei kommt: ich kann Ihnen nicht helfen, ich bin noch nicht mündig. Wie denken Sie sich das?

DER FREUND: In dem Falle verschwinden Sie durch den Notausgang. VON TUCHMEYER (*mit kalter Ruhe*): Solange ich hier bin, wird nichts geschehn.

DER FREUND: Herr von Tuchmeyer, ich weiß, Sie haben Geld. Andre haben das auch; deshalb sind Sie nicht schlechter — aber hüten Sie sich vor Dummheiten. Übrigens wird es Ihnen immer gut gehn: Machen Sie doch nicht andre zu Genossen Ihres subalternen Gefühls. Sie können ruhig Ihr Geld verschwenden, einst wird es wieder auf Ihren Schultern rollen. Aber was soll uns diese Welt mit Operetten und Monte Carlo? Sind wir nicht an jedem Brunnen älter, und ein andres Dunkel umhüllt uns! Leben wir denn, um immerfort in Kasernen dies Wort herzhaft zu bewegen? Verdammt mit solchen Scherzen! Ich hasse alle Menschen, die sterbend noch das Grün im Spiegel der Bäume sehn. Aufhängen soll man jeden, der nicht Unlust und Verzweiflung und das penetrante Risiko verspürt hat, sich von diesem Miststern geräuschlos zu entfernen. Begreife man, daß wir uns durch Gefahr der Ewigkeit nähern. Was nützt uns der Hahnschrei des Glücks. Verehrte, lernt euch verachten! Wen Gott straft, der genießt zuviel.

VON TUCHMEYER: Haben Sie nicht Schwüre der Freundschaft begeistert mit uns getauscht? Weshalb verlassen Sie uns? Sie sind meineidig. Ich schäme mich Ihrer.

DER FREUND: Lieber Tuchmeyer, gehn Sie ab vom Kreuzzug. Sie dürfen noch in Sekt und Umarmungen selig sein. Wir können das nicht mehr. Erlauben Sie deshalb, daß wir darüber nachdenken. Wir bleiben

nicht immer zwanzig Jahre, und Genies dürften hier keine sein (*er dreht sich zum Fürsten um*), außer Ihnen, Majestät.

Also ich erkläre es zum letztenmal: ich *bin* wurmstichig und habe den Mut, es vor aller Öffentlichkeit heute zu bekennen. Mag vor mir oder nach mir reden, wer will: ich werde das Gegenteil beweisen.

Und wenn Sie mir nicht glauben, so kommen Sie her: mein Herz klopft gar nicht — ich habe nicht mehr als 80 Pulsschläge in der Minute.

(*Er stellt sich und öffnet leicht den Rock. Erneutes Brausen im Saal. Dann Stille. Die Ouvertüre beginnt.*)

DER FREUND: Ich höre schon die Ouvertüre. Ein gutes Arrangement! (*Zu Cherubim:*) Präparier deine Handgelenke. Es geht los.

CHERUBIM (*schweratmend überm Tisch*): Schließen wir einen Kompromiß. Ich rede nicht. Sprich *du* aber auch nicht!

DER FREUND: Nichts. Kein Kompromiß. Einer *wird* reden.

CHERUBIM: Also du *willst* den Skandal . . .

DER FREUND: Ich laß dir einen Ausweg: es redet ein Dritter!

CHERUBIM: Wer ist dieser Dritte?

DER FREUND: Fügst du dich? Entscheide!

CHERUBIM: Mein schönes, strahlendes Werk . . .

VON TUCHMEYER: Tu's nicht! Ich steh dir bei!

CHERUBIM (*durch diese Stimme geweckt, richtet den Blick starr auf ihn*): Ich gebe nach. Ich rette dein Geld!

DER FREUND: Jetzt hab ich dich, Freundchen! Du sicherst dir das Kapital. Glückauf! Wir brauchen es nicht. Diesen Schlußeffekt hast du dir nicht erspart. Du Streiter in Gottes Hand! Nun, Ischariot und Co., tut euch von neuem auf: Gott geb euch Treue und tröste eure Witwe.

VON TUCHMEYER: Halt — ich bin noch hier! Wer ist nun der Verräter an uns allen? Du, Cherubim, hast feige deine Größe verlassen. Und Sie — wer sind Sie auf einmal? Nun sind mir die Fäden zerrissen — auch ich schwanke — wem glaub ich denn noch? War mein Geld umsonst und was schlimmer ist: mein Glaube? Rächt sich schon mein seliger Papa? Macht man so Bankerott . . .?

(*Die Ouvertüre ist zu Ende. Es wird laut geklatscht. Das Brausen im Saale schwillt an.*)

Die erste Nummer ist vorbei. Jetzt schnell! Es muß doch weitergehn. Ich fange an, mein eigener Regisseur zu werden. Wir können doch nicht mitten im Programm aufhören . . . nach der ersten Nummer!

(*Verzweifelt zum Fürsten:*) Fürst! Sagen Sie etwas! Jetzt kommt doch die Hauptsache. Wenn nichts passiert, die Leute töten uns ja . . . Auch Sie schweigen! Hier ist kein Notausgang . . . Gibt keiner ein Zeichen???

DER FREUND (*hebt den Arm*): Schweigt alle jetzt — kein Wort! Kein Wort mehr, hört ihr? Ich geb euch das Zeichen!

(*Er eilt zur Tür, reißt sie auf, ruft:*) Komm nun!

#### VIERTE SZENE

*Der Sohn mit der schwarzen Maske im Frack, tritt ein.*

DER FREUND (*führt ihn, der nicht sieht, hypnotisch, ohne ihn zu berühren, mit den Fingern näher*): Atme! Hier sind Menschen. Die Fahrt ist vorbei! Nicht mehr die angstvolle Enge der III. Klasse im Zug. Keiner verfolgt dich. Hier wirst du leben!

*(Er lüftet einen Augenblick seine Maske und sieht in sein visionäres Gesicht.)*

Hebe dein Antlitz! Die Erde geht auf — es sind keine Wärter die dich prügeln!

*(Er führt ihn vor den Vorhang, dicht an den Saal.)*

Hörst du die — dort? Sie erwarten dich. Rede zu ihnen! Beschwöre die Qual deiner Kinderzeit! Sage, was du gelitten hast! Ruf sie zu Hilfe — ruf sie zum Kampf —

*(Leise Musik im Saal, wie am Ende des II. Aktes, aus der IX. Symphonie.)*

DER FREUND: Was siehst du?

DER SOHN (*unter der Suggestion fern und entrückt*): Dieser Glanz, dieser Glanz! Auge, du scheinst. Hier ist es schön. Hier grüßt mich der Stern.

DER FREUND: Wen siehst du?

DER SOHN (*mit tastenden Armen*): Als Kind oft durft ich, wenn ein Fest bei uns war, zum Dessert vor den Damen erscheinen. Wie steh ich nun wieder in Früchten und Eis unter dem strahlenden Leuchter. Ihr Damen und Herren — ich kenne euch ja — ein linkischer Knabe begrüßt euch — *(Er verneigt sich langsam im Kreis.)*

Ich hab ihre Spuren in Nächten gesehn! Oh, daß ich bei ihnen sein darf! Aus dem lichtlosen Äther komme ich her; der Ärmsten einer, und doch bin ich hier. Daß mir das Wunder zuteil ward!

DER FREUND (*reißt den Vorhang auf und stößt ihn aufs Podium in den Saal*): Nun sprich zu ihnen! Ein Toter nicht mehr — du bist frei!

#### FÜNFTE SZENE

*Das Brausen im Saal, die Musik verstummt. Man sieht kurz den erleuchteten Raum voller Menschen. Ein langer Ton der Erwartung, Überraschung, des Staunens setzt ein. Dann wird es still.*

DER FREUND (*gedämpft*): Stellen Sie sich an den Vorhang, von Tuchmeyer, und hören Sie zu!

*(Er eilt nach vorne, als dirigiere er hinter dem Vorhang unsichtbar einen Chor.)*

Nehmen wir alle teil an diesem Akt — jetzt gilt es —

*(Man hört im Saal die Stimme des Redenden, doch ohne die Worte zu verstehn. Alle sind in höchster Erregung im Zimmer verteilt.)*

DER FREUND: Dort steht ein Mensch, der in 20 Jahren mehr Leid er-

fahren hat, als wir Freude in einem Jahr. Deshalb hat Gott ihn gesandt . . .

(Unruhe im Saal.)

Was ist?

VON TUCHMEYER: Er reißt die Maske ab. Seine Augen sehen noch nicht.

Er redet von seiner Kindheit. Viele können ihn nicht verstehn . . . da, jetzt spricht er lauter. Einige stehen auf und kommen näher . . .

DER FREUND (*die Hände ballend*): Bewegt er die Hände?

VON TUCHMEYER: Nein. Doch — jetzt —

DER FREUND (*öffnet die Arme*): — streckt er sie aus: so?

VON TUCHMEYER: Er ist irre! Er sagt —: er nimmt die Marter unsrer aller Kinderzeit auf sich!

DER FREUND: Ah — er redet wahr! Weiter, was tut er?

VON TUCHMEYER: Jetzt ist er vom Podium gesprungen. Er steht mitten unter den Leuten. Er sagt —: daß wir alle gelitten haben unter unsern Vätern — in Kellern und in Speichern — vom Selbstmord und von der Verzweiflung —

DER FREUND (*beugt sich mit allen Muskeln gespannt, vorwärts*): Die Geister stehn ihm bei!

(*Er bewegt die Glieder und die Züge seines Gesichts mit magischer Gewalt*.) Hörst du! Sag es!

(*Ein furchtbarer Wille ist in ihm, den Redenden unter seinen Gedanken zu zwingen*.)

VON TUCHMEYER: Es gibt ein Unglück!!! Er sagt: die Väter, die uns peinigten, sollen vor Gericht! Das Publikum rast — —

(*Ungeheurer Tumult im Saal*.)

CHERUBIM und der FÜRST (*rechts und links am Vorhang*): Alles in Aufruhr. — Sie dringen auf ihn ein. — Die Stühle sind los — die Tische —

CHERUBIM (*hysterisch schreiend*): Bravo! Ein herrlicher Fall!

DER FREUND (*ganz vorn*): Ruhe! (*Er holt einen Revolver aus der Tasche*.) Ich töte ihn, wenn er verliert!

VON TUCHMEYER (*am Vorhang*): Da — jetzt —

DER FREUND (*mit dem Rücken zum Saal, ohne sich umzuwenden*): Was?

VON TUCHMEYER: Er reißt sich die Kleider vom Leibe. Er entblößt die Brust. Er zeigt die Striemen, die ihm sein Vater schlug — seine Narben! Jetzt kann man ihn nicht mehr sehn, so viele sind um ihn. Jetzt — sie ergreifen seine Hände — sie jubeln ihm zu —

DER FREUND (*im Triumph*): Jetzt hat er gesiegt! Jetzt hat er's vollbracht! (*Er steckt den Revolver ein und kehrt sich um. Im Saale brausender Beifall. Hochrufe*.)

VON TUCHMEYER: Sie heben ihn auf die Schultern! Die Studenten tragen ihn!

DER FREUND: Was sagt er?

VON TUCHMEYER: Er ruft zum Kampf gegen die Väter — er predigt die Freiheit —! «Wir müssen uns helfen, da keiner uns hilft!» Sie küssen ihm die Hände — welch ein Tumult! Sie tragen ihn auf Schultern — zum Saale hinaus . . .

(*Immer neue Hochrufe*.)

DER FREUND: Er hat den Bund gegründet der Jungen gegen die Welt! Listen auf — alle sollen sich unterschreiben!

VON TUCHMEYER (*reißt sein Notizbuch entzwei*): Alle sollen sich unterschreiben! Mein Vater lebt nicht mehr. Heut ist er zum zweiten Male gestorben. (*Er wirft Blätter auf den Tisch.*)

CHERUBIM: Tod den Toten! Der meine schickt mir kein Geld mehr. (*Mit lauter Stimme:*) Ich unterschreibe!

DER FREUND (*zum Fürsten*): Und Sie, Majestät, wie wird Ihnen? (*Er hält ihm die Blätter entgegen.*)

DER FÜRST: Geben Sie her!

DER FREUND: Das nennt man Revolution, Bruder Fürst!

DER FÜRST (*ekstatisch, springt auf einen Tisch, reckt seinen Arm empor wie das Schwert der Freiheitsstatue*): Meine Herren! Wir sind ein Menschenalter! So jung werden wir nie mehr sein. Es gibt noch viele Idioten — aber — zum Teufel: wir leben länger!

(*Er beginnt, auf dem Tisch stehend, die Marseillaise. Die andern singen mit. Stimmen im Saal fallen ein:*)

«Allons enfants de la patrie,  
Le jour de gloire est arrivé . . .»

## VIERTER AKT

### ERSTE SZENE

*Am nächsten Morgen.*

*Ein Hotelzimmer im Stil der Chambres garnis, jedoch ohne Bett. Auf dem Tisch ist das Frühstück gedeckt.*

*Adrienne, vor einem Spiegel, frisiert sich.*

*Der Sohn, nachlässig im Frack.*

DER SOHN: Jetzt, wo du die Haare kämmst, fällt mir ein, daß du schon viele vor mir geliebt hast.

ADRIENNE: Wieso?

DER SOHN: Mich quält eine sonderbare Eitelkeit.

ADRIENNE (*kämmt weiter*): Ich liebe dich.

DER SOHN: Du hast doch Geld von mir genommen!

ADRIENNE: Und du? Lebst du von der Luft? Hast du nicht auch Geld genommen gestern für deine Rede? Wir müssen alle essen.

DER SOHN: Das ist richtig. Ich nahm Geld. Ich habe dafür einen Akt aus meiner Jugend gespielt.

ADRIENNE: Mit wem ich morgen schlafe, geht heute keinen an. Ich bin ein Weib und kann nicht mehr tun.

DER SOHN: Man hat mich auf die Schultern gehoben. Ich muß nachdenken, dann wird es mir klar. Ich bin in einer andern Welt.

ADRIENNE: Du hast doch Revolution gemacht gestern! Weißt du das nicht mehr? Vielleicht steht es schon in der Zeitung.

DER SOHN: Was vor 8 Stunden war, ist für mich schon historisch; gestern habe ich noch Geschichte gepaukt.

ADRIENNE (*nachdenklich*): Da sieht man, wie Revolutionen entstehn!

DER SOHN (*lächelnd*): Nein, du irrst! Ich bin gar nicht so raffiniert. Ich bin kein Schauspieler. Ich war echt.

ADRIENNE: Du weißt nicht mehr, was du gemacht hast?

DER SOHN: Ich erinnere mich, wir nahmen einen Wagen und fuhren in die Vorstadt hinaus. Ich sah dich nur flüchtig — du schienst mir sehr schön. Mein Gott, ich habe ganz vergessen, mich bei den Studenten zu bedanken. Sie trugen mich wohl eine halbe Stunde im Regen herum. Jemand drückte mir Geld in die Hand.

ADRIENNE: Ist es viel?

DER SOHN: Es wird langen.

ADRIENNE: Du bist aus vornehmem Haus. Man sieht es an der Wäsche.

DER SOHN: Wie kommst du darauf?

ADRIENNE: Mein Kleiner! Du hast keine Erfahrung in der Liebe, und von den schönsten Spielen verstehst du nichts. Du mußt erst erzogen werden. Ein Mann von deinem Stande braucht das.

DER SOHN: Ich dachte, das kommt von allein.

ADRIENNE: So klug sind die Männer nicht! Du willst doch einmal heiraten. Du könntest böse hereinfliegen; deine Frau wird dich betrügen — weil du nichts verstehst.

DER SOHN: Adrienne, das wußte ich nicht. Was ist da zu machen?

ADRIENNE: Willst du bei mir lernen? Ich bringe dir alles bei. Und du wirst sehr klug werden.

DER SOHN: Mein Vater hat mich nicht einmal gelehrt, was man nach dem Lieben tun soll. Es war doch zum mindesten seine Pflicht.

ADRIENNE: Die Väter schämen sich vor ihren Söhnen. Das ist immer so. Weshalb schickt man sie nicht zu uns? Man schickt sie auf Universitäten.

DER SOHN: Wieviel Ekel und Unglück könnte verhütet werden, wenn ein Vater moralisch wäre! Er ist der nächste dazu.

ADRIENNE: Statt dessen verfolgt uns die Sittenpolizei.

DER SOHN: Ich verstehe. Ihr fangt an, eine Rolle zu spielen. Man muß von seinem Vater verlangen, daß er uns mit freiem Herzen zur Hure führt. Ein neuer Passus für unsern Bund. Ich werde ihn in meiner nächsten Rede sagen . . . (*Er geht erregt umher.*)

ADRIENNE (*mit ihrer Frisur zu Ende*): Frühstückten wir derweil. (*Sie setzen sich.*)

ADRIENNE (*kauend*): Hast du noch nie mit einer Dame gefrühstückt — nach der ersten Nacht?

DER SOHN: Noch nie. Weshalb?

ADRIENNE: Du bist ungeschickt. Alle haben mir die Bluse zugeknöpft — du kennst die einfachsten Anstandsregeln nicht.

DER SOHN: Ich bin ein Anfänger in der Liebe: das wird mir mit Schrecken klar. Aber die Kunst ist groß, und ein junger Mann muß Bescheid wissen, bevor er die höhere Mathematik versteht. Ich nehme deinen Vorschlag an — unterrichte mich! Ich bewundere dich: du weißt viel mehr als ich. Ich war so ängstlich, als wir heute nacht die Treppe hinaufgingen, an den frechen Kellnern vorbei. Wir sind durch die Mitte des Lebens gewandert . . . aus allen Zimmern dieses verrufenen Hotels brachen Ströme, dunkle und unbewußte . . .

ADRIENNE: Gib mir die Butter!

DER SOHN: Ja, und wie du den Mantel nahmst und aufs Bett warfst — das werde ich nicht vergessen. So selbstverständlich, so klar in sich! Ich weiß jetzt, mit welchem Ton man eine Kerze verlangt, die nicht da ist.

ADRIENNE: Du mußt nächstens nicht so unruhig sein.

DER SOHN: Ich sah zum ersten Male, wie man sich auszieht. Und das langsam genießen! Wie schön ist ein Geldgeschäft: man ist ganz unter sich.

ADRIENNE: Habe ich dir gefallen?

DER SOHN: Erst blau und dann rosa; das Schwarz der Strümpfe! Mir gefielen die Spitzen sehr.

ADRIENNE: Und ich?

DER SOHN: Ich weiß nicht mehr, wie du aussahst.

ADRIENNE (*mit großer Ruhe, nimmt ein neues Stück Brot*): Du liebst mich noch nicht.

DER SOHN: Im Ernst — sei nicht böse. Ich war enttäuscht. Wie nüchtern ist ein Körper und ganz anders, als man sich denkt. Adrienne, du lebst für mich, wie du aus dem Wagen in den Korridor tratest. Wie du in einem fremden Hause Bescheid weißt! Du bist eine Heldin. Ohne dich wäre ich vor Scham in die Erde gesunken. Auf verschossenem Samt am Geländer — ich glaube, das ist die gleiche Anmut, über Goldfelder und malayische Spelunken zu gehn. Ich habe nichts Irdisches mehr an deinen Füßen bemerkt —

ADRIENNE: Manche Herren lieben *nur* meine Füße. Ich muß nackt auf dem Teppich tanzen.

DER SOHN: Wohin führt dieses Wort! Welch ein Zauberkreis. Im Panoptikum einst eine Dame war blautätowiert . . . viele Dinge gibt es, von denen man trotzdem weiß.

ADRIENNE: Weshalb hast du nicht geschlafen?

DER SOHN: Ich war nicht müde. Ich liebte dich sehr in der Dämmerung, ruhend auf dem gleichen Lager, als du mich nicht mehr empfandest. Ich glaube, erst da liebt ich dich ganz.

ADRIENNE (*mit ruhiger Überlegenheit*): Du kannst es noch nicht. Aber du wirst es lernen.

DER SOHN: Ich bin begierig auf diese Kunst. Welche Angst, zu nehmen, was einem geboten ist! Doch man muß sie überwinden.

ADRIENNE: Ich hab meine Handschuhe verloren. Schenk mir ein Paar neue!

DER SOHN (*legt ein Goldstück auf den Tisch*): Ich weiß nicht, was Handschuhe kosten.

ADRIENNE: Das ist zuviel! Ich bring dir zurück. (*Sie setzt ihren Hut auf.*)

DER SOHN: Wo gehst du hin?

ADRIENNE: Nach Hause, mich umziehn.

DER SOHN: Wann kommst du wieder?

ADRIENNE: Soll ich dich abholen?

DER SOHN: Ich warte auf dich.

ADRIENNE: Hast du noch einen Groschen für die Bahn?

DER SOHN (*gibt ihr*): Hast du Geschwister?

ADRIENNE: Ach, reden wir nicht davon. Meine Schwestern sind anständig.

DER SOHN: Es ist doch merkwürdig, das zu bedenken.

ADRIENNE: Weshalb willst du es wissen?

DER SOHN: Ich suche ein Äquivalent für meine Schwäche. Du bist mir zu überlegen.

ADRIENNE: So schnell verlier ich das Gleichgewicht nicht!

DER SOHN: Ich hasse jeden, der meine Zustände weiß. Ich begreife einen Mann, der ein Weib tötet, das ihn durchschaut.

ADRIENNE: Aber Bubi! Wer wird schon von so etwas reden — in deinem Alter!

DER SOHN: Du weckst meine schlummernden Talente. Seitdem ich dich kenne, seh ich manches klarer in mir. Die Freude an eurem Geschlecht regt zum Denken an. Man findet immer wieder einen Weg zu sich.

ADRIENNE (*zuversichtlich*): Heute abend ist Tanz in Piccadilly. Ich führe dich ein! Nachher gehn wir in die Bar.

(*Sie ist in Hut und Mantel.*)

DER SOHN (*betrachtet ihre schlanke Figur*): «Auf, in den Kampf, Tore-ro . . .»

ADRIENNE: Adieu, Bubi!

DER SOHN (*küßt weltmännisch ihre Hand*): Adieu, Madame!

(*Sie geht, ihm zuwinkend, ab.*)

## ZWEITE SZENE

*Er zündet sich eine Zigarette an und geht mit langen Schritten, gewiegt, durch das Zimmer. Die Asche legt er auf einen Teller. Eintritt der Freund.*

DER FREUND: Guten Morgen!

DER SOHN: Bist du schon da?

DER FREUND: Du scheinst nicht erfreut, mich zu sehn.

DER SOHN (*verlegen*): O doch — wie spät ist es?

DER FREUND: Es ist 11 Uhr. Du hast erst gefrühstückt? Um diese Zeit pflegtest du zu Hause nicht aufzustehn.

DER SOHN: Ich brauche einen neuen Anzug. Wo bekomme ich den?

DER FREUND: Hör mal, ich sah eben die süße Adrienne entschreiten.

DER SOHN: Ich liebe sie.

DER FREUND: Nein, du irrst.

DER SOHN: Sie wird es mich lehren.

DER FREUND: Das meinte ich nicht. Was wird sie dich lehren? Überspringe diese Schulklasse ruhig — du hast Besseres vor. Eine Dame ihres Genres ernst nehmen, ist eine Sache, nicht ganz deiner würdig. Du kommst in Konflikt mit den Ärzten. Ich rate ab.

DER SOHN: Es reizt mich, eine neue Gefahr zu erleben. Ich lungre förmlich nach ihr.

DER FREUND: Du wirst sie bald genug haben.

DER SOHN: Auf welchem Gebiet?

DER FREUND: Hast du vergessen, daß dein Vater dich jeden Augenblick zurückholen kann? Du bist minderjährig, mein Sohn.

- DER SOHN: Jetzt — wo ich im Leben stehe zum erstenmal — jetzt wieder in die Knechtschaft zurück? Nie.
- DER FREUND: Nenn diesen gemeinplätzigem Zustand doch nicht *Leben*. Eine witzlose Nacht mit einem Weibe — und du bist nicht einmal enttäuscht? Du warst nie so flach als bei dieser Dame. Jedes deiner Wahnsinns Worte am Abend, wo ich dich überraschte, ist größer. Ich komme einen Propheten zu sehn und finde einen kleinen Flüchtling, der verliebt ist. Du spielst deine eigne Persiflage! Dein Fräulein im Elternhaus war ungeheuer. Aber diese Hure, welch eine geistlose Attrappe!
- DER SOHN: Sie ist zum mindesten in meinem Leben so wichtig wie du.
- DER FREUND: Teufel, laß uns ernst sein. Könntest du dein Gefühlchen unter der Lupe sehn, du würdest staunen, wie es von Läusen wimmelt.
- DER SOHN: Ich will aber nicht! Ich sage dir, die Kleine wird mich abholen, und dabei bleibt es.
- DER FREUND: So werde glücklich. (*Er nimmt seinen Hut.*)
- DER SOHN: Wohin?
- DER FREUND: Ich überlasse dich den Huren. Schade um dich.
- DER SOHN: Bist du verrückt? Rennt man so aus dem Zimmer?
- DER FREUND: Nein, mein Junge. Entweder — oder. Zuhälter werden alle Tage geboren.
- DER SOHN: Ich will, nach soviel Stationen, endlich eine Sache ganz tun.
- DER FREUND: Dazu hast du Gelegenheit.
- DER SOHN: Und wie?
- DER FREUND: Wann ist das Rendezvous?
- DER SOHN: In einer halben Stunde.
- DER FREUND: Dann können wir 20 Minuten reden. Setzen wir uns dazu. (*Sie sitzen sich gegenüber.*)
- DER FREUND: Du bewunderst dieses Mädchen? Sie mag dressiert sein und tüchtig in ihrer Branche. Zugegeben. Das ist viel! Aber hast du nicht vor wenigen Stunden etwas getan? Mensch, du standest in einer europäischen Halle — bedenk das! Was für ein Ruhm lastet auf deinen Schultern! Meinst du, so leicht kann man die Verantwortung von sich abschütteln? Dann verdienst du, daß man dich hängt. Wer einen Gedanken in die Welt schleudert und bringt *den* nicht zu Ende, soll des höllischen Feuers sterben. Das ist das einzige, dem ich rückhaltlos das Recht der Existenz bekenne: *Die Tat*. Und wie stehst du jetzt da? Man sah dich von vorne, Prometheus, und nun sieht man dein Hinterteil — Nachtigall und Kindskopf. Man muß dir die Hosen halten.
- DER SOHN: Wovon reden wir? Von *deiner* Tat, nicht von der meinen. Du bist schuld an mir — ich stand unter deiner Suggestion; das weiß ich. Weshalb tatest du es nicht selber? Gib zunächst einmal darauf Antwort!
- DER FREUND: Mich kennen sie; leider. Ich habe ihre Notdurft zu oft geteilt. Ich bin kein Redner. Die Flamme ist mir versagt; ich würde am Ende selber gegen mich sprechen. Aber *du* hast die Gemüter. Ich weiß nicht, wieso, aber du hast sie. Die größte Macht — und du brauchst sie nicht. Das ist doch zum ver-

zweifeln! Erst hole ich dich aus deinem Käfig, und zwei Stunden lang bist du die Gewalt meiner Ideen. Und schon verrätst du mich und verkriechst dich hinter die Instinkte des Pöbels.

DER SOHN: Als ich heute morgen in der Dämmerung mit mir selber ins reine kam, da erkannte ich nebenbei dies seltsame Theaterspiel. Ich mußte mich fragen, wer ich bin. Der Verdacht liegt nahe, daß deine Hilfe nicht ganz so parteilos war. Ich beklage mich nicht über meine Rolle — aber —

DER FREUND: Ich gebe zu, daß mein Wille über dir geherrscht hat. Ich mißbrauchte dich von Anfang an. Sogar während der Rede habe ich dir, ohne daß du es wußtest, Worte und Gesten diktiert. Dein Haß gegen mich ist also vollkommen begründlich.

DER SOHN (*erhebt sich*): Ach so!

DER FREUND (*drückt ihn nieder*): Noch einen Augenblick. Jetzt ist das Reden bei mir. Als ich dich sah, damals in der Stunde des Selbstmords, blutend an deinem Kampf, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: hier war der Mann, den ich brauchte! Denn ich sah in ungeheurer Erregung — du hattest, was uns allen fehlte —: Jugend und die Glut des Hasses. Nur solche Menschen können Reformatoren sein. Du warst der einzige, der Lebendige, der Rufer: Gott will es.

Und so beschloß ich, dich auf einen Sockel zu heben, von dem hinter du nicht mehr stürzen kannst.

DER SOHN: Bist du dessen so gewiß?

DER FREUND: Ja. Eine unzerstörte, unverbrauchte Kraft in dir bewegt dich nach vorne. Es hätte vielleicht nicht geschehen *sollen*. Aber wo es geschehen ist, *kannst* du nicht mehr zurück.

DER SOHN: Und was soll ich tun?

DER FREUND: Die Tyrannei der Familie zerstören, dies mittelalterliche Blutgeschwür; diesen Hexensabbat und die Folterkammer mit Schwefel! Aufheben die Gesetze — wiederherstellen die Freiheit, der Menschen höchstes Gut!

DER SOHN: An diesem Punkt der Erdachse glühe ich wieder.

DER FREUND: Denn bedenke, daß der Kampf gegen den Vater das gleiche ist, was vor hundert Jahren die Rache an den Fürsten war. Heute sind *wir* im Recht! Damals haben gekrönte Häupter ihre Untertanen geschunden und geknechtet, ihr Geld gestohlen, ihren Geist in Kerker gesperrt. Heute singen wir die Marseillaise! Noch kann jeder Vater ungestraft seinen Sohn hungern und schuften lassen und ihn hindern, große Werke zu vollenden. Es ist nur das alte Lied gegen Unrecht und Grausamkeit. Sie pochen auf die Privilegien des Staates und der Natur. Fort mit ihnen beiden! Seit hundert Jahren ist die Tyrannei verschwunden — helfen wir denn wachsen einer neuen Natur!

Noch haben sie Gewalt, wie einst jene. Sie können gegen den ungehorsamen Sohn die Polizei rufen.

DER SOHN: Man sammle ein Heer! Auch für uns sind die Burgen der Raubritter zu erobern.

DER FREUND: Und zu vernichten bis ins letzte Glied. Wir wollen predigen gegen das vierte Gebot. Und die Thesen gegen den Götzendienst müssen abermals an der Schloßkirche zu Wittenberg angenagelt werden! Wir brauchen eine Verfassung, einen Schutz gegen Prügel, die

uns zur Ehrfurcht unter unsere Peiniger zwingt. Dies Programm stelle ich auf, denn ich kann es beweisen. Führe du das Heer.

DER SOHN: Aber wer hilft uns? Bis zum 21. Jahre sind wir preisgegeben der Peitsche und dem Wahnsinn des väterlichen Gespensts.

DER FREUND: Ist es das erstemal, daß ein Werk für die Freiheit geschieht? Auf, die Fahnen und Schafotte der Revolution! Wenn das alte tot ist, macht man ein neues Gesetz. Wir wollen brüllen, bis man uns im Parlament unter der goldenen Kuppel hört. Um nichts Geringes wagen wir unser Blut. Und der Gedanke, dies Feuer, mächtig zu allen Tagen der Welt, wird nicht erlöschen vor Übermacht und Hinterlist. Wir *müssen* siegen, weil wir stärker sind.

DER SOHN: Sind wir nicht allein — wir zwei in diesem Zimmer? In welchen Räumen tönt Widerhall?

DER FREUND: In allen, wo junge Menschen sind. Hast du nicht geredet in der gestrigen Nacht? Hörtest du nicht die Stimmen des einen tausendfach? So glaube nur: Die Stunde ist da. Und sie fordert das Opfer.

DER SOHN: Was kann ich tun! Ich bin nur ein armer Teufel, der selber vertrieben ist.

DER FREUND: Du hast begonnen — vollende das Werk. Tu nun das Letzte. Empfange die heilige Pflicht.

DER SOHN: Was hab ich Großes getan, daß du alles auf mich setzest!?

DER FREUND: Das Schicksal von Millionen ist in deiner Hand. Was du gestern sahst, ist nur ein kleiner Teil des mächtigen Volkes von Söhnen, die auf deine Taten bereit sind. Der Funke ist entzündet — schleudre ihn ins Pulverfaß. Jetzt muß ein Fall kommen, ein ungeheurer, noch nicht dagewesener, der die ganze Welt in Aufruhr setzt. Auf diesem Boden an einer Stätte muß der Umsturz beginnen. Gestern klang deine Rede hinaus — heute mußt du es tun.

DER SOHN: So sage mir, wie schon einmal an der Wende meines Lebens — was ich tun soll.

DER FREUND (*zieht einen Browning aus der Tasche*): Kennst du dies schwarze Instrument? Es beherbergt den Tod. Ein kleiner Griff — und Leben erlischt. Betrachte es genau: mit diesem Metall hätte ich gestern *dich* vernichtet; aber du hast gesiegt. Du hast den Tod überwunden: das macht dich unsterblich zum Leben.

Sieh an, es ist scharf geladen. Ich gebe es dir. Dasselbe, das noch gestern hinter deinem Atem stand. (*Er reicht es ihm hinüber.*) Nimm es.

DER SOHN: Gegen wen?

DER FREUND: Bald bist du gefangen.

DER SOHN: Nein!!!

DER FREUND: Doch. Die Häscher sind dir auf der Spur.

DER SOHN: Nein!! Nein!!

DER FREUND: Dein Vater weiß, wo du bist. Er rief die Polizei.

DER SOHN: Wer — hat das getan?

DER FREUND: Du willst es wissen: Ich.

DER SOHN: Du . . .!

DER FREUND (*mit aller Ruhe*): Ich teilte deinem Vater deinen Aufenthalt mit.

- DER SOHN (*reißt den Revolver an sich und zielt*): Verrat! Stirb dafür!  
(*Er drückt ab. Der Revolver versagt.*)
- DER FREUND (*ohne etwas zu verändern*): Du hast ihn nicht aufgezogen. Ich wußte, du würdest auf mich schießen. Aber es ist noch zu früh. Ich bin nicht das richtige Ziel — deshalb ersparte ich mir den Griff. Du mußt ihn auseinanderziehen — so — jetzt ist die Kugel im Lauf — (*Er tut es und reicht es ihm hin.*) Jetzt kannst du schießen.
- DER SOHN (*läßt den Revolver sinken*): Verzeih. — (*Er steckt ihn zu sich.*) Ich behalte dein Geschenk.
- DER FREUND: Und nun auch die letzte Klippe umschiff ist — wie zwecklos wäre ein Mord in diesem Moment —, so will ich dir sagen, *weshalb* ich es tat.  
Ich kenne die Versuchung mit Ruhm und mit Weibern zu schlafen. Doch brauchte ich nichts zu fürchten — ich sehe, du brennst noch. So ist es gut. Aber jeder hat die Probe auf sein Exempel zu machen; schon der Kleingläubigen willen und des Unverstands. Mit beiden muß ein Feldzug rechnen. (*Er sieht auf die Uhr.*) In nicht mehr zehn Minuten, am Schritt der Polizisten gemessen, wirst du in Ketten deinem Vater zugeführt. Du stehst vor ihm, der Ketten ledig, Aug' in Auge. Und er wird dein Urteil sprechen: es lautet auf Zwangsarbeit. Was — wirst du dann tun? (*Er steht vor ihm, ganz nahe.*)
- DER SOHN (*weicht zurück*): An welchem Ende der Welt stehn wir . . . kann der Gedanke noch weiter . . . mir schwindelt . . .
- DER FREUND (*folgt ihm nach*): Was wirst du tun? Wohin gehst du?
- DER SOHN (*an die Mauer gedrängt*): Du bist furchtbar. — Hier ist nichts mehr — (*schreiend*) Vatermord!!!!
- DER FREUND (*tritt zurück*): Gott ist bei dir.
- DER SOHN (*stürzt heftig nach vorne, packt ihn am Arm*): Ich kann es nicht! Ich kann es nicht! (*In gräßlicher Angst.*) Laß mich los! (*Er fällt ihm zu Füßen.*) Ich bitte dich!
- DER FREUND (*eisern*): Mensch! Nachdem der ungeheure Gedanke in dein Inneres zog, wirst du ihm nicht mehr entrinnen. Du bist ihm verfallen mit Leib und mit Seele. Du hast keine Ruhe mehr. Geh hin und führe ihn aus!
- DER SOHN (*nach einer langen Weile*): Wie darf ich ein Leben töten — ich — der ich kaum geboren bin. — Es gehört unmenschlicher Mut dazu, das kleinste Tier zu vernichten. — — Ich habe einmal einen Hund erdrosselt und konnte zehn Nächte nicht schlafen. Ich bin zu schwach. Mach mich nicht zum Mörder. Schon jetzt sind die Erinnyen in mir.
- DER FREUND: Ist Feigheit Trumpf? Und du wolltest in die Schlacht?
- DER SOHN: Rette mich vor dem furchtbaren Alb!
- DER FREUND: Und doch hast du eben mit kaltem Blut auf mich geschossen! Wie reimt sich das? Weshalb verfolgt dich mein Schatten nicht? Hab ich dir mehr getan als dein Vater? Antworte, weshalb konntest du es bei mir?
- DER SOHN: Wie gut gelang dieser Effekt. Ich verstehe — die Falle ist hinter mir zu. Ich bin um eine Festigkeit ärmer. Weh dir, du rettetest mich nicht. Ich hasse dich maßlos! Jetzt fühl ich: ich könnte es tun.
- DER FREUND: Was liegt an uns und einem Toten. Hunderttausende werden leben.

DER SOHN: Es gibt edle Väter!

DER FREUND: Wir kämpfen nicht für die Ausnahme — wir kämpfen für die Tat!

DER SOHN: Weshalb muß *ich* sie schauernd vollbringen?

DER FREUND: Weil dir und keinem andern die Macht gegeben ist.

DER SOHN (*stolz empor*): Was ich auch tue: nicht um deretwillen werd ich es tun. Was gehn mich diese an! Für mein eigenes, armes Geschlecht will ich zu Ende leiden. Mir allein ist das große Unrecht geschehn. *Ich werde es tun!* — Mit dir habe ich nichts mehr gemein.

DER FREUND: Du gabst dein Wort.

(*Stille tritt ein.*)

DER FREUND: Wenige Minuten noch und man hat dich befreit von meiner Gegenwart. Werden wir uns wiedersehen? Vielleicht nicht. Einer von uns könnte den großen Sprung machen — möglicherweise nicht einmal du. Ich meine (*mit Geste*) die restlose Entfernung . . .

(*Der Sohn antwortet nicht.*)

DER FREUND: Ich könnte dir in spiritistischen Zirkeln erscheinen. Doch ich lege keinen Wert darauf. Dann schon lieber monistisch verwesen. Indessen, auf dem schwankenden Boden noch nebeneinander, sollten wir uns beide wenigstens klar sein.

DER SOHN (*wie abwesend*): Schon aus diesem goldenen Sterne entschwinden . . . wieder in die Nacht . . . wer wird mir *jetzt* im Unglück helfen?

DER FREUND (*mit starker Stimme*): Zum ersten, zum gewaltigsten Male: du selbst dir! *Hier im Tode beginnt dein Leben.* Du stehst im größten aller Geschicke! Was du bis dahin gelebt hast, waren Stubenarrest und Nachtkapellen. Dir schien es nur so! Aber man lebt nicht mit seinen Reklamesäulen. Zeige, mein Junge, daß du nicht verloren bist!

DER SOHN (*leise und demütig*): Ich fürchte mich so vor dem Sterben.

DER FREUND: Bist du noch nie gestorben? Wieso denn überraschte ich dich dabei?

DER SOHN: Da kannte ich die Welt nicht. Da war ich reich. Da konnte ich sterben.

DER FREUND: Sei mutig; heute bist du besser.

DER SOHN: Und als ich im Saale stand — vergißt du?

DER FREUND: Jetzt erst wirst du ganz du selbst sein. Ich nehme Abschied von dir. Du hast mich überholt. Ich kann dir nichts mehr geben.

DER SOHN: Ich gehe zum Tode. Weißt du, was das heißt?

DER FREUND: Er oder du! Der muß sterben, der sein Lebendigstes nicht vollbracht hat. Wer das Leben in einem andern Menschen haßt, darf den eignen Tod nicht fürchten. Ein Hund unterliegt ohne Kampf! Das beste an uns ist, daß wir die Gefahren *wollen*, daß wir ohne sie nicht geboren sind. So rette denn dein Geschlecht — unser aller Geschlecht: das Höchste, was wir besitzen. Wenn auch schlimm und vergänglich, einmal müssen wir dahin gelangen.

DER SOHN: Und das eine gegen alles! Hat es Raum auf der alten Welt?!

DER FREUND: Nieder, was uns bewuchert! Gib keinen Pardon — auch dir hat man nichts gegeben.

Schaudre nicht: Gott will, daß die Gesetze sich ändern.

DER SOHN: Erwarten wir die Polizei. Diese kurzen Sekunden sind das Gottesgericht. Ich bin bereit zu gehn. Die Henker sollen mich mutig finden.

Nein, ich unterwerfe mich nicht.

Tritt keiner hier ein, mich zu fesseln, so will ich fliehn und kein Haar soll ihm gekrümmt sein. Wenn aber ja (*er hebt den Finger*), ich schwöre! Und fordre den gräßlichen Zweikampf heraus. Aber ich will das Verbrechen sehn, daß ein Vater seinen Sohn den Schergen überliefert. Wenn das geschieht, ist die Natur entmenschlicht. Dann führe ein anderer meine Hand.

DER FREUND: Gedenke dieses Schwurs!

DER SOHN: Die Wolke am Himmel raucht. Ich könnte beten: Wende das Übel von mir . . .

DER FREUND: Du brauchst keinen Christus am Kreuz. Töte, was dich getötet hat!

DER SOHN (*in Tränen*): Ich bin schwach wie das kleinste Opfertier. Und doch. Ich habe die Kraft.

DER FREUND (*in tiefer Ergriffenheit*): Auch der Zweifel und die Versuchung sind uns gegeben und das Unendliche, damit wir fort und fort am eignen Willen scheitern, dennoch zum Größten gelangen. Glaub mir, der in alle Wasser getaucht ist, ich muß es zitternd sagen: Wir leben ja, um immer mehr und immer herrlicher zu sein. Und Glück und Qual und Wahnsinn sind nicht vergeblich — so laß uns wirken, Bruder, zwischen den Schatten, daß uns der Tod nicht erreicht vor unserm Ende.

Nur ein kleiner Raum ist noch zwischen uns beiden — schon wölbt sich die Brücke des gemeinsamen Stroms.

Da gehst du nun hin. Und ich nenne deinen Namen mit Ehrfurcht; bald werden viele ihn nennen.

DER SOHN: Gibt es denn Absolution für das, was ich tue?

DER FREUND: Sie ist im Glauben der Menschen, deren Retter du wirst.

DER SOHN: Und wenn es mißlingt? Wenn ein Spuk mich narrt? Wenn die Hoffnung scheitert?

DER FREUND: Dann ständen wir nicht hier. Unsre kleine Existenz ist das Korn der großen Erfüllung. Du lebst nur das Schicksal deiner Geburt. Was einst dir die Brust bewegt hat — heute wirst du's vollenden.

DER SOHN: Mir ist, als hätte ich längst gelebt.

DER FREUND: So lebe von neuem! Lebe, deines Daseins endlose Kette zu begreifen. Zweifle nicht mehr! Ein Strahl bricht in unser armes Geschick. Bruder vor dem Tode — wir dürfen noch einmal beisammen sein.

DER SOHN (*in großer Bewegung*): Gib mir deine Hand!

DER FREUND: Kann ich noch etwas für dich tun?

DER SOHN: Hier nimm das Geld. Ich erhielt es gestern. (*Er gibt es ihm.*) Arm ging ich aus meinem Vaterhaus, und so will ich zurückkehren. — Glaube an mich!

(*Sie stehn sich hochentschlossen gegenüber.*)

### DRITTE SZENE

*Man klopft an der Türe.*

DER SOHN (*mit lauter Stimme*): Herein!

(*Kriminalbeamte treten ein.*)

DER KOMMISSAR: Welcher von den Herren ist der Sohn des Geheimrats?

DER SOHN: Der bin ich.

DER KOMMISSAR (*tritt auf ihn zu*): Bitte, folgen Sie uns.

DER SOHN: Ihr Ausweis?

DER KOMMISSAR (*zeigt ein Schild*): Hier.

DER SOHN (*höflich*): Ich danke. Erlauben Sie zur Klärung noch eine Frage: hat Sie mein Vater geschickt?

DER KOMMISSAR: Wir haben Auftrag, Sie zu ihm zu führen.

DER SOHN: Es ist gut.

(*Der Sohn und der Freund sehen sich an.*)

DER KOMMISSAR (*tritt einen Schritt näher*): Da Fluchtverdacht vorliegt, muß ich Ihnen die Hände fesseln.

DER SOHN: Sie führen also einen Verbrecher?

DER KOMMISSAR (*achselzuckend, mit Entschuldigung*): Ich bedaure . . .

DER SOHN (*reicht beide Hände hin*): Ich sträube mich nicht.

(*Er wird gefesselt. Die Beamten nehmen ihn in die Mitte. Sie entfernen sich.*)

### VIERTE SZENE

DER FREUND (*allein, öffnet das Fenster*): In den Wagen stoßen sie ihn.

In Ketten! Nun stellt auf die Guillotine, ihr Henker! Euer Kopf wird fallen. (*Er kommt nach vorne.*) Er wird es tun. Triumph! — Hier ist meine Kraft zu Ende. (*Er sinkt in einen Stuhl.*) Mir scheint, an mir ist die Reihe . . . (*Er betrachtet sich wie ein Photograph.*) Ist die Pose gut so? Bitte recht freundlich! Wer knipst den Moment der Verwesung? (*Er zieht eine kleine Flasche hervor.*) Nichts mehr als diese Sensation auf der Erde — das ist wenig. Man sollte nicht an sein Ende denken. (*Er öffnet die Flasche und riecht daran.*) Verdammt! Die Neugierde ist groß. Stirbt man wirklich aus Interesse? Könnte man die Memoiren dieser Sekunde schreiben!? Aber der Ruhm ist traurig, und die Kunst reizt nicht mehr.

Nein, lieber so.

Und selbst wenn er die Tat begeht, was ist geschneht? Er lebt und wird mich doppelt hassen — wenn der Mantel fällt.

Was hab ich ihm denn zugeredet? Ich werde verduften und mich Lügen strafen. Die Bejahung des Lebens ist nur einem Spitzbuben erlaubt, der im voraus weiß, wie er endet.

Es wird Zeit.

Monologe, bevor man stirbt, sind häufig. Ich lebte zu meiner Zufriedenheit. Ich schwör es: der Wahnsinn soll mich hier nicht erreichen! Ich komme den Geistern zuvor — (*Er gießt die Flüssigkeit in ein Glas und besinnt sich.*) Herrliche Dinge fallen mir ein. Geist-

Fabrikanten könnten an meinem Tode reich werden. Teufel, weshalb rede ich noch! *Ich fürchte mich, so allein ins Jenseits zu traben!!! (Er springt zitternd auf und horcht.)* Was ist da: ein Schritt auf der Treppe? Das wird die süße Adrienne sein! Der Himmel gab ihr einen Beruf: sie soll mir die Vernichtung in einem Tropfen Champagner reichen... *(Er geht ihr entgegen.)*

## FÜNFTER AKT

### ERSTE SZENE

*Wenige Stunden später.*

*Das Sprechzimmer des Vaters im elterlichen Hause. Ein langer Raum; in der Mittelwand rechts und links eine Türe, an den Seitenwänden je eine. Links steht der Tisch des Vaters mit Büchern, Telephon; davor Sessel mit Holzlehne. An der Mittelwand Glasschränke mit ärztlichen Utensilien, rechts ein Untersuchungstisch, aufklappbar. An der rechten Seitenwand der Bücherschrank. Davor, gegenüber dem Arbeitstisch des Vaters, ein kleinerer Tisch mit Stühlen. An der Wand die Rembrandtsche Anatomie.*

*Der Vater. Der Kommissar.*

DER VATER: Ich danke Ihnen, Herr Kommissar. — Hat mein Sohn sich zur Wehr gesetzt?

DER KOMMISSAR: Der junge Mann war ganz ruhig. Wir hatten erwartet, einen Rasenden zu finden. Statt dessen trafen wir zwei Herren im Gespräch. Ein Anlaß, Gewalt anzuwenden, lag nicht vor. Trotzdem haben wir auf Ihren Wunsch die Hände gefesselt. Auch die Fahrt hierher verlief in voller Ruhe.

Vielleicht, Herr Geheimrat, war die Maßregel etwas zu strenge. Ich als alter Menschenkenner habe nur mit Bedauern das Zwangsmittel ergriffen. Vielleicht ist es in Güte möglich, den jungen Mann auf die rechte Bahn zu führen. Ich bin überzeugt, er ist kein schlechter Mensch. Es gibt schlimmere Sorte!

DER VATER: Herr Kommissar, ich habe ihn zwanzig Jahre beobachtet. Ich bin sein Vater, außerdem bin ich Arzt. Ich muß es wissen.

DER KOMMISSAR: Verzeihung, Herr Geheimrat, ich wollte keineswegs...

DER VATER: Im Gegenteil: ich bitte um Ihr Urteil! Sie sind sicher ein erfahrener Mann, doch betrachten Sie die Dinge unter Ihrem Winkel. Ich glaube, ich täusche mich nicht. Ich habe reiflich überlegt, bevor ich mich entschlossen habe. Es ist keine Güte mehr möglich! Nur die äußerste Strenge kann ihn noch bessern. Dieser Junge ist verdorben bis auf den Grund seines Charakters. Er will sich meinem Willen entziehen — das darf unter keinen Umständen geschehn. Sie haben seine Reden nicht gehört! Die Jugend von heute läuft ja Sturm gegen alle Autorität und gute Sitten. Seien Sie froh, daß Sie nicht einen solchen Sohn haben.

DER KOMMISSAR: Herr Geheimrat: ich *habe* Söhne. Und ich liebe sie! Ich könnte den Fluch der Schändung nicht auf ihr Haupt rufen. Ich kenne die furchtbare Tragödie zu sehr! Wir haben mit Tieren und Verbrechern zu tun. Bevor ich mein eignes Blut in diesen Abgrund stoße, lieber lebe ich nicht mehr. Selbst bei jugendlichen Kriminellen kennen wir vor dem Gesetz noch Verweise und Strafaufschub. Was hat Ihr Junge denn Schlimmes getan? Hat er geraubt, gefälscht, gemordet? Das sind die Kreaturen, mit denen wir rechnen müssen; das ist die Gesellschaft, in die Sie ihn treiben. Verzeihn Sie mir noch ein offenes Wort: Sie brandmarken ihn für sein Leben. Sie stempeln ihn mit der Marke des Gerichts. Er hat einen kleinen Ausflug gegen Ihren Willen unternommen . . .

DER VATER (*lacht höhnlich*): Einen kleinen Ausflug!!

DER KOMMISSAR: Sie sind im Recht und werden ihn strafen. Aber rechtfertigt das eine Erniedrigung? Ich fürchte, die Fesseln sind nicht mehr gutzumachen. Herr Geheimrat — es kann ein Unglück geben!

DER VATER: Er hat mir den Gehorsam verweigert; es ist nicht das erstmal. Wenn er, der doch mein Sohn ist, schimpflich mein Haus verläßt — was kann ich anders tun, als ihn meine Macht fühlen lassen! Ich bin sonst der Entehrte. Was wird man von mir denken? Wie wird man mich ansehen! Ich *muß*, wenn kein Mittel mehr hilft, zu diesem letzten greifen. Das schulde ich meiner Pflicht gegen mich — und gegen ihn. Ich glaube noch, ich *kann* ihn bessern. Er ist jung: dies sei ihm eine Warnung für sein ganzes Leben.

Herr Kommissar, Sie sind mir ein Fremder. Trotzdem habe ich Ihnen mehr gesagt, wie je einem Menschen. Bitte, vertrauen Sie mir. Alles lastet ja auf mir in dieser Stunde — ich will nur das Beste nach meinem Gewissen. Aber das darf ich nicht auf mir sitzen lassen! Sie sind selber Vater. Was täten Sie an meiner Stelle?

DER KOMMISSAR: Ein Wesen aus meinem Geschlecht, das in meinem Leben entsprungen ist, kann nicht verworfen sein. Das ist für mich das höchste Gesetz! Auch wir altern. Weshalb soll unser Sohn nicht jung sein?

DER VATER: Und wenn er Sie beleidigt?

DER KOMMISSAR: Mein Sohn ist doch ärmer und schwächer als ich. Wie kann er mich beleidigen!

DER VATER: Herr Kommissar, ich bin aktiv gewesen; ich habe für meine Ehre mit dem Säbel gefochten. Ich trage noch die Spuren (*er weist auf eine Narbe in seiner Wange*): ich muß mein Haus rein halten. Ich kann mich auch von meinem Kinde nicht ungestraft beschimpfen lassen. Außerdem erachte ich die Verantwortung des Erziehers zu hoch, sich einem Zwanzigjährigen gleichzumachen.

DER KOMMISSAR: Ich fürchte, wir reden aneinander vorbei. Ich habe auch in meiner Jugend gefochten. Aber die Zahl der Semester und Messuren erscheint mir kein Maßstab. Unsere Söhne verlangen, daß wir ihnen helfen. Herr Geheimrat: *Das müssen wir tun*. Ob sie besser sind oder schlechter als wir, ist eine Frage der Zeit — nicht des Herzens.

DER VATER: Ich bin bestürzt — verzeihn auch Sie mir die Offenheit in einer ersten Stunde. Wie kann ein Vater, wie kann ein Beamter so reden! Unsre jungen Leute werden schlimmer und verderbter von

Tag zu Tag. Das ist notorisch! Und dieser Fäulnis im kaum erwachsenen Menschen soll man nicht steuern!? Ich halte es für meine heiligste Pflicht, gegen die Verirrung zu kämpfen, und ich werde es tun, so lange ich atme. In welcher Zeit leben wir denn? Hier lesen Sie in der Zeitung, wie weit es schon gekommen ist! (*Er nimmt das Blatt und weist auf die Stelle.*) Gestern hat in einer geheimen Versammlung ein Unbekannter gegen die Väter *gepredigt*. Das kann nur ein Wahnsinniger sein!! Aber das Gift hören Tausende und saugen es gierig. Weshalb schreitet die Polizei nicht ein? Diese Bürschchen sind staatsgefährlich. Hinter Schloß und Riegel mit allen Verführern; sie sind der Auswurf der Menschheit.

DER KOMMISSAR (*mit einem Blick in die Zeitung*): Diese Versammlung war der Polizei bekannt. Es ist ein Klub junger Leute. Er steht unter dem Protektorate einer hohen Persönlichkeit . . .

DER VATER: Auch das noch! Dann haben wir ja bald die Anarchie.

DER KOMMISSAR: Ich kann Sie über diesen Vortrag beruhigen. Er war nur gegen die unmoralischen Väter gerichtet.

DER VATER (*höhnisch*): Also gegen die Unmoralischen. Und die Regierung unterstützt das Treiben? Um so mehr ist es unsere Pflicht, sich gegen den Verrat in der eigenen Familie zu schützen. Nein, Herr Kommissar, die äußerste Strenge. Die äußerste Strenge!

DER KOMMISSAR: Wir sind die Leute des Gerichts. Wieviel Verdammnis sehn wir! Glauben Sie mir, ich will keinen Unschuldigen henken, geschweige denn meinen eigenen Sohn. Und wenn er mir tausendfach unrecht tut — ich bin doch sein Vater! Soll er andere mehr lieben als mich? Wir Väter müssen erst unsre Söhne erringen, ehe wir wissen, was sie sind.

DER VATER: Sie scheinen unter Söhnen etwas Absonderliches zu verstehen.

DER KOMMISSAR (*bescheiden*): Ich verstehe darunter ein Wesen, das mir geschenkt ist, dem ich dienen muß.

DER VATER (*erhebt sich*): Herr Kommissar — wie gesagt: Ich danke Ihnen. Auch ich kenne meine Pflicht als Vater, allerdings in einem andern Sinne. Ich wünsche Ihnen keine Enttäuschungen! Ich werde es versuchen, selbst in diesem Falle noch, mit meinem Sohne in Güte zu reden — so lange ich das vermag. Mehr kann ich nicht sagen. Ich bitte, führen Sie ihn mir jetzt zu.

DER KOMMISSAR: Ich werde Ihrem Sohne die Fesseln abnehmen. Er wird den Weg zu Ihnen allein finden.

(*Er verbeugt sich und geht. Der Vater setzt sich in den Stuhl links an seinen Tisch.*)

## ZWEITE SZENE

*Der Sohn tritt durch die Mitteltüre langsam ein. Er ist noch immer im Frack und bleibt an der Türe in abwartender Haltung stehn.*

DER VATER (*steht auf, ihm entgegen*): Da bist du. — (*Er streckt die Hand aus.*) — Willst du mir nicht die Hand geben?

DER SOHN: Nein, Papa.

DER VATER: Wir haben miteinander zu reden. Setz dich. (*Er geht zu seinem Tisch und betrachtet ihn.*) Du siehst nicht wohl aus — willst du etwas essen?

DER SOHN: Ich habe keinen Hunger.

DER VATER: Willst du dich erst umziehen und auf dein Zimmer gehn?

DER SOHN: Nein; ich danke.

DER VATER (*sitzt in seinem Sessel rückwärts zum Tisch*): Nun, dann setz dich. Dann wollen wir reden.

DER SOHN (*setzt sich, ihm gegenüber, an den kleinen Tisch nach rechts*).

DER VATER: Du bist gestern abend, trotz des Verbotes, aus deinem Zimmer heimlich entflohn. — Wo warst du die Nacht?

DER SOHN: Du hast die Polizei gerufen. Du hast mich gefesselt hierherbringen lassen.

DER VATER: Ich wünsche eine Antwort auf meine Frage: wo warst du die Nacht?

DER SOHN: Du hast, unter dem Deckmantel der Erziehung, ein Verbrechen an mir begangen. Dafür wirst du Vergeltung finden.

DER VATER (*springt auf, beherrscht sich aber*): Ich warne dich!

DER SOHN: Ich bin nicht hier, um in Tönen des gestrigen Tages dich um etwas zu flehn, für das ich zu klein und zu niedrig dich erkannte. Ich bin hier, Rechenschaft von dir zu fordern — und Sühne: Auge um Auge. Du wirst kein überflüssiges Wort von mir hören. Heute werde ich die nüchterne Rolle spielen, in der du gestern verunglückt bist. Laß alle Gefühlnen beiseite. Willst du mich auf meinen Geisteszustand untersuchen — es steht dir frei. Ich phantasiiere nicht. Soll ich mich auf diesen Tisch legen . . ? (*Er wendet sich zum Untersuchungstisch.*)

DER VATER (*zieht hinter dem Schreibtisch eine Hundepeitsche hervor und beugt sie, wie um sie zu prüfen, übers Knie*): Sprich weiter!

DER SOHN (*fährt auf die Geste mit der Peitsche schnell in seine Tasche und läßt die Hand dort*): Als Auskultator minderer Individuen hast du vielleicht deine Verdienste. Doch hüte dich, die Peitsche zu berühren! (*Er hebt, vom Vater unbemerkt, den Revolver halb aus der Tasche.*) Ich besitze mein eignes Attest. Ich bin durchaus gesund und weiß, was ich tue.

DER VATER (*unwillkürlich eingeschüchtert, läßt momentan die Peitsche sinken, gleichzeitig verschwindet der Revolver in der Tasche des Sohnes*): Man hat dich — in einem verrufenen Hotel — heute morgen gefunden. Was hast du darauf zu sagen?

DER SOHN: Es ist die Wahrheit. Ich befand mich dort.

DER VATER (*erstaunt*): Du leugnest also nicht?

DER SOHN: Keineswegs. Weshalb soll ich leugnen?

DER VATER (*nimmt einen Bogen Papier und notiert, wie bei einem Verhör*): Was tatest du dort?

DER SOHN: Ich habe mit einer Frau geschlafen.

DER VATER (*richtet sich starr auf*): Du hast . . . Genug. — Aus meinem Zimmer!

DER SOHN (*ohne sich zu rühren*): Unser Gespräch ist noch nicht zu Ende. Setz dich wieder. Ich sagte dir schon: es handelt sich um *dich*.

DER VATER: Ich sage dir: hinaus!!

DER SOHN (*erhebt sich ebenfalls*): Du erlaubst also, daß ich mich entferne?

DER VATER: Das Weitere hörst du auf deinem Zimmer.

DER SOHN (*geht zur Mitteltüre und verschließt sie*): Dann muß ich dich zwingen, mich zu hören. (*Er nimmt den Schlüssel an sich und streckt drohend den Arm aus.*) Setz dich, oder es gibt ein Unglück! Du willst es nicht anders — du sollst es haben. (*Er tritt auf ihn zu. Der Vater erhebt die Peitsche, als wollte er zuschlagen, aber von plötzlichem Schwindel ergriffen, fällt er rückwärts in den Sessel.*) Zum letzten, blutigsten Male frag ich dich hier: läßt du mich in Frieden aus deinem Hause? Du hast mich lange genug gequält. Doch die Gewalt am wehrlosen Kinde ist nun vorbei. Vor dir steht einer zum Äußersten entschlossen. Wähle! (*Er wartet auf eine Antwort. Sie erfolgt nicht. Er geht zurück zu seinem Tische und setzt sich wieder.*) Reden wir weiter.

DER VATER (*kommt langsam aus der Abwesenheit zu sich*): Meine Haare sind weiß geworden . . .

DER SOHN: Was geht mich dein Haar an — denke an deine Worte gestern! Ersparen wir uns die Altersjournale. Wir sind unter Männern: wenigstens halte ich mich dafür.

DER VATER: Was willst du noch hier?

DER SOHN: Mein Recht. Und diesmal bin ich willens es durchzusetzen — bis zu Ende.

DER VATER: Danke deinem Schöpfer, daß ich in dieser Stunde zu alt war. Sonst . . . Aber noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Rede also! Auf meinem Totenbette will ich den Vorwurf nicht tragen, der Erste gewesen zu sein. Rede zu Ende! Ich will volle Klarheit über dich haben, eh ich auch das Band zerreiße, das dich noch an mich kettet.

DER SOHN: Papa, du wirst nichts mehr zerreißen. Ob so oder so auf deinem Totenbette — mich rührst du nicht mehr. Überlasse mich nur den Furien: Sorge du, daß du in Ruhe sterben kannst.

Deshalb höre und glaube, was ich dir sage: *gib mich frei*. Ich stehe in furchtbarem Ernste vor dir!

DER VATER: Ich lache über deinen Ernst. Ein Irrer steht vor mir.

DER SOHN: Papa — laß uns alles vergessen. Aber hör diese Pose auf! Es geht um dein Leben!! Alles sei ungeschehen, Qual und Rache und Hinterlist. Streiche mich in deinem Herzen als Sohn. Und laß mich jetzt gehen!

DER VATER (*höhnisch*): Noch nicht, mein Sohn.

DER SOHN: Nun denn —: als ich gestern aus deiner Gewalt entfloh, begleiteten mich viele, die im Garten versteckt waren, mit Revolvern.

DER VATER (*aufmerksam*): Was — soll das heißen?

DER SOHN (*fortfahrend*): Und in derselben Nacht, eine Stunde später, hab ich zu ihnen geredet gegen euch, ihr Tyrannen, ihr Väter, ihr Verächter alles Großen — Ja, erblasse nur — ich bin nicht mehr in deine Hände gegeben: Dein Intellekt reicht nicht aus zum Gedanken, so beuge dich vor der Tat! Wir sind keine Irren, wir sind *Menschen*, und wir *leben*: leben doppelt, weil ihr uns töten wollt. Du wirst keinen Schritt aus diesem Zimmer tun, ohne daß Tausende, die ich rief, dich

zerschlagen, bespeien, zertreten. So rächen wir uns an euch und an eurer Macht, und keiner von den Göttern wird uns verlassen. (*Da er antworten will.*) Ja, ich habe die Revolution begonnen, inmitten der Folterkammer, wo ich stehe — und bald wird mein Name über Leitartikeln stehn. Jetzt kämpft ein Volk von Söhnen, wenn du längst in Staub zerfallen bist.

Hier — lies in deiner Zeitung (*er wirft ihm ein Blatt entgegen*): zitterst du? Das ist dein wahres Gesicht! Ja, ich bin es gewesen! Ich habe geredet!

DER VATER: Du lügst! Du lügst!

DER SOHN: Hier ist die Maske des Unbekannten! (*Er zieht sie hervor und schwingt sie durch die Luft.*) Zweifelst du noch? Ich bin es!!! Nun will ich dein Ende sehn — in deinem eignen Zimmer —

DER VATER (*schwankend über dem Tisch*): Sage, daß du lügst, ich vergesse mich sonst . . .

DER SOHN (*hochaufgerichtet*): Läßt du mich frei? Ich will dein Geld nicht. Ich schenke es den Armen. Du darfst mich enterben. Ich will nur mein Leben, das Ärmste und Höchste! Ich habe noch viel zu tun auf der Welt. Ich will nicht verbluten an diesen Sekunden . . .

DER VATER: Ich bin dein Vater nicht mehr.

DER SOHN: Du warst es *nie*! Vater — wer kennt es heute! Wo bin ich geboren! Ich war ein Stiefkind nur. Habe ich je einen Sohn, so will ich gutmachen an ihm, was mir Übles geschehen. O wunderbar großes Licht, könnt ich es erleben, eines süßen Kindes Behüter zu sein!

DER VATER (*in ganzer Härte vor ihm*): Dein Wunsch ist erfüllt: Du hast keinen Vater mehr. Ich habe dir seine Hand geboten — du hast sie verächtlich von dir gewiesen. Der Fluch komme über dich. Ich verstoße dich.

Aber weil du in dieser Nacht die Schande über mich gebracht hast, deshalb lösche ich dich aus. In meiner Todesstunde will ich an mein Wort denken —: ich habe vergessen, daß du mein Sohn bist.

Du siehst mich heute zum letztenmal.

Wage nicht mehr, mein Haus zu betreten; ich jage dich durch die Hunde hinaus. Hier nehme ich die Peitsche und werfe sie dir vor die Füße. Du bist nicht wert, daß meine Hand dich berührt. (*Er tut es.*) Jetzt kannst du gehen.

DER SOHN: Papa . . .

DER VATER: Sprich den Namen nicht aus!

DER SOHN: Läßt du mich frei!?

DER VATER: Frei? (*Er lacht gellend.*) Noch ein Jahr bist du in meiner Gewalt. Noch ein Jahr kann ich wenigstens die Menschheit vor dir schützen. Es gibt Anstalten zu diesem Zwecke.

Verlaß jetzt mein Zimmer und betritt es nicht mehr!

DER SOHN (*mit eiserner Ruhe*): Das Zimmer ist verschlossen. Hier geht keiner heraus.

DER VATER (*steht auf und geht langsam, schwerfällig zur linken Seitentür*).

DER SOHN (*mit furchtbarer Stimme*): Halt! Keinen Schritt!!

DER VATER (*einen Augenblick wie gelähmt von dieser Stimme, setzt sich an den Tisch*).

DER SOHN (*zieht den Revolver unbemerkt jetzt ganz aus der Tasche*).

DER VATER: Hilfe gegen den Wahnsinn . . . (*Er ergreift das Telephon.*)

DER SOHN (*hebt den Revolver in die Höhe*).

DER VATER (*am Telephon*): Bitte das Polizeiamt.

DER SOHN: Sieh hierher! (*Er zielt auf ihn und sagt mit klarer Stimme:*)

Noch ein Wort — und du lebst nicht mehr.

DER VATER (*macht unwillkürlich eine Bewegung, sich zu schützen. Er hebt den Arm, das Telephon entfällt ihm. Er läßt den gehobenen Arm sinken. Sie sehen sich in die Augen. Die Mündung der Waffe bleibt unbeweglich auf die Brust des Vaters gerichtet — Da löst sich der Zusammengesunkene, ein Zucken geht durch seinen Körper. Die Augen verdrehen sich und werden starr. Er bäumt sich kurz auf, dann stürzt das Gewicht langsam über den Stuhl zu Boden. Der Schlag hat ihn gerührt.*

*Der Sohn mit unverändertem Gesicht, nimmt diese Stellung wahr. Sein Arm fällt herunter, dumpf schlägt der Revolver auf. Dann sinkt er automatisch, als setze sein Bewußtsein aus, in einen Stuhl nahe am Tisch.)*

### D R I T T E   S Z E N E

*Durch die Seitentür rechts tritt das Fräulein. Sie erblickt den Vater, eilt auf ihn zu und sieht, daß er tot ist. Dann erkennt sie den Sohn im Stuhl und kommt langsam auf ihn zu.*

DAS FRÄULEIN: Nun bist du wieder hier — und dir zu Füßen  
vermischt sich Heimat mit dem Wunderland.

Ist keine Stimme nah, dich zu begrüßen:  
sei nun willkommen einer Mutter Hand!  
Und deine Stirne, die so heiß gestritten,  
ich will sie trocknen dir in Angst und Not.  
Ich frage nicht; ich weiß, du hast gelitten.  
Er wird dich nicht mehr hassen. Er ist tot.

DER SOHN: Kennst du den Knaben noch, der dir entschwindet?

O glaube nicht, ich kehrte dir zurück. —  
Wo ist ein Mensch, der das noch überwindet!

DAS FRÄULEIN: Mein armer Freund! Du bist nicht mehr im Glück.

DER SOHN: Nein, Fräulein, die vergänglichen Gebärden

entrücken mich des Horizonts nicht mehr.  
Ich weiß, daß Taten nur durch Opfer werden:  
mein Herz war übervoll — jetzt ist es leer.  
Doch hab ich es vollbracht, ich bin verschwendet.  
Vorbei ist nun die große Leidenschaft.  
Viel ist erfüllt — noch ist mir nichts vollendet;  
die Wolke zog dahin. Es blieb die Kraft.  
Und wenn ich über Tote jetzt ins Leben  
noch einmal schreite: dem hier bin ich fern.  
Vermag ich nicht im Rausche zu entschweben,  
entschweb ich denn auf einem neuen Stern —

Und was in meinem Geist steht ungeheuer,  
bald seh ich es in letzter Klarheit Schein:  
entzünd ich weiter, immer weiter Feuer,  
dann bin ich mehr als *bin* – dann *werd ich sein!*  
*(Sie kniet vor ihn hin, wie er vor sie im zweiten Akt.)*

Ich seh den Himmel über Ihnen scheinen,  
den ich in meiner ersten Nacht gesehn.  
Und könnt ich heut an Ihrem Busen weinen,  
Sie würden meine Träne nicht verstehn.  
Und könnt ich heute noch die Worte sagen:  
Geburt und Dasein – einst in Ihrem Schoß –  
mich würde Ihre Liebe nicht mehr tragen,  
ich bin zu arm. Die Erde ließ mich los.

*(Sie erheben sich langsam beide.)*

Ins schmerzlich Ungeliebte, in die Schwere  
des tief Erkannten treibt mein Körper hin.  
Umfängt mich auch die grenzenlose Leere:  
voll Frucht und voller Segen ist mein Sinn.  
Denn dem Lebendigen mich zu verbünden,  
hab ich die Macht des Todes nicht gescheut.  
Jetzt höchste Kraft in Menschen zu verkünden,  
zur höchsten Freiheit, ist mein Herz erneut!  
*(Sie reichen sich die Hände und gehen ab nach verschiedenen Seiten.  
Der Tote, in der Mitte des Saales, bleibt allein.)*

# Antigone

Tragödie in 5 Akten

TILLA DURIEUX ZUGEEIGNET



## PERSONEN

VOLK VON THEBEN

KREON, *König von Theben*

EURYDIKE, *seine Gemahlin*

HÄMON, *sein Sohn*

ANTIGONE

ISMENE

TEIRESIAS

WÄCHTER

ANFÜHRER

HEROLD

*Schauplatz:* Die Stadt und der Palast von Theben

*Im Hintergrund der Palast.*

*Das Tor des Schlosses in der Mitte mündet auf eine Rampe.*

*Hier ist der Schauplatz des Königs.*

*Stufen führen hinab in die Arena.*

*Drei Eingänge: rechts, links und dem Palaste gegenüber.*

*Hier ist der Schauplatz des Volkes.*

## ERSTER AKT

*Die Bühne ist dunkel.*

*Fanfaren. Palast und Arena werden hell. Volk strömt in die Arena.  
Das Tor des Palastes geht auf. Der Herold tritt heraus.*

### ERSTE SZENE

*Herold. Volk.*

HEROLD: Der Krieg ist aus. Die Feinde sind geschlagen.

Die Stadt ist frei.

Eteokles, der König, fiel

Im Zweikampf mit dem Bruder Polyneikes;

Beide kamen gräßlich um durchs Schwert.

Eteokles ist tot. Kreon ist König.

Kreon befiehlt:

Die Leichen der Gefallenen zu begraben;

Freudenfeuer, Gottesdienst

Zu feiern für die Rettung unsrer Heimat.

Man gebe dem Eteokles ein Grab,

Ein königliches Grab,

Würdig seiner Asche: Held und Retter.

Doch Polyneikes, der Verräter, giftige Saat

Vom Schatten des Ödipus, der mit dem Zug

Der Sieben gegen Theben zog, die Herrschaft

An sich zu reißen — bleibt liegen

Dort auf dem Schlachtfeld, Hund- und Vogelbeute.

Zum Himmel stinkt sein faules Aas,

Denkmal der Schande allen Menschen.

Kreon befiehlt:

Wer des Verbotes ungeheure Mahnung

Übertritt —

Wer dieser Leiche letzte Ehre spendet,

Der wird zu Tod gesteinigt,

Sein Kadaver jenem zugesellt.

So rächen wir die Taten unsrer Feinde!

*(Trompeten. Ab.)*

EIN BÜRGER: Es sind viele gefallen im Krieg.

ZWEITER BÜRGER: Schlimme Zeiten.

DRITTER BÜRGER: Weshalb sollen wir Polyneikes nicht begraben?

VIELE STIMMEN: Er war schuld am Krieg. — Er wollte den König ermorden. — Er ist ein Hund, die Hunde sollen ihn fressen.

EIN KRIEGER: Er war ein Krieger wie wir. Er war tapfer.

ZWEITER KRIEGER: Er war der Feind.

EINE FRAU: Vielleicht hat er Weib und Kinder.

VIELE FRAUEN: Auch wir haben Kinder. — Wer hilft uns?

ERSTER BÜRGER: Wir haben einen guten König.

ZWEITER BÜRGER: Einen tapfern König. Er sitzt auf dem Thron!

(Gelächter.)

ERSTER KRIEGER (*drohend*): Kreon ist König!

ERSTER BÜRGER: Der Schwager des Ödipus.

ZWEITER BÜRGER (*dumpf*): Der Fluch des Ödipus ...

ERSTER KRIEGER: Gehorcht dem König!

ZWEITER KRIEGER: Er schenkt uns Wein.

STIMMEN: Wein! — Wenn die Krieger heimkommen. — Viel Wein! —  
Tänzerinnen und Flöten.

DRITTER BÜRGER: Erst laßt uns die Toten begraben.

(*Stille.*)

EINE FRAU: Und die Witwen und Waisen?

ZWEITE FRAU: Unsre Männer sind tot. Wir haben Hunger. Gebt uns  
zu essen!

ERSTER BÜRGER: Wir wollen keinen Krieg mehr.

VIELE STIMMEN: Wir wollen Frieden!

EIN JÜNGLING (*steht auf den Stufen*): Hört auf mich. Wir sind jung.  
Männer werden geboren.

Wir werden hinausziehn. Der Krieg ist schön.

ERSTER BÜRGER: Gelbschnabel!

ZWEITER JÜNGLING (*neben dem ersten*): Wenn die Schlacht uns zerreißt,  
Ihr sollt es nicht fühlen.

Ihr sollt nicht hungern.

VIELE RUFEN: Theben! Theben!

(*Flöten hinter der Szene.*)

DRITTER JÜNGLING (*neben den beiden*): Die Welt ist weit.

Wir werden viele Feinde besiegen.

Vorwärts, Freunde — Unsterblichkeit!

VIELE FRAUEN: Wie sie rufen!

(*Sie drängen zu ihnen.*)

ERSTER KRIEGER (*zu einem Mädchen*): Heran, kleine Freude!

(*Er nimmt sie in die Arme.*)

DAS MÄDCHEN: Die grämlichen Bürger!

ZWEITER KRIEGER: Heute nacht fließt Wein,  
Der Sorgen-Erwürger.

DAS MÄDCHEN: Heute nacht, heute nacht —

ERSTER KRIEGER: Heißer als die Schlacht —

ZWEITER KRIEGER: Alle sollen betrunken sein!

DIE JÜNGLINGE: Wir haben den Sieg. Wir haben das Leben.

Sieben Heere vor sieben Toren in Theben!

Ruft die Völker der Erde heran —

Wir sind gerüstet. Wer greift uns an?

EINIGE (*lärmend*): Wir sind gerüstet. — Wer greift uns an?

VIELE: Das Vaterland ist gerettet.

ALLE: Es lebe der König!

ERSTER BÜRGER: Geht heim in die Häuser. Der Tag ist zu Ende.

ZWEITER BÜRGER: Dort nahen zwei Frauen ...

(*Alle wenden sich.*)

ERSTER BÜRGER: Still. Die Fürstinnen: Antigone und Ismene. Die  
Schwestern der Toten. Ehrt ihren Schmerz. Laßt uns gehen.

(*Alle ab.*)

ZWEITE SZENE

*Antigone und Ismene kommen von rechts. Der Palast ist dunkel.  
Die Arena ist hell.*

ANTIGONE: Komm zu den Stufen, wo wir Kinder  
Ball spielten vor dem Haus des Ödipus.

Ismene, hier

Fiel er hinab, unser Vater —

Geblendet: Vatermörder, Mutterschänder.

Zum zweitenmal erfüllt mein Herz die Stätte;

Das Verbrechen weidet sich an mir.

*(Sie setzt sich nieder auf die Stufen.)*

Die Brüder sind tot. Sie nennen es Krieg.

Weshalb muß ich noch leben auf den Gräbern?

ISMENE: Du wirst nicht sterben. Zünde Hoffnung an!

Sieh, Friede kehrt zurück.

Ich will dich trösten. Weine, süße Schwester!

ANTIGONE *(greift mit den Händen in die Erde)*:

Ich kralle mich in die Erde ein;

Sie ist so starr nicht wie das Herz der Mächtigen.

Da draußen liegt des Bruders Leiche,

Erschlagen wie ein totes Tier.

Wo steht das, Schwester,

Daß man die Toten nicht begraben soll?

Er ist ein Mensch. Er ist mein Bruder.

Ich kenne keine Feinde, die man schändet,

Keinen Haß, der noch den Tod beschimpft.

ISMENE: Gott wird ihn rächen.

ANTIGONE: Rede nicht von Gott!

Hat Gott erlaubt, daß sich die Menschen morden?

Hat Gott, als Kreon sich vermaß,

Zu treten auf den armen Leib des Toten,

Erdbeben, Feuerbrände ausgesandt,

Das Maul des Spötters zu ersticken?

Gott schwieg.

ISMENE: So laß uns fliehen.

ANTIGONE: Fliehen, Schwester?

Die Nacht fiel über Ödipus.

Nicht das war seine Schuld, daß unerkant

Der Sohn den Vater schlug — nein, daß der Mensch

Im Haß den Menschen tötet, der ihm Feind.

Als ich in die graue, ferne Zeit

Den alten Mann an meiner Hand

Fort vom Palaste in die Armut führte,

Erkannte ich Gottes Fluch an uns!

Wären alle Menschen blind, dann fielen

Schläge in den ungewissen Raum;

Sie müßten, weil sie hilflos sind, sich lieben.

Hier klebt noch Blut. Hier laß uns sühnen.

ISMENE: Sind wir nicht arm?

ANTIGONE: Sind wir nicht Schwestern?

Hilf mir, Polyneikes zu begraben.

ISMENE: Antigone —

Es steht der Tod darauf!

ANTIGONE: Was zögerst du?

Ist nicht der Bruder höher als der Tod?

ISMENE: Du handelst gegen das Gebot des Königs!

ANTIGONE: Soll ich sein Unrecht noch vergrößern?

ISMENE: Laß es vergessen sein.

ANTIGONE: Hat Kreon ihn vergessen?

Ist ewig nur der Haß? Wie sehr

Hat Liebe unter Menschen sich verändert,

Wenn sie dem Tode weicht. Was reden wir!

Begraben will ich ihn — nicht um ihn weinen.

ISMENE: Du hassest Kreon, Tochter Ödipus'!

ANTIGONE: So lang ich lebe, lebt Gerechtigkeit.

ISMENE: Du bist ein Weib. Gehorche!

ANTIGONE: Am jüngsten Tage wird er mir begegnen

Und fordern Rechenschaft von meinem Geiste.

ISMENE: Beuge dein großes Haupt!

Durch neues Unrecht stürzt das alte nicht;

Du rührst den ewigen Jammer sinnlos auf.

Lacht nicht des Bürgers

Auge erwacht der heitern Sonne zu?

Sei Mensch mit allen Menschen!

*(Ferne Musik, die sich bis zum Ende der Szene steigert.)*

ANTIGONE: Schweige!

Tanze deiner Wollust zu.

Bring dich in Sicherheit.

ISMENE: Antigone!

ANTIGONE: Entblöße deinen Busen nur,

Aus dem die Treue zu den Bürgern floh.

Du bist ein Weib — wirf dich Männern hin!

ISMENE: Höher als der eine ist die Welt,

Und wäre er mein Bruder tausendfach.

ANTIGONE: Geh in die Welt. Er war dein Bruder nie.

ISMENE: Wie einsam sind wir —

ANTIGONE: Geh! Verleugne mich.

*(Ab nach rechts.)*

ISMENE *(von schnell hereindringendem Volke fortgerissen).*

DRITTE SZENE

*Fackeln, Musik. In der Mitte lagern kriegerische Jünglinge. Tänzerinnen führen eine Pantomime auf. Sie nähern sich, weichen zurück, werfen Zweige hin, lassen sich greifen, sinken zu ihnen nieder. Eine schöne Gestalt bleibt übrig mit einem Kranz. Sie neigt sich und bekränzt den schönsten Jüngling damit.*

DIE TÄNZERIN: Auf Bergen lodern die Feuer.  
Ruhm und Siege und Taten weit —  
Liebt uns! Verschwendet uns! Alles ist euer:  
Süße Frucht der lebendigen Zeit.

EINE STIMME (*schneidend*): Und die Toten?  
(*Alle wenden sich unwillig.*)

ZWEITE STIMME: Still da!

EIN JÜNGLING: Wer stört das Fest?

EIN BÜRGER: Die Unzufriedenen!

DER JÜNGLING MIT DEM KRANZ: Rosse versinken im Sumpf,  
Kehle zerschnitten,  
Geräderter Rumpf,

Wir ritten

Dumpf

Durch fliehende Heere mitten.

Am Himmel der rote Schrei,

Am Boden der blutige Brei,

Wir ritten!

Wir trieben mit unserm Speer

Die Menschen zusammen wie Ziegen.

Wer nicht wollte, wer nicht konnte,

Blieb — liegen.

(*Er macht die Geste des Erstechens. Beifall.*)

Wie sie liefen: wie Hunde, wie Hasen!

Die Alten haben wir aufgehängt,

Die Jungen gespritzt auf den Rasen,

Keinem das Leben geschenkt!

Die Raben

Sollen sie haben.

(*Fröhliches Gelächter.*)

EINE STIMME: Die Raben?

EIN JÜNGLING (*drohend*): Was sagst du?

DIE STIMME: Freund! Es war einmal eine Rabenschlacht. Als alle Raben tot waren, kamen die Menschen und fraßen sie.

DER JÜNGLING: Spaßvogel!

DIE STIMME: Die Menschen wählten einen König, den nannten sie Rabenkönig zur Erinnerung an die Rabenschlacht. Alle zehn Jahre ziehen sie aus auf die Rabenjagd. Wenn die Raben getötet sind, bereiten sie dem König ein Mahl. Wenn der König die Raben gefressen hat, muß er zehn Jahre verdauen; dann fängt die Geschichte von vorne an.

EIN BÜRGER: Eine schöne Geschichte. Wo kommen alle die Raben her?

DIE STIMME: Du mußt den König fragen; der weiß es.

VIELE STIMMEN: Kreon soll kommen! — Der neue König. — Wir wollen den König sehn!

DAS VOLK: Kreon!

*(Alle wenden sich dem Palaste zu. Der Palast wird hell. Kreon tritt heraus. Stille.)*

KREON: Untertanen!

Meine Augen schweifen über die Länder.  
Ich sehe Städte gebaut, Herrscher regieren;  
Den Palast der Könige, ewigen Marmor  
Auf der verworrenen Masse des Volkes.  
Gott, der die Feinde schlug, hat mich  
Zum König eingesetzt. Herolde haben  
Meinen Willen verkündet.

Ich sehe zu meinen Füßen Gute und Böse,  
Das Volk des Ödipus, der längst verfiel.  
Von euch erhob sich seiner Söhne Einer  
Als Feind, verriet sein Vaterland.  
Der liegt nun tot und kalt im Mörderblute  
Und träumt nicht mehr vom Thron.

Noch einmal hier

Befehle ich mit meiner ganzen Strenge:

Kein Grab für seinen Überrest!

Mag in die Welt, wo Völker wohnen,  
Der Pestgeruch von seinem Namen dringen.

Weh dem, der sich vergreift an dieser Schuld!

Ihr alle haftet mir für seine Leiche.

ANFÜHRER: Dank, König Kreon, daß du Rache übst.

Die Wächter stehen an der Leiche schon.

Keiner naht sich dem Verhaßten mehr.

KREON: Mein Volk!

Gewonnen ist der Krieg. Beweint die Toten.

Zu neuen Taten rüstet euch!

Wir sind umringt von Feinden.

Nur der Starke wird die Welt erobern.

Die Herrschaft nehme ich in meine Hände,

Erfüllt vom Geiste eurer Könige;

Ehre dem Freund! dem Feinde Untergang.

An diesem Tag der Freude, den ihr feiert,

Soll offenbar auch meine Gnade sein.

Ist einer unter euch, der sie begehrt,

Er trete vor und fordere sie von mir!

*(Die Schar der Armen in grauen Gewändern wirft sich vor den Stufen nieder. Einer von ihnen spricht:)*

DER ARME: Herr! Die Felder sind nicht bestellt. Das Vieh ist obdachlos. Unsre Söhne fielen im Krieg.

DER ZWEITE ARME: Wir frieren. Unser Haus ist gepfändet. Hab Mitleid, Herr!

DER DRITTE ARME: Die Kinder hungern. Die Weiber sterben am Fieber. Erlaß uns den Tribut!

ALLE ARMEN: Erlaß uns den Tribut!

KREON: Ich brauche euer Geld und eure Söhne.

Theben soll mächtig sein!

RUFE: Theben soll leben!

DIE ARMEN: Wir sind arm. — Wir wollen Frieden.

KREON: Man gebe ihnen Brot.

EINE FRAU: Gib uns unsre Männer!

EINE STIMME (*grell*): Nieder die Reichen!

KREON: Wer ruft da? Komm! Ich will dich sehen, Freund.

Komm näher! Was sagtest du?

(*Ein schwächtiger Bursche tritt langsam vor.*)

DER BURSCHE: Wir haben Hunger. Wir müssen arbeiten. Arbeiten für die Reichen. Sie geben uns nichts.

VIELE STIMMEN: Er hat recht. — Hört ihn.

ANFÜHRER: Ruhe!

KREON (*spöttisch*): Ich liebe diesen lustigen Gesellen.

Wie sieht die Welt in seinem Schädel aus?

DER BURSCHE (*plötzlich wild, mit drohender Faust*): Die Not! Das Elend!!

KREON (*finster*): Was schreist du, Lümmel!

DER BURSCHE (*reißt sein Gewand auf, streckt die Arme aus*): Ich habe fünf Tage nichts gefressen. Man wird nicht von Siegen satt.

KREON: Haut ihn mit der Peitsche auf den Schädel!

(*Bewaffnete dringen auf ihn ein und schlagen ihn nieder. Er schreit. Er wird fortgeschleift. — Dämmerung. — Diener mit Fackeln stehen auf der Rampe.*)

Hütet euch!

Die Ordnung dieser Stadt ist unverrückbar,

Keiner tastet an das alte Recht.

Hier stehe ich und jeder sieht mich:

Gott gab mir Majestät,

Daß ich euch würdig führe.

Ihm allein schulde ich Rechenschaft!

Gehorsam fordere ich in seinem Namen.

Ich werde gut den Guten sein;

Wer gegen mich ist, den zertrete ich.

(*Dumpfe Bewegung.*)

Theben ist frei. Für seine Freiheit lebe

Und sterbe der geringste Mann.

Legt eure Waffen ab und werdet Bürger.

Der Tag kommt wieder, wo ihr Helden seid.

Dann ruf ich euch — bis in die fernste Hütte

Brausender Städte der Trompete Ton.

Zu größern Taten werde ich euch führen.

Laßt uns vermehren unsern alten Ruhm!

(*Sie halten ihm die Waffen entgegen und schlagen die Schilde an.*)

Wein soll fließen!

Im Siegesfest bricht meine Herrschaft an.

DAS VOLK: Es lebe Kreon!

VIERTE SZENE

*Durch den mittleren Eingang der Arena kommt der Wächter. Alle prahlen zurück. Er geht weiter wie durch ein Spalier.*

WÄCHTER: O Herr . . .

KREON: Wer bist du?

WÄCHTER: Ein Wächter von der Stätte des Polyneikes.

KREON: Sprich!

WÄCHTER: Ich wage es nicht, Herr.

KREON: Was ist geschehen?

WÄCHTER: Etwas Schreckliches, Herr!

KREON: Rede!

WÄCHTER (*wirft sich nieder*): Töte mich nicht!

KREON: Steh oder scher dich!

WÄCHTER (*erhebt sich zögernd*): Polyneikes — ist — begraben!

KREON: Wer tat das! Wo ist der Täter?

WÄCHTER: Niemand kennt ihn. Es geschah in der Dämmerung. Ein dünner Staub liegt auf dem Toten, ein wenig Wasser, wie ein Rinnsal von Tränen. Kein Tier kam gekrochen, nicht die Fährte eines Hundes; es muß ein Mensch sein, der heimlich aus der Erde stieg.

KREON: Wer hatte Wache?

WÄCHTER: Drei Männer am Feuer. Wir wurden müde. Unerklärliche Last zwischen Himmel und Erde uns deckte. Als wir erwachten, brach Streit aus. Polyneikes war begraben. Keiner wagte sich zu dir. Wir zogen das Los. Mich traf es. Sei gnädig!

KREON: Wo ist der Täter??

Ihr Krieger, auf! Los die Meute!

Her mit ihm — lebendig oder tot.

(*Die Krieger brechen auf nach allen Seiten.*)

Bin ich König?

Wer mischt sich ungestraft in meine Rechte?

Soll ich glauben, Gott beschützte ihn,

Den lächerlichen Toten auf der Flur?

WÄCHTER: Verbanne mich aus deinen Augen. Verlange nicht, daß ich ein Wunder leugne.

KREON: Ich speie meinen Hohn auf dieses Wunder!

Willst du bekennen, Hund!

WÄCHTER: Ich tat es nicht. Ich bin unschuldig.

KREON: Hinaus! Mit deiner Zunge

Lecke den Staub von der Leiche!

(*Er wankt hinaus. Mißbilligung unter dem Volke.*)

EIN ALTER MANN: König Kreon!

KREON: Wer redet ungefragt?

DER ALTE: Ich bin ein Bürger. Ich habe vielen Königen gedient. Dieser Mann ist kein Schurke.

KREON: Der Geist des Aufruhrs murrte im Volke.

Ich sehe es. Ich warne euch.

DER ALTE: Ich bin ein alter Mann. Tue kein Unrecht!

KREON: Spar deine Weisheit für die andern.

Triumphiert das Böse?

DER ALTE: Was ist gut, was ist böse?

KREON: Das Recht regiert. Und ich entscheide es!  
(Dunkelheit.)

## ZWEITER AKT

*Von allen Seiten hinter der Szene laute Rufe. Palast und Arena werden hell. Die Krieger drängen herein mit erhobenen Waffen. Das Tor auf der Rampe geht auf. Kreon tritt hervor.*

### ERSTE SZENE

*Kreon. Anführer. Volk.*

ANFÜHRER: Herr!

Wir kamen zu der Stätte, wo die Leiche  
Von Ungeziefer Leben hat.  
Plötzlich weht ein Sturm,  
Der Boden verfinstert sich,  
Am Horizont steht eine Jungfrau  
Bei dem entblößten Aas;  
Wir greifen sie und . . .

### ZWEITE SZENE

ANTIGONE: Schweige. Ich bin da.

KREON: Antigone!

*(Sie sehen sich an.)*

ANTIGONE: Ich bin gefangen. Halte nun Gericht.

KREON *(nach einer Weile)*: Du kanntest das Gesetz?

ANTIGONE: Gilt ein Wort

So viel im falschen Maß der Zeit,  
Daß sich die Toten in den Gräbern wenden:  
Wer richtet ihre Schuld?

KREON: Wer lebt, muß Richter sein.

ANTIGONE: Doch nicht den Toten!

KREON: Wir wissen, wer du bist.

ANTIGONE: Sag: Ödipus.

STIMMEN *(halblaut)*: Ödipus! Ödipus!

ANTIGONE: War es nicht hier, wo du den armen Blinden

Mit rohen Fäusten stießest in die Nacht?  
Hat Gott dir schon verziehn? Bist du jetzt König?  
Im Siegesfest bricht deine Herrschaft an??

STIMMEN *(lauter)*: Feindin — Verräterin!

ANTIGONE: Es lebe dieser König,

Denn alle Edlen sind im Totenreich.  
Was kannst du mehr, als durch die Gräber stampfen?  
Du hast gesiegt. Töte mich!

KREON: Noch nicht.

Unschuldig stirbt vor meinem Throne keiner.  
Steh hier, Antigone, und rede  
Vor allem Volk.

ANTIGONE: Was rede ich zu euch?

Die Menge jubelt deiner Größe zu.  
Ich bin zu klein.

KREON: Bereust du das Verbrechen?

ANTIGONE: Welches Verbrechen, Kreon?

KREON: Deine Tat?

ANTIGONE: Und wie, wenn ich bereute?

KREON: Das Gesetz

Hat dir den Tod bestimmt.

ANTIGONE: Halt ein —

Wo ist der Geist, der dies Gesetz erfindet?  
Ich kenne ein Gesetz, noch ungeschrieben,  
Von keinem Herold in die Welt posaunt,  
So alt wie du und ich:  
Es heißt die Liebe.

KREON: Daran erkenn ich Ödipus' Geschlecht!

ANTIGONE: Ja, Ödipus war arm und blind,  
Doch seine Augen brannten in das Gute.  
Das Blut von seinen Augen tropfte nieder  
Auf eine Erde mörderischer Lust  
Von Krieg und Lüge, Haß und Eitelkeit.  
Dieser Bettler, den die Bosheit, Rache  
Der unsichtbaren Menge hungern ließ —  
Ist das nicht unser König?

*(Tumult. Sie dringen auf sie ein.)*

ANTIGONE *(steigt auf die Stufen, streckt die Hände aus)*:

Hört mich an!

Sein Leib ist tot. Er liegt in seinem Grabe  
Und wartet auf den toten Sohn.

Nie wird er König mehr. Kreon ist König!

*(Sie weichen zurück. Sie wendet sich Kreon zu.)*

KREON: Und nie empfängt er seines Sohnes Aas.

ANTIGONE: Ich aber wurde durch den Blinden sehend,

Sein Licht der ewigen Güte leuchtet mir.

Kreuzigt mich an euern Toren,  
Zerreißt mich, zündet meine Stücke an:  
Ich stehe auf im Speichel eures Maules  
Und gehe wieder und begrabe ihn.

KREON: Hänge den Mantel um die Wahrheit,

Aus seinen Löchern grinst die Falschheit.

Ich rotte deinen Hochmut aus!

ANTIGONE: Die Pflicht des Menschen, die letzte Scham,  
Das Völkerrecht

Hast du gebrochen, Totenschänder.  
Das Maß ist voll. Ich fürchte dich nicht.  
Was ist noch furchtbar?

KREON: Die Macht.

Erfahre sie für deinen Frevel!

ANTIGONE: Treib weiter, Fluch,

Streu aus den Krieg in ungeborene Zeiten.

Freue dich, weide dich an der Todesqual,

Vielfacher Mörder! Gott im Himmel lebt.

STIMMEN: Sie lästert. — Hört, wie sie lästert!

KREON: Gott ist mit uns. Was nennt ihn diese Hure?

ANTIGONE: Gott ist auch mit den Feinden —

*(Tumult übertönt sie.)*

RUFE: Tötet sie!

ANTIGONE: Volk, du schreist und reißt die Augen auf.

Was soll der Popanz Ruhm und Herrlichkeit?

Weil Einer satt ist, müssen alle hungern?

Weil Einer lebt, muß alles in den Staub?

KREON: Sie schleudert ihre Netze aus.

Geduld. Ich höre sie. Es spricht die Letzte

Vom Stamme Ödipus.

ANTIGONE: Ich sterbe nicht!

Der Glaube meiner Taten überlebt mich.

Dich, mich und alle, die noch Feinde sind.

KREON: Zum zweiten Male nach dem Bruder

Hat sie die Stadt verraten.

RUFE: Schlagt sie nieder!

KREON: Steigt nicht die Scham dir in die Wangen,

Antigone, vor diesem ganzen Volk?

ANTIGONE: Dein ist der Ruhm. So herrsche, Kreon!

In deinen Jubel

Kriecht das Gespenst aus dem Grabe.

Denke an mich!

KREON: Eteokles starb für des Landes Ehre.

ANTIGONE: Sie wollten beide herrschen und kamen um.

KREON: Soll ich den Helden wie den Henker betten?

ANTIGONE: Ehre die Toten! Einmal stirbst auch du.

KREON: Er war der Feind.

ANTIGONE: Alle Menschen sind Brüder.

KREON: Nein!

Das Verbrechen fordert seine Sühne.

ANTIGONE: Richte das Böse durch die gute Tat!

KREON: Ich wär ein Hund und würdig für die Hütte,

Wenn ich als König auf des Thrones Säule

Das Unrecht mit dem Mitleid kröne,

Das einer Dirne ziemt. Nicht mir.

Das Urteil ist gefällt. Er bleibt liegen. —

Doppeltes Unrecht wurde begangen.

Ich nehme die Hand von diesem Blute.

Sprich du, mein Volk, was ihr geschehen soll.

VIELE RUFEN: Sie soll sterben.  
EINE STIMME: Sie ist eine Fürstin.  
DAS VOLK: Steinigt sie!  
KREON: Das ist des Volkes Stimme!

DRITTE SZENE

ISMENE (*läuft durch die Menge zu den Stufen*): Schwester!

(*Zum Volke:*) Schleudert die Steine —

Sie ist unschuldig! Ich habe es getan.

KREON: Schlange!

ISMENE: Mein ist die Schuld!

KREON: Antworte:

Hast du die Tat begangen?

ISMENE: Ja.

ANTIGONE: Zu spät.

ISMENE: Hört nicht auf sie!

KREON: Stell nur die Falle auf, sie fängt euch beide!

ISMENE: Jetzt in der Not bin ich bei dir.

ANTIGONE: Ich brauche keine Hilfe.

Siehst du nicht alle, die bei mir sind?

ISMENE: Ich sehe eine Meute um dich rasen.

ANTIGONE: Du irrst. Brüder und Schwestern lauschen mir.

ISMENE: Soll auch ich die Steine schleudern?

Antigone —

Reich mir die Hände, weil wir Frauen sind.

ANTIGONE: Hier ist dein Platz nicht.

ISMENE: Laß mich bei dir bleiben.

ANTIGONE: Geh, rette dich.

ISMENE: Du stößt mich fort?

ANTIGONE: Noch ist mein Schicksal nicht zu Ende.

Du lebst. Ich muß zum Tode gehn.

ISMENE (*zu Kreon*): Herr, mache das Verhängnis ungeschehen.

Du, der du König bist: hilf dieser Not.

(*Kreon unbeweglich.*)

ISMENE: Willst du die Braut des eignen Sohnes schlachten?

KREON: Eher die letzte Sklavin meines Herdes,

Als eine Dirne ihm.

ISMENE: Tyrann!

Du reißt sie aus den Armen deines Kindes?

KREON: Im Grab ist Hochzeit.

ISMENE (*schreit auf*): Erbarme dich!

KREON (*zum Volke*): Ihr, hört das Ende dieser Frevlerin:

Draußen ist ein Grab gewölbt.

Sperrt sie in die Totenkammer

Mit der Leiche, die ihr Bruder war.

Da mag sie ihn zum zweitenmal begraben!

Sie soll verhungern. Betteln um ihr Leben.

Hier schwöre ich und halte meinen Schwur:

Wer Böses tut, soll Böses leiden,  
Bis Gehorsam seine Schuld gesühnt.  
*(Er wendet sich. Das Tor des Palastes geht auf und schließt sich hinter ihm. Das Licht auf der Rampe erlischt.)*

#### VIERTE SZENE

*Bewegung der Menge. Sie drängen vor, um die Schwestern zu sehn.*

EIN MÄDCHEN *(neugierig)*: So sehen die Töchter des Ödipus aus.

EINE FRAU: Die zarten Händchen sollen mit Leichen umgehn.

ZWEITE FRAU: Oder Brot backen. Was ist euch lieber?

DRITTE FRAU: Oder Töpfe leeren, Teppiche schütteln. Mit den Sklaven unter die Decke gehn.

ERSTES MÄDCHEN: Das ist besser, als Perlen tragen.

ZWEITES MÄDCHEN: Das ist schöner, als Fürsten begraben.

DRITTES MÄDCHEN: Jetzt sollt ihr uns bedienen.

EIN BÜRGER: Wie sie stolz sind, die Puppen.

ZWEITER BÜRGER: Sie sind schuld am Kriege!

DRITTER BÜRGER: Sie halten mit dem Feinde.

VIERTER BÜRGER: Sie haben gesagt: es gibt keinen Feind!

*(Empörung.)*

ISMENE *(schreit auf)*: Sie töten uns!

EIN KRIEGER: Reißt ihnen die Schleier ab!

ZWEITER KRIEGER: Wir wollen sie nackt sehen.

DRITTER KRIEGER: Sie sollen tanzen, ehe sie sterben.

DAS VOLK *(johlend)*: Tanzen, ehe sie sterben!

ANFÜHRER: Habt ihr gehört? Ihr sollt nackt vor dem Volke tanzen!  
Zieht euch aus!

*(Ismene und Antigone stehen verschlungen auf den Stufen.)*

ANFÜHRER: Vorwärts, ihr Dirnen!

EINE STIMME: Prügelt sie zu Tode!

EIN KRIEGER: Wir wollen ihr Fleisch verteilen.

*(Zwei Männer springen herauf und nähern sich ihnen.)*

EIN JÜNGLING *(stürzt mit blankem Messer dazwischen)*: Zurück!

Feige Hunde, zurück!!

Wer sie berührt, den stoß ich in die Därme!

*(Sie weichen verblüfft. Die Schar der Jünglinge steht schützend vor den Frauen.)*

DER JÜNGLING: Fürstinnen! Eure Schönheit ist hoch  
Über allen Zeiten.

So lange wir leben, wird  
Schande euch nicht erreichen.

EINE STIMME: Wir wollen keine Fürstinnen.

ZWEITE STIMME: Sie beschimpfen ihr Vaterland.

DRITTE STIMME: Weshalb verraten sie uns?

VIELE STIMMEN: Antwortet!

ANTIGONE *(tritt einen Schritt vor. Sie steht im Halbkreis der Jünglinge)*:  
Bürger von Theben!

Wehe dem, der am Herzen der Menschen zweifelt,  
Wenn sie Tiere sind, tief in der Unglückszeit.  
Wenn ihr wüßtet, daß ich um euch weine!  
In meine Arme, die alle Schmerzen gewiegt haben,  
Will ich euch betten zur Ruhe, zur Hilfe.  
Die Feuer flackern nicht mehr auf den Bergen.  
Der Sieg ist erloschen. Die Häupter der Feinde schlagen  
Mit euch an die Bahre des unermesslichen Todes.  
Gewiß hat jeder von euch einen Lieben  
In dem fahlen Gebüsch der Novemberfluren.  
Sein Mund, seine Stimme der modernsten Grube  
Weht hinüber dieser Stunde verlorenen Ton.  
Sie alle, die aus der Welt gestorben,  
Rufen euch Liebe und Liebe ins Herz!

EINE STIMME: Entblöße dich! Peitsche die Brust mit den Haaren.

ANTIGONE (*entblößt Brust und Haare*):

Ich hülle mich ein in die Trauer von Gottes Wesen.  
Meine Haare, Asche, fallen auf meinen Leib  
Am Grabe der Menschen.

EINE FRAU: Gib uns zu essen!

ANTIGONE: Frau! Du wirst ein Kind gebären.

Wann trifft die Waffe sein unschuldiges Haupt?  
Wann ist die Stunde von Tod und Feindschaft?  
Für welchen neuen Krieg säugst du es?  
(*Erregung.*)

Blondes Mädchen, du wirst einen Gatten wählen.  
Er löst die Arme von deinem Schlummer.  
Die Trompete tönt durch die Gassen.  
Blut brennt auf den Türmen: Kampf!  
(*Erstaunen.*)

Ihr alle, die ihr sagt: Krieg, Feind, Ehre —  
Hört euer Herz, verschüttet im Staub  
Geplündert Häuser, geschändeter Tempel.  
Euer Herz ist der Feind. Wir alle sind schuld!  
(*Ergiffenheit.*)

Bürger, bevor ihr mich zertretet,  
Wie euer Herr, der König, mit Recht befiehlt,  
Ich will euch nicht umstimmen —  
Ich habe die meiste Schuld in Theben.  
Ich werde Strafe erleiden. Vergebt mir im Tod!  
(*Beifall.*)

Ich klage mich an, die niederste Magd von allen,  
Daß ich lebte und wußte: wir töten uns;  
Daß keine Stimme von Gottes Himmel  
Mich erweckte als Retterin.  
Ich klage mich an, daß in meine Kissen  
Nicht die Wunden eiterten hinein;  
Daß ich schwebte auf blühenden Girlanden,  
Solange ein Mensch noch hungrig war.  
Ich klage mich an — ich habe Gutes genossen,

Doch nichts Gutes getan, sonst wären Menschen nicht feind.  
Nur die Liebe des ungeheuern Leidens  
Stillt die Träne der Geknechteten.

(*Die Schar der Armen drängt zu ihr.*)

DER ERSTE ARME: Fürstin, deine Worte sind Frieden. Die Kinder der Armen beten für dich.

DER ZWEITE ARME: Du bist gut. Laß uns deine Füße küssen.

DER DRITTE ARME (*kniet nieder*): Du hast uns geholfen. Unser letztes Stück Brot rankt Blumen um dein Grab.

ANTIGONE: Steht auf! Ich bin nur euresgleichen.

Ich bin Antigone —

Ein kleiner Mensch, der vor dem großen Schatten  
Des Todes sinkt in seiner Ohnmacht Spur.

EIN KRIEGER (*roh zu den Armen*): Fort! Pack.

ANTIGONE: Mensch, der du schreist im kalten Raume:

Wo ist dein Mitleid? Du bist ärmer

Als alle, weil du nicht mehr weinen kannst.

STIMMEN: Sie schweige!

MEHR STIMMEN: Sie rede!

ANTIGONE: Freunde!

Ich stand am Abend auf den Türmen. Schwer  
Donnerte aus der Ferne Kriegsvolk an,  
Rüstungen, Rosse trabten. Die Nacht war hell,  
Das Zelt des Himmels besät mit Schlachtgerät;  
Weiße Wagen rasten den Orion hinab.  
Da sah ich einen Augenblick die Wolken zerteilt,  
Tückische Kometen auf die Erde rollen,  
Die Elemente wirbelten, ein feuriger Orkan  
Zuckte die letzte Lava der Vernichtung —  
Doch prallten sie ab, denn gewaltig lebte der Mensch.  
Und wieder sah ich die Meere stocken,  
Geborstene Schiffe versinken, Häuser flammen —  
Die irrgewordene Schar der Menschen.  
Der kristallne Berg der Jahrtausende sprang auf:  
Ich sah in der Mitte den Mord.

Todesangst griff um mich,

Wir könnten alle sterben an einander;

Die großen Kanäle, die wir bauten in der Wüste,

Sähen höhnisch unserm Ende zu,

Lebloser Stoff auf den Ruinen des Lebens.

Ich wollte hinausschreien und warnen: hört auf, Menschen!

Ihr irrt euch, seid betrogen.

Vereint euch, helft eurem Geiste,

Werdet Brüder —

Da sah ich den eignen Bruder die Brandfackel

Schleudern gegen die Mauern der Stadt,

Ich verhüllte mein Antlitz, stieg nieder

Und wußte, daß ich nur eine Frau bin.

DIE BÜRGER: Sie hat recht. — Sie klagt sich an!

DIE FRAUEN: Wenn alle sterben — wo bleiben wir dann?

DIE KRIEGER: Genug getötet. — Gebt endlich Ruh.  
DIE JÜNGLINGE: Sprich weiter, Antigone. — Rede du!  
ANTIGONE: Ich gab den Bruder der Erde wieder  
Und feire mit euch Auferstehung.  
Jetzt sind wir Brüder in Schmerzen!  
Jetzt weiß ich: Frauen können unsterblich sein,  
Wenn sie die sinnlosen Wege der Menschen  
Mit dem Krug der Liebe begießen;  
Wenn aus Tränen ihrer Armut  
Die Hilfe sprießt;  
Wenn die Tat des lebendigen Herzens  
Umstürzt Mauern der Feindschaft.

DAS VOLK: Es lebe Antigone!

ANTIGONE: Brüder!

Ich rede zu euch Witwen und Waisen,  
Die ihr heimkehrt in die einsamen Hütten,  
Wo die Seufzer der Erschlagenen  
Von den feuchten Steinen des Herdes  
Schrecken in euren Abendtraum:  
Wollt ihr, daß eure Kinder,  
Überschrien von dem Ruhm des Schlachtrufs,  
Euer elendes Schicksal teilen?

DAS VOLK: Nein!

ANTIGONE: Geht hin. Folgt meinem Beispiel.

Geburt und Tod ist Versöhnung!

RUFE: Sie soll nicht sterben!

VIELE RUFEN: Sie soll leben!

DAS VOLK: Kreon!

#### FÜNFTE SZENE

KREON (*steht plötzlich hell beleuchtet vor der Rampe des Schlosses*):  
Was lärmt ihr?

DAS VOLK: Antigone soll leben!

KREON (*tritt einen Schritt vor*): Ich höre viele Stimmen statt einer;

Wär es eine, ich ließ sie peitschen,  
Bis das Blut ihr aus der Zunge spränge.

Ihr Schweine da unten:

Was fällt euch ein, mich auszugrunzen?

DAS VOLK: Sie ist unschuldig.

KREON: Seit wann?

EIN ALTER MANN: Sie hat die Schuld des Bruders gesühnt.

Richte sie nicht!

KREON: Ihr Greise, euer Grab steht offen.

Legt euch hinein!

EINE FRAU: Sie ist eine Frau wie wir. Sie ist keine Dirne.

KREON: Ich sperr euch in die Häuser

Und laß euch hungern.

Gesindel! Huren wollt ihr alle,

Männer regieren mit dem schwangern Bauch.  
Treibt Unzucht in den eignen Betten,  
Nicht hier vor eures Königs Haus.  
*(Dumpfe Empörung wächst.)*

CHOR DER ARMEN *(leiser Gesang)*: Friede allen Nöten.  
Friede allem Leid.  
Schon auf Morgenröten  
Grüßt die neue Zeit.

KREON: Von heute ab ist der Tribut verdoppelt.  
Arbeitet, wenn ihr fressen wollt.  
*(Er erblickt Antigone.)*  
Was stehst du noch und gaffst?  
Pakt sie! Führt sie hin, wo ich befohlen.

ANTIGONE *(steht allein auf den Stufen ihm gegenüber)*:  
Töte mich, töte mich immerzu!  
Die Wahrheit wird kommen,  
Zerschlagen deine Macht.

KREON: Fort, daß ich sie nicht sehe.  
Ich schlage sie tot!  
Ich jage sie selber den Schatten nach,  
Die kläglich im Abgrund heulen.

ANTIGONE: Deine Macht ist vorbei. Deine Welt ist nicht mehr.  
Aus der Tiefe des Felsens hab ich dein Volk gehauen.  
Jetzt ist es mein Volk!  
Zum letztenmal die Knechtschaft:  
Wir fürchten sie nicht!

KREON: Lebendig ins Grab mit ihr!  
Wer ihr zu essen bringt, teilt ihr Schicksal.  
Drei Tage vergehn,  
Dann nagt sie Steine.  
Pakt sie an!  
*(Stille.)*

ANTIGONE: Faßt keiner mich an? Menschen —:  
Ich habe euer Herz erweicht.  
Ich will für euch hungern. Ich will für euch bluten.  
So glaube ich, daß Gutes geschehen kann!  
Die Ströme brechen auf. Die Liebe hat gesiegt.  
Gott ist uns gnädig.

KREON *(brüllend)*: Wer widersetzt sich dem Befehl?  
Wollt ihr euch rühren!  
*(Keiner rührt sich.)*

KREON *(zieht die Peitsche hervor, schwingt sie, streckt den Arm mit ihr aus)*: Reiterei!!  
*(Trompetensignal hinter der Szene. Krieger zu Pferde jagen von allen Seiten in die Arena, reiten das schreiende Volk nieder. Ein Anführer sprengt bis vor die Stufen, reißt Antigone auf, wirft sie rücklings übers Pferd, jagt mit ihr durch die Mitte hinaus. Ihre Haare schleifen am Boden. Todesschreie. — Dunkelheit.)*

## DRITTER AKT

*Der Palast ist dunkel. Mondlicht. Das Grab in der Arena wird hell. Stufen führen hinab ins Gewölbe. Bewaffnete von links bringen Antigone in Ketten. Sie nehmen ihr die Fesseln ab und entfernen sich. Aus der Schar löst sich Hämon und bleibt zurück. Antigone steht, mit dem Rücken ihm zu, dicht vor dem Grabe.*

### ERSTE SZENE

*Hämon. Antigone.*

HÄMON: Antigone!!

ANTIGONE: Du, Hämon?

HÄMON: Ja, ich bins.

ANTIGONE: Das Licht verrät dich den Spionen.

Folge mir nicht!

HÄMON: Ich hasse dich.

ANTIGONE (*wendet sich um*).

HÄMON: Du hängst dein Herz an einen Toten.

ANTIGONE: Wir stehn an meinem Grabe.

Noch bin ich nicht geläutert,

Wenn ein Mensch mich hassen kann.

HÄMON: Du lagst in meinen Armen.

Du bist nur eine Frau!

Frauen will ich peitschen lassen;

Sieger in Schlachten sein.

Könige sollen mich grüßen.

Auf meinem Schwert blitzt Männlichkeit.

ANTIGONE: Was weißt du von mir!

Bist du es, Hämon,

Fremde Stimme, die mein Herz nicht hört?

HÄMON: Liebe den Toten nur!

Ich will leben zu meiner Größe.

Weiber sind da, um zu lieben.

ANTIGONE: Was ist Liebe!

HÄMON: Liebe ist Ruhm.

ANTIGONE: Hilfe den Schwachen, Kampf für die Welt –

Liebe ist Menschlichkeit!

HÄMON: Die ärmsten Menschen knien vor dir.

Weshalb kann ich es nicht?

ANTIGONE: Sohn des Königs: werde Mensch.

Denke, wenn deine Sterne aufgehn,

Daß du Sohn einer Mutter bist.

HÄMON: Weshalb muß ich dich hassen?

ANTIGONE (*geht schweigend einen Schritt näher*).

HÄMON (*zitternd*): Sage ein Wort!

ANTIGONE: Dein Herz ist rein.

(*Er sinkt hin.*)

Du wirst mein Werk verstehen,  
Du wirst meinen Namen bekennen,  
Du wirst weinen um dich und mich.  
Deine Seele ist das Bild der Welt.

*(Sie legt die Hände auf ihn.)*

Noch eine Flamme Zeit

Möchte ich mit dir dauern,

Dich schützen, dir dienen,

Deiner Leiden Schwester sein.

Du hast mich geführt;

Du hast mir die Berge der Freiheit gezeigt.

Schon darf ich hoffen!

Ich liebe dich

Und verlasse dich, Freund.

HÄMON: Ich rette dich!

*(Ab nach links.)*

#### ZWEITE SZENE

ISMENE *(von rechts)*: Ich schlich durch die Männer.

Sie schlafen. Keiner wacht.

Komm!

ANTIGONE: Wohin?

Kein Fluß wird die Flamme löschen

Der Rache über mir.

ISMENE: Rette dich!

ANTIGONE: Hier will ich bleiben.

ISMENE: Du hast genug getan.

ANTIGONE: Soll ich leben,

Bis Mörder mich erschlagen?

ISMENE: Du wirst die Welt nicht ändern,

Unrecht nicht wandeln in Gerechtigkeit.

ANTIGONE: Besser, gut sein als weise!

ISMENE: Was willst du tun?

ANTIGONE: Zu Ende gehn,

Damit das Licht entspringt.

Solang ich lebe, muß ich sterblich sein.

*(Sie streckt die Hände aus.)*

O fühle, daß wir Frauen sind!

Du bist mir nah.

*(Sie halten sich umschlungen.)*

ISMENE: Gibt es nicht Männer?

ANTIGONE: Auf der weiten Flur

Sind die Männer zur Schlachtbank geführt.

ISMENE: Wer bleibt noch?

ANTIGONE: Du und ich.

ISMENE: Ach, Frauen nur.

ANTIGONE: Ihr Frauen, unterjocht und untertan,

Brecht auf, ihr Frauen, aus dem engen Geschlecht!

Geht hin und opfert euch.  
ISMENE: Läßt Gott uns würdig sein?  
ANTIGONE: Ihr seid es schon durch meine Tat.  
ISMENE: Werden alle es sein?  
ANTIGONE: Ja, alle, alle —  
ISMENE: Wir kämpfen für dich!  
(*Ab nach rechts.*)

#### D R I T T E S Z E N E

ANTIGONE (*allein*): Toter Mensch in deines Grabes Halle,  
Ferne Seele, ungewisses Licht:  
Was soll ich tun,  
Bis ich frei von Lust, frei von Schmerz  
Zu dir untergehen kann?  
Was kann ich tun, daß alle mir glauben,  
Welches Opfer ist groß genug?  
Wenn Liebende zittern im Frühling am Schicksal,  
Wer wird sagen: Antigone —  
Du hast uns geholfen. Wir glauben dir!  
Ich bin schwach, so schwach vor dem Tode.  
Sprich aus dem Grabe! Antworte mir.  
(*Schweigen. — Das Grab wird dunkel.*)

#### V I E R T E S Z E N E

*Der Palast wird hell, die Arena ist dunkel.  
Hämon. Kreon.*

HÄMON: Ich hörte, was geschah.  
KREON: Was willst du wissen?  
HÄMON: Was Recht und Unrecht ist.  
KREON: Du liebst sie noch?  
HÄMON: Antigone!  
KREON: Sie lebt nicht mehr.  
HÄMON: Was tat sie?  
KREON: Frag mein Volk.  
HÄMON: Sie sagen —  
KREON: Was sagen sie?  
HÄMON: Daß sie im Rechte sei.  
KREON: So wächst die Lüge noch aus ihrem Grab.  
Zertreten hab ich sie, ein Tier,  
Das falsch mich in den Rücken sticht.  
Tue das gleiche.  
HÄMON: Doch ich liebe sie!  
KREON: Die Dirne!  
HÄMON: Sie ist eine Frau.  
Man lehrte mich, die Frauen zu achten.

KREON: Wir sind Männer und fürchten Weiber nicht.

HÄMON: Gib mir Antigone!

Mag sie gesündigt haben, ich rette sie.

Ich führ sie als die Treueste dir zu.

KREON: Bin ich eins mit der Verbrecherin?

HÄMON: Du glaubst mir nicht?

KREON: Sie büßt für ihre Schuld.

HÄMON: Antigone wird meine Gattin werden.

KREON: Mit ihrer Leiche wird es lustig sein.

HÄMON: Sie ist unschuldig!

KREON: Schon einmal hört ich das.

HÄMON: Hör es von allen!

KREON: Wer ist der Herr??

HÄMON: Ein großer König tötet eine Frau.

KREON: Die Liebe macht dich irr.

HÄMON: Bist du ein Mensch?

KREON: Erst bin ich König.

Was drohst du mir?

HÄMON: Ich warne dich.

*(Ab durch den Palast.)*

#### FÜNFTE SZENE

*Geräusche steigen auf.*

KREON *(tritt einen Schritt vor und starrt in das Dunkel)*:

Stirb, kleine Geburt,

Für des großen Zweckes eherner Tafel.

Ich herrsche. Ich bin im Recht.

*(Die Geräusche wachsen. Sturm.)*

KREON *(fährt auf)*: Anführer!

ANFÜHRER *(tritt aus dem Palaste)*: Herr?

KREON: Was ist das für ein Lärm?

ANFÜHRER: Das Volk ist aufgereggt vor dem Palaste.

Hämon ist unter ihnen.

KREON: Wer?!

ANFÜHRER: Dein Sohn.

KREON *(heftig)*: Fangt ihn!

ANFÜHRER: Die Männer scharen sich um ihn.

KREON: Sind alle Hunde gegen mich verschworen?

ANFÜHRER: Hämon —

KREON: Was tut er?

ANFÜHRER: Er schürt den Tumult.

Er reizt die Menge auf.

KREON: Was noch?

ANFÜHRER: Er sagt, du seist ein Mörder.

Sie folgen ihm.

KREON: Wo sind die Reiter?

ANFÜHRER: Es ist zu fürchten, daß sie — meutern!

KREON: Feigling!

ANFÜHRER (*zieht die Waffen*): Solang ich lebe, König —

KREON: Hinaus, schlag dich!

ANFÜHRER: Soll ich den Kampf befehlen?

KREON: Töten — nein!

Wenn sie uns beide finden?

Was dann?

ANFÜHRER (*erbleicht*).

KREON: Du könntest bluten!

Hör zu!

Wenn ich den Arm aufhebe — so wie jetzt:

Leg Feuer an!!

ANFÜHRER: Feuer . . . ?

KREON: Die ganze Stadt soll brennen.

ANFÜHRER: Sie laufen schon!

KREON: Ich lehr euch den Aufruhr!

Alle gegen einen. Ich gegen euch!

(*Höhe des Tumultes. Orkan.*)

KREON (*beugt sich vor ins Dunkel*): Heran, heran! Peitschen heraus!

Elefanten! Ich trete euch nieder.

Die Macht ist mein!

#### SECHSTE SZENE

TEIRESIAS (*hell beleuchtet im Publikum*): Kreon!

ANFÜHRER (*stürzt nieder*): Teiresias, der Seher.

KREON (*ballt ihm die Faust entgegen*): Hinab, Gespenst!

ANFÜHRER: Des Ewigen Mund —

KREON (*tritt den Anführer die Stufen ins Dunkel hinab*):

Fahr in die Hölle!

TEIRESIAS: Kreon, höre mich.

Hundert Jahre bin ich alt.

Ich sehe die Taten der Menschen.

KREON: Was störst du meine Wege?

TEIRESIAS: Beuge dich

Vor dem Allmächtigen.

KREON: Ich König knien vor einem Greis?!

Ich laß dir die Haare scheren, jage dich

Kahlköpfig zu den Maulwürfen.

TEIRESIAS: Sein ist die Rache.

KREON: Ich erfülle sie.

TEIRESIAS: König!

Wehe, wenn du Unrecht tust.

Nah ist die Stunde der Verdammten.

Schlag an dein Herz, eh es zu spät ist.

Bitte um Gnade!

KREON: Schwarze Klaue, du drückst mir die Kehle nicht zu.

Noch bin ich nicht zerschmetterert.

Hier stehe ich —

Und rufe in die Windrichtungen:

Was ich befehle, geschieht!

TEIRESIAS: Der Berg des Todes ist höher als deine Burg.  
Schon steigt Blut empor.

Spring auf den letzten Stein deiner Herrschaft:

Der Hochmut wankt unter dir.

KREON: Lügner!

Die Dummheit des Volkes nährt dein glattes Hirn.

Verreck im Sande verdorrt —

Kein Engel wird dich zum Himmel tragen.

TEIRESIAS: Kreon, erkenne mich doch!

Türme nicht Leichen auf Leichen.

Erbarme dich!

KREON (*streckt die Faust empor*): So wahr mir Gott helfe!

Ich bin der Herr.

Wenn die Schreie der Zerfleischten gellen,

Wenn Städte in Rauch aufgehen,

Mütter winseln:

Ich schwinge die Geißel,

Bis der letzte Feind am Pfahl verkrampft ist,

Der letzte Dieb, der letzte Räuber,

Die Hure, der Verräter —

So lange, bis der eiserne Wagen

Des Rechtes fährt über meine Stadt.

TEIRESIAS: So stürze, Unseliger —

Erscheint, ihr Gekreuzigten!

Erschlagene, armselige Tote,

Stoßt in sein Herz!

(Die Arena wird plötzlich hell. Haufen von Toten. Blutende mit offenen Wunden. Frauen, Männer mit Messern in der Brust. Wahnsinnige blöken. Zerfetzte Gliedmaßen. Kinder stolpern zwischen den Leichen.)

RUF: Kreon!!

KREON (*schreit*): Ah . . .

(Tierisches Heulen; Bewegung nach ihm hin.)

KREON (*lallt zwischen den Zähnen*): Ich kenne euch nicht —

EIN WAHNSINNIGER: Kennst uns nicht? Kennst uns nicht?

Feiner Herr! Rabenkönig! Hoho!

KREON (*schlägt zuckend die Hände vors Gesicht*): Angst! — Fort!

EIN KRÜPPEL: Mein Bein!

EIN BLUTENDER (*wimmernd*): Oh —

EINE DIRNE: Komm ins Bett!

EIN STERBENDER (*stöhnend*): Trinken!

KINDER (*suchen zwischen den Toten*): Vater! Vater!

ALLE: Mörder!

KREON (*stürzt auf die Knie, brüllt*): Ich bin schuldig.

Ich bereue!

(Die Arena wird dunkel.)

STIMME DES TEIRESIAS: König von Theben!

Sein ist die Macht!!

## SIEBENTE SZENE

KREON (*kommt zu sich*): Was war das? Zauberei??

Messer im Leib? Was schreien die Kinder

Zwischen den Leichen —

(*Er betrachtet seine Hände.*)

Hände, blutbefleckt!

Reißt ab, Fetzen Fleisch.

(*Er beißt hinein.*)

Es soll dunkel werden!

(*Verdunklung.*)

Der König ist gefallen —

Wer stöhnt?

(*Stille.*)

Schlag weiter, Herz —

Die Kälte vom Schlachtfeld,

Das Grauen der Toten.

Menschen herbei, eiserne Brustwehr!

Kommt keiner? Soll ich ersticken?!

(*Fast Dunkelheit. Er steht schattenhaft auf der Rampe.*)

Ich will nicht sterben. Der Tod kriecht.

Finsternis. Ich will sühnen.

Ich rieche die Toten.

Rache fällt auf mich.

(*Ferner Trommelwirbel. Ein einzelner Fanfarenstoß. Er wirft die Arme empor.*)

Jüngstes Gericht! Die Posaune.

Noch ein Tag! Noch eine Stunde.

Ich werfe mich nieder. Ich bete.

Hilf mir Gott!!

RUF (*hinter der Szene*): Antigone!

KREON: Antigone soll leben!

(*Die Stimmen und Instrumente wachsen an zum Klang. — Dunkelheit.*)

## VIERTER AKT

*Das Grab wird hell.*

## ERSTE SZENE

ANTIGONE (*allein*): Weil ich lebte und mein Haupt erhob

Zur Tat des ewigen Geistes,

Weil ich lebe und Mutter bin:

Sind alle Menschen meine Kinder.

Ich bin geschaffen. So darf ich glauben.

Ich habe gelitten. Mein Leben ist schön.

*(Sie legt ihren Schmuck vor dem Grabe nieder.)*

Wie aber, wenn mein Angesicht  
Erstarrt am letzten Tropfen Blut?

Gott!

Laß mich am Sarge des Bruders  
Zur Gnade schweben.

Ich habe geholfen. Mein Werk ist erfüllt.

*(Sie nimmt eine Fackel und zündet sie an.)*

Du gabst mir Liebe zu den Menschen;  
Tausendfältig

Trage ich sie vor deinen Thron.

Dort oben

Sehe ich Not in den Hütten aller

Und steige nieder.

Ich kehre wieder,

Suche die Erde nach Leichen ab.

Menschen! In tausend Jahren

Wandle ich unter euch.

*(Sie schreitet hinab ins Gewölbe. — Völlige Dunkelheit. Nur die Fackel brennt.)*

CHOR (*fern*): Er hat euch geholfen  
Aus dunkler Nacht.

## ZWEITE SZENE

*Grab und Arena werden hell. Ismene kommt zum Grabe.*

CHOR (*näher*): Er wird euch helfen  
Aus euerm Grab.

ISMENE (*betritt das Gewölbe. Schreit. Stürzt heraus*): Tot!!  
*(Volk drängt hinzu.)*

DAS VOLK (*murmelnd*): Tot!?

ISMENE (*richtet sich auf, starr*): Bürger von Theben! Antigone ist tot.  
Kommt zum Grabe. Sie starb für euch!

*(Sie bricht zusammen. Stille. — Mehr Volk.)*

EINE FRAU: Da sind ihre Spangen und Ringe.

ZWEITE FRAU: Die schenkt sie uns.

Dritte FRAU: Nehmt sie doch!

*(Sie stürzen, sich balgend, auf den Schmuck.)*

EIN BÜRGER: Still, ihr Weiber. Die Tote!

EIN MÄDCHEN (*sieht neugierig ins Grab*): Dort hängt sie!

VIELE FRAUEN: Wo?!

*(Gedränge vor dem Grabe.)*

STIMMEN: Sie hat sich erhängt. — Am Schleier. — Über dem Bruder.

EIN BÜRGER: Schneidet sie los!

*(Frauen gehn ins Gewölbe.)*

STIMME: Die Arme!

DUMPFER STIMME: Kreon!

*(Eine Frau kommt aus dem Grabe.)*

EIN MÄDCHEN: Sag, wie ist sie?

*(Zweite Frau kommt. — Gemurmelt.)*

DIE FRAU: Ein Engel hat sie berührt.

DAS VOLK: Friede!

*(Einige knien. — Viele weinen.)*

#### D R I T T E S Z E N E

*Bewegung. Kreon kommt mit Gefolge durch die Mitte.*

KREON: Wo ist Antigone? Ich rette sie.

STIMME: Zu spät.

KREON: Wer redet hier?

STIMME: Der Tod!!

KREON *(erschrickt; steht unbeweglich)*.

#### V I E R T E S Z E N E

HÄMON *(mit einer Schar von Jünglingen)*: Antigone! Die Freiheit naht.

*(Er kommt zum Grabe und sieht hinein.)*

Wer tat das?!

*(Schweigen.)*

EINE FRAU: Störe ihren Frieden nicht!

*(Die Jünglinge senken die Schwerter.)*

HÄMON: Vorbei.

*(Er fällt gegen das Grabgewölbe. — Stille.)*

KREON *(tritt einen Schritt vor)*.

ANFÜHRER: Platz für den König!

HÄMON *(fährt auf, sieht Kreon, der vorwärts schreitet)*:

Halt, Mörder — dies Grab ist mein.

Fort!

*(Er stößt nach ihm. Der Stoß geht fehl.)*

KREON *(ohne sich zu rühren)*.

HÄMON: Stirb an dir selbst.

*(Das Schwert fällt zu Boden.)*

STIMME: Antigone!

HÄMON *(erschüttert)*: Nimm die Sünde von mir!

Die Hand mit dem Schwert des Richters

Verdorrt.

*(Er nimmt die Fackel vom Grabe.)*

Schwester!

Du hast mich vor Schuld bewahrt.

Haß ist erloschen.

*(Er schleudert die Fackel Kreon vor die Füße. Sie erlischt.)*

Ich lege ab Ruhm und Ehre.

Weine —

Kleine Stimme im Abendmeer —

*(Er setzt sich nieder auf die Stufen und ersticht sich.)*

*Drohendes Schweigen.*

EINE STIMME: Dein Sohn ist tot.

ZWEITE STIMME: Geh hin zu der Leiche!

DRITTE STIMME: König der Leichen!

VIELE STIMMEN: Mörder! — Bluthund!

EIN JÜNGLING (*aus der Schar um Hämon*):

Der erste Mensch der neuen Erde

Ist an ihrem Grab bekehrt.

EINE STIMME (*laut*): Steine für Brot!

ECHO: Steine —

VIELE STIMMEN: Steinigt ihn!

ZWEITER JÜNGLING: Er starb für sie. Des Todes Leere

Klagt an die Macht der Lebenden.

(*Grelle Pfiſſe.*)

RUF: Tod dem Mörder!

DRITTER JÜNGLING: Der Böse lebt. Die Guten starben.

Wer darf noch sagen: ich bin ein Mensch?

EIN WEIB: Kreon, rede!

ZWEITES WEIB: Weshalb redest du nicht?

DAS VOLK: Rede!

KREON (*unbeweglich*).

EIN BEWAFFNETER (*hebt das Schwert gegen die Schreier*).

EINE STIMME: Blut!

(*Aufruhr.*)

DIE MASSE: Auf ihn!

(*Sie stürmen gegen die Krieger.*)

ANFÜHRER: Zum König!

(*Die Wache umringt ihn. Er steht in der Mitte. Hohngelächter.*)

RUFE: Schlagt ihn tot!!

(*Die Mauer um Kreon wankt. Signal hinter der Szene. Feuerschein.*)

EINE STIMME: Feuer!

(*Alle wenden sich und starren. Ein Teil rennt.*)

VIELE STIMMEN: Feuer!!

(*Stärkerer Feuerschein.*)

SCHREI: Hilfe!

VIELE STIMMEN: Es brennt — die Häuser — die Kinder —

(*Sie stürzen den Ausgängen zu.*)

DAS VOLK: Rettet!

(*Rauchwolken. Prasseln. — Nur die Schar um Kreon bleibt.*)

ANFÜHRER (*tritt in den Kreis zu Kreon*): Die Flammen schlagen!

Sie rühren keinen König an.

KREON (*erstarrt, wendet sich zum Gehen. Der Kreis um ihn bewegt sich.*

*Er sieht rückwärts*):

Nehmt den Toten mit!

(*Sie schlagen ein schwarzes Tuch um die Leiche und tragen sie.*

*Alle ab. — Feuerschein. — Dunkelheit.*)

## FÜNFTER AKT

*Der Palast ist hell. Die Arena ist dunkel. Die Stufen sind beleuchtet.  
Aus dem Tore tritt Eurydike mit Gefolge.*

### ERSTE SZENE

*Eurydike. Kammerfrauen.*

ERSTE KAMMERFRAU: Die Flammen des ungeheuren Brandes  
Haben die Stadt in Schutt gelegt.

EURYDIKE: Wo ist Kreon?

ZWEITE KAMMERFRAU: Königin, dein Gemahl  
Ging zum Grabgewölbe.

EURYDIKE: Ich lasse ihn zu mir bitten.  
Ich will die Hallen der Burg öffnen  
Zum Schutze der Obdachlosen.  
*(Eine Frau ab.)*

ERSTE KAMMERFRAU *(sieht hinaus)*: Die Wälder stehn in Flammen.  
Westlich fliegen Funken Feuer auf.  
Graue Dämpfe dunsten.  
Die Türme schmelzen vor Glut.  
*(Dumpfer Fall. Schreie.)*

ZWEITE KAMMERFRAU: Das Dach des Tempels stürzt ein!

DRITTE KAMMERFRAU: Das Feuer kommt näher.

EURYDIKE: Wo ist mein Sohn?  
*(Pause.)*

ZWEITE KAMMERFRAU: Sie heben Erstickte aus den Trümmern.

DRITTE KAMMERFRAU: Viele sind in der Asche verkohlt.

EURYDIKE: Geht hinab, helft dem Elend.  
Ich will hier warten auf Kreon,  
Die Schätze der Burg an die Unglücklichen  
Verteilen.

*(Alle verlassen sie außer zwei Frauen.)*

ERSTE KAMMERFRAU: Ein Schreckensruf gellt durch die Flammen —

HEROLD *(erscheint im Eingang)*.

EURYDIKE: Was ist?

HEROLD: Antigone ist tot!!

*(Eine uralte Frau, krumm, mumienhaft, kriecht auf Händen und Füßen die Stufen hinauf.)*

MUMIE: Königin! Königin!

EURYDIKE: Wer ruft?

MUMIE: Meine Enkel braten am Feuer.

EURYDIKE: Wer bist du?

MUMIE: Ich bin eine Mumie. Ich bin ganz gelb von der Hitze.

EURYDIKE: Ein Tier!

*(Sie wendet sich voller Angst.)*

MUMIE: Königin! Hier sind Würmer. Ich speise die Gräber.

*(Setzt sich auf die Stufen, nestelt an ihren Haaren.)*

Ihr werft Steine, wenn ich bettle.

EURYDIKE (*nimmt ein Kissen, geht einen Schritt die Stufen hinab und reicht es ihr*).

MUMIE: Dank, daß ich weich liege. Feuer ist schön. Feuer ist warm.

ERSTE KAMMERFRAU: Eine Rauchwolke!

(*Geschrei.*)

ZWEITE KAMMERFRAU: Die Flammen! Sie sind ganz nah —

ERSTE KAMMERFRAU (*klammert sich an sie*): Hilf, Königin!

(*Es raschelt auf den Stufen.*)

EURYDIKE: Die Welt geht unter.

(*Die Rampe füllt sich. Die Frauen kehren zurück.*)

DIE KAMMERFRAUEN: Wir können nicht helfen.

EURYDIKE: Wo ist Kreon? Wo ist mein Sohn?

EINE STIMME: Niemand hat sie gesehn.

(*Stille.*)

EURYDIKE: Die armen Menschen!

(*Windstoß und Feuerschein über der Burg.*)

HEROLD (*hinter der Szene*): Teiresias ist verbrannt.

(*Aufschrei.*)

ERSTE KAMMERFRAU: Der Wind zerstreut die Flammen.

ZWEITE KAMMERFRAU: Das Feuer weicht in die Ebene.

(*Der Schein erlischt.*)

HEROLD (*hinter der Szene*): Die Burg ist gerettet.

(*Volk steht an den Stufen.*)

EIN MÄDCHEN (*irrt umher*): Wo ist mein Vater!?

EIN ALTER MANN: Mein Haus ist Asche. Mein Brot ist verbrannt. Wo soll ich wohnen! Was soll ich essen? Ich bin siebzig Jahre alt.

EIN HALBBEKLEIDETER: Gebt mir ein Hemd! Ich bin nackt. Meine Blöße! Ich friere.

EIN VERBRANNTER (*wimmert*): Ah — ah —

DAS MÄDCHEN: Wer hat meinen Vater gesehn?

DUMPFE STIMME (*unten*): Wir sind verzehrt.

EINE ALTE FRAU (*geht irr mit einem Topf umher*): Ich grabe — ich grabe — Töpfe und Perlen. Wer hat Geld?

Wer kauft Perlen?

(*Sie klappert mit dem Topfe.*)

EINE MUTTER (*hält ein verbranntes menschliches Bein empor*):

Königin! Hier ist das Bein meines Kindes. Es lag in der Küche im Brand.

STIMMEN (*murmelnd*): Wir sind ärmer als Ratten — ohne Fraß — ohne Loch.

EINE STIMME (*grell*): Hier wohnen die Reichen!

EURYDIKE: Ich bin nicht reich. Wehe der Königin,

Die in die Hütten der Armen geht,

Almosen schenkt, in Betstühlen kniet

Für das Glück ihres Volkes.

Kommt näher. Ich kann die Toten nicht wecken,

Die Häuser nicht aufbauen in der Stadt;

Ich kann in der Not nur

Mit euch fühlen, wie arm ich bin.

EIN MANN AUS DEM VOLKE: Wir sind schwach. Eine Herde Menschen  
Brechen wir auf in die großen Wälder  
Vor Gottes Antlitz und klagen an.  
Sieh hier —  
*(Eine verhüllte Bahre wird hereingetreten. Er reißt die Hülle ab.  
Ein verkohlter Mensch liegt da.)*  
Sieh her!  
Ihr habt uns bestohlen, ihr habt uns mißhandelt,  
Uns geschändet —  
Auch wir sind Menschen!

RUF: Fluch dem Mörder!

DER MANN AUS DEM VOLKE: Wir haben nichts mehr auf dieser Scholle  
Vor dem Thron der Gewaltigen.  
In die Täler wollen wir kriechen,  
Gras fressen wie das Vieh.  
Dort aber, Königin,  
Laßt eure Hand von unserm Leben.  
Bleibt zurück,  
Herrscht auf eurer Burg.

EURYDIKE *(legt das königliche Gewand ab und steht im einfachen schwarzen Kleid).*

DER MANN AUS DEM VOLKE: Nehmt Abschied am Tore!  
Verlorene Heimat; verbrannte Stadt.

## ZWEITE SZENE

*Bewegung auf der Rampe. Die Frauen weichen zurück. Ismene kommt langsam durch das Tor.*

EURYDIKE: Ismene! Wo ist Kreon?

ISMENE *(schüttelt den Kopf zum Zeichen, daß sie es nicht weiß).*

EURYDIKE: Arme!

ISMENE *(versucht zu sprechen, schüttelt wieder den Kopf. Weist stumm mit dem Finger hinaus).*

EURYDIKE: Was ist mit ihr?

ISMENE *(zeigt mit dem Finger auf den Mund. Stößt einen unverständlichen Laut aus).*

EURYDIKE: Was sagt sie?

EINE STIMME: Sie ist stumm!

ISMENE *(preßt beide Hände an die Schläfen).*

EURYDIKE: Antigone —?

ISMENE *(gibt einen kleinen, wimmernden Ton von sich).*

EURYDIKE: Noch nicht genug! Noch immer —!

ISMENE *(tritt zögernd zur Königin, nimmt aus ihrer Brust ein blutiges Messer, reicht es ihr hin).*

EURYDIKE *(aufschreiend)*: Hämons Messer! Hämon!! Er lebt nicht mehr —  
*(Sie wankt. Frauen stützen sie. Alle wenden sich ab. Stille.)*

DER MANN AUS DEM VOLKE: Gottes Gericht an den Königen!

EURYDIKE *(schluchzend)*: Hämon, mein Sohn!

EINE FRAU: Auch unsere Söhne sind tot.

EURYDIKE: Hämon!!

EINE ALTE FRAU: Arme Königin!

EURYDIKE: Geht, rennt!

Die Stätte ist verdorrt.

Der Mord regiert.

VIELE FRAUEN: Schwester!

EURYDIKE (*spricht zu den Kammerfrauen*): Das Irdische ist erloschen.

Zündet die Kerzen an!

(*Sie geht; die Frauen folgen ihr. — Die Rampe ist leer; das Tor schließt sich. Die Arena wird hell. — Volk.*)

DER MANN AUS DEM VOLKE: Paläste wanken. Die Macht ist zu Ende.

Wer groß war, stürzt in den Abgrund,

Die Tore donnern zu.

Wer alles besaß, hat alles verloren;

Der Knecht im Schweiß seiner Hände

Ist reicher als er.

Folgt mir! Ich will euch führen.

Der Wind steigt aus den Trümmern,

Die neue Welt bricht an.

EIN EINARMIGER: Mein Arm ist zerschlagen im Krieg. Ich kann arbeiten mit dem andern.

EIN BLINDER: Meine Augen sind blind. Ich will die Kinder lehren.

EIN EINBEINIGER: Mein Bein ist zerschmettert. Ich will Teppiche nähen.

DER MANN AUS DEM VOLKE: Kommt alle!

Ihr werdet schaffen. Ihr werdet leben.

Brot und Früchte für jedermann.

Blut ist geflossen.

Der Krieg versinkt.

Völker reichen sich die Hände.

CHOR: Was zögerst du?

Der Weg ist bereitet.

Füße, schreitet dem Aufgang zu!

DER MANN AUS DEM VOLKE: Folgt mir! Lebt wohl, ihr Toten!

Die Lebendigen grüßen euch —

(*Ein Teil des Volkes hat sich um ihn geschart. Sie ziehen mit ihm durch die Mitte der Arena hinaus.*)

### DRITTE SZENE

*Das Tor des Palastes geht auf. Kreon erscheint mit Gefolge. Krieger tragen die Leiche Hämons im schwarzen Tuch und legen sie auf der Rampe, dicht vor den Stufen, nieder. — Stille.*

KREON: Männer von Theben!

Ich komme, Gericht zu halten über die Schuldigen.

Gottes Hand liegt schwer auf uns.

Ein verruchter Brandstifter hat die Stadt angezündet.

Er ist unter uns. Er trete vor!

*(Keiner rührt sich.)*

KREON *(wendet sich halb um)*: Hervor! Wer hat das Zeichen gegeben?

ANFÜHRER *(tritt hervor)*: Ich, Herr.

KREON *(zum Volke)*: Seht: dieser Mensch! —

Was soll mit ihm geschehn?

STIMME: Spießt ihn lebendig!

KREON: Legt ihm die Fesseln an.

*(Es geschieht.)*

ANFÜHRER *(schreit)*: Ich tat es auf Befehl des Königs!!

KREON: Halt, Mordgeselle!

ANFÜHRER: An dieser Stelle

Befahl er, die Stadt in Brand zu stecken.

KREON: Hab ich den Arm erhoben — so?

*(Er tut es.)*

ANFÜHRER: Dein Leben war in Gefahr!

KREON: Gab ich das Zeichen?

ANFÜHRER *(fällt hin)*: Gnade —

KREON: Nehmt ihm die Fesseln ab. Der Mensch

folgt seiner wilden Mordgier wie das Vieh.

Die Tat ist anders als der Geist sie schuf.

Klagt mich nicht an. Klagt Gott an!

*(Der Anführer stürzt fort. Die Fesseln schleifen hinter ihm her.)*

KREON: In meinem Herzen

stieg der Gedanke auf — so bin ich schuld.

Die Macht des Königs mußte ich erfüllen.

Freiheit ist stärker als Gesetz und Ruhm!

Wer über Menschen herrscht, soll Gut und Böse

erkennen und das Bessere tun.

Ich hörte den verworrenen Schritt der Geister;

Es sprach ein anderer Geist zu mir.

Ja, ich bin schuld! Auch des Gebotes Größe,

Der Irrtum selbst greift in das Rad der Welt

und dreht es vorwärts zwischen Licht und Schatten,

Versuchung, Schicksal, Pflicht und Untergang.

*(Er hält inne. — Die Masse drängt vor, um zu lauschen.)*

Weil ich der Höchste war in meinem Reiche,

Will ich bekennen, daß ich schuldig bin.

*(Er tritt zu der Leiche des Sohnes.)*

Zusammenstürzt, was Thron und Herrschaft baute,

Vor diesem schwarzen, unscheinbaren Tuch.

Hier ist das Grab der Menschen —

Die bittere Erfüllung: Tod.

CHOR DER JUNGFRAUEN *(am Grab der Antigone)*: Hab Dank!

Es wird Tag.

Steine blühen auf den Gräbern.

KREON: Ihr Scharen in der Tiefe!

Der Tag ist gekommen, wo die Schranke fällt.

Wo der König eins ist mit dem Volke

Am Thron der Gerechtigkeit.

Ich breche auf, meine Taten zu sühnen,

In die Wüste, in den Urwald,  
Fort von euch. Wir sehn uns nicht mehr.  
*(Trauermusik. — Die Tore des Palastes öffnen sich. Kerzen brennen.  
Im Hintergrunde der Katafalk, auf dem Eurydike aufgebahrt liegt.  
Um ihn knien die Frauen.)*

DUMPFER STIMME: Die Königin ist tot!

KREON *(starrt auf die Bahre)*: Drei Tote frieren in mein Herz.

Drei Tote reißen mit Eisesfingern  
Stück um Stück meines Fleisches von mir.

Nun liege ich selber auf dem Felde,

Hilflos, wie der tote Feind.

*(Er gürtet das Schwert ab.)*

Leg ab zu Füßen des armen Sohnes

Das Zeichen deiner Herrlichkeit.

Tote Gattin auf der Bahre —

Der Tag wird einsam um mich her.

*(Er tritt bis dicht vor die Stufen.)*

Der Weg hinab zu euch, meine Brüder,

Ist nicht mehr weit am Grab vorbei.

Noch trennen uns Stufen. Schon rückt der Zeiger

Näher der wesenlosen Uhr.

Einst aber, wenn die Toten erwachen,

Wenn die Unsterblichen

Wandeln in ihr Reich,

Kehre ich wieder zu meinen Sternen,

Ich —

Der Vieles wußte und viel getan hat,

Im Guten und Bösen: ein Mensch!

*(Er schreitet langsam die Stufen hinab vom Palast in die Arena. Die  
Masse teilt sich. Er geht hindurch zum Grabe, nimmt den goldenen  
Reif von seinem Haupte und legt ihn aufs Gewölbe. Er geht durch die  
Mitte hinaus. Die Musik bricht ab. — Stille.)*

#### VIERTE SZENE

STIMME: Der König ist fort!

ZWEITE STIMME: Wir haben keinen König mehr!

DRITTE STIMME: Wir sind frei!!

EINER AUS DER MASSE: Wir wollen die Burg stürmen!

DER PÖBEL: Geld her! — Wein!

*(Sie drängen vor. Die vorne Stehenden werden überrannt. Schreie.  
Einige kommen die Stufen hinauf mit erhobenen Fäusten. Sie sind  
auf der Rampe. Sie stocken vor dem Sarg.)*

RUF *(unten)*: Vorwärts!

*(Sie stehn vor den Toren.)*

EIN MANN *(hebt die Leiche Hämons auf und schleudert sie hinab)*:

Nieder die Fürsten!

*(Blitz und Donnerschlag.)*

STIMME AUS DEM GRABE: Volk,

Falle nieder —

Gott hat gerichtet.

*(Sie wenden sich voller Entsetzen. Die geballten Fäuste sinken gelähmt. Sie fallen nieder, schlagen mit dem Kopf auf die Erde.)*

Betet,

Schuldige Menschen

In der Vergänglichkeit!

*(Sie heben flehend die Hände empor. — Dunkelheit.)*



# Die Menschen

Schauspiel in 5 Akten

DEM ANDENKEN MEINES FREUNDES  
FRITZ NEUBERGER



## PERSONEN

ALEXANDER  
DER MÖRDER  
DER KOPF  
DER TRINKER  
HELFER  
LISSI  
WAHRSAGERIN  
DER JÜNGLING  
DAS MÄDCHEN  
DER ALTE KELLNER  
AGATHE  
DER VATER  
DIE MUTTER  
DER ARZT  
BANKIER  
PRÄSIDENT  
STAATSANWALT  
PFARRER  
ZEITUNGSVERKÄUFER  
SCHLIESSERIN  
EIN HERR IN SCHWARZ  
DIE KRANKENSCHWESTER  
BETTLER  
DER WIRT  
DER GAST  
KOMMISSAR  
DIE HERREN. DIE IRREN. DIE HUREN. DIE TAUBSTUMMEN.  
POLIZISTEN. VERMUMMTE. GERICHTSHOF. GESCHWORENE.  
ARBEITER. TRÄGER. MENSCHEN

*Zeit: Heute*

*Schauplatz: Die Welt*

## ERSTER AKT

### ERSTE SZENE

*Friedhof*

*Abendröte. Ein Kreuz fällt um.*

ALEXANDER (*steigt aus dem Grabe*)

DER MÖRDER (*kommt mit dem Sack*)

ALEXANDER (*erschrickt*)

DER MÖRDER: Ich habe getötet! (*reicht ihm den Sack*)

ALEXANDER (*streckt die Hand aus*)

DER MÖRDER: Der Kopf ist im Sack (*geht zum Grabe, steigt hinein*)

ALEXANDER (*wirft Erde über ihn*)

*Windstoß*

*Die Kapelle wird hell*

*Der Jüngling. Das Mädchen.*

DER JÜNGLING: Wer ist da?

DAS MÄDCHEN: Ein Leichnam (*wird ohnmächtig*)

DER JÜNGLING: Mörder!!

ALEXANDER: Ihren Mantel

DER JÜNGLING (*nimmt den Mantel von seinen Schultern*)

ALEXANDER (*bedeckt sich*)

DER JÜNGLING: Wer sind Sie?

ALEXANDER: Ich lebe (*nimmt den Sack über die Schultern, geht*)

DAS MÄDCHEN (*erwacht*)

DER JÜNGLING (*umarmt sie*)

DAS MÄDCHEN (*schreit*): Ich hab Dich betrogen!

### ZWEITE SZENE

*Saal*

*Nacht. Gedeckte Tische. Im Hintergrund Vorhang. Rechts und links eine Nische.*

*Der Saal wird hell*

*Der alte Kellner. Der Gast.*

DER ALTE KELLNER (*liest die Zeitung*): Mord

DER GAST (*lüstern*): Die Beine?

DER ALTE KELLNER: Der Kopf fehlt

DER GAST: Ein Bier!

ALEXANDER (*kommt mit dem Sack durch den Vorhang*)

DER GAST: Lustmord?

DER ALTE KELLNER: Belohnung

DER GAST: Zahlen!

DER ALTE KELLNER: Ein Rostbeaf

DER GAST: Ein Mann?

DER ALTE KELLNER: 3.90

DER GAST (*geht*)  
ALEXANDER: Menschen!  
DER ALTE KELLNER: Alexander!!  
ALEXANDER: Wo bin ich?  
DER ALTE KELLNER: Verschollen

### DRITTE SZENE

*Die rechte Nische wird hell  
Ein zerrissener Mensch sitzt vor einem Tisch mit Flaschen.*

DER TRINKER: Ich träume  
*Der Saal wird dunkel*  
ALEXANDER (*tritt ein*)  
DER TRINKER (*reicht ihm das Glas*)  
ALEXANDER (*trinkt*)  
DER TRINKER: Sie hungern!  
ALEXANDER (*sieht auf*)  
DER TRINKER: Bruder! (*umarmt ihn*)  
DER WIRT (*tritt ein*): Geld!  
DER TRINKER (*sucht in seinem Rock*)  
DER WIRT: Sechs Flaschen  
ALEXANDER: Ich will arbeiten  
DER WIRT: Als Kellner! (*zeigt auf den Saal, geht*)  
LISSI (*tritt ein*): Männer!  
DER TRINKER: Du bist krank  
LISSI: Ich räche mich (*geht*)  
ALEXANDER (*streckt die Arme aus*): Liebe!!

### VIERTE SZENE

*Die linke Nische wird hell  
Herren im Frack stehen um einen Tisch.  
Präsident, Bankier, Helfer.*

STIMME (*unsichtbar*): Spielen!  
DIE HERREN (*werfen Geld auf den Tisch*)  
*Die rechte Nische wird dunkel*  
ALEXANDER (*tritt ein*)  
BANKIER: Wer ist da?  
HELFER: Ein Leichnam!  
*Gebrüll und Gelächter*  
BANKIER (*gibt ihm Geld*): Setzen Sie!  
ALEXANDER (*setzt*)  
STIMME: 13  
BANKIER: Bravo!  
HELFER: Glück  
DIE HERREN: Stehn lassen!

STIMME: 13

BANKIER: Teufel

DIE HERREN: Sie müssen!

BANKIER (*wirft Geld auf den Tisch*)

STIMME: 13

DIE HERREN: Herr Kommerzienrat

BANKIER: Rest (*wirft Geld auf den Tisch*)

STIMME: 13

PRÄSIDENT: Die Bank

BANKIER: Ich halte

STIMME: 13

*Tumult*

BANKIER (*reißt den Kragen ab*)

DIE HERREN: Ruiniert

BANKIER: Uhr (*wirft die Uhr auf den Tisch*)

HELFER: Testament!

*Stille*

BANKIER (*ballt die Fäuste*)

PRÄSIDENT (*läutet*)

VERMUMMTE (*kommen*)

BANKIER (*schreit*): Krepieren!!

VERMUMMTE (*öffnen die Falltüre, stoßen ihn hinein*)

PRÄSIDENT: Gesprengt

*Der Tisch wird sichtbar*

ALEXANDER (*steht vor dem Geld*)

DIE HERREN (*drohend*): Stehn lassen!

*Dumpfer Schuß*

HELFER (*bekreuzt sich*)

VERMUMMTE (*kommen zurück*)

DIE HERREN (*schichten Geld auf den Tisch*)

PRÄSIDENT: Vorwärts!

DIE HERREN (*im Krampf*)

STIMME: 13

*Der Tisch fällt um*

VERMUMMTE (*heben die Scheine auf, stecken sie Alexander in die Tasche*)

ALEXANDER (*geht*)

RUF: Exzellenz

DIE HERREN (*ziehn Revolver*)

RUF: Löhne drücken!

PRÄSIDENT (*zuckt die Achseln*)

DIE HERREN: Wir verhungern!

HELFER (*dreht das Licht aus*)

*Vollmond*

*(er zeigt auf den Mond)*

*Bergwerk*

RUF: Kanäle

DIE HERREN: Papiere

RUF: Geld

HELFER (*dreht das Licht an*): Mondbank!

PRÄSIDENT: Zugelassen

RUF: Zeichnen!  
DIE HERREN (*schreiben. Papiere flattern*)  
HELFER: Aufsichtsrat (*reicht die Liste dem Präsidenten*)  
RUF: Wohltäter  
DIE HERREN (*beglückwünschen ihn*)  
LISSI (*tritt ein*)  
DIE HERREN (*stellen den Tisch auf*)  
HELFER (*hebt das Glas*)  
STIMME: Spielen!  
DIE HERREN (*werfen Papiere auf den Tisch*)  
Die linke Nische wird dunkel

#### FÜNFTE SZENE

*Der Saal wird hell*  
Morgen. Die Tische sind abgedeckt, der Vorhang zurückgezogen.  
Im Hintergrund Fabriksilhouette.

DER TRINKER (*allein*): Ich liebe die Welt  
ARBEITER (*kommen*)  
DER TRINKER: Kamerad!  
ARBEITER: Lohnerhöhung  
DER TRINKER: Der Tag kommt  
ARBEITER: Tageblatt!  
ALEXANDER (*als Kellner*)  
ARBEITER: Streik  
DER TRINKER: Wir sind arm  
ALEXANDER (*bringt Kaffee*)  
DER TRINKER: Sechs Flaschen!  
ALEXANDER (*besinnt sich, zieht die Scheine hervor*): Für Sie!!  
(*legt die Schürze ab, geht*)  
ARBEITER: Ein Reicher  
DER TRINKER: Die Hölle  
ARBEITER: Her damit!  
DER TRINKER (*versteckt die Scheine*)  
ARBEITER: Drauf!! (*sie schlagen ihn blutig*)  
DER TRINKER (*bricht zusammen. Fabriksirene*)  
ARBEITER (*gehn zur Arbeit*)  
LISSI (*stolpert mit Herren über ihn*)  
DER ALTE KELLNER (*hebt ihn auf*)  
ALEXANDER (*kommt mit dem Sack*)  
DER ALTE KELLNER: Du lebst?  
ALEXANDER: Wer bin ich??

## ZWEITER AKT

### ERSTE SZENE

*Keller*

*Über dem Keller eine Stube. Im Hintergrund Fenster, Straße.  
Der Keller wird hell*

DER TRINKER (*mit verbundenem Kopf*): Geld

BETTLER (*streckt den Arm durchs Fenster*): Brot!

HELPER (*tritt ein*)

BETTLER (*verschwindet*)

DER TRINKER: Ich blute

HELPER: Sie zeichnen! (*hält ihm Papiere hin*)

DER TRINKER: Kein Besitz mehr?

HELPER: Gemeinschaft!

DER TRINKER: Keine Kriege?

HELPER: Frieden!

DER TRINKER (*ergreift seine Hand*): Die Zukunft!

HELPER: Aktien

DER TRINKER: Die Menschen?

HELPER: Sklaven

DER TRINKER (*beißt sich in die Hand*)

HELPER: Kein Besitz mehr!

DER TRINKER: Gemeinschaft??

HELPER: Keine Kriege!

DER TRINKER: Frieden?? (*läßt das Taschentuch fallen*)

HELPER (*bückt sich, fährt ihm mit der Hand an die Kehle*): Ihr Taschentuch (*würgt ihn*)

DIE HUREN (*stehn am Fenster*): Goldprinz!  
(*Kichern*)

HELPER (*läßt los*)

DIE HUREN (*kommen herein. Thea, Gilda, Lena*)

HELPER (*springt durchs Fenster*)

THEA: Madame läßt grüßen!

GILDA (*bei seinem Rock*): Zerrissen

LENA: Hast du Faden?

THEA (*vor dem Spiegel*): Wie steht mir der Hut?

DER TRINKER: Ich sterbe

GILDA: Zigarette!

THEA: Lila Seide

LENA: Goldprinz, erzähl von Gott!  
(*sie lagern sich um ihn*)

DER TRINKER: Gott erbt die Millionen

GILDA: Geizkragen!

THEA: Er dichtet

LENA (*näht seinen Rock*)

DER TRINKER: Uns wird verziehn

(*sinkt zurück. Sie decken ihn zu und gehen leise*)

GILDA: Gott erbt die Millionen?

DER TRINKER (*allein*): Ich warte auf den Tod

*Der Keller wird dunkel*

## ZWEITE SZENE

*Die Stube wird hell*

*Der Jüngling. Das Mädchen.*

DAS MÄDCHEN: Ich habe Angst

DER JÜNGLING (*steht auf*)

DAS MÄDCHEN: Es kommt näher

DER JÜNGLING (*geht zur Türe*)

DAS MÄDCHEN: Es geschieht etwas!

DER JÜNGLING (*öffnet die Tür*)

DAS MÄDCHEN: Jetzt

*Unten fällt ein Stuhl*

DAS MÄDCHEN (*schreit*): Jemand ist gestorben!!

DER JÜNGLING (*läuft hinab*)

DAS MÄDCHEN (*fällt hin*)

DER JÜNGLING (*kommt zurück, hält Scheine in der Hand*): Geld!

DAS MÄDCHEN (*erschrickt*)

DER JÜNGLING: Er ist tot

DAS MÄDCHEN: Du zitterst

DER JÜNGLING (*reißt das Fenster auf*): Leben!!

DAS MÄDCHEN: Du liebst mich nicht

## DRITTE SZENE

*Bei der Wahrsagerin*

*Sofa. Davor Tisch mit drei Stühlen. Auf dem Sofa die Wahrsagerin.  
Gegenüber das Mädchen. Links der Jüngling. Der rechte Stuhl ist leer.*

DER JÜNGLING (*mischt die Karten*)

WAHRSAGERIN: Das Fräulein ist blaß

DER JÜNGLING (*hebt ab*)

WAHRSAGERIN: War auch einmal jung (*nimmt das Spiel in die Hand*)

DER JÜNGLING (*zieht vier Karten*)

WAHRSAGERIN (*öffnet sie*): Was dich deckt — ein Herz

Was dich schreckt — eine Dame

Dir zu Häupten — Glück

Dir zu Füßen — Tod —?

Misch noch einmal!

DER JÜNGLING (*mischt wieder*)

WAHRSAGERIN (*deckt alle Karten auf, schüttelt den Kopf*): Reichtum!

*(zeigt auf jede Karte)*

Eine Frau — Übern Weg — Du liebst sie — Tränen —

LISSI (*tritt ein. Keiner sieht sie. Sie setzt sich auf den leeren Stuhl*)

WAHRSAGERIN: Hüte dich vor dem Arzt!

*Das Mädchen und die Wahrsagerin werden dunkel. Der Jüngling und Lissi bleiben hell. Sie sehn auf die Karten*

WAHRSAGERIN: Sie kommt — Du kennst sie nicht — Schwarze Karte — Gefahr — Krankheit —

*Das Licht auf beiden ist erloschen*

STIMME DER WAHRSAGERIN: Tod

*Der Jüngling und Lissi sehn sich an*

#### VIERTE SZENE

*Sprechzimmer*

*Im Hintergrund Tür. Rechts und links ein Kabinett.*

*Das linke Kabinett wird hell*

DER JÜNGLING (*tritt ein*)

STIMME (*von draußen*): Herr Doktor ist da!

DER JÜNGLING (*vor einem Bild*): «Hochzeit zu Kanaa»

*(betastet sich)*

Drüsenschwellung

*(geht unruhig umher, zieht die Uhr)*

Halb sieben

*(zittert)*

Ich bin gesund!

*(greift plötzlich ans Herz)*

Nie mehr lieben — keine Kinder —

*Das Sprechzimmer wird hell*

DER JÜNGLING: Gefahr — Krankheit —

DER ARZT (*tritt ins Sprechzimmer*)

DER JÜNGLING: Tod

DER ARZT (*öffnet das linke Kabinett*)

DER JÜNGLING (*öffnet die Brust*)

DER ARZT (*nimmt das Präparat*)

DER JÜNGLING (*starrt auf die Wand*)

DER ARZT (*geht zum Mikroskop*)

DER JÜNGLING: Schiffe! Kindheit!

DER ARZT: Wann geboren?

DER JÜNGLING: Burgen!

DER ARZT: Ihr Vater gesund?

DER JÜNGLING (*wankt zum Fenster*): Leben!!

DER ARZT: Verdächtig

DER JÜNGLING: Ich bin heiser

DER ARZT (*steht auf*): Zehn Mark!

DER JÜNGLING: Stuhldrang

DER ARZT: Syphilis

DER JÜNGLING (*wird ohnmächtig*)

DER ARZT (*trägt ihn ins linke Kabinett, legt ihn aufs Sofa*)

*Das rechte Kabinett wird hell*

DAS MÄDCHEN (*tritt ein*)

DER ARZT (*kommt zurück ins Sprechzimmer, wäscht sich die Hände, öffnet das rechte Kabinett*)  
 DAS MÄDCHEN (*fällt ihm zu Füßen*)  
 DER ARZT: Schwanger  
 DAS MÄDCHEN: Hilfe  
 DER ARZT: Schönes Mädchen!  
 DAS MÄDCHEN: Arm  
 DER ARZT: Strafgesetz  
 DAS MÄDCHEN (*steht auf*): Retten Sie mich!  
 DER ARZT: Ein Kuß (*umarmt sie*)  
 DAS MÄDCHEN (*sinkt vornüber*): Ich falle  
 DER ARZT (*trägt sie ins rechte Kabinett, löscht das Licht*)  
     *Das rechte Kabinett wird dunkel*  
 DER JÜNGLING (*erwacht auf dem Sofa*)  
     *Die Sonne geht unter*  
     *(er breitet die Arme aus)*  
     Morgenrot!!  
     *Das linke Kabinett wird dunkel*  
 DAS MÄDCHEN (*stürzt mit aufgelösten Haaren aus dem rechten Kabinett ins Sprechzimmer, ergreift ein Seziermesser, schneidet sich in die Adern. Die Türe geht auf*)  
 ALEXANDER (*tritt ein mit dem Sack*)  
 DAS MÄDCHEN (*läßt das Messer fallen*)  
 ALEXANDER (*nimmt ihre Hand, saugt das Blut*)  
     *Das Sprechzimmer wird dunkel*  
 ALEXANDER (*öffnet das linke Kabinett*)  
     Mondschein  
 DER JÜNGLING (*liegt auf dem Boden*)  
 ALEXANDER (*berührt ihn*)  
 DAS MÄDCHEN (*kommt näher*)  
 DER JÜNGLING (*steht auf. Gerippe, Totenkopf*)  
 ALEXANDER (*nimmt ihn bei der Hand. Sie gehen*)

#### FÜNFTE SZENE

##### Oper

*Proszeniumsloge. Der Vorhang an der Brüstung ist zugezogen. Die rechte Loge ist leer. Alexander, Der Jüngling, Das Mädchen sitzen in Sesseln.*

SCHLIESSERIN: Glas gefällig?  
 ZEITUNGSVERKÄUFER: Extrablatt — Großer Diebstahl  
 DER JÜNGLING: Ich bin nicht mehr  
 STIMME (*von unten*): Pause!  
 ALEXANDER: Wir liegen im Grabe  
 DAS MÄDCHEN (*preßt die Hände auf den Bauch*): Das Kind regt sich  
 STIMME (*von unten*): Ein Stuhl!  
 DER JÜNGLING: Ewigkeit  
 ALEXANDER: Die Tore sind offen

*Klingelzeichen*

STIMME (von unten): Der Schluß beginnt!

DER JÜNGLING: Ich sehe die Welt

*Gedämpfte Musik*

DER JÜNGLING: Zum letztenmal Wiese

DER ARZT (*tritt in die rechte Loge. Frack, weiße Handschuhe*): Zehn Mark!

DER JÜNGLING (*wirft die Scheine hinüber*): Ich schwebe

DER ARZT (*fängt die Scheine*)

LISSI (*tritt in die Loge zum Arzt, lächelt, entwendet ihm Scheine*)

TENORSOLO: «Donna è mobile»

DER ARZT (*zieht den Vorhang zu*)

*Die rechte Loge ist dunkel*

DER JÜNGLING (*erhebt sich*)

ALEXANDER: Ihren Mantel!

*(nimmt den Mantel von seinen Schultern, bedeckt den Jüngling damit)*

DER JÜNGLING (*reißt den Vorhang an der Brüstung auf. Die Bühne ist erleuchtet. Die Musik setzt ein*)

*Posaune*

*Er stürzt sich hinab. Die Instrumente schlagen zusammen*

DAS MÄDCHEN: Wo sind wir?

ALEXANDER: Auferstehung

## DRITTER AKT

### ERSTE SZENE

*Straße*

*Im Hintergrund Haus mit Fenstern. In der Mitte Balkon. Unten Café. Draußen drei Tische, der mittlere unterm Balkon. Links Reklamesäule: rotes Plakat mit der Aufschrift «Mord!» Rechts gegenüber der Bettler.*

HELPER (*sitzt am rechten Tisch*)

BETTLER (*spielt auf dem Leierkasten «Donna è mobile». Der Arzt und Lissi treten auf den Balkon*)

DER ALTE KELLNER (*zieht im Café die Läden auf*)

ALEXANDER (*kommt mit dem Sack, bleibt vor dem Plakat stehn*)

DER ARZT (*tritt aus dem Haus, setzt sich zu Helfer*)

HELPER: Der Kurs steigt

ALEXANDER (*setzt sich an den linken Tisch*)

ZEITUNGSVERKÄUFER: Mondbank — Neue Gründung

DER ALTE KELLNER (*bringt Getränke, kauft eine Zeitung*)

DER ARZT: Kaffee!

DER ALTE KELLNER (*tritt zu Alexander, liest die Zeitung*): Der Mörder

ALEXANDER (*sieht auf*)

HELPER: Kapital!

DER ARZT (*schüttelt den Kopf*)

ALEXANDER: Glaubst Du an Gott?

DER ALTE KELLNER: Wir Menschen  
BETTLER (*dreht den Leierkasten*)  
DIE TAUBSTUMMEN (*kommen zum mittleren Tisch*)  
DER ALTE KELLNER (*geht zu ihnen*)  
DIE TAUBSTUMMEN (*gestikulieren*)  
DER ARZT (*ruft*): Taubstumm!  
DER ALTE KELLNER (*nickt, geht ins Haus*)  
AGATHE (*barfuß, vierzehnjährig, kommt mit der Schachtel*): Streich-  
hölzer?  
HELFER (*stößt sie fort*)  
DER ARZT (*lacht*)  
DIE TAUBSTUMMEN (*geben ihr Geld*)  
ALEXANDER (*nimmt sie in den Arm*)  
LISSI (*tritt auf den Balkon, winkt den Taubstummen zu*): Geld ist Geld!  
(*verschwindet*)  
HELFER: Wir leben auf Vorschuß  
ALEXANDER: Wie heißt Du?  
AGATHE: Agathe  
HELFER: Die Arbeit der Kinder!  
AGATHE: Wir hungern  
HELFER: Papier  
DER ARZT (*zieht die Scheine hervor*): Wir besitzen!  
HELFER (*zieht Papiere hervor*): Kaufen Sie?  
DER ARZT (*steckt die Scheine in die Tasche, zieht die Uhr*): Entbindung  
(*steht auf*)  
BETTLER (*dreht den Leierkasten*)  
AGATHE: Mutter stirbt  
DER ARZT (*geht*)  
HELFER (*folgt ihm*)  
AGATHE: Hilf mir! (*nimmt Alexander bei der Hand. Sie gehen*)  
DIE TAUBSTUMMEN (*gestikulieren. Zeigen auf das Plakat mit der Auf-  
schrift «Mord!»*)

## ZWEITE SZENE

### *Dachstube*

*Rechts Flur mit Treppe. Schräge Decke. Hinten ein Fenster, Blick auf die Dächer. Links im Bett die Mutter sterbend. In der Mitte ein Tisch; drei Stühle, auf dem mittleren der Vater weißhaarig. Rechts ein Reisekorb.*

*Die Dachstube wird hell*

DIE MUTTER (*stöhnt*)

DER VATER (*unbeweglich*)

*Der Flur wird hell*

*Agathe und Alexander kommen die Treppe herauf*

*Der Flur wird dunkel*

ALEXANDER (*tritt ein*)

DIE MUTTER: Da bist Du!

AGATHE: Sie fiebert

DIE MUTTER: Mein Sohn!!

ALEXANDER (*kommt ans Bett*)

DIE MUTTER (*ergreift seine Hand*): Ich reise

AGATHE (*ordnet die Kissen*)

DIE MUTTER: Der Zug geht

ALEXANDER (*geht zum Reisekorb*)

DIE MUTTER: Pack ein!

ALEXANDER (*öffnet den Korb*)

DIE MUTTER: Hochzeit

ALEXANDER (*geht zum Schrank, holt Lumpen heraus, legt sie in den Korb*)

DIE MUTTER: Die Brosche

ALEXANDER (*geht zur Kommode, findet die Brosche*)

DIE MUTTER: Die Bibel

ALEXANDER (*geht zum Tisch, nimmt die Bibel heraus*)

DIE MUTTER: Das Geld!

(*reißt Scheine aus der Matratze, stopft sie in den Mund*)

AGATHE (*faltet die Hände*): Dein Wille geschehe!

ALEXANDER (*schließt den Korb*)

DIE MUTTER: Billett!

(*Agathe und Alexander setzen sich an den Tisch*)

DIE MUTTER (*stöhnt*)

AGATHE: Vater!!

DIE MUTTER (*röchelt*)

*Stille*

*Das Fenster geht auf*

DER VATER: Tot

(*sie sitzen starr*)

*Der Flur wird hell*

*Menschen kommen die Treppe herauf, sehen durchs Schlüsselloch, tuscheln*

*Der Flur wird dunkel*

*Sie kommen herein. Der Raum füllt sich mit Schatten*

EIN HERR IN SCHWARZ: Begräbnis!

*Sie kommen näher, erdrücken den Tisch. Der Vater, Agathe, Alexander reichen sich die Hände. Die Gestalten verschwinden. Der Raum wird dunkel. Der Tisch ist hell*

DER VATER: Wer bist Du?

ALEXANDER: Ich suche mich

DER VATER: Mensch!!

ALEXANDER (*verneigt sich vor ihm*)

AGATHE (*lächelt. Der Tisch wird dunkel. Über den Dächern Vogelflug*)

DRITTE SZENE

Krankenhaus

*In der Mitte Aufnahmezimmer. Rechts Operationssaal. Links Entbindungsstation.*

*Operationssaal und Aufnahmezimmer werden hell*

DIE KRANKENSCHWESTER (*sitzt im Aufnahmezimmer*)

DER ARZT (*steht im Operationssaal; geht zum Glasschrank, nimmt einen Fötus heraus, hält ihn gegen das Licht, legt ihn auf den Operationstisch*)

DIE KRANKENSCHWESTER (*strickt*)

DER ARZT (*öffnet die Türe*): Aufnahme?

DIE KRANKENSCHWESTER: Drei (*blättert*) Im neunten Monat

DER ARZT (*schließt die Türe*)

*Der Operationssaal wird dunkel*

*Die Entbindungsstation wird hell*

DIE HUREN (*liegen in drei Betten. Das vierte Bett ist leer*)

THEA (*mit Schminkstift und Taschenspiegel*): Quatsch!

GILDA: Schokolade (*ißt*)

LENA: Goldprinz ist tot (*riecht an einem Bukett*)

GILDA (*nimmt ihr die Blumen weg*): Meine Blumen!

THEA (*klopft sich auf den Bauch*): Es klingelt

GILDA: Herein!

*(Kichern)*

DAS MÄDCHEN (*wankt ins Aufnahmezimmer, tastet an der Wand, bricht zusammen*)

DIE KRANKENSCHWESTER (*schleppt die Bewußtlose zur Entbindungsstation, legt sie ins vierte Bett*)

DER ARZT (*tritt ins Aufnahmezimmer*)

DIE KRANKENSCHWESTER (*kommt zurück*): Entbindung

GILDA (*dehnt die Arme*): Tanzen!

THEA: Der Arzt!

*(sie verstecken die Sachen)*

DER ARZT (*tritt ein, geht zum Mädchen, sieht Blut*): Schweinerei!

DAS MÄDCHEN (*schlägt die Augen auf, sieht den Arzt, schreit*): Tier!!

DER ARZT: Die Maske

DIE KRANKENSCHWESTER (*fährt einen Krankenwagen mit Instrumenten herein*)

DAS MÄDCHEN (*wehrt sich*): Ich will nicht!!

DER ARZT (*hält sie fest*)

DIE KRANKENSCHWESTER (*legt die Chloroformmaske auf*)

DER ARZT: Zählen!

DAS MÄDCHEN (*wird schwächer, wimmert*): Einundzwanzig — zweiundzwanzig

DER ARZT: Los!

DIE KRANKENSCHWESTER (*legt die Chloroformierte auf den Krankenwagen*)

DER ARZT (*geht durch Aufnahmezimmer in den Operationssaal*)

DIE KRANKENSCHWESTER (*fährt den Wagen nach. Die Türe zum Operationssaal wird geschlossen*)

THEA (*stöhnt*)

GILDA: Die Zange

LENA: Ich schreie

THEA (*erbricht sich*)

GILDA: Mein Leib!

LENA (*ringt die Hände*): Mutter!!

GILDA: Gott im Himmel (*verkriecht sich unter die Decke*)

Stille

*Im Operationssaal fällt klirrend ein Instrument*

THEA (*bäumt sich auf*): Ein Kind ist geboren!!

DER ARZT (*tritt mit blutigen Händen aus dem Operationssaal, wäscht sich die Hände*): Dreck

#### VIERTE SZENE

*Straße*

*Gegenüber der Reklamesäule der Bettler. Am mittleren Tisch die Taubstummen. Die beiden andern Tische sind leer.*

DIE TAUBSTUMMEN (*gestikulieren. Zeigen auf das Plakat mit der Aufschrift «Mord»*)

ZEITUNGSVERKÄUFER: Extrablatt

DER ALTE KELLNER (*tritt vor die Türe, kehrt*)

ZEITUNGSVERKÄUFER: Die Spur des Mörders!

DER ALTE KELLNER (*kauft ein Blatt*)

ZEITUNGSVERKÄUFER (*geht*)

BETTLER (*dreht den Leierkasten*)

*von rechts kommt der Leichenzug. Träger in Schwarz tragen den Tisch aus der Dachstube. Auf dem Tisch liegt die Mutter, offen im Totenhemd. Die Hände sind auf der Brust gekreuzt. Hinter dem Tisch geht der Pfarrer. Ihm folgt der Vater mit Agathe. Zuletzt Alexander mit dem Sack.*

*Von links kommen Menschen.*

*In der Mitte der Straße stößt der Leichenzug auf die Menschen. Sie versperren den Weg, ballen die Fäuste, schwingen Rechnungen. Die Träger setzen den Tisch hin.*

DIE MENSCHEN: Schulden!

EIN MANN: Der Bäcker

EINE FRAU: Die Miete

DIE MENSCHEN: Das Geld!!

*(sie stürzen sich auf die Leiche, durchwühlen sie)*

PFARRER (*beschwörend*): Liebe Gemeinde!

DIE MENSCHEN (*werfen die Fetzen auf den Boden. Die Leiche liegt nackt da*)

EIN HERR IN SCHWARZ: Kein Geld — kein Begräbnis!

*(die Träger lassen den Tisch stehn)*

PFARRER (*seufzt, schüttelt dem Vater die Hand. Die Leiche steht einsam auf der Straße*)

ALEXANDER (*tritt vor. Sie weichen zurück. Er reißt sich das Kleid vom Leibe, bedeckt die Leiche*)

PFARRER (*schüttelt den Kopf, geht*)  
ALEXANDER (*nimmt die Leiche in die Arme*)  
DIE MENSCHEN (*verschwinden mit dem Tisch*)  
DIE TAUBSTUMMEN (*stehn auf, lockern die Steine auf der Straße, schaufeln mit den Händen ein Grab*)  
ALEXANDER (*legt die Leiche in die Erde. Menschen sehn aus allen Fenstern, Lissi tritt auf den Balkon*)  
DIE TAUBSTUMMEN (*schaufeln das Grab zu*)  
ZEITUNGSVERKÄUFER (*kommt zurück mit Zeitungen*): Die Spur des Mörders  
ALEXANDER (*nimmt den Sack über die Schultern*)  
ZEITUNGSVERKÄUFER: Der Kopf ist im Sack!  
AGATHE (*kniet nieder vor Alexander, küßt seine Hände*)  
DER ALTE KELLNER (*sieht ihn aufmerksam an*)

#### FÜNFTE SZENE

Wiege

DAS MÄDCHEN: «Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist Du.  
Tue die blauen Guckäugelein zu.  
Alles ist ruhig und still wie im Grab.  
Schlaf nur, ich wehre die Fliegen Dir ab.  
Englein vom Himmel, so lieblich wie Du,  
Schweben ums Bettchen und lächeln Dir zu.  
Jetzt noch, mein Söhnchen, ist goldene Zeit.  
Später, ach später, ist's nimmer wie heut.»

#### VIERTER AKT

##### ERSTE SZENE

Speicher

Bett. Auf dem Nachttisch die Kerze. Im Hintergrund Wand.

AGATHE (*öffnet das Kleid, löst die Zöpfe, nimmt Briefpapier, schreibt*)

STIMME: Feierabend!

AGATHE (*faltet den Brief, lächelt, nimmt ihn zu sich ins Bett. Die Kerze flackert*)

AGATHE: Geliebter

*Poltern an der Tür*

STIMME: Schuhe putzen!

AGATHE (*erschrickt, nimmt den Rock, näht. Lächelt, preßt den Brief an die Lippen, wird nachdenklich, weint. Die Kerze flackert. Der Rock fällt zu Boden*)

AGATHE (*schläft ein. Die Wand verschwindet. Eine Landschaft er-*

*scheint. Sternenhimmel. Die Kerze erlischt. Sonne und Mond gehen auf)*

ALEXANDER (*steht am Ende der Landschaft*)

AGATHE (*breitet die Arme aus*): Komm!

ALEXANDER (*geht mitten durch die Landschaft bis an ihr Bett*)

AGATHE (*reicht ihm den Brief*)

ALEXANDER (*sitzt an ihrem Bett*): Weine nicht!

AGATHE: Flieder

*Die Bäume blühen*

AGATHE: Wind weht

ALEXANDER (*streichelt sie*): Schmetterling!

*Die Uhr schlägt*

ALEXANDER: Mein Schicksal

AGATHE: Ich folge Dir

ALEXANDER (*lächelt*): Kind!

*Ein Stern fällt durch die sonnige Landschaft*

ALEXANDER: Alles ist anders

*(küßt sie. Die Landschaft verschwindet. Die Wand erscheint. Alexander ist fort. Die Kerze geht an)*

AGATHE (*erwacht*)

STIMME: Aufstehn!

*Die Kerze flackert*

AGATHE (*springt aus dem Bett, läuft zum Schrank, nimmt einen künstlichen Zweig heraus, preßt ihn ans Herz*): Frühling!!

*Der Speicher wird dunkel*

*Die Landschaft erscheint wieder, jetzt grau, alltäglich*

ALEXANDER (*erwacht auf einer Bank, findet den Sack, sieht ihn prüfend an*)

## ZWEITE SZENE

Salon

*Lissi liegt auf dem Sofa. Der Arzt hält ihre Füße im Schoß. Die Puppe sitzt im Sessel.*

LISSI (*fächelt sich*)

DER ARZT (*bleich, hohläugig*): Geliebte

LISSI: Finger weg!

DER ARZT (*betastet sie*)

LISSI (*stößt ihn mit dem Fuß*)

DER ARZT (*zieht die Morphiumspritze aus der Tasche, spritzt sich*)

LISSI (*gähnt*)

DER ARZT: Weiße Mäuse!!

HELFER (*tritt ein*)

DER ARZT (*greift in den Mund, holt Zähne heraus*)

LISSI: Es bröckelt

HELFER: Drittes Stadium!

DER ARZT (*beugt sich über die Puppe, setzt die schwarze Brille auf*):  
Schwanger

LISSI: Ein Sarg!  
DER ARZT: Entbindung (*nimmt das Messer aus der Tasche, schneidet die Puppe in den Leib*)  
HELFER: Geld! (*sticht ihn mit der Spritze in den Kopf*)  
DER ARZT (*fällt um*)  
LISSI (*stößt ihn vom Sofa*)  
HELFER (*greift ihm in den Rock, zieht Scheine hervor*): Goldminen!  
LISSI (*nimmt die Puppe auf den Schoß*)  
HELFER (*zieht die Leiche an den Haaren, hält Haare in der Hand*)  
LISSI: Tot ist tot!  
HELFER (*wirft die Leiche durchs Fenster*)

### DRITTE SZENE

*Tisch. Stuhl*  
*Der Sack liegt auf dem Tisch. Alexander sitzt auf dem Stuhl.*

ALEXANDER (*öffnet den Sack*)  
DER KOPF (*fällt heraus*)  
ALEXANDER (*fährt zurück*): Mein Kopf!!  
DER KOPF: Mein Leib  
ALEXANDER: Ich bin getötet?!  
DER KOPF: Der Mörder lebt  
ALEXANDER: Ihm ist verziehn  
*Windstoß*  
ALEXANDER: Er liegt im Grabe  
DER KOPF: Sühne!  
ALEXANDER: Ich lebe für ihn  
*Blendlaterne*  
*Im Lichtschein der alte Kellner, Kommissar, Polizisten.*  
DER ALTE KELLNER (*zeigt mit dem Finger auf Alexander*): Mörder!!  
KOMMISSAR (*verhaftet ihn*)  
DER ALTE KELLNER (*zieht den Hut*): Belohnung  
KOMMISSAR (*findet den Sack*): Der Kopf ist im Sack!

### VIERTE SZENE

*Schwurgericht*  
*Links Gerichtshof, Präsident. Davor Pult mit Staatsanwalt. Im Hintergrund Geschworene. Rechts Publikum: der Wirt, der Gast, die Herren, die Huren, Bettler, Zeitungsverkäufer, Schließerin; vorn an der Schranke Agathe. Davor Zeugenbank: der alte Kellner. In der Mitte auf dem Tisch der Kopf. Daneben auf dem Stuhl Alexander.*

PRÄSIDENT (*hält den Sack in der Hand*): Der Kopf ist Zeuge  
GERICHTSHOF (*nickt*)  
PRÄSIDENT: Angeklagter!  
ALEXANDER (*sieht auf*)

PRÄSIDENT: Sind Sie schuldig?

RUF: Mörder!

AGATHE: Nein!!

PRÄSIDENT: Ruhe!

DER ALTE KELLNER (*hebt die Finger*): Ich schwöre

PRÄSIDENT: «So wahr mir Gott helfe»

DER ALTE KELLNER: Amen

PRÄSIDENT: Der Staatsanwalt!

STAATSANWALT (*erhebt sich*): Hohes Gericht!

GESCHWORENE (*sehen auf*)

STAATSANWALT: Ein Mensch ist ermordet

ALEXANDER (*sieht ihn an*)

STAATSANWALT: Auge um Auge

PUBLIKUM (*beugt sich vor*)

STAATSANWALT: Todesurteil! (*setzt sich*)

PRÄSIDENT: Der Angeklagte!

ALEXANDER (*schweigt*)

PRÄSIDENT: Beratung

*Gerichtshof und Geschworene ziehen sich zurück. Der Saal wird leer.*

*Agathe und Alexander bleiben allein*

ALEXANDER (*wendet sich um, erblickt Agathe*)

AGATHE (*lächelt*): Ich folge Dir

ALEXANDER (*weiß nichts, greift an die Stirne*)

AGATHE: Ich liebe Dich

*Der Saal füllt sich. Gerichtshof und Geschworene kommen zurück*

DAS MÄDCHEN (*tritt ins Publikum, verhungert, hält ihr Kind an der Brust*)

PRÄSIDENT: Im Namen des Königs!

*Alle erheben sich*

OBMANN DER GESCHWORENEN: Schuldig!

DAS MÄDCHEN (*hält ihr Kind in den Saal*): Hunger!!

KOMMISSAR (*reißt sie zurück*)

PRÄSIDENT: Zum Tode verurteilt

*Alle setzen sich*

ALEXANDER (*steht auf*)

*Stille*

ALEXANDER: Ich bin ermordet

PRÄSIDENT: Keine Witze!

ALEXANDER (*nimmt den Kopf, hält ihn in die Höhe*): Mein eigener Kopf

*Gebrüll und Gelächter*

RUF: Hört! Hört!

ALEXANDER: Ich büße

PRÄSIDENT: Schluß der Sitzung!

ALEXANDER: Alle sind Mörder

*Tumult*

RUF: Ins Irrenhaus!

## FÜNFTER AKT

### ERSTE SZENE

*Bei der Wahrsagerin*

*Auf dem Sofa die Wahrsagerin. Links das Mädchen. Rechts Lissi. Der Stuhl gegenüber der Wahrsagerin ist dunkel.*

WAHRSAGERIN (*mischt die Karten*)

LISSI (*hebt ab*)

WAHRSAGERIN (*nimmt in jede Hand eine Hälfte, deckt beide auf*): Haß  
*Das Mädchen und Lissi sehn sich an*

WAHRSAGERIN (*reicht das Spiel Lissi*)

LISSI (*zieht eine Karte*)

WAHRSAGERIN (*öffnet sie*): Jemand ist hier!

LISSI (*hebt entsetzt die Hände*)

DAS MÄDCHEN (*zieht das Messer. Die Wahrsagerin wird dunkel*)

*Der Stuhl wird hell*

*Sie stürzen aufeinander. Lissi fällt in das Messer, das Mädchen stößt es ihr in die Brust. Lissi erwürgt sie*

*Der Stuhl wird dunkel*

*Todeskrampf*

### ZWEITE SZENE

*Irrenhaus*

*Menschen in Gestalt von Tieren. Helfer in der Mitte.*

DIE IRREN (*kriechen*)

HELPER (*steigt auf den Thron*)

STIMME (*von draußen*): Nummer 20

ALEXANDER (*tritt ein*)

HELPER (*setzt die Krone auf*)

ALEXANDER (*fällt nieder, kriecht auf allen vieren*)

### DRITTE SZENE

*Straße*

*Vor dem Café der alte Kellner.*

ZEITUNGSVERKÄUFER: Hinrichtung!

ALEXANDER (*wird vorbeigeführt*)

DER ALTE KELLNER (*erhängt sich*)

#### VIERTE SZENE

*Gefängnis*

*Nacht. Alexander in Ketten. Im Hintergrund Gitter. Dumpfes Klopfen.*

AGATHE (*tritt ein mit der Kerze*): Ich rette dich! (*sie nimmt die Ketten auf sich*)

*Stille*

*Die Türe geht auf*

ALEXANDER (*geht hinaus*)

*Das Gitter wird hell*

*Herren im Frack stehn um ein Schafott. Präsident, Staatsanwalt.*

PFARRER (*tritt ein*)

AGATHE (*lächelt. Der Raum wird dunkel. Der Himmel erscheint. Von den Türmen Choral*)

#### FÜNFTE SZENE

*Friedhof*

*Morgenröte*

ALEXANDER (*kommt mit dem Sack*)

DER MÖRDER (*steigt aus dem Grabe*)

ALEXANDER (*reicht ihm den Sack*)

DER MÖRDER: Der Sack ist leer

ALEXANDER (*geht zum Grabe, steigt hinein*)

*Die Sonne geht auf*

DER MÖRDER (*breitet die Arme aus*): Ich liebe!!

Ein besserer Herr

Lustspiel in zwei Teilen

RICHARD WEICHERT  
IN FREUNDSCHAFT



## PERSONEN

HERR COMPASS

FRAU COMPASS

HARRY COMPASS

LIA COMPASS

MÖBIUS

RASPER

VON SCHMETTAU

FRAU SCHNÜTCHEN

ALINE

SEKRETÄR

POLIZIST

FRAUEN IM REIFEREN ALTER

In unserer Zeit

## ERSTER TEIL

### I

*Im Hause Compaß. Veranda. Durchblick auf den Garten. Lia liegt lesend und rauchend auf dem Sofa. Dazu spielt ein Grammophon.*

HARRY (*tritt ein nach einer Weile*): Eine Neuigkeit! Du lachst dich tot. Sittsamste aller Schwestern: Die Unsittlichkeit hat dies Haus erreicht.

LIA: Ist es Papa?

HARRY: Stell um Gottes willen das Grammophon ab. Ich kann nachmittags keine Musik hören.

LIA (*stellt ab*): Nun?

HARRY: Gestern im Jockey traf ich Daisy. Du kennst sie: rotes Haar, gute Rasse, tanzt jetzt im Varieté. Papa hat sich eingeredet, er muß eine Geliebte haben. Sein Einkommen verpflichtet ihn dazu.

LIA: Steigt denn die Börse?

HARRY: Das Mädchen hat durch einen dänischen Diamantenhändler Karriere gemacht.

LIA: Zur Sache.

HARRY: Am vorigen Freitag ließ sich Papa bei ihr melden. Wörtlich: Herr Louis Compaß hat das Vergnügen, um 4 Uhr 15 zum Tee zu erscheinen. Er bittet, pünktlich 4 Uhr 20 den Tee zu servieren. Seine Zeit ist bemessen.

LIA: Also zwischen zwei Sitzungen.

HARRY: Das Auto fährt vor. Papa erscheint. Hut und Mantel ab, dann folgender Monolog:

«Mein Kind, Sie sind hübsch, Sie gefallen mir. Sie kennen meine Position. Ich arbeite Tag und Nacht; meine Kraft gehört der Allgemeinheit. Wenn ich trotzdem» — hier sind wir am Teetisch angelangt —, «so bin ich bereit, Ihnen jeden Wunsch zu erfüllen. Bevor ich die Frage Ihres Kontos erörtere, muß ich Sie auf etwas aufmerksam machen. Meine Zeit erlaubt mir nur kurzfristige Vergnügungen. Beachten Sie folgendes: Sie werden rechtzeitig von meinem Kommen verständigt, erwarten mich auf die Minute, und zwar zu jeder Tages- und Nachtzeit, kurz: unser Zusammensein wird organisiert.»

LIA: Wunderbar!

HARRY: «Was Ihre Toiletten betrifft» — hier nahm Papa ein Stück Zucker —, «so werden wir noch darüber verhandeln. Sie haben aus meinem Autopark ständig zwei Wagen zu Ihrer Verfügung, erscheinen bei Premieren in meiner Loge, eine Reise ins Ausland ist eingebriffen» — in diesem Augenblick läutet das Telephon. Papa sieht auf die Uhr. «Um 4 Uhr 30.» Hängt ab. «Störungen müssen Sie mit in Kauf nehmen. Ich bin jederzeit erreichbar, selbst in den schwierigsten Situationen. Noch eins. Ihre Steuererklärung wird von meinem Büro erledigt.» Papa steht auf. Mantel und Hut an. «Überlegen Sie sich die Sache. Ich schicke Ihnen morgen meinen Sekretär.» Papa verschwindet. Das Auto fährt ab. Das Ganze hat acht Minuten gedauert.

LIA: Genial.

HARRY: Was hättest du getan?

LIA: Sofort akzeptiert.

HARRY: Ich muß sagen, ich habe Papa bewundert. Hier beginnt etwas Neues. Sachlichkeit in der Liebe.

LIA: Eine Errungenschaft unserer Zeit.

HARRY: Meine Sentimentalität bei Frauen hat mich viel Geld gekostet.

LIA: Lernen wir von Papa, daß sich alles in der Welt nach Angebot und Nachfrage richtet.

HARRY: Gib mir eine Zigarette. Ich sehe eine Umwälzung im Verkehr der Geschlechter, die von größter Tragweite ist.

Du rauchst «High Life»? Hast du noch so viel Geld?

LIA: Das heißt: du bist pleite.

HARRY: Die Zahnarztrechnung eines Mädchens hat mich um den letzten Kredit gebracht.

LIA: Die Damen renovieren sich auf deine Kosten.

HARRY: Mein Schönheitssinn reizt die Frauen zu sinnlosen Ausgaben.

LIA: Kauf dir ein Installationsgeschäft. Also wieviel?

HARRY: Nur deinen Rat.

LIA: Harry, ich zittere. Willst du einen Beruf ergreifen?

HARRY: Keine Übertreibung. Ich habe Schulden. Soll ich mit einer Heirat drohen?

(Aline tritt ein und deckt den Teetisch.)

LIA: Was ist los, Aline? Sie decken ja für vier! Kommt jemand zum Tee?

ALINE: Herr Compaß hat eben angerufen. Die gnädige Frau ist schon da.

HARRY: Lia, da ist was nicht in Ordnung.

LIA: Ich habe Papa seit Monaten nicht gesehen.

HARRY: Sollten sie ihn zum Minister machen?

LIA: Mitten im Sommer?

HARRY: Mach dich auf alles gefaßt.

FRAU COMPASS (tritt aufgeregt ein): Papa kommt zum Tee. Aline, die Blumen! Toast mit Butter. Rum und Erdbeeren.

(Aline ab.)

LIA: Mama, du bist zu stark gepudert.

FRAU COMPASS: Mein Kind, ich habe eine erwachsene Tochter.

LIA: Das macht nichts. Du bist immer noch schön. Es liegt nur an dir, wenn du keinen Liebhaber hast.

HARRY: Uns würde ein Stein vom Herzen fallen, wenn du dich endlich entschließen könntest.

FRAU COMPASS: Seid vernünftig, Kinder. Papa ist im Anzug.

HARRY: Rock und Weste sind schon im Auto. Die Hose verläßt die Sitzung.

FRAU COMPASS: Wo bleiben die Erdbeeren?

LIA: Ich glaube, Aline ist verliebt. Sie schreibt lange Briefe.

FRAU COMPASS: Woher weißt du das?

LIA: Ich kümmere mich um den Haushalt.

FRAU COMPASS: Wann werden die Frauen endlich klug!

LIA: Mama, du tust den Männern Unrecht. Sie sind viel harmloser als du denkst. Wenn mir wirklich mal einer gefiele, ich würde mich auch verlieben.

HARRY: Mama, hast du die Absicht, dich scheiden zu lassen?

FRAU COMPASS: Wieso?

HARRY: Man kann nie wissen. Man sieht sich so selten.

LIA: Mama, was machst du eigentlich den ganzen Tag?

*(Aline bringt Blumen und Erdbeeren.)*

FRAU COMPASS: Aline, Sie schreiben zuviel. Gehen Sie lieber an die frische Luft.

ALINE: Man ist so allein!

FRAU COMPASS: Lassen Sie sich nichts vormachen.

*(Aline ab.)*

HARRY: Gibt es einen Familienrat?

LIA: Mein Gewissen ist rein.

FRAU COMPASS: Da kommt Papa!

*(Herr Compaß erscheint auf der Veranda, wirft im Gehen Hut und Mantel ab, tritt eilig ein. Sekretär folgt mit Aktentasche.)*

HERR COMPASS: Die Wellblech A.-G. muß verständigt werden. Lassen Sie eine Bilanz aufstellen. Fahren Sie zurück zur Generalversammlung: bei wichtigen Punkten Anruf. Was noch?

SEKRETÄR: 8 Uhr 40 Abfahrt Westbahnhof. 8 Uhr 45 Besprechung im Salonwagen: Abordnung der Zeche «Freiheit». 10 Uhr 30 Gründung der «Kosmopolitischen Bank» . . .

HERR COMPASS: Telephonate auf der Strecke?

SEKRETÄR: Dreiundzwanzig.

HERR COMPASS: Zwischen zwei und drei eine Stunde Schlaf.

*(Sekretär ab.)*

HERR COMPASS: Fünfzehn Minuten Zeit. Bitte Platz nehmen.

*(Alle setzen sich. Aline stellt das Telephon auf den Tisch.)*

FRAU COMPASS: Es gibt Erdbeeren, Louis . . .

HERR COMPASS: Geschenkt. Ich eröffne die Sitzung. *(Er legt die Uhr auf den Tisch.)* Meine Unternehmungen können zusammenbrechen. Meine Züge können entgleisen. Ich bin meines Lebens nicht sicher. Gewohnt, meine Kraft dem Lande zu opfern, fehlt mir die Zeit, Mensch zu sein.

HARRY: Geschenkt.

HERR COMPASS: Die Zeiten sind schwer. Testamentarische Gründe zwingen mich, meine Familie versorgt zu sehen. Ich habe eine Tochter.

*(Allgemeines Erstaunen.)*

HERR COMPASS: Diese Pause war vorgesehen.

Gesellschaftliche Stellung verpflichtet. Kurz: ich wünsche meine Tochter zu verheiraten.

Ad I: Ich gehe nicht so weit, eine geschäftliche Kombination vorzuschlagen. Rassenhygiene treibt mich nicht. Man halte Umschau unter den Söhnen des Landes.

Ad II: Eine Liebesheirat kommt nicht in Betracht. Hier habe ich prinzipielle Bedenken. Eine moderne Ehe muß auf sachlicher Basis aufgebaut werden.

HARRY: Ich bitte ums Wort.

HERR COMPASS: Keine Unterbrechung. Bevor wir in die Diskussion eintreten, folgendes zur Geschäftsordnung. Ich bin bereit, jedes Mitglied der Familie anzuhören. Ich werde in der Zwischenzeit Tee trinken.

Fünfzehn Minuten stehen zur Verfügung. Innerhalb dieser Frist muß die Entscheidung fallen. Ich bitte um Vorschläge.

LIA (*steht auf*).

HARRY: Was hast du?

LIA: Ich bin so aufgeregt.

FRAU COMPASS: Darf ich anfangen?

HERR COMPASS (*mit Essen und Trinken beschäftigt*): Bitte.

FRAU COMPASS: Louis, deine Tochter ist neunzehn Jahre alt. Du hast dich neunzehn Jahre nicht um sie gekümmert . . .

HERR COMPASS: Keine Wiederholungen.

FRAU COMPASS: Lia kennt die Welt nicht. Du kannst ihr Schicksal nicht zwischen zwei Generalversammlungen bestimmen. Sie ist kein Aktienpaket, sondern ein junges Mädchen. Von mir will ich nicht reden. Harry ist alt genug. Er gibt dein Geld mit Fassung aus . . .

HARRY: Das Gespräch wird unsachlich.

FRAU COMPASS: Selbstverständlich soll sich Lia verheiraten. Aber nicht von heute auf morgen. Laß sie reisen. Sie wird schon einen Mann finden. Schließlich kann eine so wichtige Sache nicht am Telephon entschieden werden.

HERR COMPASS: Eine Tasse Tee!

FRAU COMPASS: Eine Heirat ist kein Börsengeschäft. Es sind gewisse Verpflichtungen damit verbunden, an die du dich vielleicht nicht mehr erinnerst . . . Louis, ich bitte dich, sieh nicht immer auf die Uhr! Aus einer Ehe entstehen Kinder . . .

HARRY: Mama, du gehst zu weit!

FRAU COMPASS: Und wenn deine Tochter unglücklich wird?

HERR COMPASS: Maria, dein Wortschatz ist veraltet. Wir sind fünfzig Jahre weiter. Wir haben keine Zeit mehr, unglücklich zu sein.

FRAU COMPASS: Spielt die Zeit eine solche Rolle?

HERR COMPASS: Glaubst du, ich sitze umsonst hier?

(*Das Telephon läutet.*)

HERR COMPASS (*am Hörer*): Zu 75 Prozent? Gemacht. (*Er hängt ab.*)  
Schnelle Entschlüsse. Klare Dispositionen. Kein Zeitverlust. Das ist meine Welt.

FRAU COMPASS: Ich habe für alles Verständnis. Hier kann ich nicht mit. Schließlich war ich einmal in derselben Lage. Und ich habe dich aus Liebe geheiratet, Louis!

(*Das Telephon läutet.*)

HERR COMPASS (*am Hörer*): Verkaufen. (*Er hängt ab.*)

FRAU COMPASS: Louis, könntest du fünf Minuten das Telephon abstellen?

HERR COMPASS: Ihr könnt euch nicht über mich beklagen. Eure Rechnungen werden prompt bezahlt. Ohne mit der Wimper zu zucken, unterschreibe ich jeden Scheck. Aber ich kann doch nicht euret wegen meinen Betrieb stilllegen. Das Telephon ist mir unentbehrlich. Eben-  
sogut könnte ich meine Hose ausziehen . . .

FRAU COMPASS: Dann schweige ich lieber.

HERR COMPASS: Ich rekapituliere: es handelt sich um einen Heiratsplan, dessen Realisierung bis jetzt an sentimental Widerständen scheiterte.

HARRY: Lia, was sagst du denn dazu?

LIA: Ich? Ich will mich schon verheiraten. Aber die Sache hat einen Haken. Ich weiß niemand.

HERR COMPASS: Das erste vernünftige Wort.

HARRY: Was machen wir nun?

LIA: Ich finde die Männer furchtbar langweilig. Sie spielen Tennis, sie telefonieren, manche können sogar tanzen. Offen gesagt, Papa, mir gefällt keiner. Oder hast du jemand in Aussicht?

HERR COMPASS: Ich bin doch kein Heiratsvermittler.

HARRY: Darf ich einen Vorschlag machen? Gehen wir mal die Berufe durch. Politik. Willst du einen Gesandten heiraten?

HERR COMPASS: Das ist mir zu teuer.

LIA: Bürgerliche Berufe schalten aus.

HARRY: Einen Rennstallbesitzer?

LIA: Pferde interessieren mich nicht.

HARRY: Vielleicht einen Boxer?

FRAU COMPASS: Harry, laß deine Witze. Die Sache ist zu ernst.

HERR COMPASS: Lia, du bist klarer und selbständiger als deine Mutter. Sieh die Sache praktisch an. Das Ganze ist eine Formalität, weiter nichts. Verheiratet, kannst du tun und lassen, was du willst. Als junges Mädchen nimmt dich keiner ernst.

LIA: Wenn es unbedingt sein muß, Papa . . .

HERR COMPASS: In deinem Interesse. Nimm an, du gründest eine Firma und wirst ins Handelsregister eingetragen. Was ist die Folge? Du hast ein Konto. Du hast Kredit. Der Fall liegt ähnlich. Die Hochzeit ist eine Gründung, die Ehe eine Firma und das ganze Leben ein Kontobuch.

LIA: Wie lange kann man darauf ziehen, Papa?

HERR COMPASS: Bis zum Offenbarungseid.

HARRY: Dann geht man ins Ausland.

HERR COMPASS: Abgesehen davon: eine neunzehnjährige Tochter, unverheiratet, ist ein Luxus, den ich mir nicht leisten kann.

LIA: Also aus Geschäftsinteresse?

HERR COMPASS: Gibt es noch andere?

LIA: Und die Wahl?

HERR COMPASS: Steht dir frei. Geschmack ist Privatsache.

LIA: Gut. Auf dieser Basis können wir verhandeln. Bitte, Mama, unterbrich mich nicht. Wir wollen ganz offen miteinander reden. *(Sie zündet sich eine Zigarette an.)* Ihr wollt eine Verantwortung loswerden, die euch unbequem ist. Du, Papa, aus geschäftlichen Gründen, und du, Mama, aus moralischen. Ihr habt recht. Es ist unpassend, mit neunzehn Jahren noch keinen Mann zu haben. Lassen wir alle Vorurteile fallen. Angenommen, es handelt sich um eine Formalität, so will ich ihr nackt ins Auge sehen.

FRAU COMPASS: Lia, ich bitte dich!

LIA: Jawohl, Mama, nackt. Ich bin gut gewachsen. Ich habe keine Angst. Ich will euch den Gefallen tun. Ich bringe deinem Testament, Papa, das Opfer. Du willst deine Mitgift loswerden. Es sei. Aber ich stelle meine Bedingung. Ich hatte fünfzehn Minuten Zeit, mich zu entscheiden. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich gehe mit der Zeit. *(Das Telephon läutet.)*

LIA (*am Hörer*): Papa hat keine Zeit. (*Sie hängt ab.*) Ein Mann muß gefunden werden. Das ist das Problem. In dieser Zwangslage gibt es nur einen Weg. Dieser Weg ist der einfachste, sachlichste, unter Kaufleuten übliche. Man muß ein Inserat aufgeben.

FRAU COMPASS: Was muß man aufgeben?

LIA: Eine Heiratsannonce. Sie muß klar sein, übersichtlich, gut stilisiert. Etwa so, wie wenn man eine Beteiligung sucht, gegen eine bestimmte Verzinsung. Natürlich anonym: man darf seine Chance nicht aus der Hand geben.

HERR COMPASS: Die Idee ist nicht schlecht.

LIA: Wir werden Angebote bekommen.

FRAU COMPASS: Ist das dein Ernst?

LIA: Mama, das ist die beste Lösung. Damit ist uns allen geholfen.

HERR COMPASS: Der Vorschlag ist ungewöhnlich, aber er vereinfacht die Situation. Ich verspreche mir einen Erfolg.

FRAU COMPASS: Großer Gott!

HARRY: Mama, sollen wir auch für dich inserieren?

FRAU COMPASS: Treibt eure Scherze ohne mich! (*Sie steht auf und geht.*)

HERR COMPASS: Arme Frau, sie wird nie das Tempo unserer Zeit verstehen.

LIA: Laß mich machen, Papa. Ich bin deine Tochter.

HERR COMPASS: Die Schnelligkeit des Entschlusses beweist eine gute Rasse.

LIA: Das Inserat geht noch heute ab.

HERR COMPASS: Ausgezeichnet.

SEKRETÄR (*eintretend*): Mr. Goldlack wartet im Auto.

HERR COMPASS: Ich komme. (*Auf der Veranda, Hut und Mantel anlegend.*) Halte mich auf dem laufenden. Telegramme nach Mailand. (*Ab.*)

LIA: Los, Harry! An die Arbeit. Hol die Schreibmaschine.

(*Harry holt die Schreibmaschine. Lia dreht das Grammophon an.*)

Dazu braucht man Musik. Setz dich hin und schreib. (*Sie diktiert im Tanzschritt. Er tippt.*) «Junges Mädchen aus guter Familie . . .»

HARRY: «Junges Mädchen aus guter Familie . . .»

LIA: «Reich und unabhängig, sucht einen Mann zwecks Heirat . . .»

HARRY: «Sucht einen Mann zwecks Heirat . . .»

LIA: Punkt. Warte mal. Jetzt wird die Sache schwierig. Schreib: «Einen Mann in den besten Jahren . . .»

## II

*Eine kleinbürgerliche Wohnung. Frau Schnütchen, rund, vollbusig, Ende Vierzig, sitzt im Sessel und strickt. Möbius raucht eine Zigarre.*

FRAU SCHNÜTCHEN: Mein seliger Mann pflegte zu sagen: Vorsicht ist die Mutter der Porzellankutsche. Ich habe 30 000 Mark Kapital. 5000 habe ich in dein Geschäft gesteckt. Wenn wir unsere Einkünfte zusammenlegen, können wir behaglich leben.

MÖBIUS: Die ganze Wohnung stinkt nach Essen.

- FRAU SCHNÜTCHEN: Das sind Janckes. Frau Jancke macht Bratkartoffeln mit Zwiebeln.
- MÖBIUS: Die Zwiebeln der Frau Jancke verpesten mir jede Liebesstunde. Was wolltest du sagen, Schatz?
- FRAU SCHNÜTCHEN: Eine alleinstehende Frau hat es nicht leicht. Neulich ist bei Pelzers eingebrochen worden. Es gehört ein Mann in die Wohnung. Hugo, wir kennen uns jetzt sechs Monate. Ich habe dich als Mann schätzengelernt. Wäre es nicht schön, wenn du abends nach Hause kommst, und deine Gertrud sorgt für dich?
- MÖBIUS: Zweifellos.
- FRAU SCHNÜTCHEN: Meine größte Sehnsucht war immer ein Klavier. Klavierspielen ist meine Leidenschaft. Mein Seliger konnte Musik nicht leiden. Man kann jetzt Klaviere auf Abzahlung kaufen . . .
- MÖBIUS: Ich bin äußerst musikalisch.
- FRAU SCHNÜTCHEN: Wir könnten vierhändig spielen. Im Sommer machen wir eine Reise. Mein Mann hatte Geschäftsfreunde in einem Badeort. Da leben wir billig. Ach, Hugo, wir könnten so glücklich sein!
- MÖBIUS: Wie verzinst sich dein Kapital?
- FRAU SCHNÜTCHEN: Auf der Bank.
- MÖBIUS: Ich meine: zu wieviel Prozent?
- FRAU SCHNÜTCHEN: Das hat alles mein Seliger gemacht.
- MÖBIUS: Den können wir doch nicht fragen!
- FRAU SCHNÜTCHEN (*kramt Papiere aus der Schublade*): Hier sind die Abrechnungen. Willst du sie sehen?
- MÖBIUS (*liest*): «Frau Gertrude Schnütchen. Wir beehren uns, Ihnen mitzuteilen . . . 30 000 Mark . . .» Schön. Hör zu. Du weißt, ich liebe dich. (*Liest.*) «Zu fünf Prozent.» Auch ich sehne mich nach einem Heim, nach einer treusorgenden Gattin. Nach einem Busen, der mich vor den Wechselfällen des Lebens schützt . . .
- FRAU SCHNÜTCHEN (*preßt die Hand auf den Busen*): Ach, Hugo!!
- MÖBIUS: Laß mich ausreden. Dein Kapital ist nicht groß. Es reicht zur Not für einen Haushalt. Dazu kommt noch die Miete. Ich habe viel auswärts zu tun. Ich muß reisen, Kunden besuchen. Ich habe Spesen. Wir werden uns selten sehen.
- FRAU SCHNÜTCHEN: Kannst du nicht in der Stadt ein Geschäft übernehmen?
- MÖBIUS: Das kostet Geld.
- FRAU SCHNÜTCHEN: Für mein Glück wäre mir nichts zu teuer.
- MÖBIUS: Die Zeiten sind schlecht.
- FRAU SCHNÜTCHEN: Wieviel brauchst du denn, Hugo?
- MÖBIUS: Ich müßte 10 000 Mark anzahlen.
- FRAU SCHNÜTCHEN: Die Liebe eines Weibes ist zu allem fähig.
- MÖBIUS: Abgesehen von den Unkosten . . .
- FRAU SCHNÜTCHEN: Ich stopfe deine Strümpfe, flicke deine Hemden . . .
- MÖBIUS: Sagen wir: 12 000 Mark im ganzen.
- FRAU SCHNÜTCHEN: Ich habe noch sechs Unterhosen von meinem Mann. Vielleicht passen sie dir.
- MÖBIUS: Die Hälfte müßte gleich bezahlt werden.
- FRAU SCHNÜTCHEN: Aber Hugo, die sind doch längst bezahlt. Mein Mann hat sie erst einmal getragen.

MÖBIUS: Hol sie der Teufel! Ich meine das Geschäft.

FRAU SCHNÜTCHEN: Davon verstehe ich nichts. Wahre Liebe kennt keine Grenzen.

MÖBIUS: Du würdest mir am besten eine Vollmacht geben.

FRAU SCHNÜTCHEN: Wenn Gott mir noch eine Ehe gibt, so nimm mich hin!

MÖBIUS: In Gottes Namen.

*(Sie fällt in seine Arme.)*

MÖBIUS *(wischt sich den Schweiß ab)*: Mir ist heiß. Kann man nicht ein Fenster öffnen?

FRAU SCHNÜTCHEN *(öffnet das Fenster und dreht das Licht an)*: Bleibst du zum Abendessen, Liebling?

MÖBIUS: Was gibt es denn, Geliebte?

FRAU SCHNÜTCHEN: Kartoffelpuffer. Ich habe noch etwas Kalbfleisch von gestern. Oder willst du lieber Kartoffelsalat?

MÖBIUS: Ich muß leider einen Kunden besuchen. Wegen der Vollmacht gehen wir morgen zu einem Notar.

FRAU SCHNÜTCHEN: Und das Aufgebot?

MÖBIUS: Ich denke, wir heiraten Ende des Jahres.

FRAU SCHNÜTCHEN: Sobald als möglich.

MÖBIUS: Ich kann es kaum erwarten.

FRAU SCHNÜTCHEN: Wie schön ist so ein Abend unter der Hängelampe. Draußen blühen die Bäume . . .

MÖBIUS: Es duftet nach Zwiebeln.

FRAU SCHNÜTCHEN: Man schwebt in höheren Regionen. Wie sagt doch der Dichter: «Trautes Heim – Glück allein.» Weißt du, ich habe mir gedacht, man könnte das Klavier drüben an die Wand stellen. Wir schaffen den Schrank auf den Korridor.

MÖBIUS: Wenn der Platz reicht.

FRAU SCHNÜTCHEN: Ich habe ein Metermaß. *(Sie öffnet eine Schublade.)* Da sind sie!

MÖBIUS: Wer?

FRAU SCHNÜTCHEN: Die Unterhosen. *(Sie breitet sie aus.)*

MÖBIUS: Trude, laß die Toten ruhen. Außerdem sind sie mir zu weit.

FRAU SCHNÜTCHEN: Man könnte sie enger machen.

MÖBIUS: Was hast du?

FRAU SCHNÜTCHEN *(schluchzend)*: Es übermannt mich die Erinnerung . . .

MÖBIUS: Der Selige hatte ein gutes Maß.

FRAU SCHNÜTCHEN: Er war auch ein guter Mensch.

MÖBIUS: Wir wollen sie in Ehren halten. Tröste dich. Denk an das Wort des Dichters: «Und neues Leben blüht aus den Ruinen.»

FRAU SCHNÜTCHEN: Ich will sie einmotten. *(Sie faltet sie zusammen. Es schellt.)*

MÖBIUS: Besuch?

FRAU SCHNÜTCHEN: Frau Jancke wollte noch etwas herüberkommen.

MÖBIUS: Aber ohne die Zwiebeln!

FRAU SCHNÜTCHEN *(geht hinaus und kommt gleich zurück)*: Es war die Zeitung. *(Sie setzt die Brille auf und liest.)*

MÖBIUS: Was liest du denn da?

FRAU SCHNÜTCHEN: Die Heiratsannoncen.

MÖBIUS: Lies doch mal vor.

FRAU SCHNÜTCHEN: «Weihnachtswunsch.»

MÖBIUS: Mitten im Sommer?

FRAU SCHNÜTCHEN: «Akademiker ohne Vermögen . . .»

MÖBIUS: Den können wir uns schenken.

FRAU SCHNÜTCHEN: «Junges Mädchen aus guter Familie, reich und unabhängig, sucht einen Mann zwecks Heirat . . .»

MÖBIUS: Gib her! *(Er nimmt ihr die Zeitung aus der Hand und liest.)*  
«Einen Mann in den besten Jahren, klug, gewandt, von guter Herkunft, der imstande ist, eine Frau nicht zu langweilen. Angebote mit Bild und Lebenslauf an die Expedition. Kennwort: Zur Sache. Discretion Ehrensache.» *(Er nimmt Hut und Stock und geht.)*

FRAU SCHNÜTCHEN *(ihm nachsehend)*: Nein, so was!

### III

*Möbius' Büro. An den Wänden Regale mit Akten, Schränke, ein Konversationslexikon. Seitlich ein Kabinett. Rasper, ein kleiner buckliger Mann, verwittert und unrasiert, sitzt vor einem Stoß von Briefen; sortiert, heftet ein, legt ab. Möbius tritt ein, verschließt Hut und Mantel in einem Schrank.*

MÖBIUS: Eingänge?

RASPER: Belanglos.

MÖBIUS: Zahlungen?

RASPER: Befriedigend.

MÖBIUS: Konto?

RASPER *(öffnet das Hauptbuch)*: 12 123 Mark 50 Guthaben. Ein neuer Smoking ist fällig.

MÖBIUS *(holt einen Smoking aus dem Schrank und mustert ihn)*: Der alte wird brüchig.

RASPER *(mit dem Notizbuch)*: Sie haben um 3 Uhr ein Rendezvous im Café Imperial. Mit Dora Mende.

MÖBIUS: Ich bin nicht im Bilde. Holen Sie die Akten.

RASPER *(steigt auf die Leiter)*.

MÖBIUS: Unter «M»?

RASPER: Nein. Unter «A». «Allgemeines».

MÖBIUS: Wieso «Allgemeines»?

RASPER: Kein fester Vertrag. *(Er liest, auf der Leiter stehend, aus den Akten.)* «Dora Mende, 42 Jahre, protestantisch, Inhaberin eines Wäschegeschäftes, Vermögen schätzungsweise 50 000, zu Schwermut neigend, hatte eine Jugendliebe und zwei Verhältnisse, hinkt auf dem rechten Bein . . .»

MÖBIUS: Ich erinnere mich.

RASPER: «Lieferte bis jetzt zwölf seidene Oberhemden, sechs Frackhemden, ein Pyjama.»

MÖBIUS: Hier ist die Quelle für den Smoking. Schicken Sie ihr die Rechnung.

RASPER: Um neun Uhr abends am rechten Nebeneingang des Kapitols

mit Victorine Nessel. Unter «N». (*Er liest.*) «Haushälterin bei einem Junggesellen. Ende 40. Behauptet, noch Jungfrau zu sein. Das Gegenteil konnte nicht bewiesen werden. Zahlt sieben Mark monatlich.»

MÖBIUS: Wegen solcher Kleinigkeiten hetzen Sie mich in die Kinos?

RASPER: Ein alter Posten.

MÖBIUS: Ich weiß schon. Hat zweimal im Monat Ausgang.

RASPER: Sie erscheinen als Eisenbahnschaffner.

MÖBIUS: Das Konto wird gelöscht. Holen Sie die Korrespondenz.

RASPER: Eins A, römisch zwei. (*Er zieht einen Briefordner heraus.*)

MÖBIUS: Steigen Sie herunter vom Gerüst. Eine Briefprobe!

RASPER (*nimmt einen Brief heraus, liest*): Eingegangen am 7. V. ds.:

«Inniggeliebter! Mein Herr ist soeben zur Ruhe gegangen, und sitze ich noch in der Küche auf. Denke mit großer Sehnsucht an Dich, bester Freund, weiß doch, daß wir uns bald für immer angehören. Habe heute das Gewisse an Dich abgeschickt, hoffe, die Kur macht gute Fortschritte, und wird Deine Gesundheit bald völlig wiederhergestellt sein . . .»

MÖBIUS: Unsere Antwort?

RASPER: Liniert, vierseitig, mit orthographischen Fehlern.

MÖBIUS: Schreiben Sie in demselben Stil (*er diktiert, Rasper tippt*):

«Geliebte Victorine! Wieder geht der Sommer zu Ende, ohne daß sich unsere Herzen gefunden haben. Muß Dir leider eine traurige Mitteilung machen. Mein Leiden hat sich verschlimmert, und bin ich recht schwach auf den Beinen. Kann Dich deshalb heute nicht treffen, hoffe, bald Froheres mitteilen zu können, und bin ich mit innigen Grüßen und Küssen Dein . . .»

Die Alte wird sich vergeblich ihr grünes Kleid anziehen. Zu den Akten.

RASPER: Haben Sie die Vollmacht der Witwe Schnütchen?

MÖBIUS: Ich war gestern abend bei ihr. Die Frau ist sanft wie Kartoffel-  
mus. Sie behauptet, 30 000 Mark Vermögen zu haben.

RASPER: Die Frau irrt sich. Sie hat noch eine Hypothek. Außerdem ist sie in einer Lebensversicherung. (*Er zieht ein Notizbuch aus der Tasche.*) Nach meinen Informationen muß das Vermögen der Frau auf mindestens 40 000 Mark geschätzt werden.

MÖBIUS: Woher wissen Sie?

RASPER: Sie vergessen, ich war zehn Jahre bei der Steuer. Wenn man jahrelang dafür bezahlt wird, im Privatleben der anderen herumzuschneffeln, weiß man schließlich Bescheid.

MÖBIUS: Glauben Sie, ich hätte Sie sonst engagiert?

RASPER: Ihr Erwerbszweig erfordert Umsicht.

MÖBIUS: Ihr Gewissen ist wohl auch nicht ganz sauber.

RASPER: Soll das eine Drohung sein?

MÖBIUS: Sie sind in letzter Zeit etwas nervös.

RASPER: Ich bin seit Monaten nicht aus diesem Loch herausgekommen.

Sie wollen, daß niemand das Büro betritt. Eine Küche gibt es hier nicht. Ich nähre mich von Eiern und Schinken. Schließlich ist Ihr Anblick kein Ersatz für die Speisekarte.

MÖBIUS: Dieser Zustand dürfte ausschließlich in Ihrem Interesse sein.

- Erfährt die Behörde Ihren Aufenthalt, nachdem Sie jahrelang die Steuerkasse in großzügiger Weise verwaltet haben . . .
- RASPER: Unsere Interessen decken sich. Oder beruht Ihr Einkommen etwa auf gesetzlicher Basis?
- MÖBIUS: Was wollen Sie also?
- RASPER: Ich will ja gar nichts.
- MÖBIUS: Dann ist alles in Ordnung.
- RASPER: Was die Einkünfte dieser Witwe Schnütchen betrifft . . .
- MÖBIUS: Rasper, ein ernstes Wort. Wir haben klein angefangen. Der Betrieb wächst uns über den Kopf. Wüßten die Leute, wie groß das Liebesbedürfnis der Frauen im reiferen Alter ist, glauben Sie mir, wir hätten eine tolle Konkurrenz. Dank Ihrer steuertechnischen Begabung ist das Büro glänzend aufgezogen. Registratur, Katalog, Buchführung: alles klappt tadellos. In diesen Briefordnern sind über zehntausend Liebesbriefe aller Kategorien abgelegt. Unsere Kopien sind restlos vorhanden. Wir haben ein unschätzbares Material. Ich könnte meine Memoiren schreiben.
- RASPER: Das fehlte noch!
- MÖBIUS: Ich hätte Lust, all diese Dokumente einmal wissenschaftlich zu verwerten. Hier ist ein unerschlossenes Gebiet. Man sammelt die Zeichnungen der Irren und stöbert in Goethes Liebesleben herum. Die Liebesbriefe dieser Frauen sind mindestens so interessant.
- RASPER: Ihnen geht es zu gut. Sie verdienen zu viel.
- MÖBIUS (*klopft auf den Boden*): Ich fasse Holz an. Hören Sie zu, Rasper. Ich arbeite wie ein Pferd, renne zu tausend Rendezvous, diktiere stundenlang Briefe, wechsele dauernd die Garderobe, muß mich manchmal noch zu größeren Anstrengungen hinreißen lassen . . . Wir haben feste Einkünfte. Die Frauen lassen es sich was kosten. Aber: die Zeit vergeht. Ich muß mit meinen Kräften haushalten. Mit einem Wort — es mangelt an Betriebskapital.
- RASPER: Dafür gibt es Mittel.
- MÖBIUS: Sie haben es gut. Sie sitzen hier oben auf Ihrem Drehstuhl und essen Rührei mit Schinken.
- RASPER: Glauben Sie, es macht mir Spaß?
- MÖBIUS: Rasper, wir müssen einen Schlag machen. Weiber unter 100 000 Mark interessieren mich nicht mehr.
- RASPER: Wir könnten den Laden verkaufen.
- MÖBIUS: Nein. Die Sammlung bleibt mein Eigentum.
- RASPER: Was haben Sie schon davon!
- MÖBIUS: Das Material ist einzigartig. Die Universitäten würden sich darum reißen.
- RASPER: Komischer Ehrgeiz!
- MÖBIUS: Sie haben kein Verständnis für Zeitgeschichte. Ihr Traum ist ein Häuschen in Kanada. Sie sollen es haben. Mir geht ein Plan durch den Kopf. Ich habe so vielen Frauen das Eheversprechen gegeben, ich bin imstande, es einmal zu halten.
- RASPER: So viel Geld gibt es gar nicht.
- MÖBIUS: Vielleicht doch. Lesen Sie! (*Er wirft ihm die Zeitung hin.*)
- RASPER: «Junges Mädchen aus guter Familie, reich und unabhängig . . .»
- MÖBIUS: Was meinen Sie dazu?

RASPER: Man müßte erst die Familie kennen.

MÖBIUS: Für einen Beamten wie Sie eine Kleinigkeit.

RASPER: Sollte Ihnen hier die Einheirat in die Industrie gelingen: meiner Teilnahme sind Sie gewiß.

MÖBIUS: Zehn Prozent Anteil. Und die Überfahrt zweiter Klasse.

RASPER: Gemacht.

MÖBIUS: Das Mädchen ist zweifellos exzentrisch. Bürgerliche Berufe schalten aus. Ich muß eine besondere Rolle spielen. Etwas Ausgefallenes.

RASPER: Werden Sie Zionist.

MÖBIUS: Forschungsreisender wäre nicht schlecht.

RASPER (*lacht meckernd*).

MÖBIUS: Was lachen Sie denn?

RASPER: Wer hätte gedacht, daß aus unserm bescheidenen Heim ein Urwald erwüchse!

MÖBIUS: Suchen Sie lieber einen Erdteil. Asien ist zu abgegriffen. Amerika ist nicht romantisch genug. Afrika –

RASPER: Afrika ist Mode!

MÖBIUS: Wie gefällt Ihnen Sansibar?

RASPER: Wunderbar!

MÖBIUS: Ich habe in Sansibar Elefanten gejagt und Tiger getötet.

RASPER: In Afrika gibt es keine Tiger.

MÖBIUS: Weshalb nicht?

RASPER: Das weiß doch jedes Kind.

MÖBIUS: Wissen Sie denn, wo Sansibar liegt?

RASPER: Keine Ahnung.

MÖBIUS: Sehen Sie nach im Konversationslexikon.

RASPER (*schlägt das Lexikon auf und liest*): «Die Insel Sansibar, im Osten unzugänglich, im Westen buchtenreich, fruchtbar, reich bewässert. Hauptprodukte: Gewürznelke, Kokospalme, Zuckerrohr, Pfeffer.»

MÖBIUS: Ein gefundenes Fressen!

RASPER: «Sansibar, seit dem 16. Jahrhundert portugiesisch, wurde im 17. Jahrhundert vom Imam von Maskat erobert . . .»

MÖBIUS: Von wem?

RASPER: I wie Isidor, M wie Moritz . . .

MÖBIUS: Hören Sie auf zu telefonieren!

RASPER: Das macht die Gewohnheit.

MÖBIUS: Ich bin orientiert. Das sympathische Negervolk wird mich aus der Affäre ziehen. Ich sehe Nächte unter tropischem Himmel, Lagerfeuer an der Küste. Die Kokospalme zittert, und das Zuckerrohr pfeift.

RASPER: Lassen Sie sich tätowieren. Das ist bei wilden Stämmen üblich.

MÖBIUS: Bestellen Sie mir eine Ausrüstung. Gewehr, Tropenhelm, Leder-gamaschen. So will ich mich fotografieren lassen. Der Duft des Abenteuerlichen, vermischt mit Juchten, wird jedes Mädchenherz betören. Eine neue Welt tut sich auf.

RASPER: Sie müssen sich umziehen.

MÖBIUS: Endlich ein Ziel, eine lockende Aufgabe!

RASPER: Sie haben um drei Uhr ein Rendezvous.

MÖBIUS: Sachlichkeit – mit einem Schuß Romantik.

RASPER: Es ist halb drei.

MÖBIUS: Wie trete ich auf?

RASPER (*mit einem Zettel*): Als besserer Herr. Anzug 5, Hut b, Kragen 7.  
(*Er öffnet die Schränke und holt die Sachen heraus.*)

MÖBIUS (*beginnt sich umzukleiden*): Rasper, machen Sie einen Entwurf. Schildern Sie meinen Lebenslauf. Ich bin selbstverständlich von kleiner Herkunft, meine Mutter war eine Adelige. Aus eigener Kraft emporgearbeitet — Sie wissen schon. Vermögen im Kriege verloren . . .

RASPER: Also wie eine Steuererklärung.

MÖBIUS: Und nun — das überlasse ich Ihrer Geschicklichkeit — finden Sie den Übergang. Die Heimat genügt mir nicht mehr. Eines Tages breche ich auf . . .

RASPER: Nehmen Sie ein frisches Taschentuch.

MÖBIUS: Ich durchquere den Ozean . . .

RASPER: Hier sind die Handschuhe.

MÖBIUS: Werde an fremde Küsten verschlagen . . .

RASPER: Das Monokel.

MÖBIUS: In einen Hinterhalt gelockt, von Negern umzingelt . . . Ich erstickte! Der Kragen ist zu eng.

RASPER: Sie stehen am Marterpfahl. Im letzten Augenblick . . .

MÖBIUS: Reißt mir der Knopf! (*Er wirft ihm den Kragen an den Kopf.*)  
Kaufen Sie endlich vernünftige Kragen!

RASPER: Wer rettet Sie vom Marterpfahl?

MÖBIUS: Mir ist ganz Afrika verleidet.

(*Er vollendet seine Toilette. Rasper holt den Spirituskocher, zündet ihn an, schlägt Eier in die Pfanne.*)

MÖBIUS: Was machen Sie da?

RASPER: Rühreier.

MÖBIUS: Um Himmels willen!

RASPER: Eine Forschungsreise ist anstrengend. (*Er gibt ihm die Pfanne in die Hand und nötigt ihn, zu essen.*)

MÖBIUS (*ißt stehend in Hut und Mantel*): Der Teufel soll Ihre Rühreier holen!

RASPER: Die Sache will's! Stärken Sie sich.

#### IV

*Im Hause Compaß. Aline schreibt einen Brief auf der Schreibmaschine, faltet ihn und steckt ihn in den Busen. Harry erscheint im Tennisanzug.*

HARRY: Hören Sie, Aline! Was macht Ihr Briefwechsel?

ALINE: Weshalb fragen Sie mich danach?

HARRY: Ich möchte wissen, was Ihnen die Männer schreiben.

ALINE: Das sind keine Männer. Das ist nur einer. Und der ist nicht wie die anderen.

HARRY: Wie ist er denn?

ALINE: Das ist ein Geheimnis.

HARRY: Sie machen mich neugierig. Wie sieht er aus?

ALINE: Das weiß ich nicht.

HARRY: Wie? Das wissen Sie nicht?

ALINE: Wir schreiben uns jeden Sonntag.

HARRY: Und Sie sehen sich nie?

ALINE: Nie.

HARRY: Merkwürdig. Mir ist aufgefallen, Sie sind sehr hübsch, Aline.

ALINE: Ich bin doch schon drei Monate hier.

HARRY: Jeder Mann würde sich in Sie verlieben. Und Sie lieben einen Unbekannten!

ALINE: Er schreibt so poetisch.

HARRY: Alle Achtung!

ALINE: Man kann nicht nur von der Arbeit leben. Unsereins will auch mal lieben.

HARRY: Wem sagen Sie das! (*Er zieht sie auf seinen Schoß.*)

ALINE: Nicht doch! Es kann jemand kommen!

HARRY: Sie sind reizend, Aline.

ALINE: Das sagen die Herren immer.

HARRY: Ich sage es mit Nachdruck. (*Er küßt sie lange und ausgiebig. Frau Compass erscheint in der Tür.*)

FRAU COMPASS: Harry! Ich will nichts gesehen haben.

HARRY (*läßt Aline los*): Ich auch nicht, Mama.

FRAU COMPASS: Aline, ich möchte Sie bitten, Ihre Briefe nicht in meinem Salon zu schreiben. Gehen Sie jetzt. Ich erwarte Besuch.

(*Aline ab.*)

HARRY: Mama, könntest du nicht vorher anklopfen?

FRAU COMPASS: In meiner eigenen Wohnung?

HARRY: Das tut man in jeder Familienpension.

FRAU COMPASS: Seit wann findest du Geschmack an Dienstboten?

HARRY: Ich bin auf der Suche nach Menschen. Lia mit ihrem Inserat hat mich angesteckt.

FRAU COMPASS: Ihr bringt mich noch unter die Erde.

HARRY: Im Gegenteil. Wir verjüngen dich. Wo ist Lia?

FRAU COMPASS: Sie kann sich vor Briefen nicht mehr retten. Ich möchte dich um etwas bitten, Harry.

HARRY: Du weißt, ich bin käuflich, Mama.

FRAU COMPASS: Ich bin in größter Sorge wegen Lia. Dieser unglückselige Plan — ich sehe nichts Gutes.

HARRY: Was hast du in deinem Busen beschlossen?

FRAU COMPASS: Ich war bei einem Detektiv.

HARRY: Mach keine Scherze!

FRAU COMPASS: Der Herr muß jeden Augenblick kommen. Könntest du der Unterredung beiwohnen?

HARRY: Es sei. (*Er zieht ein Kuvert aus der Tasche.*) Nimm hin.

FRAU COMPASS: Was ist das?

HARRY: Eine Schneiderrechnung. Die Ehre der Familie steht auf dem Spiel.

ALINE (*meldend*): Herr Hauptmann von Schmettau.

FRAU COMPASS: Ich lasse bitten.

VON SCHMETTAU (*eintretend*): Gnädige Frau! (*Er küßt ihr die Hand. Zu Harry:*) Ihr Herr Sohn?

HARRY: Richtig geraten. Welcher Scharfblick!

VON SCHMETTAU: Man hat Übung.

FRAU COMPASS: Sie sehen in mir ein gequältes Mutterherz.

HARRY: Fassung, Mama!

VON SCHMETTAU: Gnädige Frau können ganz beruhigt sein. Ich habe alle Hebel in Bewegung gesetzt.

FRAU COMPASS: Was haben Ihre Recherchen ergeben?

VON SCHMETTAU: Ihre Tochter bekommt eine Menge Briefe.

HARRY: Nicht möglich! Wie haben Sie das entdeckt?

VON SCHMETTAU: Zwei meiner Leute bewachen ständig die Schritte der jungen Dame. Bis jetzt ist nichts Unerlaubtes geschehen.

HARRY: Sie waren Offizier?

VON SCHMETTAU: Selbstverständlich.

HARRY: Und Sie sind Psychologe?

VON SCHMETTAU: Ich stand im Dienst der Kriminalpolizei.

HARRY (*ironisch*): Dann bin ich beruhigt.

FRAU COMPASS: Herr von Schmettau, Sie sind ein Mann von Ehre. Ich baue auf Ihre Verschwiegenheit.

VON SCHMETTAU (*aufspringend*): Ehrensache!

FRAU COMPASS: Bleiben Sie sitzen. Ich will verhüten, daß meine Tochter einem Schwindler in die Hände fällt. Mein Mann ist die meiste Zeit auf Reisen. Die ganze Verantwortung lastet auf mir.

HARRY: Haltung, Mama!

FRAU COMPASS: Meine Tochter wird Begegnungen haben. Trotz ihrer Selbständigkeit ist sie ein reines Kind. Wenn ich denke, es gibt Mädchenhändler!

HARRY: Mama, das war im Dreißigjährigen Krieg.

FRAU COMPASS: Ich bin eine altmodische Mutter. Ich lasse mir nichts einreden. Unsere ganze gesegnete Zeit mit ihren modernen Erfindungen macht uns auch nicht glücklich.

VON SCHMETTAU: Goldene Worte!

HARRY: Was bewog Sie, den edlen Beruf des Kriegers mit dem des Detektivs zu vertauschen?

VON SCHMETTAU: Man verdient mehr!

HARRY: Ein Heldenwort!

(*Sie schütteln sich die Hände.*)

VON SCHMETTAU: Hier sei mir erlaubt, eine Beobachtung preiszugeben. Eine traurige Mitteilung, leider.

FRAU COMPASS: Heraus mit der Sprache!

VON SCHMETTAU: Meine Nachforschungen haben zu einem betäubenden Resultat geführt.

HARRY: Auf welchem Gebiet?

VON SCHMETTAU: Herr Compaß hat eine Geliebte!

(*Frau Compaß stößt einen Schrei aus.*)

HARRY: Halt! Dazu waren Sie nicht engagiert.

VON SCHMETTAU: Nach dem Vorschuß zu urteilen . . .

HARRY: Sie sind zu weit gegangen.

VON SCHMETTAU: Ich bitte tausendmal um Verzeihung.

HARRY: Das Liebesleben meines Vaters war im Honorar nicht einbegriffen. Meine Mutter ist stolz auf ihren Gatten. Seine Kraft gehört dem Volke.

VON SCHMETTAU: Welch ein Mann!

HARRY: Geschenkt.

FRAU COMPASS: Herr von Schmettau, machen Sie Ihre Beobachtungen möglichst unauffällig. Vermeiden Sie jeden Anschein eines Komplotts. Sollte meine Tochter auf diesem Wege ihr Glück finden, niemand würde sich mehr freuen als ich. Aber ich bezweifle es.

VON SCHMETTAU: Ganz meine Meinung.

FRAU COMPASS: In dringenden Fällen verständigen Sie mich sofort. Ich will jederzeit eingreifen können.

VON SCHMETTAU: Sie werden mich auf dem Posten finden. Ich übernehme die Sache selbst.

FRAU COMPASS: Vor allem, daß nichts in die Zeitung kommt!

VON SCHMETTAU: Solange Herr Compaß die Aktienmehrheit besitzt ...

HARRY: Wir verstehen uns.

VON SCHMETTAU: Gnädige Frau, ich empfehle mich. (*Verabschiedung. Ab.*)

HARRY: Was sagst du zu Papa?

FRAU COMPASS: Mir bleibt nichts erspart.

HARRY: Keine Angst, Mama. Ich kenne das Mädchen. Papa ist in guten Händen.

FRAU COMPASS: Seid ihr denn alle gegen mich verschworen? Ihr werdet mich noch aus dem Hause treiben.

HARRY: Geh in ein Kloster, Mama!

## V

*Eine Bank im Park. Ferne Musik. Nach einer Weile treten auf Lia von rechts, Möbius von links.*

MÖBIUS: Verzeihung, bin ich richtig?

LIA: Dienstag nachmittag.

MÖBIUS: Zweiter Seitenpfad links vom Musikpavillon?

LIA: Um halb fünf.

MÖBIUS: Stimmt. Wir haben Glück mit dem Wetter.

LIA: Ich habe Sie mir älter vorgestellt.

MÖBIUS: Sind Sie enttäuscht?

LIA: Ich fürchte, es gibt Regen.

MÖBIUS: Das Barometer steigt.

LIA: Sollen wir noch länger vom Wetter reden?

MÖBIUS: Sie haben recht. Zur Sache.

*(Sie setzen sich auf die Bank.)*

LIA: Wissen Sie, daß ich schreckliche Angst vor Ihnen hatte?

MÖBIUS: Wieso?

LIA: Ich habe noch nie einen Mann allein getroffen ... unter so merkwürdigen Umständen. Und dann ... ich dachte, Sie führen einen Tiger an der Leine.

MÖBIUS: Ich? Einen Tiger?

LIA: Sie kommen doch aus Afrika?

MÖBIUS: In Afrika gibt es keine Tiger.

LIA: Gott sei Dank!

MÖBIUS: Ich dachte auch erst, da sei eine ganze Menagerie. Man hat eine falsche Vorstellung von fremden Ländern. Wenn man hinkommt, sieht alles ganz anders aus.

LIA: Dann lohnt sich die Reise ja gar nicht.

MÖBIUS: O doch!

LIA: Erzählen Sie doch mal!

MÖBIUS: Womit soll ich anfangen?

LIA: Wie sind die Männer da unten?

MÖBIUS: Sehr liebenswürdig. Manchmal auch tückisch. Genau wie hier.

LIA: Und die Frauen?

MÖBIUS: Darf ich mir eine Frage erlauben?

LIA: Bitte.

MÖBIUS: Wie alt sind Sie?

LIA: Neunzehn.

MÖBIUS: Dann wären Sie in Afrika schon Großmutter. Dort heiraten die Frauen im zarten Alter.

LIA: Nein, wirklich?

MÖBIUS: So wahr ich hier sitze.

LIA: Haben Sie viele Abenteuer erlebt?

MÖBIUS: Ich habe Sansibar nach allen Richtungen hin durchstreift, Elefanten gejagt, Affen gefangen, mich mit Negern herumgeschlagen, einmal stand ich sogar am Marterpfahl . . .

LIA: Am Kingani?

MÖBIUS: Wo?

LIA: Ich meine den großen Fluß.

MÖBIUS: Ach so. Sie wissen glänzend Bescheid!

LIA: Ich kenne ganz Sansibar auswendig.

MÖBIUS: Nicht möglich!

LIA: Doch. Aus dem Konversationslexikon. Ich habe mich vorher genau orientiert.

MÖBIUS: Hören Sie mal: Sie gefallen mir!

LIA: Ich gehe der Sache auf den Grund.

MÖBIUS: Hätten Sie nicht Lust, einmal nach Afrika zu fahren?

LIA: Allein?

MÖBIUS: Darüber ließe sich reden.

*(Pause.)*

LIA: Finden Sie es nicht seltsam, daß wir hier sitzen?

MÖBIUS: Ich habe in meinem Beruf die seltsamsten Dinge erlebt.

LIA: Eine Zeit wird kommen, in der Ehen nur auf diesem Wege geschlossen werden.

MÖBIUS: Für Ihr Alter eine bemerkenswerte Einsicht.

LIA: Die verdanke ich Papa. Das moderne Leben hat einen neuen Typus geschaffen. Papa würde in diesem Falle sagen: Alles ist eine Nützlichkeitsfrage.

MÖBIUS: Papa muß ein Genie sein.

LIA: Lernen Sie ihn kennen! Ich fürchte nur, er wird Sie zu romantisch finden.

MÖBIUS: Sagen Sie das nicht!

LIA: Man jagt heute keine Elefanten mehr.

MÖBIUS: Es hat mir immerhin Ihre Bekanntschaft vermittelt.

LIA: Zum Glück haben Sie auch andere Eigenschaften.

MÖBIUS: Darüber sind die Akten noch nicht geschlossen. Jedenfalls stimmen unsere Ansichten in einer Weise überein, die mich geradezu erschüttert.

LIA: Wie sind denn andere Frauen?

MÖBIUS: Davon wollen wir lieber schweigen. Sie sind die erste Frau mit Verstand, die mir begegnet ist.

LIA: Dann haben Sie Pech gehabt.

MÖBIUS: Das nebenbei.

*(Pause.)*

LIA: Wollen Sie mir nicht etwas Nettes sagen?

MÖBIUS: Mit dem größten Vergnügen.

LIA: Ich habe mir vorgenommen, mich in Sie zu verlieben. Enttäuschen Sie mich nicht!

MÖBIUS: Ist dieser Vorsatz unerschütterlich?

LIA: Unerschütterlich. Schon um Mama zu ärgern.

MÖBIUS: Stellen Sie sich vor, ich sitze eines Nachts im Dschungel, über mir das Kreuz des Südens, rings kein Laut, nur die melancholischen Schreie der Affen . . .

LIA: Lassen Sie mich mit Ihren Affen in Ruhe. Ich verlange etwas ganz anderes von Ihnen. Etwas, was nicht jeder Mann kann. Einen schnellen Entschluß . . . Verstehen Sie, was ich meine?

MÖBIUS: Nein.

LIA: Sie sind ein Abenteurer. Mein Gott, es ist doch nicht so schwer, was ich meine . . . Die Männer, die ich kenne, sind immer dieselben. Ich weiß im voraus, was sie denken, was sie sagen, was sie tun. Bei Ihnen bin ich nicht sicher. Ich möchte mich einmal in der Welt nicht langweilen.

MÖBIUS: Was soll ich Ihnen denn sagen?

LIA: Irgend etwas. Schwindeln Sie meinetwegen.

MÖBIUS: Schwindeln . . . Um welchen Preis?

LIA: Um welchen Preis? Ich heiße Lia Compaß.

MÖBIUS: Das — ist mehr, als ich erwarten kann.

LIA: Vielleicht fällt Ihnen jetzt etwas ein?

MÖBIUS: Ich ringe nach Worten.

LIA: Sie waren doch in Afrika. Wie haben Sie es denn da gemacht?

MÖBIUS: Was?

LIA: Um sich durchzusetzen?

MÖBIUS: Ich habe um mich geschossen.

LIA: Das ist hier verboten.

MÖBIUS: Sie zwingen mich zum Äußersten. *(Er küßt sie.)*

LIA: Endlich!

MÖBIUS: Das hätten Sie gleich sagen sollen.

LIA: Ich? Sie vergessen, wer ich bin.

MÖBIUS: O nein. Ich habe ein gutes Gedächtnis.

LIA: Ich habe mir immer gewünscht, von einem Tierbändiger geküßt zu werden.

MÖBIUS: Bitte!

*(Er küßt sie noch einmal. Währenddessen kommt von Schmettau mit*

einer Zeitung in der Hand, setzt sich auf die Bank und fängt an zu lesen.)

MÖBIUS: Können Sie nicht Ihre Zeitung woanders lesen?

VON SCHMETTAU: Das ist eine öffentliche Bank.

MÖBIUS: Aber eine geschlossene Gesellschaft.

VON SCHMETTAU: Als Staatsbürger kann ich mich auf jede Bank setzen.

MÖBIUS: Das ist kein soziales, sondern ein ästhetisches Problem. Ihr Gesäß ist mir im Wege.

VON SCHMETTAU: Soll das eine Beleidigung sein?

MÖBIUS: Das wollen wir hoffen.

VON SCHMETTAU: Ziehen Sie die Konsequenz?

MÖBIUS: Mit Vergnügen.

*(Sie ziehen sich die Röcke aus und machen sich zum Boxen fertig.)*

LIA: Halt, meine Herren! Ich habe noch nie einen Boxkampf so nahe gesehen. In den Logen sitzt man viel zu weit. Haben Sie die Güte, nicht eher zu beginnen, als bis ich das Zeichen gebe. *(Sie steigt auf die Bank.)*

MÖBIUS: Wieviel Runden?

LIA: Drei. Dem Sieger die Palme!

VON SCHMETTAU *(zieht eine Pfeife aus der Tasche und gibt sie ihr)*: Belieben Sie dreimal zu pfeifen. Beim drittenmal: los.

LIA: Beim Knockout zähle ich bis zehn.

MÖBIUS: Fertig?

VON SCHMETTAU: Fertig!

*(Lia pfeift. Sie gehen in Stellung.)*

MÖBIUS: Halt! Falls Ihnen etwas zustößt, wo soll man Sie begraben lassen?

VON SCHMETTAU: Ich bin gegen Unfall versichert.

*(Lia pfeift zum zweitenmal. Sie stehen sich in Abwehrstellung gegenüber. In diesem Augenblick beginnt die Musik einen Marsch. Wie Lia zum drittenmal pfeift, erscheint auf der Bildfläche ein Polizist.)*

POLIZIST: Was ist los? Wer pfeift hier? Was machen Sie denn da?

MÖBIUS: Wir kämpfen um eine Idee.

POLIZIST: Suchen Sie sich einen anderen Platz.

MÖBIUS: Um den handelt es sich ja gerade!

POLIZIST: Vorwärts. Kommen Sie mit.

LIA: Schade. Ich war so gespannt. *(Zum Polizisten:)* Können Sie nicht in zehn Minuten wiederkommen?

POLIZIST: Was erlauben Sie sich! Wer sind Sie eigentlich?

LIA: Ich bin die Tochter von Louis Compaß.

POLIZIST: Louis Compaß?! *(In strammer Haltung.)* Zu Befehl! *(Zu Möbius:)* Und wer ist dieser Herr?

LIA: Mein Verlobter.

POLIZIST *(sehr höflich)*: Bitte, mein Herr, wollen Sie Ihren Rock anziehen. Es wird kühl. *(Er hilft ihm in den Rock. Zu von Schmettau:)* Also los. Kommen Sie mit!

VON SCHMETTAU: Wieso ich?

POLIZIST: Sie erregen öffentliches Ärgernis.

VON SCHMETTAU: Ich verbitte mir diesen Ton!

POLIZIST: Keine Geschichten. Mit Ihnen machen wir kurzen Prozeß. (*Er führt ihn mit Gewalt ab.*)

LIA: Sie haben sich tapfer gehalten. Sie sind imstande, um eine Frau zu kämpfen. Das gefällt mir.

MÖBIUS: Das ist in Afrika Sitte.

LIA: Vielleicht lohnt sich die Reise?

MÖBIUS: Ich muß Ihnen eine Erklärung abgeben.

LIA: Das haben Sie doch schon getan.

MÖBIUS: Ich werde Sie leider enttäuschen. Ich muß die Verlobung mit Ihnen aufheben.

LIA: Was? Sie wollen mich nicht heiraten?

MÖBIUS: Nein.

LIA: Wozu sind Sie denn hergekommen?

MÖBIUS: Das möchte ich auch wissen.

LIA: Haben Sie einen Tropenkoller?

MÖBIUS: Durchaus nicht.

LIA: Erklären Sie sich!

MÖBIUS: Das ist zu schwierig. Lassen wir es lieber.

LIA: Ich verlange eine Erklärung.

MÖBIUS: Schön. Nehmen wir an, ich hätte mich in Sie verliebt . . .

LIA: Das ist doch kein Grund, mich nicht zu heiraten!

MÖBIUS: Vielleicht gerade.

LIA: Entweder Sie sind verrückt oder ich.

MÖBIUS: Vielleicht sind wir beide nicht ganz bei Trost.

LIA: Sie können mich doch nicht kompromittieren!

MÖBIUS: Wieso kompromittiere ich Sie?

LIA: Der Polizist hat alles gehört.

MÖBIUS: Auf die Polizei kann ich keine Rücksicht nehmen.

LIA: Erst machen Sie mir eine Liebeserklärung und dann kneifen Sie? (*Empört.*) Vielleicht waren Sie gar nicht in Afrika?

MÖBIUS: Das wäre nicht das Schlimmste. Aber vielleicht bin ich kein Forschungsreisender.

LIA: Meinnetwegen können Sie sein, was Sie wollen.

MÖBIUS: Ist das Ihr Ernst?

LIA: Glauben Sie, ich hätte sonst inseriert? Idioten finde ich überall.

MÖBIUS: Sie kennen mich nicht. Sie sehen mich zum erstenmal. Weshalb vertrauen Sie mir?

LIA: Merken Sie das nicht?

MÖBIUS: Oder war alles nur Scherz?

LIA: Ihnen ist nicht zu helfen.

MÖBIUS (*steht auf*): Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen für diese Stunde. Aber ich möchte Ihnen einen Rat geben. Inserieren Sie nicht mehr. Ich spreche aus Erfahrung.

LIA: Halt. Was soll ich nun meinen Eltern sagen? Sie können mich doch nicht einfach sitzenlassen! Das ist eine schöne Geschichte. (*Die Tränen kommen ihr.*)

MÖBIUS: Ich gehe in Ihrem Interesse. Bitte, lassen Sie mich gehen!

LIA (*die Tränen trocknend*): Warten Sie wenigstens, bis ich mich gepudert habe. (*Sie pudert sich.*)

MÖBIUS (*setzt sich resigniert*).

LIA: Sie benehmen sich unmöglich. Also jetzt gehen Sie schon! Worauf warten Sie noch?  
 MÖBIUS (*steht auf*).  
 LIA: Setzen Sie sich!  
 MÖBIUS (*setzt sich wieder*).  
 LIA: Geben Sie mir Ihre Karte. Schreiben Sie Ihre Adresse auf.  
 MÖBIUS: Das kann ich nicht.  
 LIA: Sind Sie etwa verheiratet?  
 MÖBIUS: Im Gegenteil.  
 LIA: Oder können Sie nicht schreiben?  
 MÖBIUS: Doch.  
 LIA: Was fehlt Ihnen denn?  
 MÖBIUS: Ich bin nicht der Mann, den Sie suchen. Ich bin — etwas ganz anderes.  
 LIA: Haben Sie vielleicht im Gefängnis gesessen?  
 MÖBIUS: Halten Sie mich für so dumm?  
 LIA: Das kann jedem passieren. Vorwärts. Schreiben Sie! (*Sie drückt ihm einen Bleistift in die Hand.*)  
 MÖBIUS (*schreibt und gibt ihr die Karte*): Was wollen Sie mit der Karte?  
 LIA: Ich werde Sie besuchen.  
 MÖBIUS: Nein! Ich kann niemand empfangen. Mein Büro ist in größter Unordnung.  
 LIA: Ich werde schon Ordnung schaffen.  
 MÖBIUS: Ich bitte Sie zum letztenmal, vergessen Sie unsere Begegnung. Sie werden es bereuen.  
 LIA: Wenn eine Compaß sich etwas in den Kopf setzt, führt sie es durch. Also . . . (*Sie reicht ihm die Hand.*)  
 MÖBIUS: Diskretion Ehrensache?  
 LIA: Ehrensache. Auf Wiedersehen morgen abend um acht.  
 MÖBIUS: Um acht!  
 (*Sie gehen ab nach verschiedenen Seiten. Die Musik spielt weiter.*)

## ZWEITER TEIL

### I

*Möbius' Büro. Licht brennt. Rasper arbeitet. Die Schreibmaschine klappert. Möbius, im Smoking, geht auf und ab.*

MÖBIUS: Was schreiben Sie denn da?  
 RASPER: Die Sonntagskorrespondenz.  
 MÖBIUS: Ach so. (*Pause.*) Mir fällt etwas ein. Kennen Sie Louis Compaß?  
 RASPER: Wir korrespondieren mit seiner Jungfer. (*Er reicht ihm einen Briefordner.*)  
 MÖBIUS (*öffnet und liest*): «Aline». (*Er blättert.*) Das Mädchen schreibt reizende Briefe.

RASPER (*tippt*): «Harre geduldig. Harre aus. Der Tag kommt, an dem sich unsere Seelen vereinen . . .»

MÖBIUS: Wessen Seelen?

RASPER: Die Witwe Schnütchen wird unruhig. (*Er tippt weiter. Pause.*)

MÖBIUS: Rasper! Haben Sie mal darüber nachgedacht, wie Gefühle entstehen?

RASPER: Ihre Sorgen möchte ich haben.

MÖBIUS: Wieviel Uhr ist es?

RASPER: Acht.

MÖBIUS: Ich bekomme Besuch.

RASPER: Besuch? Hier? Was ist los mit Ihnen?

MÖBIUS: Wer weiß!

RASPER: Sie sehen schlecht aus. Sie sollten mehr essen.

MÖBIUS: Bleiben Sie mir mit Ihrer Pfanne vom Leibe. Ich kann das Ding nicht mehr sehen.

RASPER: Sie werden ungerecht.

(*Es schellt.*)

MÖBIUS: Verschwinden Sie im Kabinett. Ich habe eine wichtige Besprechung.

RASPER: Wollen Sie wirklich öffnen?

MÖBIUS: Ich wünsche nicht gestört zu werden!

(*Rasper verschwindet. Es schellt wieder. Möbius öffnet. Lia tritt ein in Abendtoilette.*)

LIA: Hier ist also Ihr Büro. Wo wohnen Sie eigentlich?

MÖBIUS: Das ist nicht so wichtig.

LIA: Sie sehen, ich habe Wort gehalten. (*Pause.*) Wollen Sie mir nicht einen Stuhl anbieten?

MÖBIUS (*macht einen Stuhl frei, wirft die Briefordner auf die Erde, staubt mit dem Taschentuch ab*): Entschuldigen Sie. Ich bekomme selten Besuch.

LIA (*den Raum musternd*): Sie haben ja einen großen Betrieb!

MÖBIUS: Das kann ich wohl sagen.

LIA: Diktieren Sie viele Briefe?

MÖBIUS: Danke. Mir genügt es.

LIA: Wo sind denn Ihre Waren?

MÖBIUS: Außerhalb. Hier ist nur die Geschäftsführung.

LIA: Genau wie bei Papa.

MÖBIUS: Eine gewisse Ähnlichkeit ist vorhanden.

LIA: Haben Sie gute Verbindungen?

MÖBIUS: Danke. Ich bin zufrieden.

LIA: Was haben Sie denn für ein Geschäft? Plantagen?

MÖBIUS: Nein. Ich baue einen anderen Kohl.

LIA: Oder Viehzucht?

MÖBIUS: Das schon eher.

LIA: Man sitzt hier so unbequem. (*Sie setzt sich auf den Tisch und läßt die Beine baumeln.*) Geben Sie mir eine Zigarette!

Sie werden sich nach allem, was geschehen ist, über mich wundern. Ein junges Mädchen, leidlich gut gewachsen, kommt in die Wohnung eines fremden Mannes. Es ist sonst nicht meine Art, mich in einem öffentlichen Park küssen zu lassen.

MÖBIUS: Ich bedaure aufs tiefste meine Entgleisung.

LIA: Die Sache kann peinliche Folgen haben.

MÖBIUS: Wieso?

LIA: Wir wurden überrascht. Ich weiß nicht, ob Papa gewillt ist, sämtliche Zeitungen zu finanzieren, die den Zwischenfall in einer Überschrift ausmünzen.

MÖBIUS: Sehr unangenehm. Was machen wir da?

LIA: Das frage ich Sie!

MÖBIUS: Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Wir trafen uns unter bestimmten Voraussetzungen. Eine moderne Ehe soll auf sachlicher Basis aufgebaut werden, unter Ausschaltung jedes Gefühls. Wenn ich richtig verstanden habe, war das der Zweck Ihres Inserats. (*Lia nickt.*) Sie haben sich leider in mir getäuscht. Ich sehe nicht mehr mit sachlichen Augen . . .

Zweitens. Jede Ehe ist ein Vertrag. Nun: meine Interessen und die Ihres Vaters sind zu verschieden. Ich bin in einer anderen Branche.

LIA: Sie unterschätzen Papa. Er hat eine Art, die schwierigsten Unternehmungen zu sanieren . . .

MÖBIUS: Das meine ich nicht. Mein Geschäft floriert.

LIA: Unser Trust geht über die ganze Welt. Wir können jeden Artikel gebrauchen.

MÖBIUS: Wir verlieren den Faden. Sie sind durch meine Schuld in eine unhaltbare Situation geraten. Was kann ich dagegen tun?

LIA: Engagieren Sie mich.

MÖBIUS: Als was?

LIA: Als Sekretärin, Telephonistin, Stenotypistin — was Sie wollen.

MÖBIUS: In meinem Betrieb?

LIA: Ich bin die Tochter eines Kaufmanns. Über meiner Wiege stand der Wahlspruch: Erst das Geschäft. Nach diesem Grundsatz habe ich gehandelt. Mein Heiratsplan war eine Spekulation. Die Spekulation ist fehlgeschlagen. Ich ziehe die Konsequenz.

MÖBIUS: Was heißt das?

LIA: Ich suche mir einen Beruf. Was soll ich noch zu Hause? Ich mache mich selbständig und heirate nicht.

MÖBIUS: Sie haben Mut!

LIA: Glauben Sie, ich kann nur Zigaretten rauchen? Sie irren. Ich kann auch Schreibmaschine schreiben. (*Sie springt auf und setzt sich an Raspers Platz.*) Ein angefangener Brief. Diktieren Sie! Ich schreibe. Ich will Ihnen zeigen, was ich kann.

MÖBIUS: Ich zweifle nicht an Ihrer Begabung, aber für diesen Posten sind Sie völlig ungeeignet.

LIA: Ich werde mich einarbeiten. Gestatten Sie! (*Sie überfliegt den Brief.*) Ein Liebesbrief!?! (*Sie reißt ihn aus der Maschine.*) Mit fünf Durchschlägen . . . Was enthalten diese Akten?

MÖBIUS: Briefe.

LIA: Geschäftsbriefe?

MÖBIUS: Liebesbriefe.

LIA: Was?!?

MÖBIUS: Mein Geschäft ist einzig dastehend. Ich handle mit Gefühlen.

LIA: Sind Sie Missionar?

MÖBIUS: Nein. Ich habe einen neuen Betrieb organisiert. Ich habe das  
Liebesbedürfnis auf eine technische Formel gebracht.

LIA (*fassungslos*): Was für ein Bedürfnis?

MÖBIUS: Haben Sie mal in die Herzen derer hineingesehen, die nach  
Feierabend allein in ihrem Zimmer sitzen? Was macht so ein armer  
Teufel in diesem trostlosen Jahrhundert? Worüber soll er sich freuen?  
Wonach soll er sich sehnen? Wofür soll er leben?

Sehen Sie: da komme ich, nähre seine Träume, entflamme den letz-  
ten Rest Poesie, den ihm das Räderwerk der Maschinen gelassen hat.  
Ich — ein unsichtbarer Liebhaber, ein heroischer Briefschreiber in  
einer Zeit, die keine Zeit mehr hat, Briefe zu schreiben.

LIA: Sie schreiben Liebesbriefe — für Geld?

MÖBIUS: Ich kalkuliere wie jeder Kaufmann. Auch die Liebe braucht  
Massenartikel. Männer können sich selber helfen. Aber Frauen? Was  
bedeutet ein Liebesbrief für sie! Die ewige Erwartung! Das halbe  
Leben! Glaube — Phantasie — Seligkeit —

LIA: Ich bin sprachlos. So dumm sind die Frauen?

MÖBIUS: Haben Sie eine Ahnung!

LIA: Ja, aber — wieviel Frauen haben Sie denn, um Gottes willen?

MÖBIUS: Das ist schwer zu sagen. Ich kann Ihnen eine genaue Auf-  
stellung geben.

LIA: Ich danke!

MÖBIUS: Ich habe es zu einem Rekord gebracht. Das ist eine Leistung.

LIA: Vor Gericht hat die Sache einen anderen Namen.

MÖBIUS: Wir wollen uns nicht an Worte klammern. Wo kämen wir hin  
ohne Schwindel? Wo bliebe die Menschheit ohne die Erfindung des  
Paradieses! Und, Hand aufs Herz: lebt nicht auch die Kirche von den  
Almosen ihrer Gläubigen?

LIA: Schließlich ist zwischen Ihnen und dem lieben Gott ein Unter-  
schied.

MÖBIUS: Ich will mich durchaus nicht damit vergleichen. So unsym-  
pathisch mein Beruf erscheinen mag: etwas spricht zu seinen Gunsten.  
Ich habe — vielleicht ohne es zu wollen — viele Menschen glücklich  
gemacht. Und nun wollen wir mal die Repräsentanten der bürger-  
lichen Berufe an uns vorüberziehen lassen und feststellen: wer hat  
mehr für das Wohl der Menschheit getan — die oder ich?

LIA: Ich bin ja auch auf Sie hereingefallen.

MÖBIUS: Hier hat mich zum erstenmal meine Methode verlassen.

LIA: Welche Methode?

MÖBIUS: Ich liebe Sie.

LIA: Das sagen Sie mir im richtigen Augenblick.

MÖBIUS: Ich kann es nicht ändern.

LIA: Und Ihre Opfer?

MÖBIUS: Meine Opfer? Sie irren. Wenn alle die reizlosen Frauen und  
alten Jungfern in diesen Pappdeckeln erwachten: wissen Sie, was  
geschähe?

LIA: Gott soll schützen!

MÖBIUS: Sie würden mich auf den Armen tragen. Sie würden mein Ge-  
fängnis stürmen. Ich bin ihr einziges Glück, ihre einzige Hoffnung:  
die Illusion, die sie im Leben brauchen.

LIA: Unter Vorspiegelung falscher Tatsachen!

MÖBIUS: Wo sind denn die richtigen Tatsachen? Etwa in Ihrer Welt?  
(*Er öffnet den Briefordner «Aline».*) Hier ist die Korrespondenz Ihrer Jungfer Aline. Bitte lesen Sie: jeden Sonntag ein Brief. Dieser Brief wiegt sieben Arbeitstage auf. Glauben Sie, jemand schuftet von morgens bis abends, wenn er nicht etwas fürs Herz hat? Wer von Ihren Dienstboten hat Zeit, an sein eigenes Leben zu denken? Ich Sorge dafür, daß Ihr Haushalt läuft. Ohne mich könnten Sie Ihre Schuhe selber putzen.

LIA: Wunderbar gesagt!

MÖBIUS: Was wollen Sie denn? Ihre kühnsten Hoffnungen sind erfüllt.  
Gibt es einen sachlicheren Liebhaber als mich?

LIA (*nimmt Tasche und Handschuhe*).

MÖBIUS: Sie gehen?

LIA: Sie haben zu viele Frauen.

MÖBIUS: Bleiben Sie!

LIA: Vielleicht fangen Sie noch mit Mama einen Briefwechsel an.

MÖBIUS: Nein. Das Geschäft ist zu Ende.

LIA: Welches Geschäft?

MÖBIUS: Ich lösche meine Firma im Handelsregister.

LIA: Sie lassen Ihre Frauen im Stich?

MÖBIUS: Ich liebe Sie. Damit hört alles auf.

LIA: Wieso denn?

MÖBIUS: Weil jetzt jeder Brief ein Schwindel wäre.

LIA: Sie haben eine beneidenswerte Logik.

MÖBIUS: Ich habe Pech.

LIA: Ein billiger Triumph für mich!

MÖBIUS: Den ich teuer bezahle.

(*Pause.*)

LIA: Was werden Sie nun machen?

MÖBIUS: Was alle Schwindler gemacht haben. Ich schreibe meine Memoiren.

LIA: Im Ernst?

MÖBIUS: Wollen Sie mir helfen?

LIA: Wir können gleich anfangen. Diktieren Sie! (*Sie setzt sich auf Raspers Platz und spannt eine neue Seite ein.*) Halt. Erklären Sie mir eins. Warum lieben Sie mich eigentlich?

MÖBIUS: Schwer zu sagen.

LIA: Antworten Sie!

MÖBIUS: Vielleicht, weil wir beide dasselbe wollten. Und weil wir beide hereingefallen sind.

LIA: Dann können wir uns zusammentun. Titel?

MÖBIUS: «Memoiren eines Hochstaplers».

LIA: Auf die erste Seite?

MÖBIUS: Gesperrt in die Mitte. So entsteht Geschichte!

(*Eintreten von Schmettau, Frau Compaß und Harry.*)

FRAU COMPASS: Lia, ich komme, ein Unglück zu verhüten!

LIA: Zu spät, Mama.

MÖBIUS (*zu von Schmettau*): Ich glaube, wir kennen uns. Wollen wir den Boxkampf fortsetzen?

VON SCHMETTAU: Bedauere. Hier nicht.

FRAU COMPASS: Lia, weißt du, wo du bist?

LIA: Wem verdanke ich diese Familienszene?

HARRY: Ich bin unschuldig.

FRAU COMPASS: Du bist in den Händen eines Schwindlers!

HARRY (*ist auf die Leiter geklettert*): Rechne auf meinen Beistand!

LIA: Geschenk.

VON SCHMETTAU: Die Kriminalpolizei besitzt Akten über Sie. Leugnen wäre zwecklos.

MÖBIUS: Wer leugnet denn?

VON SCHMETTAU: Das ist die Höhe!

FRAU COMPASS: Lia, meine schlimmsten Befürchtungen haben sich erfüllt ...

LIA: Ich weiß alles, Mama.

FRAU COMPASS: Das sagst du so ruhig?

LIA: Du siehst, ich lebe. Mir ist nichts geschehen.

MÖBIUS: Halt. Es steht jedem frei, meine Wohnung zu verlassen. (*Zu von Schmettau:*) Sie aber muß ich dringend darum bitten, Herr ...?

VON SCHMETTAU: Kriminalkommissar von Schmettau.

MÖBIUS: Das verbessert Ihre Lage nicht.

VON SCHMETTAU: Ein Anruf bei der Polizei genügt.

RASPER (*ist unbemerkt wieder hereingekommen und sitzt auf seinem Platz*): Von Schmettau? Sie haben vor zwei Jahren eine falsche Steuererklärung abgegeben.

VON SCHMETTAU: Was erlauben Sie sich?

RASPER: Sie haben auch einen Beamten bestochen. Sehen Sie mich an. Kennen Sie mich?

VON SCHMETTAU: Jetzt schlägt's aber dreizehn!

RASPER: Wir wissen noch ganz andere Zahlen. Sie wurden wegen falscher Aussage von der Polizei entlassen ...

HARRY: Meine Herren, wir wollen eine Zigarette rauchen. Es wird zu dramatisch. So kommen wir nicht weiter. Ich muß eingreifen. Nimm Platz, Mama.

FRAU COMPASS: Ich bleibe keinen Augenblick länger hier. (*Sie setzt sich.*)

HARRY: Wir müssen mit Ehren aus der Situation herauskommen. Das gilt für alle Beteiligten. Deshalb wollen wir möglichst die Polizei aus dem Spiel lassen. Sonst ist alles aus.

MÖBIUS: Einverstanden. Darf ich bitten, solange meine Gäste zu sein? Rasper, Liköre!

RASPER: Liköre? Unter «L». (*Er öffnet einen Wandschrank und präsentiert eine Batterie Liköre.*)

HARRY: Ein nettes Lokal. Gute Manieren. Gute Liköre. Ich fühle mich wie zu Hause.

FRAU COMPASS: Harry, ich bitte dich!

HARRY: Ruhe, Mama! (*Er leert sein Glas.*) Lia, was hast du für Pläne?

LIA: Ihr laßt mich ja nicht zu Wort kommen.

HARRY: Sprich, mein Engel!

LIA: Dieser Mann gefällt mir. Ich werde ihn heiraten. (*Zu Möbius:*) Sind Sie einverstanden?

MÖBIUS: Gemacht.

FRAU COMPASS (*außer sich*): Einen Schwindler? Einen Hochstapler?  
LIA: Mama, wir wollen nicht untersuchen, wie Reichtum zustande kommt . . .  
HARRY: Rühre nicht an die heiligsten Güter!  
FRAU COMPASS: Was hat das mit dieser verrückten Idee zu tun?  
LIA: Ihr habt mir die Heirat freigestellt. Ich mache Gebrauch davon.  
FRAU COMPASS: Alles hat seine Grenzen. Du bist kein kleines Kind mehr. Denk an deine Familie.  
LIA: Euretwegen heirate ich ja. Sitte und Gesetz verlangen es. Ich gehorche.  
FRAU COMPASS: Papa kommt morgen zurück. Was soll ich ihm sagen?  
LIA: Sage ihm: nach vierundzwanzig Stunden angestrengter Arbeit ist das Geschäft perfekt geworden.  
HARRY: Wenn alle Stricke reißen, will auch ich nicht zurückstehen. Mama — ich liebe Aline!  
FRAU COMPASS: Das ist zuviel. Mein Herz . . .  
(*Von Schmettau bemüht sich um sie.*)  
MÖBIUS: Ich übergebe Ihnen die Korrespondenz Ihrer Braut. Ich kenne Ihre Braut nicht, aber ihr Stil ist reizend. (*Er gibt ihm den Briefordner.*)  
HARRY: Wie? Sie sind der unbekannte Briefschreiber?  
MÖBIUS: Ich muß es zu meiner Schande gestehen.  
HARRY: Meine Hochachtung!  
VON SCHMETTAU: Ihre Frau Mutter wünscht nach Hause zu fahren. Darf ich die Herrschaften bitten? (*Er reicht Frau Compaß den Arm. Beide ab.*)  
HARRY: Wir kommen. Die Schlacht beginnt. Papa ist auf der Achse. Schon klingeln die Telephone, schon zittern die Kurse. Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse . . . (*Er springt von der Leiter und tritt auf Möbius zu.*) Sagen Sie mir eins. Wie bringen Sie es fertig, daß alle Frauen Sie lieben?  
MÖBIUS (*lächelnd*): Das ist mein Geheimnis.  
HARRY: Sollte es Ihnen gelingen, meine Schwester zu heiraten: meinen Segen haben Sie. Freie Bahn dem Tüchtigen! (*Er schüttelt ihm die Hand.*)

## II

*Im Hause Compaß. Der Frühstückstisch ist gedeckt, Aline ordnet die Tassen. Harry im Schlafrock blickt vorsichtig ins Zimmer.*

HARRY: Ist die Luft rein?  
ALINE: Die gnädige Frau ist zum Flugplatz gefahren. Herr Compaß wird soeben erwartet.  
HARRY: Wo ist meine Schwester?  
ALINE: Fräulein Lia ist die Nacht nicht nach Hause gekommen.  
HARRY: Alle Achtung! (*Er setzt sich an den Tisch.*) Aline, ich habe mit Ihnen zu reden.  
ALINE: Wünschen Sie ein Ei?

HARRY: Wo sind die Morgenblätter? (*Er blättert.*) «Skandal im Hause Compaß» — da haben wir's — auf der zweiten Seite —

ALINE: Was ist denn?

HARRY: Jetzt wird die Sache ernst.

ALINE: Hier ist frischer Tee.

HARRY: Aline, ich muß Ihnen eine Mitteilung machen. Kennen Sie «Das Kapital» von Marx?

ALINE: Nein. Ich gehe selten ins Kino.

HARRY: Kurz: ich bin verliebt in Sie und will Sie heiraten.

ALINE (*läßt vor Schrecken die Teekanne fallen*).

HARRY: Das macht nichts. Ich trinke Milch.

ALINE: Sie wollen mich heiraten?

HARRY: Ich bin fest entschlossen.

ALINE: Mit Einwilligung Ihres Vaters?

HARRY: Die Klassenunterschiede müssen verschwinden.

ALINE: Wovon sollen wir denn leben?

HARRY: Daran habe ich nicht gedacht. Sie bringen mich auf eine Idee. (*Er nimmt den Hörer.*) Ist dort das Büro? Verbinden Sie mich mit dem Bankhaus Sternheim. Hallo! Sind Sie es, Pinthus? Hier ist Harry Compaß. Haben Sie die Presse gelesen? Wir haben eine schlechte Kritik. Wie reagiert die Börse? Baisse! Ich dachte es mir. Hören Sie: ich engagiere mich. Wieso keine Deckung? Ich bin im Begriff, eine reiche Heirat zu machen. Selbstverständlich beteilige ich Sie. (*Er behält den Hörer am Ohr.*) Das nennt man eine Familientragödie. Schmieren Sie mir ein Butterbrot.

ALINE: Ich verstehe kein Wort.

HARRY: Ich benutze die Chance, Geld zu verdienen. Ich tippe auf meinen Vater. Wissen Sie, was das heißt?

ALINE: Ihre Milch wird kalt.

HARRY: Geht die Sache schief, dann ist alles verloren. Glückt sie, fahren wir morgen nach Paris.

ALINE: Wovon hängt das ab?

HARRY: Von der Tüchtigkeit meines Vaters. In vierundzwanzig Stunden muß die Börse wieder steigen. Ich verdiene die Hochzeitsreise an der Differenz. (*Man hört das Geräusch eines Autos.*) Da sind sie! Halten Sie mir den Daumen. Kein Wort, Aline! Verschwinden Sie! (*Aline ab. Er spricht in den Hörer.*) Hallo, Pinthus! Kaufen Sie 500 000 Compaß-Aktien zum niedrigsten Kurs. Tun Sie, was ich Ihnen sage. Ich bleibe am Apparat. (*Auf der Veranda erscheint Herr Compaß im Ledermantel; ihm folgen Frau Compaß und Sekretär.*)

HERR COMPASS: Man braucht euch nur vierzehn Tage allein zu lassen, und schon passieren die größten Dummheiten.

FRAU COMPASS: Du bist schuld daran, Louis. Deine Erziehung . . .

HERR COMPASS: Kein Strindberg, bitte! (*Zum Sekretär:*) Soweit ich die Unterlagen in der Eile überfliegen konnte, ist mit Gewalt nichts zu machen. Wir müssen die Sache gütlich regeln. Bevor ich ins Büro komme, muß alles in Ordnung sein. Ich wünsche, den Herrn persönlich zu sprechen. Lassen Sie ihn herkommen. Gleich. Schicken Sie ihm das Auto. Bleiben Sie im Hause. Ich brauche Sie.

(Sekretär ab.)

FRAU COMPASS: Louis . . .

HERR COMPASS: Eins nach dem andern. (Zu Harry:) Mama hat mir dein Heiratsprojekt entwickelt. Es freut mich, daß du endlich arbeiten willst.

HARRY: Wieso?

HERR COMPASS: Eine Familie kostet Geld.

HARRY: Dann erhöhe meinen Wechsel.

HERR COMPASS: Keinen Pfennig!

HARRY: Papa, wir wollen den Kampf zwischen Vater und Sohn nicht auf die Spitze treiben.

HERR COMPASS: Ich habe andere Sorgen. Mit wem telefonierst du denn da?

HARRY: Mit dem Klub.

HERR COMPASS: Du kannst gleich deinen Austritt anmelden. Such dir eine Stellung.

HARRY: So entsteht ein Vaterkomplex.

(Sekretär erscheint.)

HERR COMPASS: Was ist los?

SEKRETÄR: Panikstimmung an der Börse.

HERR COMPASS: Seit wann?

SEKRETÄR: Die Presse . . . Compaß-Aktien fallen.

HERR COMPASS: Unsinn. Warten wir ein paar Tage. Sie werden schon wieder steigen.

HARRY (läßt den Hörer fallen): Ich bin ruiniert!

SEKRETÄR: Das könnte unsere Verhandlungen mit Rußland stören.

HERR COMPASS: Dann muß etwas geschehen. Wann erscheint die Mittagszeitung?

SEKRETÄR: In einer Stunde.

HERR COMPASS: Notiz an die Presse. (Sekretär stenographiert.) «Wie wir soeben aus zuverlässiger Quelle erfahren, wurde Louis Compaß als Sachverständiger ins Finanzministerium berufen.» — Dasselbe telephonisch zur Börse.

(Sekretär ab.)

HARRY (am Hörer): Pinthus! Morgen gehe ich heraus!

HERR COMPASS: Wo heraus?

HARRY: Aus dem Klub. (Er hängt ab.)

FRAU COMPASS: Willst du einen Cognac, Louis?

HERR COMPASS: Geschenkt. (Zu Harry:) Für welchen Beruf hast du dich entschieden?

HARRY: Ich bin so aufgeregt. Ich kann keinen klaren Entschluß fassen.

HERR COMPASS: Überleg dir die Sache bis morgen früh.

Punkt zwei. Ich wünsche, daß Lia sofort verreist. (Zu Frau Compaß:) Bestellt telegraphisch Zimmer in St. Moritz. Pakt eure Koffer und kommt mir nicht vor drei Monaten zurück.

FRAU COMPASS: Du unterschätzt Lia.

HERR COMPASS: Unsinn. Das Ganze ist eine Geldfrage. Mit zehntausend Mark ist die Sache aus der Welt geschafft.

SEKRETÄR (meldend): Der Herr ist da!

HERR COMPASS: Was macht die Börse?

SEKRETÄR: Sie steigt!

HARRY (mit einem Luftsprung): Ich bin gerettet!

HERR COMPASS: Ich wünsche eine Unterredung unter vier Augen. Laßt mich allein.

(Alle verlassen das Zimmer. Möbius tritt ein.)

HERR COMPASS: Compaß.

MÖBIUS: Möbius.

HERR COMPASS: Sehr angenehm.

MÖBIUS: Gleichfalls.

HERR COMPASS: Nehmen Sie Platz. Likör gefällig?

MÖBIUS: Danke. Nicht bei Verhandlungen.

HERR COMPASS: Sehr gut. Sie sind Geschäftsmann. Wir verstehen uns.

(Sie sitzen sich gegenüber.) Ich befinde mich in der eigenartigen Lage, daß — wie soll ich sagen — das Handelsobjekt meine eigene Tochter ist. Nennen Sie Ihre Bedingungen.

MÖBIUS: Wie meinen Sie das?

HERR COMPASS: Eine Fusion zwischen uns ist leider unmöglich.

MÖBIUS: Zwischen uns? Wir schweifen vom Thema ab.

HERR COMPASS (schlägt mit der Faust auf den Tisch): Glauben Sie, ich habe meine Zeit gestohlen?

MÖBIUS: Wenn Zeit Geld ist . . .

HERR COMPASS (fährt auf, beherrscht sich aber): Ihre Bedingungen, Herr!

MÖBIUS: Ich bedaure. Ihre Tochter ist nicht verkäuflich.

HERR COMPASS: In Familienangelegenheiten verstehe ich keinen Spaß.

MÖBIUS: Mir ist es völlig ernst.

HERR COMPASS: Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Fünftausend Mark.

MÖBIUS: Wenn Sie mir sonst nichts zu sagen haben . . . (Er steht auf.)

HERR COMPASS: Halt. Warten Sie! Sagen wir achttausend.

MÖBIUS: Ich mache keine Geschäfte mit Ihnen.

HERR COMPASS: Weshalb sind Sie denn hier?

MÖBIUS: Sie wollten mich sprechen. Es freut mich, Sie kennenzulernen.

HERR COMPASS: Zehntausend. Mein letztes Wort. Eine runde Summe. Meine Geduld hat Grenzen.

MÖBIUS: Meine auch. Rufen Sie Ihren Chauffeur.

HERR COMPASS: Wenn das so weitergeht, sitzen wir morgen abend noch hier.

MÖBIUS: Ich nicht.

HERR COMPASS: Sie werden bald ganz woanders sitzen!

MÖBIUS (sehr liebenswürdig): Sie sind etwas nervös.

HERR COMPASS: Meine Tochter hat eine Dummheit gemacht. Ich versuche, die Sache gütlich zu regeln. Wenn Sie nicht wollen, geschieht es auf andere Weise.

MÖBIUS: Ich bin neugierig.

HERR COMPASS: Was hindert mich, Sie vom Fleck weg verhaften zu lassen?

MÖBIUS: Eine Kleinigkeit. Ihre Tochter war diese Nacht bei mir.

HERR COMPASS (nach einer Pause): Das nennt man eine Erpressung!

MÖBIUS: Halt! Sie lassen mich herkommen, Sie bieten mir Geld an, Sie wollen mich verhaften lassen und behaupten, ich sei ein Erpresser? Der Fall liegt umgekehrt. Sie verwechseln die Methoden.

HERR COMPASS: Sie brauchen mich nicht zu belehren. Ich bin selber Geschäftsmann.

MÖBIUS: Daran habe ich nie gezweifelt.

HERR COMPASS: Sie sind ein ernsthafter Gegner. Schade, daß sich Ihre Talente auf einen so kleinen Wirkungskreis beschränken.

MÖBIUS: Dies Wort aus Ihrem Munde ehrt mich. Sie sind der größte Organisator unserer Zeit. Wir haben alle von Ihnen gelernt.

HERR COMPASS: Ich gebe Ihnen das Kompliment zurück. Sie sind der größte Gauner unserer Zeit.

MÖBIUS: Ich hätte sonst nie gewagt, mich Ihren Schüler zu nennen.

HERR COMPASS: Sie bleiben also dabei, meine Tochter zu heiraten?

MÖBIUS: Wir sind beide von der Notwendigkeit überzeugt.

HERR COMPASS: Ich erkläre zum letzten Male: ich bin bereit, über jeden Betrag zu verhandeln.

MÖBIUS (*in demselben Ton*): Ich erkläre zum letzten Male: es kommt kein Betrag in Frage.

HERR COMPASS: Sagen Sie mal, sind Sie wahnsinnig, oder tun Sie nur so?

MÖBIUS: Keineswegs. Ich liebe Ihre Tochter.

HERR COMPASS: Ihnen gesagt!

MÖBIUS: Nein, Ihnen!

HERR COMPASS (*zieht Papiere aus der Tasche*): Wir haben da ein paar interessante Details aus Ihrem Vorleben.

MÖBIUS (*zieht gleichzeitig Briefe aus der Tasche*): Ich weiß. Seit gestern sucht man fieberhaft Material. Mit welchem Resultat? Die Frauen warnen mich vor der Polizei.

HERR COMPASS: Sie vergessen eins. Ihre Schwindeleien sind strafbar.

MÖBIUS: Bis jetzt fühlt sich niemand geschädigt — außer Ihnen! Vielleicht können wir die Sache gütlich regeln. Nennen Sie Ihre Bedingungen!

HERR COMPASS: Was fällt Ihnen ein?

MÖBIUS: Die Erziehung Ihrer Tochter hat Geld gekostet. Sie verlieren ein Kapital.

HERR COMPASS: So eine Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen!

MÖBIUS: Ich denke, wir verhandeln hier? Angebot gegen Angebot. Ich bin vermögend. Ich besitze zwar keinen Konzern, meine Waren sind nicht auf dem Weltmarkt eingeführt. Aber ich kann eine Familie ernähren.

HERR COMPASS: Was? Sie haben Vermögen?

MÖBIUS: Ich verdiene 40 000 Mark im Jahr.

HERR COMPASS: Das ist allerhand!

MÖBIUS: Mein Geld ist in Häusern und Grundstücken angelegt.

HERR COMPASS: Wie versteuern Sie Ihr Einkommen?

MÖBIUS: Ich bin doch kein Anfänger.

HERR COMPASS: Sehr gut!

MÖBIUS: Ich bin leider gezwungen, mein Geschäft aufzugeben. Ich kehre in den Schoß bürgerlicher Moral zurück. Ich heirate Ihre Tochter. Daran werden Sie nichts ändern. Das einzige, was Sie erreichen, ist ein Riesenskandal. Also — einigen wir uns!

HERR COMPASS: Auf dieser Basis? Ausgeschlossen.

MÖBIUS: Sie treiben mich der Konkurrenz in die Arme. Vorsicht! Mit dem bürgerlichen Gesetzbuch in der Hand bin ich ein gefährlicher Gegner.

HERR COMPASS: Ich bin noch mit ganz anderen fertig geworden.

MÖBIUS: Sie vergessen: ich habe die Frauen für mich.

HERR COMPASS: Ihre Weiber imponieren mir nicht. Ich bin gespannt, wie Sie Ihre vielen Bräute loswerden.

MÖBIUS: Sehr einfach. Ich berufe eine Generalversammlung ein.

HERR COMPASS: Da liegen Sie verkehrt.

MÖBIUS: Per Saldo gewinne ich.

HERR COMPASS: Wenn Ihnen das gelingt, sind Sie ein Genie. Ich fürchte nur, Sie kommen nicht heil aus der Versammlung heraus.

MÖBIUS: Was gilt die Wette?

HERR COMPASS: Zeigen Sie, was Sie können!

MÖBIUS: Mein Büro ist dem Andrang nicht gewachsen. Stellen Sie mir einen Saal zur Verfügung.

HERR COMPASS: Sonst noch was?

MÖBIUS: Danke. Für heute nicht.

*(Herr Compaß schellt. Sekretär erscheint.)*

HERR COMPASS: Wann ist unser Sitzungssaal frei?

SEKRETÄR *(blättert im Notizbuch)*: Am vierundzwanzigsten, nachmittags um drei.

HERR COMPASS: Einverstanden?

MÖBIUS: Akzeptiert.

HERR COMPASS: Hals- und Beinbruch!

MÖBIUS: Danke.

HERR COMPASS: Aus Ihnen kann noch mal was werden.

MÖBIUS: Ihr Wort in Gottes Ohr! *(Ab, begleitet vom Sekretär.)*

HERR COMPASS: Der Mann ist eine Persönlichkeit. Er hat mich hereingelegt.

### III

*Sitzungssaal der Compaß A.-G. Flügeltüren im Hintergrund. In der Mitte ein langer grüner Tisch. An der Wand ein Radioapparat mit Lautsprecher. Rings um den Tisch sitzen zahlreiche Frauen im reiferen Alter mit Handarbeiten. Darunter Frau Schnütchen.*

DAME EINS *(zu Dame zwei)*: Was hat man denn vom Leben? Das bißchen Liebe . . .

DAME ZWEI: Das kann uns keiner nehmen.

DAME EINS: Ich kann es noch immer nicht fassen.

DAME ZWEI: Sie auch?

DAME EINS: Ich traf ihn jeden Sonntagnachmittag um vier.

DAME ZWEI: Ich um fünf. Er hatte so eine schöne Stimme.

DAME EINS: Die Stimme war es nicht. Die Augen!

DAME ZWEI: Ich sage Ihnen, eine Stimme . . .

DAME EINS: Haben Sie ihm mal in die Augen gesehen?

DAME ZWEI: So ein Schuft!

DAME EINS: Schimpfen Sie nur, Frau Knöll! Sie haben es nötig.

DAME ZWEI: Wieso ich?

DAME EINS: Sie mit Ihrem falschen Gebiß!

DAME ZWEI: Und Sie mit Ihrem Klemmer!

DAME EINS: So eine Frechheit!

DAME DREI: Und dann saßen wir im Kino und dann sagte er . . .

DAME VIER: Ende des Jahres wollten wir heiraten.

FRAU SCHNÜTCHEN: Ich habe die Wohnung streichen lassen. Ich habe mich in Unkosten gestürzt. Ich habe mir ein Klavier auf Abzahlung gekauft. Alles seinetwegen.

DAME FÜNF: Er war doch ein besserer Herr!

DAME ZWEI (zu Dame eins): Warten Sie nur. Draußen. Da können Sie was erleben!

DAME EINS: Schreien Sie nicht, Frau Knöll! Ich habe keinen Dreck in den Ohren.

DAME ZWEI: Sie haben den Dreck noch ganz woanders!

DAME EINS: Sie unverschämte Person!

*(Sie fahren sich in die Haare.)*

RUNDFUNK: Achtung! Achtung! Börse: letzte Nachrichten. Gerüchte einer Kapitalserhöhung der Compaß A.-G. bewirkten Steigerungen auf allen Gebieten. Compaß-Aktien überschritten den Kurs von 500. Die Börse schloß in fester Haltung.

*(Die Frauen sind erschreckt auseinandergefahren.)*

DAME DREI: Und dann sagte ich: Hugo, sagte ich . . .

RUNDFUNK: Auf Wiederhören in drei Minuten!

DAME SECHS: Ich will nichts Schlechtes von ihm sagen. Er war immer kränklich. Von morgens bis abends auf der Eisenbahn Dienst!

DAME SIEBEN: Sie irren sich, liebe Frau. Er war bei der Post.

DAME ACHT: Was? Bei der Post? Beim Städtischen Leihamt! Ich habe meinen Ring bei ihm versetzt.

DAME NEUN: Mir hat er gesagt, er sei Versicherungsbeamter. Ich bin gegen Hagel versichert.

DAME FÜNF: Er hat uns alle betrogen.

ALLE: Der Schuft — Das soll er büßen!

FRAU SCHNÜTCHEN: Meine Damen! Ich bitte, mich anzuhören. Als Möbius in mein Leben trat, war ich ein frohes Blut. Eine Witwe mit 30 000 Mark. Ich lernte Hugo im Stadtpark kennen. Ich lud ihn zu Kartoffelpuffern ein. Ich schenkte ihm meine Ehre. Aber darauf kommt es ja gar nicht an. Mein Geld will ich wieder haben. Mein Geld!

DAME SECHS: Mein ganzes erspartes Geld . . .

DAME SIEBEN: Jede Woche ein Freßpaket . . .

DAME ACHT: Ich habe ihm drei Dutzend Strümpfe gestrickt . . .

DAME NEUN: Alle Schneiderrechnungen habe ich ihm bezahlt und dazu eine Briertasche gestickt . . .

ALLE: So eine Gemeinheit — Er muß alles herausrücken — Ich zeige ihn an —

*(Die Flügeltüren gehen auf. Möbius tritt ein mit einer Blume. Sofort verstummt der Tumult.)*

MÖBIUS: Ich bitte die Damen, Platz zu nehmen. *(Es geschieht. Er blickt*

*alle innig an.*) Erlaubt mir, liebe Frauen, ein paar Worte an euch zu richten. Es ist schön, daß ihr gekommen seid. Ihr seid nicht vollzählig, aber ich erkenne euch wieder. Dich, Kläre, mit dem sanften Augenaufschlag. Und dich, meine vielgeliebte Elsa.

Böse Menschen hetzen euch gegen mich auf. Die Polizei mischt sich ein. Die Herren Beamten! Denkt nur an die Krankenkasse, wie sie euch anschauen, wenn ihr mit euerm Sparbüchlein kommt. An jeder Straßenecke steht so ein Aufpasser, und wehe, wenn euer Hund mal aufs Trottoir pi . . Sst! Kein Wort gegen die Polizei. Sie wird euch zu eurem Recht verhelfen. Liefert mich aus!

Ich denke an einen Tag, einen strahlenden Sommertag, da saß ich mit dir, meine teure Gertrud, im Grünen. Wir tranken Bier und schwuren uns ewige Treue. Weißt du noch?

ALLE (*schüchtern*): Ja.

MÖBIUS: Haben wir nicht alle, die wir hier sitzen, manche schöne Stunde verlebt? Wir haben den Rausch des Lebens gekostet. Das soll uns die Polizei erst mal nachmachen.

Für euch habe ich mein Glück geopfert, meine Jugend verschwendet. Euch hab ich geliebt! (*Die Damen beginnen leise zu schluchzen.*) Habe ich jemals Geld von euch verlangt? Habt ihr nicht alle freiwillig gegeben? Wer hat eine Forderung an mich? (*Tiefes Schweigen.*) Für euch war ich schön, elegant und stets bei Kräften. Oh, Frauenstolz, wie tief bist du gesunken! Es gibt keine wahre Liebe mehr.

(*Klopfen an der Tür. Rasper tritt ein mit martialischem Schritt.*)

RASPER: Im Namen des Gesetzes! Sind Sie Hugo Möbius?

MÖBIUS: Was wollen Sie?

RASPER: Ich bin Kriminalbeamter. Ich verhaftete Sie.

ALLE: Nein — Das erlauben wir nicht — Das wollen wir nicht —

MÖBIUS: Mit welchem Recht?

RASPER: Fragen Sie diese Damen.

MÖBIUS: Ich bin unschuldig.

RASPER: Die Damen behaupten das Gegenteil.

(*Die Frauen werden unruhig und fangen an zu murren.*)

MÖBIUS: Greifen Sie mich nicht an!

RASPER: Ich bin mit der Untersuchung beauftragt. (*Er zieht ein Notizbuch heraus.*) Ich bitte die Damen, ihre Namen zu nennen.

DAME EINS: Die Polizei soll uns in Ruhe lassen.

DAME ZWEI: Man hat nur Scherereien.

ALLE: Wir haben die Polizei nicht gerufen — Was geht das die Polizei an — Wir wollen keine Polizei — Raus mit der Polizei —

(*Sie nehmen eine drohende Haltung gegen Rasper ein.*)

RASPER: Ich frage zum letztenmal: will jemand Anzeige erstatten?

(*Stille. Alle setzen sich.*)

Dann kann ich die Verhaftung nicht aufrechterhalten. (*Zu Möbius:*)

Im Namen des Gesetzes: Sie sind frei.

(*Die Frauen stoßen einen Schrei aus und scharen sich um Möbius.*)

MÖBIUS: Geliebte Frauen! Ihr habt euer Ideal nicht beschmutzen lassen. Dank!

RASPER: Keine Reden! Bitte, den Saal zu räumen.

MÖBIUS: Die Polizei zwingt uns, Abschied zu nehmen. Weinet nicht!

Lebt wohl! Lebt alle wohl! Ich scheid von euch mit dem Wort des Dichters: «Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie!»

*(Im Rundfunk ertönt der Hochzeitsmarsch aus Lohengrin. Sie werfen ihm Kußhände zu und winken. Rasper treibt sie aus dem Saal.)*

MÖBIUS: Das war ein hartes Stück Arbeit.

RASPER: Vor denen hätten wir Ruhe.

MÖBIUS: Rasper: es heißt Abschied nehmen.

RASPER: Darf man gratulieren?

MÖBIUS *(zieht einen Scheck aus der Tasche)*: Ich habe die Kasse geteilt. Reisen Sie glücklich. Grüßen Sie das Häuschen in Kanada. Ich werde oft mit Sehnsucht an Sie zurückdenken. Sie waren, was man selten findet, ein ehrlicher Schuft. *(Er reicht ihm den Scheck.)*

RASPER: Nur so kann man Geschäfte machen.

MÖBIUS: Reisen Sie als Kriminalbeamter. Das ist der beste Schutz vor Überraschungen.

RASPER: Keine Sorge. Und wenn Sie jemals eine Auskunft brauchen, wenden Sie sich getrost an mich!

*(Sie schütteln sich die Hände. Rasper verschwindet. Die Flügeltüren gehen auf. Herr Compaß tritt ein, gefolgt vom Sekretär.)*

HERR COMPASS: Ist die Generalversammlung zu Ende?

MÖBIUS: Sämtliche Konten sind gelöscht.

HERR COMPASS: Und Sie leben noch?

MÖBIUS: Es geht mir ausgezeichnet.

HERR COMPASS: Wie haben Sie das gemacht?

MÖBIUS: Das ist Geschäftsgeheimnis.

HERR COMPASS: Von Ihnen kann man noch was lernen!

MÖBIUS: Ich gehöre zur jungen Generation.

HERR COMPASS: Wirft man mich schon zum alten Eisen?

MÖBIUS: Die Industrie braucht neue Kräfte.

HERR COMPASS: Ich bin der erste, ein junges Talent zu fördern. Wir haben soeben Kapitalserhöhung beschlossen. Große Aufgaben stehen uns bevor. Wollen Sie in meine Firma eintreten?

MÖBIUS: Ich bin der Ihrige. Unter einer Bedingung.

HERR COMPASS: Nun?

MÖBIUS: Ihre Tochter gehört mit zum Vertrag.

HERR COMPASS: Halt. Eins nach dem andern. *(Zum Sekretär:)* Meine Familie soll eintreten!

*(Sekretär öffnet die Flügeltür. Eintreten Frau Compaß, Lia und Harry. Lia fliegt auf Möbius zu.)*

HERR COMPASS *(dazwischentretend)*: Keine Szene! *(Zu Lia:)* Liebst du diesen Mann?

LIA: Ja.

HERR COMPASS: Das ist deine Sache. Willst du ihn heiraten?

LIA: Ja.

HERR COMPASS: Das betrifft das Geschäft. Ich gründe eine Filiale in Sansibar. Seit Monaten suche ich einen Leiter. *(Zu Möbius:)* Sie sind der richtige Mann. Einverstanden?

MÖBIUS: Es war immer mein Wunsch, dieses Land kennenzulernen.

HERR COMPASS: Ich ernenne Sie zum Generaldirektor in Afrika!

LIA (*fliegt Möbius um den Hals*): Sansibar! Land meiner Träume! Ich werde dich endlich sehen.

FRAU COMPASS: Louis, du ruinierst uns!

HERR COMPASS: Geschenk.

HARRY: Ich lade euch alle ein. Wir feiern Verlobung.

HERR COMPASS (*zu Möbius*): Sie sind der einzige, der Compaß gewachsen ist. Der Staat kann solche Männer brauchen. (*Er reicht ihm die Hand.*) Heil und Sieg!

MÖBIUS (*schlägt ein*): Es lebe das Geschäft!



Ehen werden  
im Himmel geschlossen

Komödie in 4 Akten

FÜR BLANDINE EBINGER



## PERSONEN

DER LIEBE GOTT

SANKT PETER

DIE HEILIGE MAGDALENA

FELIX

RENÉE

TONIO

EINE ZOFE. EIN BOY. EINE ORDONNANZ

## ERSTER AKT

*Der Salon einer eleganten Frau. In die Dekorationen sind kunstvoll die Embleme des Himmels verflochten. Die Deckenbeleuchtung besteht aus Sternbildern, ein großer Spiegel stellt die Sonne dar, eine Stehlampe hat die Gestalt des Mondes. Gobelins und Wandmalereien geben Bilder aus der Schöpfungsgeschichte wieder. Das Tischtelefon hat die Form einer Schlange, der Lautsprecher die des Höllenrachsens.*

*Die heilige Magdalena, in moderner Kleidung und Haltung, probiert vor dem Spiegel ein Kleid an. Eine Zofe mit Flügeln auf dem Rücken ist ihr dabei behilflich. Ein Grammophon spielt eine Orgelplatte mit Niggerongs. Im Zimmer verstreut sind Kartons und Hutschachteln.*

MAGDALENA: Meine Figur ist doch sehr gut. Ich kann mich sehen lassen. Sagen Sie der Schneiderin, ich komme morgen zur Anprobe. Ist sonst noch etwas gekommen?

ZOFE: Der Juwelier hat dies Kästchen abgegeben.

MAGDALENA (*öffnet es und nimmt einen kunstvoll gearbeiteten Heiligenschein heraus, der in Form eines Kammes gearbeitet ist. Sie setzt ihn auf und liest den Preis*): Sehr hübsch. Aber viel zu teuer.

ZOFE: Der Kamm steht der gnädigen Frau ausgezeichnet.

MAGDALENA: Wirklich?

ZOFE: Gnädige Frau sollten wegen des Preises verhandeln.

MAGDALENA: Ich werde mal anrufen. Packen Sie die Sachen zusammen. (*Sie nimmt den Hörer. Die Zofe schafft währenddessen die Kartons hinaus.*) Zentrum 72 100. Fräulein, ich habe das Zentrum verlangt! Ist da Meyer und Wachsmuth? Herr Meyer persönlich? Hier ist die heilige Magdalena. Hören Sie, Herr Meyer, der Heiligenschein gefällt mir. Ich finde die Idee sehr originell. Aber der Preis! Unmöglich. Woher soll ich das Geld nehmen? Sie vergessen, ich bin eine anständige Frau. Ja, das war früher. Eine anständige Frau hat niemals Kredit. Was sagen Sie? Sie meinen: doch? Sie irren. Ich weiß Bescheid. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie wissen, ich führe ein großes Haus. Ich bin auf allen Empfängen des Himmels. Ich habe einen literarischen Salon. Die berühmtesten Politiker verkehren bei mir. Ich will Ihnen etwas sagen. Aber sprechen Sie nicht darüber. Heute nachmittag kommt der liebe Gott zum Tee zu mir. Jawohl, mit Sankt Peter. Ich erwarte die Herren jeden Augenblick. Ich bin eine gute Reklame für Sie. Sie meinen, wir werden uns einigen? Gut. Ich behalte ihn vorläufig. Abgemacht. (*Sie hängt ab.*) Die heilige Johanna wird sich schön ärgern, wenn ich ihn beim nächsten Empfang trage.

ZOFE (*meldend*): Seine Exzellenz der heilige Petrus.

MAGDALENA: Ich lasse bitten.

*(Die Zofe läßt Sankt Peter eintreten. Er ist ein behäbiger alter Herr in schwarzem Rock mit weißem Bart, goldener Brille und einer großen Aktentasche, die er vor sich auf den Tisch legt.)*

SANKT PETER: Guten Tag, mein Kindchen. Bist du vergnügt?

MAGDALENA: Peterchen, ich bin unglücklich.

SANKT PETER: Was ist denn?

MAGDALENA: Ich habe kein Geld.

SANKT PETER: Die Geschäfte gehen schlecht. Die Leute bezahlen keine Kirchensteuern. Und wenn sie bezahlen, handeln sie die Hälfte herunter. Unser Etat ist begrenzt.

MAGDALENA: Bei der letzten großen Heiligenabfindung sind mir zwanzig Prozent Zulage versprochen worden.

SANKT PETER: Du hast sie bekommen.

MAGDALENA: Aber sie reichen nicht.

SANKT PETER (*verzweifelt*): Wo soll ich's denn hernehmen? Der heilige Franziskus will auch leben. Die Engel kosten mich ein Vermögen. Unsere Reparaturen gehen in die Millionen.

MAGDALENA: Sieh mal, Peterchen, ich muß doch anständig aussehen. Bei uns soll alles vollkommen sein. Ich kann ein Kleid nicht zwei Jahre tragen. Hast du eine Ahnung, was Hüte kosten? Frag mal die heilige Therese. Ich muß standesgemäß auftreten.

SANKT PETER (*öffnet seine Aktentasche*): Wir haben neulich zwei Schneiderrechnungen für dich bezahlt. Dein Parfumverbrauch ist gewaltig. Du brauchst jede Woche eine neue Wäschegarnitur. Du ruinierst uns.

MAGDALENA: Dann müßt ihr keine Frauen zu Heiligen machen.

SANKT PETER: Dein Fall ist auch außergewöhnlich.

MAGDALENA: Es steht geschrieben: «Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.»

SANKT PETER: Wir vergeben dir deine Sünden, aber nicht deine Schulden.

MAGDALENA (*setzt sich übermütig auf seinen Schoß*): Peter, ich muß dir einen Kuß geben.

SANKT PETER (*erschrocken*): Hör auf! Der liebe Gott kann jeden Augenblick kommen.

MAGDALENA: Wo ist er denn?

SANKT PETER: Er beendet eine Golfpartie.

MAGDALENA: Ich gehe nicht eher fort, als bis du meine Schulden bezahlst.

SANKT PETER: Das ist aber das letzte Mal!

MAGDALENA (*gibt ihm einen Kuß*): Danke, Peterchen. Willst du einen Wermut?

SANKT PETER: Schenk mir lieber einen Whisky.

MAGDALENA (*schenkt ein*): Was gibt es Neues im Himmel?

SANKT PETER: Viel Ärger. Prozesse, Denkschriften, Petitionen. Wir arbeiten Tag und Nacht. Die Menschen wissen gar nicht, wie gut sie es haben.

MAGDALENA: Was sagt denn der Meister dazu?

SANKT PETER: Er hat mich gebeten, hierherzukommen. Er will mir eine wichtige Mitteilung machen. Ich glaube, es geht etwas vor.

(*Hinter der Szene ertönen Fanfaren. Die Sterne an der Decke erleuchten sich. Sonnenspiegel und Mondlampe gehen an. Es wird plötzlich ganz hell.*)

ZOFE (*meldend*): Seine Majestät!

(*Der liebe Gott tritt ein. Er ist gekleidet wie ein alter englischer Lord. Sportanzug, kurze Hose, Pfeife im Mund. Er ist bartlos, hat eine Mütze auf dem Kopf und trägt ein Monokel an seidener Schnur. Ein kleiner Boy mit Flügeln auf dem Rücken folgt ihm mit den Golfstöcken.*)

DER LIEBE GOTT (*zum Boy*): Stell die Dinger dort in die Ecke. So, mein Junge, du kannst gehen.

(*Boy verschwindet.*)

MAGDALENA (*mit tiefer Verneigung*): Meister!

DER LIEBE GOTT: Laß gut sein, Lenchen. Wir sind unter uns. Hübsch bist du eingerichtet. Sehr geschmackvoll. Sogar ein Lautsprecher!

MAGDALENA: Willst du etwas Musik hören?

DER LIEBE GOTT: Was steht denn im Programm?

MAGDALENA (*liest vor*): 16 Uhr 30: Choräle.

DER LIEBE GOTT: Ausgeschlossen.

MAGDALENA: 17 Uhr. Hörspiel: Der Durchzug der Juden durchs Rote Meer.

DER LIEBE GOTT: Dauert zu lange. (*Zu Sankt Peter:*) Ist Post gekommen?

SANKT PETER (*öffnet die Aktentasche*): Die Dissertation eines Studenten der Theologie in Heidelberg.

DER LIEBE GOTT: Thema?

SANKT PETER: «Kann Gott in seiner Allweisheit, Allgüte und Allgerechtigkeit das Böse zulassen?»

DER LIEBE GOTT: Die Menschen haben Sorgen!

SANKT PETER: Die Dissertation schließt sehr interessant.

DER LIEBE GOTT: Wie denn?

SANKT PETER: Gott kann das Böse nicht zulassen. Also existiert es nicht.

DER LIEBE GOTT: Donnerwetter! — Was noch?

SANKT PETER: Die Generaldirektion der Marskanäle bittet um Verlängerung der Konzession.

DER LIEBE GOTT (*unterschreibt*): Genehmigt.

SANKT PETER: Die himmlischen Heerscharen sind in Gärung begriffen. Die Engel verlangen den Achtstundentag. Sie wollen es nicht schlechter haben als die Menschen. Der heilige Augustin beschwert sich über Bevorzugung des heiligen Antonius. Er hatte beim letzten Empfang keinen guten Platz.

DER LIEBE GOTT: Der heilige Augustin soll ganz still sein. Wenn man ein Leben geführt hat wie er, braucht man sich nicht zu beklagen.

SANKT PETER: Meister, der heilige Augustin hat Beziehungen zur Presse. Wir müssen vorsichtig sein.

DER LIEBE GOTT: Ich habe es satt. Seit vielen tausend Jahren sitze ich auf diesem imaginären Thron, auf den mich ein allgemeines, menschliches Plebiszit erhoben hat. Man beschuldigt mich, das Weltall geschaffen zu haben, und macht mich für seine Schwächen und Unvollkommenheiten verantwortlich. Der Fall liegt umgekehrt. Die Menschen haben mich erschaffen. Unfähig, sich selbst zu regieren und ohne Illusionen zu leben, haben sie in mir ein höchstes Wesen verkörpert, das ihren Bedürfnissen entspricht. Lenchen, hör doch zu, wenn ich rede!

MAGDALENA: Ja, Großväterchen.

DER LIEBE GOTT: Man hat die Notwendigkeit meiner Existenz so oft bewiesen, daß ich fast daran glaube. Ich mache gute Miene zum bösen Spiel. Ich regiere. Ich sitze hier oben, empfangen, unterschreibe Akten, lasse mich interviewen und malen. Meine Person dient als Vorwand für die dümmsten Ansprüche der Menschen. Kriege werden in meinem Namen begonnen und Revolutionen gegen mich geführt. Sie machen

aus mir, was sie wollen. (Zu Magdalena:) Die Sphären haben Ohren. Lenchen, sieh mal nach, ob jemand lauscht.

MAGDALENA (geht zur Tür und sieht nach): Die heilige Cäcilie ist ausgegangen.

DER LIEBE GOTT: Ihr steht mir nahe. Darum bin ich hergekommen. Mit euch kann ich offen reden. (Er klopft seine Pfeife aus.) Die Throne wackeln. Ich habe keine Lust mehr, eine Rolle zu spielen, die zur komischen Figur geworden ist. Die Monarchie hat abgewirtschaftet. Meine Kollegen auf der Erde packen ihre Koffer. Und da ich schließlich nicht mehr bin als der letzte Repräsentant einer veralteten Staatsform, die sich auf mich als oberste Instanz beruft, will ich mit gutem Beispiel vorangehen. Ich will mich pensionieren lassen.

SANKT PETER: Meister, dein Reich ist nicht von dieser Welt.

DER LIEBE GOTT: Täuschen wir uns nicht. Der Himmel ist eine politische Institution.

SANKT PETER: Du hast Verpflichtungen. Denk an die Millionen, die an dich glauben.

DER LIEBE GOTT: Ich kann auf die Kirche keine Rücksicht nehmen. Die Menschen werden auch ohne mich auskommen.

MAGDALENA: Großväterchen, der Schritt muß ernsthaft erwogen werden. Wovon willst du denn leben?

DER LIEBE GOTT: Ich mache es wie meine Kollegen. Ich ziehe mich auf ein Schloß zurück, hacke Holz und schreibe meine Memoiren. Glaubt ihr, ich habe Lust, ewig den lieben Gott zu spielen? Gewiß, ich präsidiere in allen Aufsichtsräten, bin Ehrendoktor sämtlicher Universitäten und genieße unbegrenzten Kredit. Die Börse zittert, wenn ich rede. Im Grunde habe ich ja doch nichts zu sagen. Ich will meine Ruhe haben. Schon die Tatsache, daß man im Himmel telephonierte, verleidet mir das Paradies.

SANKT PETER: Die Folgen werden entsetzlich sein. Eine Anarchie bricht aus, die ohnegleichen ist.

DER LIEBE GOTT: Mein lieber Petrus, es wird sich gar nichts ändern. So, wie sich seit Beginn der Welt nie etwas geändert hat. Sieh dir mal die Menschen an. Sie sind dieselben wie zu allen Zeiten. Sie haben nichts vergessen und nichts hinzugelernt. Sie sind nicht besser und nicht klüger geworden. Sie sind genau so, wie sie sind. Das ist das Geheimnis. Alles andere ist Philosophie, Literatur, Schwindel. Man behauptet von mir, ich habe die Macht, in das Schicksal der Menschen einzugreifen. Welcher Irrtum! Ich habe es nie getan. Ich würde es auch nicht tun, selbst wenn ich es könnte. Das Schicksal ist das Gleichgewicht der Welt. Daran rühren können nur Irrsinnige oder Verbrecher. Alles kommt, wie es kommen muß.

MAGDALENA: Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich mir heute den Kamm gekauft.

SANKT PETER: Herr und Meister: rührst du nicht an dein eigenes Schicksal, wenn du die Herrschaft aufgibst?

DER LIEBE GOTT: Die Unsterblichen sind unwandelbar. Sie haben die Grenze überschritten.

MAGDALENA: Was wird denn aus uns, wenn du abdankst?

DER LIEBE GOTT: Ihr kommt mit mir. Ich brauche euch zum Bridgespielen.

ZOFÉ (*meldend*): Eine Ordonnanz ist draußen mit einer Meldung.

DER LIEBE GOTT: Soll eintreten.

(*Ein Soldat mit Helm und Flügeln tritt ein und steht an der Tür stramm.*)

Rührt euch! Habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollen nicht immer vor mir strammstehen? Ich bin kein Feldwebel.

(*Die Ordonnanz rührt sich.*)

Was ist los?

ORDONNANZ: Melde gehorsamst: drei Selbstmörder soeben im Himmel eingetroffen.

DER LIEBE GOTT: Die Menschen machen es sich leicht. Wenn sie nicht weiterkönnen, schießen sie sich eine Kugel in den Kopf.

SANKT PETER: Haben Sie die Akten?

ORDONNANZ: Zu Befehl, Exzellenz. (*Er nimmt aus seiner Meldetasche am Gürtel drei Akten und überreicht sie ihm.*)

SANKT PETER: Abtreten!

(*Ordonnanz macht stramm kehrt und verschwindet.*)

Die Selbstmorde nehmen erschreckend zu. Wir haben keinen Platz mehr. Wir müssen anbauen.

DER LIEBE GOTT: Was sind das für Menschen? Lies doch mal vor.

SANKT PETER (*liest*): Aktenzeichen D 42 177. Referat des Erzengels Gabriel: Es handelt sich um einen fünfzigjährigen Mann in Boston. Motiv der Tat: Liebeskummer. Der Betreffende liebte seit Jahren eine Frau, die er heiraten wollte. Weil sie nicht wollte, nahm er sich das Leben.

MAGDALENA: Das ist doch kein Grund!

SANKT PETER (*liest*): Die Tat erregte um so mehr Aufsehen, als die beiden anscheinend glücklich waren.

MAGDALENA: So was kann nur in Amerika passieren.

DER LIEBE GOTT: Der Mann tut mir leid.

MAGDALENA: Ich finde, dem Mann ist recht geschehen. Man kann nicht jeden heiraten, den man liebt.

DER LIEBE GOTT (*zu Sankt Peter*): Der nächste Fall.

SANKT PETER (*liest*): Aktenzeichen D 42 178. Referat des Erzengels Michael: Eine zwanzigjährige Frau in Paris von auffallender Schönheit konnte sich zwischen zwei Bewerbern nicht entscheiden. So kam es zum tragischen Ausgang.

MAGDALENA: Die Arme!

DER LIEBE GOTT: Wieso die Arme?

MAGDALENA: Wenn eine Frau sich das Leben nimmt, sind immer die Männer daran schuld.

DER LIEBE GOTT: Lenchen, die Frau ist zwanzig Jahre. Da hat man noch keine Erfahrungen. Was hast du mit zwanzig Jahren gemacht?

MAGDALENA: Davon wollen wir lieber schweigen.

DER LIEBE GOTT (*zu Sankt Peter*): Der dritte Fall!

SANKT PETER (*liest*): Aktenzeichen D 42 179. Referat des Erzengels Raphael: Ein dreiundzwanzigjähriger Student in Bologna verliebte sich in eine verheiratete Frau. Infolge seiner großen Schüchternheit wagte er nicht, ihr seine Liebe zu gestehen. Aus Verzweiflung darüber, nie eine Frau zu besitzen, tötete er sich, trotzdem man ihn davon abhalten wollte.

DER LIEBE GOTT: Lies den letzten Satz noch einmal.

SANKT PETER (*liest*): Trotzdem man ihn davon abhalten wollte.

DER LIEBE GOTT: Es muß heißen: obwohl man ihn davon abhalten wollte. Die Engel können nicht einmal richtig Deutsch. Ich werde einen Sprachkursus einführen.

MAGDALENA: Ja, Großväterchen. Es muß obwohl heißen. Denn mit Trotz ist da nichts zu machen. Wir Frauen wollen geliebt sein – obwohl es schwer ist. Siehst du, dieser junge Student gefällt mir. Dem müßte man helfen. Wer sich für eine Frau tötet, die er nie besessen hat, ist fähig zur Liebe. Gibt es denn in deinem ganzen großen Reich keine Möglichkeit für ihn?

DER LIEBE GOTT: Er hat sich ja das Leben genommen.

MAGDALENA: Hier sind drei Menschen am Leben gescheitert. Vielleicht waren die drei am falschen Platz. Hätten sie im richtigen Augenblick gelebt, wäre alles anders gekommen.

DER LIEBE GOTT: Ich bin zwar allwissend, aber das verstehe ich nicht.

MAGDALENA: Sieh mal, der fünfzigjährige Mann in Boston, der mit aller Gewalt heiraten wollte, ist der geborene Ehemann. Und die kleine Pariserin, die sich zwischen zwei Männern nicht entscheiden konnte, sucht einen einzigen. Kann man nicht die beiden miteinander verheiraten? Ehen werden im Himmel geschlossen. Wo zwei glücklich sind, ist auch Platz für den dritten. Schick die drei zurück auf die Erde. Tu sie zusammen. Laß sie noch einmal leben.

DER LIEBE GOTT: Das geht nicht, Lenchen. Das ist gegen die Verfassung.

MAGDALENA: Du bist doch allmächtig. *Tu* ein Wunder!

DER LIEBE GOTT: Ich bin auch allweise. Deshalb tu ich es nicht.

MAGDALENA: Sollen drei Menschen an dieser törichten Welt zugrunde gehen? Sollen drei Menschen sterben, die füreinander geschaffen sind? Drei Menschen, die alle Voraussetzungen haben, glücklich zu sein? Weshalb? Weil ein kleiner Fehler im Kosmos ihre Bahn durchkreuzte? Weil ein lächerlicher Umstand verhinderte, daß die Zukunft das Gegenwärtige traf? Die Tiere finden sich. Die Vögel rufen einander zu. Die Blumen streuen ihren Samen in den Wind und wachsen an ihrem Ort. Weshalb willst du den Menschen vorenthalten, was du allen Kreaturen gönnst? Großväterchen, das kann dein Ernst nicht sein. Sei gerecht!

DER LIEBE GOTT: Ich kann in die ewige Ordnung nicht eingreifen.

MAGDALENA: Sei gerecht! Du kannst nicht zulassen, daß so viel Liebe, so viel Sehnsucht verschwendet wird. Daß alles umsonst war. Auch diese drei sind deine Geschöpfe. Sie haben ein Anrecht auf Glück.

DER LIEBE GOTT: Lenchen, du redest wie eine Frau.

MAGDALENA: Es steht geschrieben: «Gott verdammt niemand mit Unrecht, und der Allmächtige beugt das Recht nicht.»

DER LIEBE GOTT: Wo steht das?

MAGDALENA: Im Alten Testament.

DER LIEBE GOTT: Da steht viel.

MAGDALENA: Du sagst, ich rede wie eine Frau. Ja, ich rede wie eine Frau. Ich sehe diese Menschen vor mir. Ich fühle, wie sie leiden. Ich weiß, daß Liebe die schwerste, die grausamste Prüfung ist. Großväterchen, du darfst sie nicht allein lassen. Du mußt ihnen helfen.

DER LIEBE GOTT: Woher weißt du, daß ihnen geholfen wäre?

MAGDALENA: Weil sie unglücklich sind.

DER LIEBE GOTT: Ich kann ihr Unglück nicht in Glück verwandeln.

MAGDALENA: Versuch es!

DER LIEBE GOTT: Wer leiden muß, dem hilft kein Stern.

MAGDALENA: Versuch es ein einziges Mal!

DER LIEBE GOTT: Petrus, was meinst du dazu?

SANKT PETER: Einerseits meine ich: ja.

DER LIEBE GOTT: Und andererseits?

SANKT PETER: Andererseits: nein.

DER LIEBE GOTT: Was meinst du denn nun wirklich?

SANKT PETER: Als Heiliger bin ich dafür. Als Politiker dagegen.

DER LIEBE GOTT: Mit anderen Worten: Du verleugnest deinen Standpunkt. Ich habe das schon einmal gehört.

SANKT PETER: Herr, dein Wille geschehe.

DER LIEBE GOTT: So seid ihr. Ihr wälzt die Verantwortung auf den lieben Gott ab. Das ist sehr bequem.

MAGDALENA: Großväterchen, du hast vorhin gesagt, wir überschätzen deine Macht. Du willst von der Regierung zurücktreten, weil du nichts zu sagen hast. Hier ist eine Gelegenheit, das Gegenteil zu beweisen. Tu einmal etwas Gutes in der Welt!

DER LIEBE GOTT: Man soll mit Frauen nicht diskutieren. Sie verstehen alles falsch.

MAGDALENA: Mache, bevor du abdankst, drei Menschen glücklich. Schenk ihnen das Leben!

DER LIEBE GOTT: Sie wollen doch gar nicht leben.

MAGDALENA (*kniert vor ihm nieder*): Tu es mir zuliebe!

DER LIEBE GOTT: Gut. Steh auf. Ich will einmal so tun, als ob ich der liebe Gott wäre, bevor ich mich ins Privatleben zurückziehe. Ich will gegen meine Überzeugung handeln. Der Himmel gebe, daß es gut abläuft.

MAGDALENA (*küßt ihm die Hand*): Danke, Großväterchen.

DER LIEBE GOTT: Wie stellst du dir denn die Sache vor?

MAGDALENA: Ich denke, wir kaufen eine Villa an der Riviera.

DER LIEBE GOTT: Eine Villa?

MAGDALENA: Die Menschen haben es so schlecht gehabt. Jetzt sollen sie es gut haben.

SANKT PETER: Das kostet Geld.

MAGDALENA: Großväterchen, wenn du doch den Abschied nimmst, kannst du ruhig deinen Kredit überziehen.

DER LIEBE GOTT: Zu einer Villa gehört ein Auto.

MAGDALENA: Ja, sie müssen einen anständigen Wagen haben. Natürlich mit Chauffeur.

SANKT PETER: Das kostet ja immer mehr!

MAGDALENA: Du hast doch auch einen Wagen.

SANKT PETER: Den bezahlt die Firma.

DER LIEBE GOTT: Und dann willst du die beiden miteinander verheiraten?

MAGDALENA: Den Mann aus Boston und die Frau aus Paris.

SANKT PETER (*nachdenklich*): Die beiden hätten wir untergebracht. Aber was machen wir mit dem dritten?

MAGDALENA: Peterchen, der dritte ist ja die wichtigste Person. Ohne den geht's nicht. Wenn wir die beiden miteinander allein lassen, bringen sie sich nach der ersten halben Stunde wieder um. Die Frau muß einen Liebhaber haben. Das ist so in der Welt.

DER LIEBE GOTT: Lenchen, denk an das sechste Gebot!

MAGDALENA: Ich habe so oft die Ehe gebrochen und bin doch in den Himmel gekommen. Davon versteht ihr nichts. Glaubt einer richtigen Frau!

DER LIEBE GOTT: Also der junge Student aus Bologna soll auch in der Villa wohnen?

SANKT PETER: Wer bezahlt denn das?

MAGDALENA: Der Ehemann natürlich. Wer sonst?

DER LIEBE GOTT: Das denkst du dir alles so einfach?

MAGDALENA: Ich sehe nur eine Schwierigkeit. Die drei Menschen dürfen nichts von ihrer früheren Existenz erfahren. Sie müssen vom ersten Augenblick an so selbstverständlich miteinander leben, als wären sie schon viele Jahre zusammen. Sie brauchen einen Geburtsschein, einen Ehekontrakt und eine Steuerquittung. Wir müssen Urkunden fälschen.

SANKT PETER: Das ist strafbar.

MAGDALENA: Petrus, sei kein Pedant. Wenn alle Urkunden echt wären, säßen wir nicht hier.

DER LIEBE GOTT: Bevor ich meine Einwilligung zu diesem Experiment gebe, verlange ich eins von euch: strikte Neutralität. *(Zu Magdalena:)* Mir scheint, du liebäugelst mit dem jungen Studenten?

MAGDALENA: Großväterchen, einen Flirt muß man haben.

DER LIEBE GOTT: Du solltest lieber die Schriften der Kirchenväter lesen.

MAGDALENA: Die sind so langweilig.

SANKT PETER: Ich bin neugierig, was geschehen wird. Hoffentlich gibt es keinen Skandal.

MAGDALENA: Von unseren Wünschen begleitet, werden drei Menschen auferstehen. Gott tut sein erstes Wunder. *(Zum lieben Gott:)* Ich danke dir, daß ich diese Stunde erleben durfte!

SANKT PETER: Sollen wir eine Notiz an die Presse geben?

DER LIEBE GOTT: Um Himmels willen!

SANKT PETER: Wann können wir mit dem Umzug beginnen?

MAGDALENA: Sofort.

SANKT PETER *(ergreift den Hörer)*: Verbinden Sie mich mit der Hauptkasse.

DER LIEBE GOTT: So. Und nun wollen wir etwas trinken. *(Zu Magdalena:)* Man sagt, es gäbe bei dir einen ausgezeichneten Mokka. Ich war neulich bei der heiligen Katharina. Das war ja ein furchtbares Zeug.

MAGDALENA *(holt die Kaffeemaschine und stellt sie auf den Tisch)*: Ein guter Mokka ist das Schwierigste, was es gibt. Dagegen ist die Schöpfung ein Kinderspiel.

DER LIEBE GOTT: Wie machst du denn das?

MAGDALENA: Großväterchen, dazu muß man eine Vergangenheit haben. Ich nehme drei Löffel feingemahlene Kaffee auf jede Tasse . . .

SANKT PETER *(am Telefon)*: Sagen Sie mal, was kostet eine Villa in der

Nähe von Cannes? Wieviel? Dreihunderttausend Dollar? Ausgeschlossen.

DER LIEBE GOTT: Wir haben einen Geheimfonds.

SANKT PETER: Das ist zu teuer.

DER LIEBE GOTT: Auf meine Verantwortung!

SANKT PETER (*am Telephon*): Gut. Kaufen Sie bestens. Interesse während. Der Betrag geht nicht durch die Bücher. Verstanden?

DER LIEBE GOTT (*zu Magdalena*): Und jetzt tust du heißes Wasser darauf?

MAGDALENA: Noch nicht. Erst den Zucker.

SANKT PETER (*am Telephon*): Verbinden Sie mich mit der Expedition.

MAGDALENA: Das Ganze muß richtig dosiert sein. Genau wie im Leben. (*Sie mischt den Kaffee.*)

SANKT PETER: Ist da die Expedition? Schicken Sie die drei Selbstmörder, die soeben angekommen sind, wieder auf die Erde zurück. Nähere Anweisung erfolgt durch IIB.

MAGDALENA: Peterchen, vergiß nicht das Auto!

SANKT PETER: Was soll es denn für ein Wagen sein?

MAGDALENA: Eine Frau mit zwei Männern kann nur in einem erstklassigen Wagen fahren.

SANKT PETER: Das wird ein kostspieliges Wunder.

DER LIEBE GOTT (*zu Magdalena*): Ist dein Mokka nun endlich fertig?

MAGDALENA: Gleich. In zehn Sekunden. Jetzt gieße ich heißes Wasser darauf.

SANKT PETER: Wann werden wir die Resultate unseres Experiments erfahren?

MAGDALENA (*zum lieben Gott*): Tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag. Wenn das Wasser durchgelaufen ist, wird alles entschieden sein.

DER LIEBE GOTT: Wie weit bist du?

MAGDALENA: Die ersten Tropfen fallen.

## ZWEITER AKT

*Eine Bergstraße am Mittelländischen Meer. Sonnenuntergang. Ein elegantes offenes Auto fährt vor, von einer Frau, Renée, gesteuert. Neben ihr sitzt ein junger Mann, Tonio; rückwärts ein älterer, Felix. Das Auto hält.*

RENÉE: Es tropft. Da ist etwas nicht in Ordnung.

FELIX: Ich habe schon die ganze Zeit das Gefühl, es stimmt nicht.

RENÉE (*zieht die Bremse an und steigt aus*): Panne.

(*Die Männer steigen aus.*)

FELIX: Renée, wir hätten den Chauffeur mitnehmen sollen. Seitdem ich Auto fahre, weiß ich erst, wie schön die Eisenbahn ist.

RENÉE: Laß nur, Felix. Ich kenne die Maschine. Es wird sich um eine Kleinigkeit handeln.

TONIO (*prüft den Zeiger*): Die Ölpression ist normal.

RENÉE (*öffnet die Haube*): Der Motor ist heiß. Ein Glück, daß wir halten.

FELIX: Sieh mal, unten läuft Wasser heraus.  
 RENÉE: Wie ist denn das möglich? Da haben wir es, Steinschlag. Ein Loch im Kühler. Wasser ist durchgelaufen.  
 TONIO: Was machen wir nun?  
 FELIX: Die Uhr ist sieben. Die Leute essen zu Abend. Wir werden kaum einem Wagen begegnen.  
 TONIO (*mit der Karte*): Der nächste Ort ist 15 Kilometer entfernt. Wir sind in einer gottverlassenen Gegend. In einer Stunde ist es dunkel.  
 RENÉE: Schöne Geschichte.  
 FELIX: Ich werde mal bis zum nächsten Haus gehen. Vielleicht finden wir jemand.  
 TONIO: Lassen Sie mich gehen.  
 FELIX: Bleiben Sie, Tonio. Haben Sie einen Browning bei sich?  
 (*Tonio nickt.*)  
 RENÉE: Man wird uns doch nicht überfallen?  
 FELIX: Für alle Fälle. (*Er geht in der Richtung des Autos weiter.*)  
 TONIO: Frieren Sie, Renée?  
 RENÉE: Im Gegenteil. Ich finde das Abenteuer sehr amüsant. Mutterseelenallein mit zwei Männern auf der Landstraße ist der Traum jedes jungen Mädchens. Schade, daß ich verheiratet bin.  
 TONIO: Sie haben Humor.  
 RENÉE: Tonio, holen Sie die Decke aus dem Wagen. Wir wollen uns auf die Mauer setzen.  
 (*Er holt eine Decke aus dem Auto und legt sie über die Mauer. Sie setzen sich.*)  
 TONIO: Haben Sie nicht Angst?  
 RENÉE: Ich bin nicht schwindlig.  
 TONIO: Sechshundert Meter Tiefe hinter unserm Rücken. Das genügt.  
 RENÉE: Ob man gleich tot ist?  
 TONIO: Riechen Sie, wie es duftet? Eukalyptus und Pfefferbaum. Das Meer tönt bis zu uns herauf.  
 RENÉE: Es ist schön hier oben. (*Pause.*) Weshalb sind Sie so schweigsam?  
 TONIO: Ich rede doch die ganze Zeit.  
 RENÉE: Erzählen Sie mir etwas.  
 TONIO: Ich glaube, ich habe Ihnen alles erzählt.  
 RENÉE: Wo waren Sie voriges Jahr?  
 TONIO: In Korsika. Ich fuhr von Genua hin.  
 RENÉE: Allein?  
 TONIO: Nein.  
 RENÉE: Mit einer Freundin?  
 TONIO: Die Berge werden violett. Wie schnell es dunkelt.  
 RENÉE: War sie hübsch?  
 TONIO: Sehen Sie mal nach unten. Was mag das für ein Gefühl sein, wenn man fällt?  
 RENÉE: Ich falle nicht, Tonio. Ich bleibe im Gleichgewicht. Passen Sie auf, ich kann mich sehr weit zurückbeugen. (*Sie tut es.*)  
 TONIO (*streckt den Arm aus*): Vorsicht!  
 RENÉE (*sitzt mit einem Ruck wieder gerade*): Danke. (*Sie sieht auf die Uhr.*) Ich bin gespannt, ob Felix ein Haus entdeckt.  
 TONIO: Ist es nicht gefährlich, uns so lange allein zu lassen?

RENÉE: Wieso? Es passiert doch nichts.  
 TONIO: Es könnte aber etwas passieren.  
 RENÉE: Was könnte passieren?  
 TONIO: Es könnten Räuber kommen.  
 RENÉE: Ach so!  
 TONIO: Ich bin sehr glücklich in Ihrer Nähe.  
 RENÉE: Sagen Sie, Tonio, was haben Sie eigentlich? Sie sind so merkwürdig.  
 TONIO: Die Elektronentheorie macht mir zu schaffen.  
 RENÉE: Lassen Sie doch die Bücher. Sie sollen sich bei uns erholen.  
 TONIO: Vielleicht bekommt mir der Aufenthalt nicht.  
 RENÉE: Ist Felix nicht nett zu Ihnen?  
 TONIO: Felix ist entzückend.  
 RENÉE: Woran fehlt es denn?  
 TONIO: Ich bitte Sie, Renée, quälen Sie mich nicht.  
 RENÉE (*berührt seine Hand*): Was ist mit Ihnen?  
 TONIO: Sie haben ganz kalte Hände.  
 RENÉE: Ich friere etwas. Das macht nichts.  
 TONIO: Ich hole Ihnen meinen Mantel.  
 RENÉE: Nein, bleiben Sie. (*Sie hält ihn zurück.*) Ich möchte wissen, woran Sie denken.  
 TONIO: An dich.  
 RENÉE (*löst sich von ihm*): Wie dunkel es schon ist.  
 TONIO: Sehen Sie die Sterne? Stehen sie nicht wie Blumen am Himmel? Die Sterne des Südens. Am Mittelländischen Meer. Spüren Sie den Klang, die Magie dieser Worte?  
 RENÉE: Jetzt friere ich wirklich.  
 TONIO: Nehmen Sie meine Jacke. (*Er zieht seine Jacke aus und hüllt sie ein.*) Sie sind so schön, Renée. Ich liebe Sie so.  
 RENÉE (*beugt sich zurück*): Ich sehe lauter Sterne.  
 TONIO: Hören Sie, Renée? Ich liebe Sie so.  
 RENÉE: Ich falle, Tonio. Ich falle.  
 (*Er reißt sie an sich in einem Kuß.*)  
 TONIO: Um ein Haar wären wir abgestürzt.  
 RENÉE: Wieviel? Sechshundert Meter?  
 TONIO (*nimmt sie in seine Arme*): Von einem Stern zum andern. Wäre es wirklich so schlimm gewesen?  
 RENÉE: Wir wären ertrunken. (*Sie umarmen sich wieder.*) Was ist das für ein Licht?  
 TONIO: Der Leuchtturm von Cap Martin.  
 RENÉE: Wo bleibt nur Felix! Es wird ihm doch nichts zugestoßen sein?  
 TONIO (*steht brüsk auf und wendet sich ab*).  
 RENÉE: Was hast du? Weshalb gehst du?  
 TONIO: Man sollte den Wagen an die Seite fahren.  
 RENÉE: Komm, Tonio. Sei kein Kind. Du mußt doch verstehen, daß ich mich um ihn sorge.  
 TONIO: Wie kannst du jetzt von ihm sprechen?  
 RENÉE: Was ist denn geschehen?  
 TONIO: Verstehst du das nicht? Ich lebe in seinem Hause. Ich bin täglich mit euch zusammen. Ich sehe, wie du zärtlich zu ihm bist.

RENÉE: Tonio!

TONIO: Nein. Nicht mit mir. Ich bin völlig ungeeignet. Ich liebe dich. Ich liebe dich wirklich.

RENÉE: Ist das wahr?

TONIO: Verzeihung. Man lebt heute mit einem Minimum an Gefühlen. Schade. Ich bin ein Jahrhundert zu spät geboren.

RENÉE: Nein. Du bist nur etwas verrückt. Mein Gefühl zu dir hat nichts mit Felix zu tun. Spürst du das nicht? Felix hat seinen Beruf, seine Fabrik, sein Haus. Das wäre alles nicht da ohne mich. Ich muß eine Heimat haben.

TONIO: Weshalb hast du mich denn geküßt?

RENÉE: Weil ich dich liebe.

TONIO: Wen? Mich?

RENÉE (*zieht die Jacke aus*): Hier ist Ihre Jacke. Bitte, holen Sie meinen Mantel.

TONIO (*küßt ihre Hände*): Renée, ich weiß nicht, was ich sage. Ich kann nicht mehr. Bleib bei mir.

RENÉE: Ich bin doch bei dir.

TONIO: Aber nicht allein.

RENÉE: Was soll ich tun?

TONIO: Komm mit.

RENÉE: Das geht nicht. Das kann ich nicht.

TONIO: Du willst nicht. Du hast Angst.

RENÉE: Angst, wovor?

TONIO: Angst vor dem, was kommt.

RENÉE: Was kommt denn, Tonio? Heute liebst du mich. Wirst du mich in einem Jahr noch lieben?

TONIO: Du erfindest meine Schwäche, um deine zu verbergen.

RENÉE: Nimm an, ich komme mit dir. Was wird geschehen? Hast du dir das überlegt?

TONIO: Ich ziehe es vor, ohne Überlegung zu handeln.

RENÉE: Das ist sehr schön. Aber du bist nicht allein.

TONIO: Beneidenswerte Zeit, die alles ausrechnet!

RENÉE: Lieben ist einfach, Tonio. Miteinander leben ist schwer.

TONIO: Mit anderen Worten: ein Mann genügt nicht?

RENÉE: Vielleicht. (*Sie geht zum Wagen und setzt sich hinein.*)

TONIO: Was tust du?

RENÉE: Ich zünde die Scheinwerfer an. (*Sie tut es.*)

TONIO: Du gibst ihm ein Zeichen?

RENÉE: Er verfehlt sonst den Weg.

TONIO: Sie haben recht. Jeder braucht einen Maßstab. Sie haben mir eine Lehre gegeben. Ich danke Ihnen.

RENÉE: Der Motor ist kalt. (*Sie läßt ihn schwach laufen.*) Ich setze dein Herz in Bewegung, Tonio. Willst du nicht zu mir in den Wagen kommen?

TONIO: Beantworte mir eine Frage. Nimm an, ich bleibe bei dir. Nimm an, mein Gefühl bleibt auf die Dauer unverändert: wirst du mir dann folgen?

RENÉE: Nein.

TONIO: Auch nicht, wenn dein eigenes Gefühl dich dazu zwingt?

RENÉE: Auch dann nicht.

TONIO: Dann ist alles klar.

RENÉE: Was heißt das?

TONIO: Ich reise morgen.

RENÉE: Tonio, du darfst nicht reisen. (*Sie stoppt den Motor ab und steigt aus dem Wagen.*) Du hast mich vorhin gefragt, weshalb ich nicht mit dir komme. Ich will versuchen, es dir zu erklären. Es ist so schwer. Als du mich zum erstenmal in deine Arme nahmst, empfand ich ein Glück, das ich nie gekannt habe. Ich habe die Besinnung verloren. Ich habe dich gefunden. Verstehst du, was das bedeutet? Verstehst du, daß ich mich nicht von dir trennen kann? Wenn ich mit dir käme, würdest du mich verlassen. Du verläßt mich ja jetzt schon.

TONIO: Renée, ich teile nicht.

RENÉE: Ich will dich nur sehen. Ich will, daß du da bist. Ich will deine Stimme hören.

TONIO: Du kannst so leben. Ich kann es nicht.

RENÉE: Warum? Weil ich dir die Wahrheit sage? Weil ich den Mut habe, auszusprechen, wie ich euch empfinde? Ich schäme mich nicht, es getan zu haben.

TONIO: Ich weiß, du gehörst mir. Mehr will ich nicht wissen.

RENÉE: Es hat keinen Zweck, weiterzusprechen.

TONIO: Ich bat dich, mich reisen zu lassen. Du hast nicht gewollt. Du hättest nichts mehr von mir gehört. Jetzt ist es zu spät. Jetzt werde ich reden.

RENÉE: Was wirst du reden?

TONIO: Die Wahrheit.

RENÉE: Mach, was du willst. Ich kann nichts mehr ändern. Ich warne dich! Der Boden, auf dem wir stehen, ist so zerbrechlich. Ein Hauch erschüttert ihn. Ein Wort kann alles zerstören.

TONIO: Ich werde es zerstören!

FELIX (*kommt mit Paketen*): Hallo! Ich habe versucht, mit Cannes zu telefonieren. Unmöglich. Man wird morgen ein Telegramm aufgeben. Wir müssen warten. Weit und breit kein Hotel. Ich habe eine Flasche Cognac mitgebracht, Brot und Schinken. Wir werden die Nacht hier oben zubringen. Zum Glück ist es warm. Haben Sie noch Zigaretten, Tonio? Was ist denn? Habt ihr euch gezankt?

RENÉE: Tonio will abreisen.

FELIX: Unsinn, Tonio. Wir lassen Sie nicht fort. Ich halte es für sehr gut, daß Sie Ihre Studien unterbrechen.

TONIO: Sie sind sehr gütig.

FELIX: Was ist denn passiert?

TONIO: Die gnädige Frau irrt sich. Ich habe nicht die Absicht, zu reisen.

FELIX: Dann ist ja alles in Ordnung.

RENÉE: Wir bleiben die ganze Nacht hier oben? Das kann lustig werden.

FELIX: Ich schlage vor, du legst dich in den Wagen, Renée. Wir packen dich ein, damit du schlafen kannst. Es wird nicht sehr bequem sein, aber es geht. Wir zwei Männer werden uns schon die Zeit vertreiben. Wir haben Cognac, und schlimmstenfalls machen wir ein Spielchen. Karten habe ich mitgebracht.

TONIO: Sie denken wirklich an alles.

FELIX: Die Sache ist gar nicht so schlimm. Man muß sich zu helfen wissen. Kommen Sie, wir wollen das Verdeck aufschlagen.

RENÉE: Felix, ich möchte noch nicht schlafen.

FELIX: Es wird kühl.

RENÉE: Ich bin nicht müde.

FELIX: Wir leisten dir Gesellschaft. Jetzt machen wir erst mal dein Bett.

RENÉE: Ich mache inzwischen die Brote.

*(Die beiden Männer klappen das Verdeck auf. Renée öffnet die Pakete. Dann setzen sich alle drei auf die Mauer.)*

RENÉE: Wer will ein Schinkenbrot?

FELIX: Ich bin furchtbar hungrig.

RENÉE *(teilt die Brote aus)*: Tonio?

TONIO: Danke.

FELIX: Essen Sie, Tonio. Die Nacht ist lang.

TONIO: Ich habe keinen Hunger.

FELIX: Wollen Sie einen Schluck Cognac? *(Er reicht ihm die Flasche. Tonio trinkt hastig.)* Es hat mir selten so gut geschmeckt. Du ißt ja gar nichts, Renée?

RENÉE: Ich möchte eine Zigarette.

FELIX: Du rauchst zu viel, mein Kind. Tonio, wieviel Zigaretten hat sie heute geraucht?

*(Renée steht brüsk auf und geht ein paar Schritte.)*

FELIX: Seid ihr böse miteinander? *(Da Tonio schweigt.)* Ich glaube, Renée hat sich sehr an Sie gewöhnt. Es hat sie gekränkt, daß Sie abreisen wollten. Ich kann das verstehen. Ich bin ein Arbeitstier. Ich bin den ganzen Tag in der Fabrik.

TONIO: Ich beneide Sie um Ihre Tätigkeit.

FELIX: Interessiert Sie mein Betrieb?

TONIO: Ich höre, Sie haben eine chemische Fabrik angegliedert?

FELIX: Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wollen Sie bei mir eintreten? Sie können im Laboratorium arbeiten. Wie ist das? Haben Sie Lust? Über das Finanzielle werden wir uns einigen.

TONIO: Sie bieten mir Geld an?

FELIX: Sie können doch nicht umsonst bei mir arbeiten!

TONIO: Ach so. Für meine Arbeit.

FELIX: Für was denn sonst?

RENÉE *(tritt wieder zu den Männern)*: Felix, ich möchte mich schlafen legen.

FELIX: Wir werden die Scheinwerfer auslöschten, sonst stört dich das Licht.

RENÉE: Gute Nacht, Tonio!

*(Felix bringt sie zum Wagen und löscht die Scheinwerfer. Er schaltet die Kurvenlampe ein, zieht sie heraus und stellt sie auf die Mauer. Es ist jetzt ganz dunkel, nur die Gesichter der beiden Männer sind beleuchtet.)*

FELIX: Eine wunderbare Nacht. So ruhig. So friedlich.

TONIO: Sind Sie niemals eifersüchtig?

FELIX: Auf wen?

TONIO: Sie lieben doch Renée?

FELIX: Ich freue mich, daß sie glücklich ist.

TONIO: Woher wissen Sie, daß sie glücklich ist?

FELIX: Wie meinen Sie?

TONIO: Ich meine gar nichts. Ich frage nur.

FELIX: Ich werde alles Unangenehme von ihr fernhalten. Wenn Sie wollen, ist das Eifersucht.

TONIO: Sie können sich das leisten. Ihre Fabrik geht gut.

FELIX: Sie irren. Das hat nichts mit Geld zu tun.

TONIO: Womit denn?

FELIX: Tonio, Sie haben einen sonderbaren Ton. Was soll das?

TONIO: Verzeihung.

*(Pause.)*

FELIX: Wollen wir ein Spielchen machen?

TONIO: Wie Sie wollen.

FELIX (*zieht ein Spiel Karten aus der Tasche*): Ich schlage eine Partie Ecarté vor.

TONIO: Mit Vergnügen.

FELIX: Wer gibt?

TONIO: Sie geben.

FELIX (*mischt und reicht ihm die Karten*): Bitte.

TONIO (*berührt die Karten*): Danke.

FELIX (*teilt die Karten aus*).

TONIO: Wir wollen mit offenen Karten spielen. (*Er wirft die Karten hin.*)  
Ich liebe Renée.

FELIX (*legt die Karten hin*): Weshalb sagen Sie mir das?

TONIO: Sie wußten es?

FELIX: Ich habe es gefühlt.

TONIO: Wissen Sie auch, was geschehen ist?

FELIX: Nein.

TONIO: Ich werde es Ihnen sagen.

FELIX: Sprechen Sie nicht weiter.

TONIO: Ich werde sprechen!

FELIX: Kein Wort mehr. Schreien Sie nicht. Sie wecken Renée.

*(Pause.)*

TONIO: Ich glaube, wir haben uns nichts mehr zu sagen.

FELIX: Wann reisen Sie?

TONIO: Das wird sich entscheiden.

FELIX: Hat Renée die Absicht, Sie zu begleiten?

TONIO: Nein.

FELIX: Meine Frau ist selbständig. Ihr Vermögen ist sichergestellt. Sie ist frei in ihren Entschlüssen.

TONIO: Das ist keine Lösung.

FELIX: Wie ist denn die Lösung?

TONIO: Einer von uns muß verzichten.

FELIX: Ach so. *(Pause.)* Haben Sie eine Zigarette?

TONIO (*reicht ihm sein Etui, in dem nur noch eine Zigarette ist*).

FELIX: Die letzte?

TONIO: Bitte.

FELIX: Kommen Sie, wir rauchen sie zusammen.

*(Sie rauchen gemeinsam die Zigarette.)*

Man sieht die Lichter von Monte Carlo. Haben Sie gute Augen?

TONIO: Man kann deutlich das Kasino erkennen. Drüben der helle Schein. *(Pause.)* Wie wollen wir die Sache in Ordnung bringen?

FELIX: Das hängt von Ihnen ab.

TONIO *(nimmt die Karten)*: Ich schlage vor, wir spielen: Rot oder schwarz.

FELIX: Welche Farbe wählen Sie?

TONIO: Schwarz.

FELIX: Glauben Sie im Ernst, ich spiele um diesen Einsatz? So einfach ist die Sache nicht. Sie leben in dem sympathischen Irrtum eines Menschen, der alles auf sich bezieht. Lassen wir das. Mit zwanzig Jahren macht man solche Dummheiten.

TONIO: Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?

FELIX: Ich könnte noch viel mehr sagen. Ich fürchte nur, Sie sind zu erregt. Ihre Offenheit in Ehren, aber sie nützt niemand. Seien Sie das nächste Mal etwas vorsichtiger.

TONIO: Sie scheinen mich nicht zu verstehen. Es handelt sich um eine Frau.

FELIX: Was wissen Sie denn von einer Frau? Glauben Sie, es genügt, sie zu besitzen? Leidenschaft hat noch keinen vollendet. Sie sind nicht der erste. Sie werden auch nicht der letzte sein. Sie sind in die Rechnung mit einbezogen.

TONIO: Die Rechnung könnte falsch sein.

FELIX: Nein. Sie stimmt. In Ihrem Alter kennt man nur den Genuß. Das ist Ihr gutes Recht. Ich kann Sie nicht hindern. Ich verstehe sogar, daß Sie mich hassen. Lieben Sie Renée. Sie sind kein Nebenbuhler für mich.

TONIO: Sie verzichten?

FELIX: Soll ich das Wasser zwingen, den Berg hinaufzuzufließen?

TONIO: Antworten Sie: verzichten Sie auf Renée?

FELIX: Ich brauche nicht zu verzichten. Ich bin immer für sie da. Sie kann jederzeit zurückkommen. Ich werde sie nie verlieren.

TONIO: Sie haben gewonnen. *(Er nimmt unbemerkt den Browning aus der Tasche.)*

FELIX: Ich glaube, jetzt ist alles klar.

TONIO: Alles klar. *(Er schießt sich ins Herz und bricht über der Mauer zusammen.)*

FELIX: Was ist denn! Sind Sie wahnsinnig?

RENÉE *(stürzt aus dem Wagen)*: Tonio! Um Gottes willen!!

## DRITTER AKT

*Im Himmel. Der Mokka ist fertig. Magdalena gießt ein und reicht jedem schweigend eine Tasse. Pause.*

DER LIEBE GOTT *(rührt in seiner Tasse)*: Ich wußte es. Was habe ich euch gesagt?

MAGDALENA: Schrecklich. So ein schöner Mensch.

DER LIEBE GOTT: Alles war umsonst.

SANKT PETER: Wir haben uns schön blamiert. Der Junge hat drei Menschenleben auf dem Gewissen.

MAGDALENA: Das Ende war unvermeidlich. Die Frau war verloren. Sie war völlig verzweifelt. Es blieb ihr nichts anderes übrig.

DER LIEBE GOTT: Ich sehe noch, wie sie aus dem Wagen stürzte und schrie: «Um Gottes willen!» Ich bin es gewohnt, bei jeder unpassenden Gelegenheit zitiert zu werden. Ich fürchte, diesmal war es berechtigt.

MAGDALENA: Großväterchen, sei nicht traurig. Jeder kann sich irren. Sogar der liebe Gott.

DER LIEBE GOTT: Man soll sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen. Das kommt davon, wenn man auf Frauen hört. Man hat nur Kummer mit euch.

MAGDALENA: Weshalb hast du uns denn erschaffen?

SANKT PETER: Lenchen, sei nicht so frech!

ZOFÉ (*bringt einen Stoß Zeitungen und legt sie auf den Tisch*): Die Abendblätter.

DER LIEBE GOTT: Steht es schon in der Zeitung?

SANKT PETER (*öffnet eine Zeitung und liest*): «Schweres Autounglück bei La Turbie. Heute morgen ereignete sich auf der Grande Corniche ein entsetzliches Unglück. Der Leiter eines großen Industrieunternehmens befand sich mit seiner Frau und einem Studenten der Chemie auf einer Autoreise in der Umgebung von Cannes. Bei einbrechender Dunkelheit hatte der Wagen eine Panne, hervorgerufen durch einen Defekt am Kühler. Aus völlig ungeklärten Gründen verübte der Student in der Nacht Selbstmord. Am nächsten Morgen nach erfolgter Reparatur konnte das Auto, in dem man die Leiche geborgen hatte, die Fahrt fortsetzen. Die Frau des Besitzers steuerte. Kurz vor La Turbie fuhr der Wagen mit großer Geschwindigkeit, über hundert Kilometer, in einer Kurve gegen die Böschung, überschlug sich und begrub die Insassen unter sich. Das Ehepaar war sofort tot. Die drei Leichen wurden nach Monte Carlo überführt.» An diesen Bericht, den unser Nachrichtenbüro den Pariser Zeitungen entnimmt, knüpft unsere Redaktion einen Kommentar in Form einer Anfrage.

DER LIEBE GOTT (*setzt die Hornbrille auf*): Eine Anfrage?

SANKT PETER: Man verlangt Aufklärung im Himmel, ob es sich um eine göttliche Manifestation handelt. Die Verfassung, so wird ausdrücklich betont, verbietet jede Einmischung des Regenten in außenpolitische Angelegenheiten. Man möchte wissen, ob hier ein Wunder vorliegt.

DER LIEBE GOTT: Wer stänkert da schon wieder?

MAGDALENA: Sicher der heilige Augustin. Wenn die Heiligen, statt zu beten, ihre Memoiren schreiben, muß man auf alles gefaßt sein.

DER LIEBE GOTT: Unerhört! Aus der Sache wird eine hochpolitische Affäre.

SANKT PETER: Was soll geschehen, Meister?

DER LIEBE GOTT: Wir dementieren natürlich.

SANKT PETER: Was dementieren wir?

DER LIEBE GOTT: Alles.

SANKT PETER: Auch das, was wahr ist?

DER LIEBE GOTT: Das zuallererst. Am besten, du rufst gleich mal an.

SANKT PETER (*ergreift den Hörer*): Verbinden Sie mich mit der «Himm-

lischen Allgemeinen Zeitung». Bitte den Chef vom Dienst. Hier ist das Allerhöchste Kabinett. Herr Doktor: die heutigen Abendblätter bringen eine Notiz, daß seitens des Himmels eine geheime Intervention zugunsten von drei Selbstmördern stattgefunden habe. An der Sache ist selbstverständlich kein wahres Wort. Sie geben die Berichtigung sofort in Druck. Grüß Gott! (*Er hängt ab.*) Jetzt erhebt sich die Frage: Was machen wir mit den Selbstmördern? Hier bleiben können sie nicht. Sonst kommt alles heraus.

MAGDALENA: Großväterchen, du hast einen schweren Beruf.

DER LIEBE GOTT: Ich bin müde, mein Kind.

MAGDALENA: Woran lag es denn nur? Gehen wir doch mal die Ereignisse durch. Wo steckt der Fehler?

SANKT PETER: Ich will euch sagen, woran es lag. Der Ehemann ist an allem schuld. Er durfte es überhaupt nicht so weit kommen lassen. Wenn man eine Frau liebt, behält man sie für sich.

MAGDALENA: Das wollen die Männer ja gar nicht.

SANKT PETER: Zu meiner Zeit waren die Männer anders.

MAGDALENA: Nein, Petrus. Ihr seid immer dieselben. Ihr werdet euch nie ändern. Ihr habt keine Ahnung von uns. Und dann wundert ihr euch, wenn alles schiefeht.

SANKT PETER: Wer hat uns vom Baum der Erkenntnis zu essen gegeben?

MAGDALENA: Ihr habt die Erkenntnis nicht verstanden. Wir haben unsere Blöße entdeckt, damit ihr sie verbergen sollt. Was habt ihr getan? Ihr habt uns wieder ausgezogen.

SANKT PETER: Ist das ein Grund, uns zu betrügen?

MAGDALENA: Ja. Ihr wollt betrogen sein. Ihr laßt uns keine Ruhe. Wir sollen schön sein. Wir sollen elegant sein. Wir sollen anderen Männern gefallen. Weshalb? Nur um euren Genuß zu steigern. Wir sind genau so, wie ihr uns haben wollt.

SANKT PETER: Alles wäre gut gegangen, hätte dieser Junge nicht im unpassendsten Augenblick jede Selbstbeherrschung verloren. Das kommt davon, wenn man sich mit jungen Leuten einläßt. Als Ehemann muß man das wissen.

DER LIEBE GOTT: Nein. Daran lag es nicht. Der Ehemann hat sich richtig benommen. Was sollte er tun? Sollte er den Jungen niederschlagen? Sollte er die Frau erschießen? Er hat sich in das Unvermeidliche gefügt. Er hat das Leben hingenommen. Er hat erkannt, daß der Tod nichts in Wirklichkeit ändert.

SANKT PETER: Ich bin auch einmal jung gewesen. So viel Nachsicht ist verbrecherisch. Man kann auch aus Schwäche sündigen.

DER LIEBE GOTT: Mein lieber Petrus, als du im Garten Gethsemane dem Söldner das Ohr abschlugst: ist dir damals nichts aufgegangen?

SANKT PETER: Ich hau es ihm heute wieder ab.

DER LIEBE GOTT: Du siehst, die Welt ist unbelehrbar.

MAGDALENA: Großväterchen, trinkst du noch eine Tasse?

DER LIEBE GOTT: Ist noch Mokka da?

MAGDALENA: Soviel du willst. (*Sie gießt ihm ein.*)

DER LIEBE GOTT: Erinnert ihr euch an den kritischen Augenblick, als die Liebenden miteinander sprachen? Als die Frau die Scheinwerfer anzündete, weil ihr plötzlich klarwurde, daß sie beide liebt?

SANKT PETER: Die Szene war ganz schlecht. Man liebt nicht zwei Männer. Die Frau hat Komödie gespielt.

MAGDALENA: Mir tut der Junge so leid.

DER LIEBE GOTT: Du verteidigst natürlich den jungen Studenten.

MAGDALENA: Ich glaube, er hat am meisten gelitten.

DER LIEBE GOTT: Rechtfertigt das seine Tat?

MAGDALENA: Großväterchen, mit zwanzig Jahren ist man noch kein Heiliger.

DER LIEBE GOTT: Was hättest du an seiner Stelle getan?

MAGDALENA: Ich wäre am Leben geblieben. Ich bin ja auch eine Frau. Lieben heißt, einen Ausweg finden.

DER LIEBE GOTT: Du siehst doch, die Frau hat sich das Leben genommen.

MAGDALENA: Für sie war es zu spät. Ihr blieb keine Wahl. Sie wäre nie den Gedanken an den Toten losgeworden. Als sie mit hundert Kilometer durch die Kurve fuhr, war sie eigentlich schon hinüber. Sie hätte ihren Mann nicht mehr lieben können.

SANKT PETER: Sie hat ihn nie geliebt.

MAGDALENA: Wenn sie ihn nicht geliebt hätte, wäre alles anders gekommen. Dann lebten sie heute noch.

SANKT PETER: Die Frau mußte sich entscheiden.

MAGDALENA: Du redest wie ein Mann. Ihr habt es leicht. Für euch ist alles klar. Schade, daß wir keine Männer sind.

SANKT PETER: Ihr seid auf dem besten Weg, es zu werden.

MAGDALENA: Dazu fehlt uns eins: eure Hemmungslosigkeit. Ich will euch beweisen, daß die Frau nicht anders handeln konnte. Sie hat etwas getan, was sonst keine Frau tut. Sie hat ihre Schwäche eingestanden. Ich finde das sehr schön. Peterchen, wir wollen mal die Szene wiederholen. Nimm an, hier ist die Mauer. Dort steht das Auto. Und nun sag mal den Satz, als der Junge sie bat, ihm zu folgen.

SANKT PETER: Er sagte zu ihr: «Beantworte mir eine Frage. Nimm an, ich bleibe bei dir. Nimm an, mein Gefühl bleibt auf die Dauer unverändert. Wirst du mir dann folgen?»

MAGDALENA: «Nein.»

SANKT PETER: «Auch nicht, wenn dein eigenes Gefühl dich dazu zwingt?»

MAGDALENA: «Auch dann nicht!»

SANKT PETER: Siehst du, das ist die Gemeinheit. Wenn sie nicht mit ihm leben konnte, durfte sie ihn auch nicht lieben.

MAGDALENA: Mein Lieber, die Menschen sind anders geworden. Früher lag der Genuß in der Phantasie. Man liebte aus Poesie und Besessenheit. Man hatte Zeit, sein Leben für ein Gefühl zu verschwenden. Der Blick einer Frau hat Völker in Bewegung gesetzt. Das Unerreichbare hat das Irdische überdauert. Und heute? Heute wird der Zufall zur Liebe und die Liebe ein Zufall.

SANKT PETER: Lenchen, wo hast du das gelesen?

MAGDALENA: Vergiß nicht: ich habe es erlebt. Wer wirbt heute noch um eine Frau? Wer will mehr von ihr als die Gemeinschaft einer vorurteilslosen Sekunde? Siehst du, das ist der entscheidende Punkt. Wenn die Unendlichkeit der Liebe auf ein so kleines Gebiet begrenzt wird, dann wundert euch nicht, wenn wir hinter diesen Punkt ein Fragezeichen setzen.

SANKT PETER: Natürlich. Wir sind an allem schuld.

MAGDALENA: Wir stellen das Unerreichbare wieder her. Wir geben euch die Illusion zurück. Wir lassen euch leiden.

SANKT PETER: Die Szene ist noch nicht zu Ende. Gehen wir weiter.

MAGDALENA: Beginn mal da, wo es tragisch wird.

SANKT PETER: Er sagte zu ihr: «Du kannst so leben. Ich kann es nicht.»

MAGDALENA: «Warum? Weil ich dir die Wahrheit sage?»

DER LIEBE GOTT: Halt! Wie war das?

MAGDALENA: «Weil ich dir die Wahrheit sage?»

DER LIEBE GOTT: Dieser Satz ist entscheidend. Hier beginnt die Katastrophe.

MAGDALENA: Sie hat vielleicht aus Nervosität falsch betont.

DER LIEBE GOTT: Eine Frau, die alles zu verlieren hat, muß ihre Worte abwägen.

MAGDALENA: Was sollte sie denn tun? Sie glaubte so fest an seine Liebe, daß sie ihm nichts verheimlichen konnte. Sie glaubte, er würde es ertragen.

DER LIEBE GOTT: Hat er es ertragen?

MAGDALENA: Nein.

DER LIEBE GOTT: Siehst du, Lenchen, das war der Irrtum. Man darf die Wahrheit nicht sagen.

MAGDALENA: Großväterchen, müssen wir denn immer lügen? Sollen wir niemals zu einem Mann aufrichtig sein? Sind die Menschen so einsam?

DER LIEBE GOTT: Ihr Leben ist die Flucht vor dem Unabänderlichen. Sie machen aus der Not eine Tugend. Ihre Gesetze, ihre Institutionen, ihr Staat und ihre Kirche sind die Festungen, die sie vor dem Zweifel schützen. Die Wahrheit, mein Kind, ist das Chaos. Gib ihnen davon zu kosten, und es geht ihnen wie deinem Studenten. Sie sterben daran.

MAGDALENA: Entsetzlicher Gedanke, daß jede Hoffnung umsonst ist. Daß auch die Liebe keine Erfüllung gibt. Kannst du die Menschen nicht von diesem Fluch erlösen?

DER LIEBE GOTT: Sie können sich nur selber erlösen.

MAGDALENA: Du bist doch da!

DER LIEBE GOTT: Vergiß nicht, daß ich ein Geschöpf ihrer Schwäche bin, dem sie alles verliehen haben, was ihnen fehlt.

MAGDALENA: Ja, aber Großväterchen, dann hat es doch gar keinen Zweck, daß wir hier oben sitzen?

DER LIEBE GOTT: Darum will ich abdanken. (Zu Sankt Peter:) Hast du die Urkunde aufgesetzt?

SANKT PETER: Der Kronrat ist einberufen.

(Das Telephon läutet.)

SANKT PETER (nimmt den Hörer): Hallo! Ja, ich spreche. (Zum lieben Gott:) IIB fragt an, was mit den Selbstmördern geschehen soll.

DER LIEBE GOTT: Sollen warten.

SANKT PETER (hängt ab): Es ist ein Jammer. Wenn gerade mal kein Krieg ist, bringen sich die Menschen auf diese Weise ums Leben. Immer ist etwas los.

MAGDALENA: Es wird einen schönen Skandal geben, wenn du abdankst.

SANKT PETER: Auf wen wird man sich jetzt berufen?

MAGDALENA: Du hast vorhin gesagt, die drei Menschen, deren Schicksal wir verknüpft haben, seien an der Wahrheit gescheitert. Nimm an, es wäre umgekehrt gewesen: die Frau hätte dem anderen Manne das Geständnis gemacht.

DER LIEBE GOTT: Lenchen, die Liebe ist doch kein Lotteriespiel.

MAGDALENA: Der Ehemann hatte die dankbarste Rolle. Das ist klar. Er liebte die Frau und ließ sie gewähren. Er war der einzige, der nicht die Ruhe verloren hat. Er war der Situation gewachsen.

SANKT PETER: Ich habe es ja immer gesagt. Der Junge war nicht lebensfähig. Recht ist ihm geschehen.

MAGDALENA: Der Ältere hatte die Erfahrung. Deshalb war er der Stärkere. Er kannte die Frauen. Angenommen, er wäre in der Lage des Liebhabers gewesen: ich bin überzeugt, es wäre nicht zur Katastrophe gekommen.

DER LIEBE GOTT: Meinst du?

MAGDALENA: Die Frau hätte nicht nötig gehabt, ihm die Wahrheit zu sagen. Er wußte sie.

DER LIEBE GOTT: Also gibt es Männer, die ihre Frauen verstehen?

MAGDALENA: Ja, Großväterchen. Mit fünfzig Jahren.

DER LIEBE GOTT: Das nächste Mal kannst du die Menschen erschaffen. Dann kommen die Männer wenigstens im richtigen Alter auf die Welt.

SANKT PETER: Ausgezeichnet!

MAGDALENA: Jetzt habe ich es. Jetzt weiß ich, woran es lag. Jetzt wird mir alles klar. Du hast selber gesagt, der Ehemann hat richtig gehandelt. Er wußte, er konnte die Frau nicht verlieren. Also war es kein Opfer für ihn. Und nun sieh den jungen Studenten dagegen an. Was besaß er? Nichts. Er hatte nur sein Gefühl, seine Leidenschaft, die Unersättlichkeit seines Herzens. Ihm fehlte die Ruhe und Besonnenheit des anderen. Seine Rolle war die schwierigste von den dreien. Sie erforderte so viel Takt, so viel Menschenkenntnis, wie man sie in seinen Jahren nicht hat. Ihm wurde die Entscheidung aufgebürdet. Er ging zugrunde daran.

DER LIEBE GOTT: Vielleicht hatten alle recht.

MAGDALENA: Dann trifft auch keinen die Schuld. Nein, Großväterchen, keinen trifft die Schuld. Wir haben den Fehler gemacht.

DER LIEBE GOTT: Wir?

MAGDALENA: Wir haben die Rollen falsch besetzt.

SANKT PETER: Das hat noch gefehlt.

MAGDALENA: Peterchen, gib mir eine Zigarette. Ich bin furchtbar aufgeregt.

SANKT PETER: Frauen dürfen im Himmel nicht rauchen.

DER LIEBE GOTT: Rauch nur, mein Kind.

*(Petrus reicht ihr sein Etui. Sie zündet sich eine Zigarette an.)*

MAGDALENA: Und nun will ich euch etwas sagen. Es genügt nicht, daß wir unsern Fehler einsehen. Wir müssen ihn wiedergutmachen. *(Zu Sankt Peter:)* Du behauptest, du hast keinen Platz für die Leute. Hierbleiben können sie nicht. Wo sollen sie hin? *(Zum lieben Gott:)* Schick sie noch einmal auf die Erde zurück. Wir besetzen die Rollen um. Wir geben dem Ehemann die Rolle des Liebhabers, und der Liebhaber soll der Ehemann sein. Glaubt mir, wenn der junge Student die

Frau heiratet, ist alles in Ordnung. Dann kann nichts mehr passieren.  
Für den Fünfzigjährigen verbürge ich mich.

SANKT PETER: Ich wasche meine Hände in Unschuld.

DER LIEBE GOTT: Petrus, sprich nicht so literarisch. Etwas Richtiges ist daran.

SANKT PETER: Wir können doch nicht wieder dementieren.

MAGDALENA: Hab keine Sorgen. Diesmal geht es gut.

SANKT PETER: Und wenn es nicht gut geht?

MAGDALENA: Was soll denn schiefgehen? Wir wissen jetzt Bescheid.  
Wir haben die Menschen ausprobiert. Wir kennen ihr Temperament,  
ihre Ansprüche, ihre Zusammengehörigkeit. Wir ziehen auf dem  
Schachbrett der ewigen Ordnung einen Zug zurück.

DER LIEBE GOTT: Mit anderen Worten: Wir machen dasselbe noch einmal.

MAGDALENA: Großväterchen, du hast A gesagt, du mußt auch B sagen.  
Vorhin hast du im Scherz gemeint, ich sollte die Menschen erschaffen.  
Laß es mich einmal tun. Kümmere dich um nichts. Ich werde schon  
alles richtig machen.

SANKT PETER: Gott behüte!

DER LIEBE GOTT: Petrus, wir sind zwei alte Herren. Vielleicht verstehen  
die Frauen wirklich mehr von der Welt.

MAGDALENA: Peterchen, ihr seid Junggesellen. Mit euch soll man Bridge  
spielen, aber nicht über Liebe reden. Komm, sei wieder gut.

SANKT PETER: Ich bin ja gar nicht böse. Ich bin nur froh, daß ich die  
Villa in Cannes nicht verkauft habe.

MAGDALENA: Die Villa in Cannes?

SANKT PETER: Du willst ihnen doch nicht etwa ein Schloß in St. Moritz  
schenken?

MAGDALENA: O nein. Ich will etwas ganz andres. *(Zum lieben Gott:)*  
Läßt du mir volle Freiheit?

DER LIEBE GOTT: Mach nur, mein Kind.

MAGDALENA: Woher kommt das ganze Unglück? Man denkt zu viel  
nach. Es wird zu viel geredet. Diese drei Menschen waren reich. Es  
ging ihnen gut. Sie hatten alles, was sie wollten. Kein Wunder, daß  
man auf dumme Gedanken kommt. Wer sich mit nichts begnügen  
muß, ist dankbar für das Geringste. Das hat ihnen gefehlt. Sie hatten  
keine Sorgen. Sie hatten Zeit, unglücklich zu sein. *(Zum lieben Gott:)*  
Du hast deinen Geschöpfen einen furchtbaren Fluch mitgegeben: den  
Fluch der Armut und Erniedrigung. Sie haben zu den Auserwählten  
gehört. Jetzt sollen sie die andere Seite kennenlernen.

DER LIEBE GOTT: Glaubst du, das ändert etwas?

MAGDALENA: Wer von früh bis spät arbeiten muß, für den ist das Leben  
heilig. Jedes Glück, jede Liebesstunde wird ein Geschenk für ihn.  
Großväterchen, die Menschen, die morgens nicht wissen, ob sie abends  
zurückkommen, die täglich um ihr Leben kämpfen, die schießen sich  
nicht tot. Die leben weiter.

SANKT PETER: An dir ist ein Pfarrer verlorengegangen.

MAGDALENA: Wenn die Theologen so viel erlebt hätten wie ich, wären  
die Kirchen voll.

SANKT PETER: Das ist alles sehr schön, aber was soll nun geschehen?

MAGDALENA (*zum lieben Gott*): Darf ich?

DER LIEBE GOTT: Ich gebe dir Vollmacht.

MAGDALENA: Wie lange?

DER LIEBE GOTT: Bis zu meiner Abdankung.

MAGDALENA: Sag mal, Peterchen, welche Unternehmungen gehörten zu dem Konzern, den der Ehemann leitete?

SANKT PETER (*öffnet seine Mappe und liest*): Eine chemische Fabrik, eine Hafenanlage, ein Kohlenbergwerk . . .

MAGDALENA: Gut. Schreibe. Ich diktiere. Befehl an IIB: Die drei Selbstmörder werden unverzüglich auf die Erde zurückgeschickt.

SANKT PETER (*schreibt*): Zurückgeschickt.

MAGDALENA: Die zwei Männer werden als Bergleute im Kohlenbergwerk beschäftigt, und zwar beide in derselben Grube.

DER LIEBE GOTT: Sie sollen jetzt an der gleichen Stelle Arbeiter sein, wo sie früher die Herren waren?

MAGDALENA: Ja, Großväterchen.

DER LIEBE GOTT: Das ist eine gute Idee.

MAGDALENA (*diktiert*): Die Frau ist mit dem jüngeren Mann verheiratet und führt den gemeinsamen Haushalt.

SANKT PETER (*schreibt*): Haushalt.

MAGDALENA: Der ältere Mann wohnt als Schlafbursche bei dem Ehepaar. Sie haben ein Zimmer mit Küche. Hast du das?

SANKT PETER: Mit Küche.

MAGDALENA: Die Wohnung liegt in der Arbeiterstadt. Die Einrichtung ist ärmlich. Ein Tisch, ein paar Stühle, ein Schlafsofa, an der Wand ein Bild von Karl Marx.

SANKT PETER: Karl Marx?!

DER LIEBE GOTT: Mein lieber Petrus, wie oft habe ich dir gesagt, du sollst nicht so antisemitisch sein.

## VIERTER AKT

*Die Wohnküche der Arbeiter. Nebenan das Schlafzimmer des Ehepaares. Hinten der Ausgang. In der Ecke ein Schlafsofa. Seitlich ein Fenster. Mittagszeit.*

*Renée schält Kartoffeln. Felix liest die Zeitung. Tonio, in Hemdsärmeln, rasiert sich.*

TONIO: Was gibt es zu essen, Reh?

RENÉE: Kohl mit Kartoffeln.

TONIO: Gestern gab es Kartoffeln mit Kohl.

RENÉE: Es kann nicht jeden Tag Schweinskoteletten geben.

TONIO: Was schälst du denn da?

RENÉE (*schweigt*).

FELIX: Ich möchte für mein Leben gern mal wieder Milchreis essen.

TONIO: Du hast ja große Rosinen im Kopf!

FELIX: Ich glaube, ich habe noch ein paar Groschen. (*Er kramt etwas Geld aus der Tasche.*) Ich springe schnell zum Konsum hinüber.

RENÉE: Milch ist da.

TONIO (*hat sich fertiggrasert und seinen Rock angezogen*): Laß mich gehen. Ich will mal sehen, was draußen los ist.

FELIX (*gibt ihm das Geld*): Hier hast du.

RENÉE: Aber bleib nicht zu lange, Toni. Das Essen ist gleich fertig.

TONIO: Wiedersehn! (*Er geht ab.*)

RENÉE (*ruft ihm nach*): Du! Bring ein Viertel vom Besten!  
(*Er schließt die Tür hinter sich.*)

RENÉE: Felix, das war nett von dir.

FELIX: Ich weiß doch, du ißt Milchreis so gern.

RENÉE: Daß du daran denkst!

FELIX: Du bist so schön heute, Reh. Du hast dir ja Löckchen gebrannt.

RENÉE: Merkst du das?

FELIX: Ich merke alles.

RENÉE: Toni merkt das nie. Manchmal steh ich stundenlang vor dem Spiegel und mache mich schön. Glaubst du, wenn er nach Hause kommt, sieht er mich an? Nicht ein einziges Mal. Er setzt sich zu Tisch und sagt kein Wort. Gerade als ob ich nicht da wäre.

FELIX: Wenn man verheiratet ist, gewöhnt man sich daran.

RENÉE: Manchmal glaube ich, er kennt mich gar nicht. Wenn er von der Arbeit kommt oder von der Partei, und wir sitzen beim Abendbrot: ich könnte genauso ein Stuhl sein. Wir essen und gehen ins Bett.

FELIX: Sieh mal, Reh, du mußt das nicht so schlimm nehmen. Wenn man seine acht Stunden unter Tags geschuftet hat, ist man todmüde. Dann haut man sich hin.

RENÉE: Früher war das anders. Ich verlange ja nichts. Er soll mich nur ein bißchen liebhaben.

FELIX: Tut er das nicht?

RENÉE: Ich bin doch kein Stück Holz. Man streichelt doch auch einen Hund. Früher hat er mich mal ins Kino mitgenommen. Jetzt geht er nur noch trinken. Dabei weiß er, wie knapp das Geld ist. Wie teuer alles ist. Felix, wenn wir dich nicht hätten, ich wüßte oft nicht, wie ich auskommen sollte.

FELIX: Laß nur, Reh. Solange ich da bin, reicht es. Zwei können mehr tragen als einer. Soll ich dir noch ein paar Kohlen holen?

RENÉE: Du siehst mich manchmal so an, Felix, wie er es nie getan hat. So innig. So mit dem Herzen. Das fühl ich.

FELIX: Ich hab dich lieb.

(*Pause.*)

RENÉE: Steht was Neues in der Zeitung?

FELIX: Sie haben die Tarifverträge gekündigt. Es wird hart hergehen in der nächsten Zeit.

RENÉE: Du hast doch so viel gelesen. Glaubst du, es wird einmal besser mit uns?

FELIX: Da nützt kein Lesen, mein Kind. Das kann nur von selbst kommen. Sieh mal, ich habe lange darüber nachgedacht. Und je älter ich werde, desto mehr sehe ich ein, daß vieles ganz anders ist. Was sie da in Zeitungen schreiben und in Versammlungen reden, ist sehr schön, aber das geht nicht von heute auf morgen. Alles braucht seine Zeit.

RENÉE: Sollen wir ewig hier sitzen? Ohne Licht, ohne Luft? Schuften von morgens bis abends? Alt werden und sterben?

FELIX: Wir können nur eins tun, Reh: hoffen. Hoffen, daß es einmal anders wird. Für uns und für alle.

RENÉE: Weißt du, wenn ich manchmal ganz verzweifelt bin, dann bete ich. Glaubst du, daß es einen Gott gibt? Es muß doch wohl, sonst könnte man nicht weiterleben.

FELIX: Es gibt keinen. Und wenn es einen gäbe, was nützt uns das? Für uns ist jeder Pfennig wichtiger. Wenn man tot ist, hat man keine Sorgen mehr.

RENÉE: Wo bleibt nur Toni? Das Essen ist fertig.

FELIX: Er wird schon kommen.

RENÉE: Wenn er zum Konsum gegangen ist, müßte er längst zurück sein.

FELIX: Wo glaubst du denn, daß er hingegangen ist?

RENÉE: Er sitzt sicher in der Kneipe.

FELIX: Sag mal, Reh, geht er nicht ein bißchen viel in die Kneipe?

RENÉE: In letzter Zeit dauernd.

FELIX: Wie kommt denn das?

RENÉE: Ich weiß nicht.

FELIX: Nun weine nicht gleich!

RENÉE (*wirft sich plötzlich an seinen Hals*): Ach, Felix, ich hab solche Angst.

FELIX (*streichelt sie*): Laß gut sein. Es wird schon nichts geschehen.

RENÉE: Wenn er das merkt zwischen uns beiden, er schlägt mich tot.

FELIX: Ich bin ja auch noch da.

RENÉE: Wenn du wüßtest . . .

FELIX: Wenn ich was wüßte?

RENÉE: Manchmal nachts . . .

FELIX: Was denn?

RENÉE: Er liebt mich. Dann ist er ganz verrückt. Er nimmt mich, und wenn ich nicht will . . .

FELIX: Schlägt er dich?

RENÉE (*nickt*).

FELIX: Das soll er noch mal versuchen! Ich werd ihm das Handwerk legen! Ich werd es ihm zeigen!

RENÉE: Nein, Felix. Er liebt mich ja. Er tut es, weil er mich liebt.

FELIX: Und du?

RENÉE: Ich will nicht. Aber wenn er mich dann nimmt und schlägt, dann liebe ich ihn um so mehr. Obwohl ich ihn hasse. Verstehst du das?

FELIX: Sag die Wahrheit, Reh. Bist du glücklich bei ihm?

RENÉE: Ich weiß nicht, ob ich glücklich bin. Ich hab solche Angst. Wenn es vorbei ist, möchte ich fortrennen. Und dann hab ich wieder schreckliche Sehnsucht.

FELIX: Und wenn du bei mir bist?

RENÉE: Bei dir ist es anders. Du bist gut zu mir.

FELIX: Aber so ist es nicht?

RENÉE: Frag nicht. (*Sie geht zum Herd.*)

FELIX: Ich liege hier und kann oft nicht schlafen. Dann hör ich, wie du atmest. Natürlich hör ich nichts, denn die Tür ist ja zu. Gerade so,

als ob du neben mir wärst. Als ob du in meinem Arm lägst. Ich weiß genau die Stelle, wo du liegen würdest. *(Er tippt auf seine Achsel.)* Hier.

RENÉE: Hilf mir das Wasser abgießen.

FELIX *(nimmt den Topf mit den Kartoffeln und gießt das Wasser ab)*: Sind sie schon gar?

RENÉE: Sie werden noch zerkochen. *(Sie öffnet den Deckel. Dampf zischt heraus.)*

FELIX: Gib acht, du verbrennst dich! *(Er reißt sie zurück. Sie lehnt in seinem Arm. Er preßt sie an sich und küßt sie.)*

RENÉE: Beinahe wäre der Topf hingefallen.

FELIX: Laß ihn! *(Er umarmt sie wieder. Sie macht sich los.)*

RENÉE: Meine Löckchen sind ganz zerraut. *(Sie geht vor den Spiegel und bringt sich in Ordnung.)*

FELIX: Reh, ich möchte ein einziges Mal mit dir schlafen. Eine ganze Nacht. Komm heute nacht zu mir.

RENÉE: Wo denkst du hin!

FELIX: Er hört nichts. Er hat einen festen Schlaf.

RENÉE: Ich kann nicht. Ich hab zu große Angst.

FELIX: Ich will dich nicht nur für Sekunden haben. Ich will die ganze Nacht bei dir sein. Ich hab solche Sehnsucht nach dir. Sieh mal, du bist das einzige, was ich im Leben habe. Komm!

RENÉE: Ich wäre keinen Augenblick ruhig.

FELIX: Hör mal, ich spreche mit dem Obersteiger. Ich mache Schichtwechsel. Wir fahren getrennt ein.

RENÉE: Ich bitte dich, Felix. Tu das nicht.

FELIX: Weshalb nicht?

RENÉE: Ich weiß nicht.

FELIX: Liebst du mich denn nicht?

RENÉE: Doch.

FELIX: Willst du nicht mit mir schlafen?

RENÉE: Wir wollen den Tisch decken.

FELIX: Nein, du sollst antworten. Warum antwortest du nicht?

RENÉE: Sieh mal, wenn du mich streichelst und zu mir sprichst, das tut mir gut, das ist wie zu Hause. Dir kann ich alles sagen. Das kann ich sonst keinem Menschen. Und wenn du mir manchmal erzählst, was in Büchern steht und was in der Welt vorgeht, da könnt ich stundenlang zuhören. Ich hab dich so viel zu fragen. Sonst spricht doch niemand mit mir. *(Sie stockt.)*

FELIX: Sprich nur weiter!

RENÉE: Ja, und wenn du mich dann umarmst, ist es nicht mehr dasselbe. Dann bist du mir plötzlich fremd. Und das will ich nicht.

FELIX: Du denkst an den andern?

RENÉE *(schweigt)*.

FELIX: Das ist es also. Dann ist es besser, ich gehe.

RENÉE *(hält ihn zurück)*: Wenn er erfährt, daß ich mit dir zusammen war, vielleicht bringt er mich um. Das wäre nicht das Schlimmste. Aber wenn er fortginge, einfach fortginge und nicht mehr wiederkäme — das könnte ich nicht ertragen.

FELIX: Weißt du, wenn ich das höre, Reh, ich könnte ihn kaltmachen.

RENÉE: Mach keine Sachen, Felix!

FELIX: Ich hab ihn noch nie so gehaßt. Ich könnte ihn niederschlagen wie einen tollen Hund. Meinst du, ich habe Angst vor ihm? Unten ist schon mancher verschwunden. Da passiert schnell mal ein Unglück.

RENÉE: Komm mir nicht zurück ohne ihn! Das sag ich dir. Ich könnte dich nicht mehr ansehen.

FELIX: Vielleicht trifft's mich. Wer weiß.

RENÉE: Dann stürz ich mich auch herunter. Hörst du, Felix, das tu ich. So wahr ich hier stehe!

*(Die Tür wird aufgerissen, und Tonio erscheint.)*

TONIO: Auf der «Concordia» ist ein Förderkorb abgestürzt. Eben bringen sie die Nachricht.

FELIX: Hat's Tote gegeben?

TONIO: Man weiß noch nicht. Sie behaupten, das Seil sei schadhaft gewesen. Wird schon so sein. Die Direktion kümmert sich einen Dreck um uns. Die streichen nur ein. Nicht genug, daß man elend krepieren kann, nicht mal befördern tun sie einen heil.

FELIX: Die armen Teufel.

TONIO: Man sollte das ganze Gesindel in Klumpen hauen. *(Zu Renée:)* Was stehst du denn da herum? Warum ist der Tisch nicht gedeckt?

FELIX: Hast du Reis mitgebracht?

TONIO: Ich hab auf den Schrecken einen gehoben. Na, und da kriegte ich nichts gepumpt. Reg dich nicht auf, Mensch. Du siehst dein Geld wieder. In zwei Tagen ist Löhnung.

FELIX: Ich will dir was sagen: ich pfeif auf das Geld. Du versäufst noch deinen ganzen Verstand.

TONIO: Sieh mal an, der feine Mann! Macht andern Vorhaltungen. Das wär doch gelacht. Bei dem Hundeleben, was wir führen, soll man nicht eins in die Gurgel gießen! Du bist wohl zu gebildet für Schnaps?

RENÉE *(hat mittlerweile den Tisch gedeckt)*: Kommt zum Essen.

*(Sie setzen sich an den Tisch und beginnen zu essen. In der Mitte die Frau. Rechts und links die beiden Männer.)*

TONIO *(kauend)*: Ja, was ich sagen wollte, also Tatsache ist, sie wollen die Löhne kürzen. Diesmal wird's ernst.

FELIX: Ich denke, sie verhandeln?

TONIO: Sie verhandeln schon wochenlang. Es gibt Streik.

FELIX: Hoffentlich kommt's nicht dazu.

TONIO: Du bist auch so ein Lauer. Die Revolution marschieret. Wir müssen es immer wieder versuchen.

FELIX: Soll wieder Blut fließen?

TONIO: Wie wir krepieren, ist schließlich egal. Hauptsache, es geschieht was.

FELIX: Mensch, das hat ja alles keinen Zweck. Denk doch mal nach. Die sind stärker als wir. Die halten es aus. Man kann nur erreichen, was möglich ist.

TONIO: Wer so denkt, verrät die Revolution. Es geht um die Sache. Was liegt an uns! Wir werden es nicht mehr erleben.

FELIX: In deinem Alter hab ich auch so geredet. Was du weißt, das weiß ich längst. Und nun will ich dir mal was sagen. So wenig wie du diesen Kohl hier in Schweinskotelett verwandeln kannst, wirst du die

Welt mit einem Schlag ändern. Das Ganze ist nicht einen Blutstropfen wert.

TONIO: Was siehst du denn immer die Reh an?

FELIX: Weshalb soll ich sie nicht ansehen?

TONIO: Du kannst sie ansehen. Aber nicht so.

FELIX: Wie denn?

TONIO: Ich sag dir, laß das.

FELIX: Du suchst wohl Streit?

RENÉE (*wirft Gabel und Messer hin*): Man kann nicht mal in Ruhe essen.

TONIO (*packt sie brutal am Arm*): Luder! Halts Maul! Du bist auch so eine. Du redst schon genau wie er.

FELIX: Laß die Frau in Ruh!

TONIO: Ich mach, was ich will.

FELIX: Laß die Frau los, sag ich!

(*Sie stehen sich drohend gegenüber.*)

RENÉE: Ihr seid wohl verrückt geworden? Was macht ihr denn hier für Krach?

TONIO: Das paßt mir schon lange nicht mehr, diese Heimlichkeit. Ich hab's satt.

FELIX: Was für Heimlichkeit?

TONIO: Stell dich nicht so. Meinst du, ich merk nicht, wie du ihr nachgehst? Und die Brosche neulich, von wem hat sie die?

FELIX: Wenn du alles versäufst!

TONIO: Ja, weshalb sauf ich? Das will ich dir sagen. Es ist was vergiftet hier. Das muß ich runterspülen. Deshalb sauf ich. Und wenn ich jemals dahinterkäme, daß ihr was habt zusammen ... Ich möcht's keinem raten!

FELIX: Wenn's nun wahr wäre?

TONIO (*packt das Messer*): Wenn was wahr wäre?

FELIX: Laß das Messer liegen!

RENÉE: Toni!

TONIO (*stößt sie fort*): Weg!

RENÉE: Macht doch keinen Quatsch. Ihr müßt zur Arbeit. Soll das Essen kalt werden? Wollt ihr mit leerem Magen herunter?

(*Sie essen schweigend weiter.*)

TONIO: Also, wie gesagt, der Streik, der kommt.

RENÉE: Wer will noch Kartoffeln?

(*Keiner antwortet. Sie räumt den Topf ab.*)

TONIO (*zu Felix*): Hast du Tabak?

FELIX (*zieht den Beutel heraus*): Für eine Pfeife langt's. (*Er schiebt ihm die Hälfte zu. Sie zünden sich ihre Pfeifen an.*)

RENÉE: Soll ich Kaffee wärmen?

TONIO: Hast du noch welchen?

RENÉE: Es ist noch ein Rest da von gestern.

TONIO: Füll ihn ein. Wir nehmen ihn mit.

RENÉE: Ihr kriegt jeder zwei Stullen. (*Sie schneidet Brot und gießt Kaffee ein.*)

TONIO: Hör mal, Reh, wenn nun einer nicht wiederkäme von uns beiden? Was würdest du sagen?

RENÉE: So eine Frage! Wie kannst du so reden!

TONIO: Es kann doch mal passieren. Es passiert jeden Tag was.

RENÉE: Gott soll uns bewahren. *(Sie schlägt das Kreuz.)*

TONIO: Laß den lieben Gott aus dem Spiel. Der hat hier gar nichts zu suchen.

FELIX *(klopft seine Pfeife aus)*: Für alle Fälle, Reh, wenn was passieren sollte: Du bist das Schönste und Liebste, was ich auf Erden kannte. Dafür dank ich dir.

TONIO: Was meinst du damit?

FELIX: Was ich sage, das meine ich.

TONIO: Das sagst du mir hier ins Gesicht?

FELIX: Du schlägst sie. Du mißhandelst sie. Du bist sie gar nicht wert.

TONIO: Sag das noch mal!

FELIX: Du bist nicht wert, ihre Schuhe zu putzen.

*(Sie haben die Messer gepackt und gehen aufeinander los.)*

RENÉE: Hilfe! Sie schlagen sich tot!

*(Die Tür geht auf. Der liebe Gott tritt ein mit Sankt Peter und Magdalena. Augenblicklich herrscht Ruhe.)*

DER LIEBE GOTT: Was ist denn hier los? Draußen läuft alles zusammen. Wollt ihr wohl die Messer weglegen!

FELIX: Verzeihung, Herr Kommerzienrat. Wenn wir gewußt hätten, daß Herr Kommerzienrat da ist . . .

DER LIEBE GOTT: Man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr.

RENÉE *(wischt mit der Schürze über die Stühle)*: Wollen Herr Kommerzienrat nicht Platz nehmen?

DER LIEBE GOTT: Was geht denn hier vor?

TONIO: Ein kleiner Streit, Herr Kommerzienrat. Weiter nichts.

DER LIEBE GOTT: Ein kleiner Streit? Und die Messer?

FELIX: Herr Kommerzienrat müssen entschuldigen. Es war nicht schlimm gemeint.

DER LIEBE GOTT: So? Und wenn ich nicht im letzten Augenblick dazwischengekommen wäre?

RENÉE: Wenn das gnädige Fräulein und der Herr Direktor vorliebnehmen wollen . . . *(Sie bietet Stühle an.)*

DER LIEBE GOTT: Ich weiß schon. Ihr könnt nicht zusammen leben. Ist das ein Grund, sich totzuschlagen? Wollt ihr durchaus ins Zuchthaus kommen?

TONIO: Lieber ins Zuchthaus als so ein Leben.

DER LIEBE GOTT: Mein Sohn, das Leben ist kein Spaß. Glaubst du, ich habe es leicht?

TONIO: Herr Kommerzienrat haben wenigstens keine Sorgen.

DER LIEBE GOTT: Meinst du? Komm mal morgen in mein Büro. Dann werde ich dir etwas zeigen. Überlegt euch, Leute, wenn man sich bei jeder Schwierigkeit umbringen wollte, wo kämen wir da hin!

RENÉE *(zu Magdalena)*: Ach, gnädiges Fräulein, man hat seine Last mit den Männern.

MAGDALENA: Mein Kind, wenn die Männer Dummheiten machen, sind immer die Frauen daran schuld. Sie haben übrigens eine reizende Frisur. Sind die Löckchen echt?

RENÉE: Ich helfe ein bißchen nach. Ich stecke sie jeden Abend auf.

MAGDALENA: Das werde ich auch machen. Das gefällt mir.

DER LIEBE GOTT: Ich will nicht, daß in meinem Betrieb Uneinigkeit herrscht. Wenn ihr nicht in Frieden leben könnt, müßt ihr euch trennen. Felix, Sie sind ein tüchtiger Arbeiter. Auf der Zeche «Glückauf» ist der Posten eines Obersteigers frei. Das bedeutet höheren Lohn und freie Wohnung. Sie können den Posten morgen antreten.

FELIX: Wenn Herr Kommerzienrat die Güte haben . . . Ich möchte lieber nicht.

DER LIEBE GOTT: Was? Sie wollen nicht? Mann, bedenken Sie, was Sie ausschlagen!

FELIX: Ich bin hier alt geworden. Ich passe nicht mehr da hinein. Unser-eins kann sich schwer gewöhnen. Ich bin hier zu Hause, Herr Kommerzienrat.

DER LIEBE GOTT: Wie Sie wollen. Hoffentlich bereuen Sie es nicht. (*Zu Sankt Peter:*) Was machen wir mit Tonio?

SANKT PETER: Wir haben eine Stiftung zur Höherbildung fähiger Arbeiter.

DER LIEBE GOTT: Wie ist das, mein Sohn, hast du Lust? Wenn du etwas leistest, kannst du die Ingenieurkarriere einschlagen. Wir schicken dich ein paar Jahre auf die Hochschule. Die kleine Frau kann inzwischen eine Stellung bei uns haben.

TONIO: Vielen Dank, Herr Kommerzienrat, aber . . .

DER LIEBE GOTT: Was aber?

TONIO (*schweigt verlegen*).

DER LIEBE GOTT: Sprich nur offen!

TONIO: Ich bin zu nichts Höherem geboren. Das ist nun mal so. Ich bin ein einfacher Arbeiter. Und das will ich bleiben.

SANKT PETER: Du bist ein einfacher Arbeiter und willst es bleiben. Das hat man davon, wenn man euch eine Möglichkeit bietet.

TONIO: Das ist alles ganz schön, Herr Direktor, aber dann müßte ich mich von der Reh trennen, sehen Sie, und das kann ich nicht.

DER LIEBE GOTT: Das hindert dich nicht, sie schlecht zu behandeln!

RENÉE: Herr Kommerzienrat, er meint es nicht böse.

(*Draußen ertönt eine Sirene.*)

FELIX: Wir müssen zur Arbeit.

DER LIEBE GOTT: Halt. Jetzt bleibt mal hier. Wir sind noch nicht fertig.

TONIO: Wir kommen zu spät.

(*Sie ziehen die Jacken an und nehmen die Mützen.*)

DER LIEBE GOTT: Ich befehle euch, hierzubleiben.

FELIX: Das geht nicht, Herr Kommerzienrat. Das dürfen wir nicht. Wir werden kontrolliert.

DER LIEBE GOTT: Ich gebe euch Urlaub.

FELIX: Das können Herr Kommerzienrat nicht. Das kann nur die Betriebsleitung. Herr Kommerzienrat kann da gar nichts machen.

DER LIEBE GOTT: Ich werde doch in meinem eigenen Werk noch etwas zu sagen haben!

TONIO: Nein, Herr Kommerzienrat.

DER LIEBE GOTT: Stimmt, mein Sohn. Ja, aber Leute, was soll nun werden? So geht es doch nicht weiter mit euch!

TONIO: Da müssen wir schon selber Rat schaffen. Da kann uns keiner helfen.

FELIX: Guten Abend, Herr Kommerzienrat!

*(Sie verbeugen sich ungeschickt und gehen.)*

MAGDALENA (zu Renée): Hören Sie zu, mein Kind. Sie sind eine kluge Person. Sie sehen: mit Männern kann man nicht reden. Jetzt wollen wir Frauen uns mal verständigen. Wie wäre es, Sie kämen mit uns? Wenn Sie hierbleiben, gibt es Mord und Totschlag. Sie sind geschickt, Sie haben Geschmack. Ich richte Ihnen einen kleinen Modesalon ein. Was dazu nötig ist, werden Sie leicht lernen.

RENÉE: Gnädiges Fräulein meinen es gut mit mir. Das fühl ich und dafür dank ich dem gnädigen Fräulein vielmals.

MAGDALENA: Denken Sie mal, all die schönen Stoffe! Und die hübschen Kleider!

RENÉE: Die Herrschaften mögen verzeihen, aber wenn die Männer heute nacht zurückkommen und finden niemand . . . Wer soll die Suppe wärmen? Das wäre nicht schön von mir, wenn ich fortginge. Das brächte mir auch kein Glück.

MAGDALENA: Kind, seien Sie doch vernünftig! Die Männer sind zu allem fähig. Wollen Sie das verantworten?

RENÉE: Jetzt hab ich wahrhaftig vergessen, ihnen die Stullen mitzugeben. Die Herrschaften entschuldigen!

*(Sie packt die Brote und Flaschen und stürzt ihnen nach. Die Wände werden transparent. Glühende Hochöfen, Eisengerüste und Bogenlampen erscheinen. Ein Kohlenbergwerk steht da.)*

DER LIEBE GOTT (nach einer Weile): Lenchen, ich habe deinen Wunsch erfüllt. Ein Leben ist vorübergegangen. Da gehen sie ihren schweren Gang. Und nun will ich dir etwas sagen, mein Kind. Über dieser dunklen Erde steht ein Stern. Wie der Stern scheint, so erscheine auch ich. Siehst du, ich kann den Menschen nicht helfen. Es hat sich nichts geändert.

SANKT PETER: Da können Herr Kommerzienrat gar nichts machen. Das kann nur die Betriebsleitung.

MAGDALENA: Großväterchen, wer ist denn nun die Betriebsleitung?

DER LIEBE GOTT (geht zur Rampe und sieht ins Publikum. Er will etwas sagen, aber er stockt. Wäre er ein Schauspieler, würde er sagen: «Das weiß der Teufel!» Er zuckt die Achseln, dreht sich um und geht mit Petrus und Magdalena ab).

# Napoleon greift ein

Ein Abenteuer in sieben Bildern

FÜR REINHOLD UND GERDA SCHAIRER



## PERSONEN

NAPOLEON  
LANDRU  
JOSEPHINE  
MORRIS  
CHEFARZT  
KABINETTSCHIEF  
PRÄSIDENT  
ALFA  
BETA  
GAMMA  
DELTA  
EPSILON  
ZETA  
REGISSEUR  
AUFNAHMELEITER  
KAMERAMANN  
LOLA  
BIRGIT  
HIPPOLYTE  
REISEFÜHRER  
ZOFE  
ERSTER DIENER  
ZWEITER DIENER  
KOMMISSAR  
SEKRETÄR

*Zeit: Heute — Schauplatz: Paris*

*Ein Saal im Musée Grevin in Paris. Wachsfiguren in Lebensgröße stellen bekannte Persönlichkeiten dar. Politiker, Könige, Präsidenten, Verbrecher. Eine Cooksche Reisegesellschaft betritt den Saal.*

REISEFÜHRER: Meine Damen und Herren, treten Sie näher! Das Musée Grevin, eins der interessantesten Museen in Paris, wird jährlich von vielen hunderttausend Menschen besucht. Es besitzt die größte Sammlung aller Wachsfiguren. In diesem Saal befinden sich die bekanntesten Persönlichkeiten der Geschichte. Dies ist Napoleon der Erste, Kaiser der Franzosen, mit seiner Gattin Josephine. Die Gruppe zeigt ihn, umgeben von seinem Gefolge, in Malmaison. Beachten Sie die charakteristische Haltung des rechten Armes . . .

Hier haben Sie den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Dort hebt Mussolini die Hand zum faschistischen Gruß. Bitte, meine Damen, die Figuren nicht zu berühren!

In dieser Nische mit der Inschrift «Pax» sehen wir drei berühmte Politiker von heute: Kellogg, Briand und Stresemann. Die Szene stellt einen historischen Augenblick dar.

Darf ich bitten, meine Herrschaften, weiterzugehen. Wir kommen zu einem der größten Verbrecher unserer Zeit. Landru, der Frauenmörder, steht vor dem Untersuchungsrichter. Sie werden sich erinnern, daß dieser Prozeß ein ungeheures Aufsehen erregte. Landru, den man beschuldigte, elf Frauen auf geheimnisvolle Weise beseitigt zu haben, wurde, obwohl er kein Geständnis ablegte, zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Wir verlassen jetzt diesen Saal und kommen zum Leben Jesu und den Schreckensszenen der Französischen Revolution . . .

*(Die Gesellschaft verläßt den Saal. Zwei junge Mädchen, Lola und Birgit, bleiben zurück und betrachten Napoleon.)*

LOLA: So sah Napoleon aus!

BIRGIT: Wie gefällt er dir?

LOLA: Ein kleiner Mann, dick und unelegant. Ich bin enttäuscht.

BIRGIT: Glaubst du, er hat Josephine geliebt?

LOLA: Sie hat sich nicht viel aus ihm gemacht.

BIRGIT: Er war sicher sehr eingebildet.

LOLA: Was hat man nicht alles in der Schule gelernt! Ein Mann, von dem man so viel weiß, hat kein Glück bei Frauen.

BIRGIT: Ich finde, Geschichte ist eine Beschäftigung für alte Herren. Die Gegenwart ist viel interessanter. *(Sie betrachtet Landru.)*

LOLA: So sieht ein Mörder aus!

BIRGIT: Er hat elf Frauen umgebracht.

LOLA: Man hat ihm nichts bewiesen.

BIRGIT: Stelle dir vor, du würdest ihm begegnen. Was würdest du sagen?

LOLA: Ich würde sagen: Herr Landru, ich weiß nicht, ob Sie ein großer Verbrecher oder ein großer Liebhaber sind. Jedenfalls sind Sie ein mutiger Mann. Sie haben geschwiegen. Sie haben sich, ohne zu zittern, hinrichten lassen. Sie haben keine Kriege geführt und keine Schlachten gewonnen. Man kann trotzdem ein Held sein.

BIRGIT: Mich stört sein Vollbart. Napoleon ist wenigstens glattrasiert.

LOLA: Man muß die Männer nehmen, wie sie sind.

BIRGIT: Hättest du keine Angst?

LOLA: Wovor?

BIRGIT: Man sagt, er habe die Frauen verbrannt.

LOLA: Das beweist, daß er sich mit ihnen beschäftigt hat.

BIRGIT: Je mehr ich ihn ansehe, desto besser gefällt er mir. Ich glaube, ich könnte mich in ihn verlieben.

LOLA: Wir haben kein Glück. Wir sind zum Zusehen verurteilt. Ich wüßte keinen Mann, der imstande wäre, etwas Außerordentliches zu tun. Man muß ins Museum gehen, wenn man etwas erleben will. *(Eine Glocke ertönt.)*

STIMME: Fünf Uhr, meine Herrschaften! Das Museum wird geschlossen.

BIRGIT: Komm. Wir müssen fort.

*(Sie gehen.)*

NAPOLEON *(zieht die Hand aus dem Rock)*: Gott sei Dank! Endlich kann ich meinen Arm ausstrecken. Es ist kein Vergnügen, ewig in einer Pose zu stehen, bloß weil die Geschichte es will.

LANDRU: Sire, Sie können sich nicht beklagen. Ihr Arm und mein Vollbart sind das einzig Sehenswerte in diesem Museum.

NAPOLEON: Ich bin erstaunt, daß Sie uns in einem Atem nennen.

LANDRU: Sire, wir sind Nachbarn.

NAPOLEON: Kommen Sie heraus aus Ihrem Käfig. Wir wollen die Unterhaltung fortsetzen. Wenn ich mir die Köpfe all der Idioten ansehe, mit denen wir hier versammelt sind, ist Ihre Gesellschaft noch immer die beste. Nehmen Sie Platz.

LANDRU: Nach Ihnen, Sire.

NAPOLEON: Keine Förmlichkeit. Wir sind historische Figuren. Die Nachwelt zwingt uns, den Ruhm zu teilen. Wir müssen uns wohl oder übel vertragen.

*(Sie setzen sich auf ein Sofa.)*

LANDRU: Ich habe mir immer gewünscht, ein paar Worte mit Ihnen zu wechseln. Zwar kann ich meine Leistungen nicht mit Ihren vergleichen, aber jeder hat ein Recht auf Persönlichkeit. Weshalb sollen wir nicht einen Augenblick die Tradition verlassen und uns menschlich näherkommen?

NAPOLEON: Sie haben Geist. Hätten Sie hundert Jahre früher gelebt, hätte ich Sie zum König von Neapel gemacht.

LANDRU: Das Schicksal, Sire, hat mir einen besseren Platz angewiesen. Als König wäre ich nie berühmt geworden.

NAPOLEON: Ich hätte Sie an die richtige Stelle gesetzt. Unter meiner Leitung hätten Sie mehr für die Unsterblichkeit getan, als ein paar dumme Richter düpiert.

LANDRU: Sie irren. Jeder bleibt, was er ist. Ich bin ein kleiner Mörder geworden, während Sie...

NAPOLEON: Schweigen Sie!

LANDRU: Sire, die Zensur ist aufgehoben. Erlauben Sie mir ein offenes Wort. Was ist der Unterschied zwischen uns beiden? Sie haben Männer, ich habe Frauen umgebracht. Wir wollen die Motive nicht untersuchen. Ich bin entschlossen, mein Geheimnis zu wahren. Diesen

- Vorteil habe ich vor Ihnen voraus. Sie haben, um Ihr Machtbedürfnis zu rechtfertigen, das Wohl der Völker ins Auge gefaßt. Ich bin nicht so weit gegangen. Was ist geschehen? Man hat uns beide unschädlich gemacht.
- NAPOLEON: Schließlich habe ich noch etwas mehr getan, als Menschen getötet.
- LANDRU: Sie haben Straßen gebaut, die längst nicht mehr dem Verkehr genügen, und ein Gesetzbuch geschaffen, das überholt ist.
- NAPOLEON: Wollen Sie mich belehren?
- LANDRU: Wovon sollen wir reden? Von Politik? Sehen Sie sich um. Das sind die Leute, die Ihr Erbe verwalten. Die Welt ist keinen Schritt weitergekommen. Es werden immer noch Kriege geführt und Reden gehalten. Sprechen wir lieber von Frauen.
- NAPOLEON: Auf dem Gebiet haben Sie ja Erfahrung.
- LANDRU: Ich habe getan, was ich konnte.
- NAPOLEON: Haben Sie das Geschwätz der beiden Mädchen gehört? Man macht sich über mich lustig. Ich bin das Ideal einer spießbürgerlichen Gesellschaft geworden. Bald werde ich nur noch in Geschichtsbüchern zu finden sein. Keiner hat mehr Respekt vor mir.
- LANDRU: Ihre Schuld, Sire.
- NAPOLEON: Wieso?
- LANDRU: Ihnen fehlt der Zauber des großen Verbrechers, der auf die Frauen wirkt. Ihr Genie ist mit Ihnen begraben.
- NAPOLEON: Des großen Verbrechers?
- LANDRU: Sie hatten nie den Mut, ein wirkliches Verbrechen zu begehen.
- NAPOLEON: Sie irren, ich war General.
- LANDRU: Und wenn Ihre Zeit für Siege weniger empfänglich gewesen wäre?
- NAPOLEON: Ich hätte in jeder Zeit meinen Willen durchgesetzt.
- LANDRU: Vielleicht hätten Sie dann nicht in Fontainebleau regiert, sondern im Zuchthaus.
- NAPOLEON: Sie haben, als Ihnen das Todesurteil verkündet wurde, etwas Merkwürdiges gesagt: «In jeder Schlacht gibt es Tote». Der Satz könnte von mir sein.
- LANDRU: Ich schenke Ihnen das Zitat.
- NAPOLEON (*geht mit großen Schritten umher*): Ich halte es nicht mehr aus. Der Kasten wird mir zu eng. Ich habe mir die Unsterblichkeit anders vorgestellt. Dieser Jahrmarkt ist entwürdigend.
- LANDRU: Sie werden ungerecht, Sire.
- NAPOLEON: Ich gebe zu, mein Stolz ist verletzt. Eine Welt, die von meinen Ideen lebt, wagt es, mit meiner Person Schindluder zu treiben. Schließlich bin ich nicht Herrscher eines Erdteils gewesen, damit mich zwei dumme Mädchen auslachen.
- LANDRU: Unter uns, Sire: die Mädchen haben recht. Das Interesse für große Männer ist vorbei. Man will keine Genies mehr. Heutzutage regiert der Rekord, die Sensation, die Freude am Sinnlosen. Die Zeit war nie so günstig für Verbrecher. Nehmen Sie sich an mir ein Beispiel.
- NAPOLEON: Sie bringen mich auf einen Gedanken. Ich habe es satt, hier herumzustehen. Ich werde etwas tun.

LANDRU: Was werden Sie tun?

NAPOLEON: Ich will mir die Welt ansehen, in der es keine Genies mehr gibt.

LANDRU: Sie wollen das Museum verlassen?

NAPOLEON: Ich bin schon einmal von Elba aufgebrochen. Das wäre nicht das Schlimmste.

LANDRU: Ist das Ihr Ernst?

NAPOLEON: Ich habe Sehnsucht, Paris wiederzusehen.

LANDRU: Sie werden Unannehmlichkeiten haben.

NAPOLEON: Keine Angst. Ich reise inkognito. Ich setze mich in mein altes Stammcafé am Palais-Royal, wo ich als Leutnant verkehrt habe, und trinke einen Wermut. Das Weitere findet sich.

LANDRU: Sire, wovon wollen Sie den Wermut bezahlen?

NAPOLEON: Seien Sie unbesorgt. Ich weiß, wie man Geld macht. Ich habe nicht umsonst fünfzehn Jahre regiert.

LANDRU: Sire, überlegen Sie sich die Sache. Hier haben Sie ein schönes, sicheres Auskommen. Weshalb wollen Sie Ihren Ruhm leichtsinnig aufs Spiel setzen? Dazu ist es zu spät.

NAPOLEON: Es ist nie zu spät.

LANDRU: Das habe ich auch gedacht, als ich verhaftet wurde.

NAPOLEON: Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Kommen Sie mit.

LANDRU: Gott behüte! Ich will nichts mehr mit Frauen zu tun haben.

NAPOLEON: Es hat mich gefreut, Sie kennenzulernen. Sollte ich wieder im öffentlichen Leben eine Rolle spielen, werde ich dafür sorgen, daß Sie einen besseren Platz bekommen als diesen hier.

LANDRU: Tun Sie das nicht, Sire. Ich bitte Sie darum. Ich stehe hier zwischen Monarchen. Die Ebenbürtigkeit mit Fürsten, die Sie sich schwer erkämpft haben, ist mir in den Schoß gefallen. Wenn Sie fort sind, werde ich in mein eisiges Schweigen zurückkehren, das ich nur einmal verlassen habe — aus Bewunderung für Sie.

NAPOLEON: Haben Sie gar keinen Ehrgeiz?

LANDRU: Nicht den geringsten. Ich verachte die Menschen. Hätten Sie gesehen, wie sich das Publikum in meinem Prozeß benommen hat, würde Ihnen die Lust vergehen, noch einmal Vorsehung zu spielen.

NAPOLEON: Es muß etwas geschehen. Europa hat seinen größten Krieg verloren. Die Völker sind unfähig, eine Form zu finden, die ihre gegenseitige Freiheit garantiert. Europa wird zum Sklaven Amerikas. Ich werde es retten. Ich bin der einzige, der es retten kann.

LANDRU: Sie reden wie ein Politiker.

NAPOLEON: Ich bin Politiker. Ich war nie etwas anderes. Meine Schlachten waren nur Mittel zum Zweck. Ich kann nicht still in diesem Winkel sitzen, während draußen die letzten Entscheidungen fallen. Die Welt ist reif für meine Ideen. Ich bin entschlossen, etwas zu tun.

LANDRU: Was werden Sie tun?

NAPOLEON: Sie sind der erste, dem ich meine Flucht anvertraue. Sie können mit Stolz sagen: Sie sind dabeigewesen.

LANDRU: Darf ich Ihnen einen Rat geben? Nehmen Sie sich in acht vor der Presse.

NAPOLEON: Ich lasse die Journalisten einsperren.

LANDRU: Umgekehrt. Die Journalisten werden Sie einsperren.

NAPOLEON: Mein Stern geht auf. Mein Name tut nichts zur Sache. Ich marschiere an der Spitze unsichtbarer Armeen. Ich eile nach Paris.

LANDRU: Halt! Dieser Aufzug ist unmöglich. Man wird Sie sofort verhaften.

NAPOLEON: Wieso?

LANDRU: Die Uniform ist zu kompromittierend. Sie brauchen einen Schneider, Sire. Darf ich meine Dienste anbieten?

NAPOLEON: Was? Das haben Sie auch gelernt?

LANDRU: Gelernt ist nicht das richtige Wort. Das bringt der Beruf mit sich. Wollen wir wetten, daß ich in fünf Minuten einen vollkommenen Gentleman aus Ihnen mache?

NAPOLEON: Ich bin neugierig.

LANDRU: Sehr einfach. Man muß einen dieser Herren entkleiden. Wir werden schon etwas Passendes finden.

NAPOLEON: Ich soll meine Laufbahn mit einem Diebstahl beginnen?

LANDRU: Es wäre nicht das erstemal. Erlauben Sie, daß ich Maß nehme.

NAPOLEON: Am 18. Brumaire habe ich Kanonen auffahren lassen.

LANDRU: Die Zeiten ändern sich. Heute brauchen Sie einen guten Cut.

NAPOLEON: Was drücken Sie denn da an meinem Bauch herum?

LANDRU: Ihr Bauch ist ein Problem.

NAPOLEON: Ich habe als Kaiser etwas Fett angesetzt.

LANDRU: Das sind die Folgen der Monarchie.

NAPOLEON: Anstatt mir gute Ratschläge zu geben, sollten Sie sich lieber beeilen.

LANDRU: Wir beginnen sofort mit der Anprobe. Kommen Sie. Wir wollen uns die Garderobe dieser Herren ansehen. Wen wollen wir opfern?

NAPOLEON: Den König von Spanien.

LANDRU: Das ist billige Konfektion. Sie brauchen einen englischen Stoff.

NAPOLEON: Ausgeschlossen. Von England nehme ich nicht einmal eine Hose. Ich hasse die Nation.

LANDRU: Dann bleibt uns nur Mussolini übrig.

NAPOLEON: Dieser Komödiant?

LANDRU: Vorsicht, Sire. Die Mauern haben Ohren.

NAPOLEON: Dieser Schwätzer, der die Frechheit hat, mich zu kopieren?

LANDRU: Grund genug, ihn lächerlich zu machen.

NAPOLEON: Vorwärts! Ziehen Sie ihm die Hose aus.

LANDRU (*tut es*): Sie sitzen auffallend locker.

NAPOLEON: Wie der ganze Mann. So soll er sich der Nachwelt präsentieren. Das ist die richtige Haltung für ihn.

LANDRU: Haben Sie die Güte, sich umzukleiden. Ich hoffe, die Hose paßt.

NAPOLEON (*kleidet sich um*): Jede Minute ist kostbar. Während ich hier eine dumme Maskerade vornehme, geschehen vielleicht Ereignisse von entscheidender Bedeutung. Am grünen Tisch wird über das Schicksal der Völker verhandelt. Man schlägt aus unserer Not Kapital. Gewissenlose Betrüger beherrschen die öffentliche Meinung. Die Weltgeschichte wiederholt sich. Ein Direktorium von Hohlköpfen und Geschäftemachern regiert.

LANDRU: Sie ziehen die Hose verkehrt an, Sire.

NAPOLEON: Als erster Konsul trat ich an die Spitze der Nation, um eine historische Aufgabe zu erfüllen. Man hat mich den Vollstrecker der Revolution genannt. Ich war nur ihr Wegweiser. Ich begriff meine Möglichkeiten und erkannte meine Gegner. Ich habe diese Gegner mit allen Mitteln bekämpft. Und heute? Man hat zwar die Freiheit der Meere hergestellt und die Häfen geöffnet . . .

LANDRU: Sie müssen die Hose schließen, Sire.

NAPOLEON: Aber man hat vergessen, daß Verträge nur dann einen Sinn haben, wenn sie die Zukunft der Völker respektieren. Ich sehe die Karte Europas vor mir. Der Ruhm meiner ersten Siege begleitet mich. Arcole und Rivoli reichen mir ihre Trophäen.

LANDRU: Hier sind die Hosenträger.

NAPOLEON: Was soll ich damit?

LANDRU: Das ist der Notbehelf des modernen Mannes.

NAPOLEON: Geben Sie mir meinen Gürtel.

LANDRU: Unmöglich, Sire. Sie können zum Cut keinen Gürtel tragen. *(Er befestigt die Hosenträger.)*

NAPOLEON: Wollen Sie ein Reitpferd aus mir machen?

LANDRU: Ihre Toilette ist eine Prestigefrage. Sie ist die Chance der Diplomaten.

NAPOLEON: Das ist ja schlimmer als die Uniform.

LANDRU: Sire, wir sind Zivilisten geworden. Darf ich bitten, den Kragen umzunehmen. Hier ist die Krawatte. Beides stammt vom Präsidenten der Vereinigten Staaten. *(Er knüpft Kragen und Krawatte auf einem Plastron fest.)*

NAPOLEON: So sieht es auch aus.

LANDRU: Ihre unteren Partien sind bedeckt. Der Faschismus hat seine Schuldigkeit getan. Jetzt kommen wir zu den edleren Teilen.

NAPOLEON: Geben Sie mir den Frack des französischen Präsidenten.

LANDRU: Keine Übereilung! Diesen Staatsstreich können Sie später machen. Sie brauchen den Rock eines bedeutenden Politikers, eines wirklichen Diplomaten.

NAPOLEON: Ich sehe keinen.

LANDRU: Briand und Kellogg haben nicht Ihre Größe. Wie wäre es mit Stresemann?

NAPOLEON: Verschonen Sie mich!

LANDRU: Sire, die Persönlichkeit dieses Politikers bürgt Ihnen dafür, in jeder Situation einen Ausweg zu finden.

NAPOLEON: Ich kann den Preußen ihre zweideutige Haltung nicht verzeihen.

LANDRU: Sie bestrafen sie, indem Sie ihren größten Politiker in Hemdärmeln zurücklassen. *(Er hat Stresemann Rock und Weste ausgezogen und Napoleon angezogen.)* Der Rock paßt Ihnen ausgezeichnet. Halb Mussolini, halb Stresemann: das ist die Politik der Zukunft. Wie fühlen Sie sich, Sire?

NAPOLEON: Wie in einer Zwangsjacke. *(Er geht ein paar Schritte.)*

LANDRU: Halt! Wir haben das Wichtigste vergessen. *(Er nimmt Kellogg die Mappe aus der Hand und reicht sie Napoleon.)* Nehmen Sie die Mappe.

NAPOLEON: Wozu?

LANDRU: Eine Mappe öffnet Ihnen alle Türen. So macht man heute Politik.

NAPOLEON: Ein paar Pistolen wären mir lieber.

LANDRU: Grüßen Sie Paris von mir. Grüßen Sie den Sonnenuntergang über der Seine, die Lichter auf den Champs-Élysées. Grüßen Sie Montmartre, wo ich meine glücklichsten Stunden verlebte. Und sollten Sie zufällig am Justizpalast vorbeikommen, grüßen Sie auch dieses stolze Gebäude.

NAPOLEON (*hat Briands Hut aufgesetzt*): Kann ich nichts für Sie tun?

LANDRU: Nichts. Ich bin mit meinem Los zufrieden. Wenn die Welt von Ihren Taten widerhallt, denken Sie daran, daß ein kleiner Verbrecher Sie gewarnt hat.

NAPOLEON: Leben Sie wohl!

*(Sie schütteln sich die Hände. Napoleon geht. Landru stellt sich wieder an seinen Platz und steht unbeweglich als Wachsfigur da.)*

## II

*Ein Empfangssalon im Palais-Royal. Nebenan der Konferenzsaal. Diener sind anwesend. Kronleuchter brennen. Zwei Diplomaten, Alfa und Beta, treten ein.*

ALFA: Sind Sie schon lange in Paris?

BETA: Ich bin gestern abend angekommen. Meine Regierung hat mich beauftragt, der heutigen Verhandlung beizuwohnen.

ALFA: Die wird allerdings sehr interessant werden.

BETA: Sie sprachen von einer Wirtschaftskrise, Herr Legationsrat?

ALFA: Die Nervosität wächst in allen Ländern. Jeder wartet die Resultate der Konferenz ab. Sollten die Vereinigten Staaten von Europa wirklich zustande kommen, so würde das eine jahrelange Umstellung des gesamten europäischen Wirtschaftslebens bedeuten.

BETA: Solange die amerikanischen Millionen dahinterstehen, muß man die Sache ernst nehmen.

ALFA: Morris' Pläne sind völlig undurchsichtig. Bis jetzt ist kein Angebot erfolgt. Man erwartet für heute die große Überraschung.

BETA: Ist Ihnen klar, daß die Gründung des Staatenbundes unsere Existenz bedroht? Man wird die Diplomaten abbauen.

ALFA: Man wird noch viel mehr abbauen. Meine Regierung ist entschlossen, in der Beamtenfrage keine Konzessionen zu machen. Das ist auch der Standpunkt von England und Frankreich.

BETA: Und die Abrüstung?

ALFA: Hier sind die Militärmächte zu Verhandlungen bereit. Die Armeen kosten zuviel Geld. Schließlich hat niemand mehr Lust, für die serbische Schweinezucht Kriege zu führen.

BETA: Demnach erweist sich der Bund als eine Entwicklung, die über kurz oder lang erfolgen muß?

ALFA: In Wirklichkeit ist sie längst erfolgt. Die Vertrustung der Industrien sämtlicher Länder war der erste Zusammenschluß. Das Öffnen

der Grenzen und die Aufhebung der Zölle ist der zweite Schritt. Dabei erhebt sich die Frage der Landwirtschaft und die Arbeiterfrage. Über diese Probleme wird diskutiert.

BETA: Und was wird aus uns, Herr Legationsrat?

ALFA: Vorläufig werden wir gut bezahlt.

BETA: Morris läßt sich die Konferenz etwas kosten.

ALFA: Ein Amerikaner weiß, was er will. Ziehen Sie den Humanitätsdusel ab: der Rest ist bare Münze. Wenn die größten Banken Amerikas Geld in eine Sache stecken, dann hat sie einen praktischen Zweck. Vielleicht kommen wir so weiter als mit unserer ewigen nationalen Rivalität.

BETA: Was ist Morris für ein Mensch?

ALFA: Sohn des berühmten Stahlmagnaten, wünscht er die Milliarden seines Vaters ebenso nützlich wie nutzbringend anzulegen. Sie werden ihn übrigens gleich sehen. Er gibt vor Beginn der Sitzung einen Tee.

BETA: Hier im Palais-Royal?

ALFA: In diesem Salon. Sie kennen den Spleen der Amerikaner für historische Stätten. Da die Konferenz in Paris stattfindet, hat der Völkerbund seine Räume im Palais-Royal zur Verfügung gestellt.

BETA: Wie alt ist Morris?

ALFA: Jung genug, um eine der schönsten Frauen Frankreichs als Geliebte zu haben. Aber wir schweifen ab.

BETA: Lieber Legationsrat, Klatsch ist die Basis der Politik. Wie heißt die Frau?

ALFA: Josephine Delmars von der Comédie-Française. Ist Ihnen das ein Begriff?

BETA: Offen gesagt, ich verstehe nichts vom Theater.

ALFA: Die Delmars auch nicht. Aber sie versteht, die Männer zu behandeln. Sie wird beim Tee die Honneurs machen. Morris weiß, daß die Frauen immer noch eine große Rolle in der europäischen Politik spielen. Er hat ihr eine prachtvolle Villa am Bois de Boulogne eingerichtet. Dort herrscht sie wie eine Königin zur Zeit des Empire.  
(*Napoleon ist währenddessen eingetreten und setzt sich an einen Tisch.*)

BETA: So dürfte der alte Traum Napoleons von den Vereinigten Staaten Europas in Erfüllung gehen?

ALFA: Sie sehen, es gibt nichts Neues in der Politik, das nicht schon längst dagewesen wäre. Kommen Sie, ich zeige Ihnen den Konferenzsaal.

(*Sie gehen in den anstoßenden Raum.*)

NAPOLEON: Kellner!

ERSTER DIENER: Exzellenz befehlen?

NAPOLEON: Geben Sie mir einen Wermut.

ERSTER DIENER: Verzeihung, gleich wird Tee gereicht. Wenn Exzellenz zu warten geruhen . . .

NAPOLEON (*wirft die Mappe auf den Tisch*): Ich trinke keinen Tee. Das ist eine verdammte englische Gewohnheit.

ERSTER DIENER: Ich lasse sofort eine Flasche besorgen. Welche Marke wünschen Exzellenz?

NAPOLEON: Echten italienischen Wermut. Nicht dies verfälschte französische Zeug.

ERSTER DIENER: Exzellenz werden zufrieden sein.

NAPOLEON: Seit wann ist Ihr Café im ersten Stock? Früher war es unter den Kolonnaden.

ERSTER DIENER: Das muß ein Irrtum sein, Exzellenz.

NAPOLEON: Haben Sie ein Billard hier?

ERSTER DIENER: Ein Billard?

NAPOLEON: Ich möchte ein paar Kugeln probieren.

ERSTER DIENER: Wir haben leider kein Billard. Darf es etwas anderes sein?

NAPOLEON: Ein trauriges Lokal. Wo kann man hier austreten?

ERSTER DIENER: Erste Tür links, wenn ich bitten darf.  
(*Napoleon ab.*)

ERSTER DIENER (*zum zweiten*): Hast du Worte? Was der alles will! Der will hier Billard spielen!

ZWEITER DIENER: Das ist sicher ein Bolschewik.

ERSTER DIENER: Mit solchen Leuten muß man sich abgeben! (*Er geht schimpfend ab.*)

NAPOLEON (*kommt zurück*): Kellner, kommen Sie her!

ZWEITER DIENER: Exzellenz?

NAPOLEON: Ich frage, wo die Toilette ist. Weshalb schicken Sie mich ins Badezimmer?

ZWEITER DIENER: Exzellenz, hier gibt es kein Badezimmer.

NAPOLEON: Was rauscht denn da so?

ZWEITER DIENER: Das ist die Wasserspülung.

NAPOLEON: Glauben Sie, ich habe Lust, fortzuschwimmen? Vorwärts, kommen Sie mit.  
(*Beide ab. Josephine Delmars und der Präsident der Konferenz treten ein.*)

JOSEPHINE: Herr Präsident, Mr. Morris hat mich gebeten, ein Wort mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen. Wir kennen Ihren gewaltigen Einfluß auf die Teilnehmer der Konferenz. Sie haben die Verhandlungen mit großem Takt geleitet und uns jede Unterstützung gewährt. Wir bitten Sie um einen persönlichen Dienst.

PRÄSIDENT: Gnädige Frau, wir arbeiten an einer gemeinsamen Sache. Ich tue nur meine Pflicht.

JOSEPHINE: Eine Frau muß noch diplomatischer sein als die Diplomaten. Das lernt man am Theater.

PRÄSIDENT: Als Verehrer Ihrer Kunst werde ich auf jede Nuance achten.

JOSEPHINE (*legt leicht die Hand auf seinen Arm*): Sie sind sehr charmant, Präsident. Mr. Morris hat die Absicht, in der heutigen Sitzung eine Entscheidung herbeizuführen. Nachdem die Arbeiten so weit vorgeschritten sind, glaubt er, jede weitere Diskussion könnte der Sache schaden.

PRÄSIDENT: Die Spannung ist aufs höchste gestiegen.

JOSEPHINE: In einer halben Stunde beginnt die Sitzung. Mr. Morris hat die prominentesten Köpfe zu einem Tee gebeten, den ich gleich servieren lasse. Er wird den Herren eine hochpolitische Mitteilung

- machen. Er möchte vor Beginn der Sitzung die Vertreter der wichtigsten Nationen für seinen Plan gewinnen, so daß sich später in der Debatte kein Widerspruch erhebt.
- PRÄSIDENT: Ich begreife. Mr. Morris wünscht einstimmige Annahme.
- JOSEPHINE: Die Besprechung ist geheim. Man muß' die Herren bei ihrer Eitelkeit packen. Das geht am besten bei einer Tasse Tee.
- PRÄSIDENT: Gnädige Frau, Sie verstehen erstaunlich viel von Politik. Schade, daß Sie beim Theater sind.
- JOSEPHINE: Wollen wir die Rollen tauschen, Herr Präsident?
- PRÄSIDENT: Ich bin leider zu alt für die Bühne.
- JOSEPHINE: Sie unterschätzen die Comédie-Française.
- ERSTER DIENER (*meldend*): Die Herren warten im blauen Salon.
- JOSEPHINE: Es ist gut.
- ZWEITER DIENER (*meldend*): Mr. Morris ist soeben vorgefahren.
- JOSEPHINE: Sagen Sie, ich erwarte ihn hier. Lieber Präsident, wollen Sie den Herren einen Augenblick Gesellschaft leisten? Wir empfangen sie sofort.
- PRÄSIDENT (*küßt ihr die Hand*): Ich werde sie in Ihrem Sinne vorbereiten. (*Ab. Während Josephine sich pudert, tritt Morris ein, gefolgt von einem Sekretär.*)
- MORRIS: Ich komme soeben vom Ministerpräsidenten. Man gibt mir zu Ehren ein Diner. Was diese Leute mit Essen für Zeit vertrödeln! Reden und Essen scheint die wichtigste Beschäftigung in Europa.
- JOSEPHINE: Du vergißt die Frauen, mein Lieber.
- MORRIS (*legt kameradschaftlich den Arm um sie*): Mir ist zumute wie Napoleon am 18. Brumaire. Ich werde einen Staatsstreich machen. (*Zum Sekretär:*) Die Besprechung dauert zwanzig Minuten. Versuchen Sie unterdessen, New York zu erreichen. Ich will wissen, wie die Stimmung an der Börse ist.
- SEKRETÄR: Haben Sie Nachrichten für Washington?
- MORRIS: Nein. Ein Flugzeug soll heute abend startbereit sein. Ich will mich einen Tag am Mittelmeer erholen. (*Sekretär ab.*)
- Hast du deine Sache gut gemacht?
- JOSEPHINE: Sie hat mir einen Handkuß und zwei Komplimente mitgetragen.
- MORRIS: Wann lernen diese Leute endlich, sachlich zu sein!
- JOSEPHINE: Du vergißt ihre Tradition. Sie sind mit Romantik gesäugt und mit Pflichtbewußtsein aufgezogen.
- MORRIS: Europa besteht aus lauter Geheimräten. Das Durchschnittsalter eurer Parlamentarier ist zwischen fünfzig und sechzig. Die Greise regieren, und die Jugend verkümmert.
- JOSEPHINE: Die Jugend, lieber Freund, liegt auf den Schlachtfeldern begraben.
- MORRIS: Eine neue Jugend ist herangewachsen. Und wenn wir nicht bald dafür sorgen, daß diese Jugend ihre Mission erfüllt, wird eine viel schrecklichere Katastrophe eintreten als im August 1914.
- JOSEPHINE: Das klingt sehr revolutionär.
- MORRIS: Bei uns werden Revolutionen gemacht, bevor sie ausbrechen. Das kostet mehr Geld, aber weniger Blut.

JOSEPHINE: Ihr seid zu vernünftig. Ihr seid Rechner. Wir werden uns nie verstehen.

*(Napoleon kommt zurück und setzt sich an seinen Tisch.)*

MORRIS: Wer ist das?

JOSEPHINE: Ein neuer Mann. Ich habe keine Ahnung. Ich sehe ihn heute zum erstenmal. *(Sie gibt dem Diener einen Wink und sagt leise zu ihm:)* Kennen Sie den Herrn?

DIENER: Ich glaube, es ist der russische Delegierte.

MORRIS: Seit wann besucht Rußland unsere Konferenz?

JOSEPHINE: Soll ich ihn fragen?

MORRIS: Auf keinen Fall. Mir ist jeder willkommen.

JOSEPHINE *(zum Diener)*: Bitten Sie die Herren einzutreten und servieren Sie dann den Tee.

*(Diener öffnet die Tür zum blauen Salon. Die Delegierten treten ein unter Führung des Präsidenten. Darunter Alfa, Beta, Gamma, Delta, Epsilon, Zeta. Es sind typische Vertreter von Professoren, Industriellen und Diplomaten. Während des Folgenden wird Tee gereicht.)*

MORRIS: Sehr erfreut, Sie zu sehen, meine Herren. Wir sind ganz unter uns. Tun Sie sich keinen Zwang an. Es ist mir ein Bedürfnis, die hervorragenden Vertreter der Nationen im intimen Kreis zu versammeln.

JOSEPHINE: Bitte, nehmen Sie Platz, meine Herren.

*(Alle gruppieren sich. Napoleon sitzt abseits an seinem Tisch.)*

MORRIS: Ich möchte Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen. Ich fasse mich kurz. Die Kommissionen haben ihre Arbeit getan. Die Ergebnisse liegen klar zutage. Wir wissen jetzt, was geschehen muß, um Europa in absehbarer Zeit zu einigen. Alles drängt zur Entscheidung. *(Er nimmt eine Tasse Tee.)* Erwarten Sie von mir keinen summarischen Bericht. Der wird im Plenum erfolgen. Ich habe Sie hergebeten, um einen Entschluß zu hören. Wir stehen am Ende der Debatte. Die Konferenz darf nicht auseinandergehen ohne ein positives Resultat. Sie sind von Ihren Regierungen mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet. Die Schwierigkeiten, die noch vor einer Woche unüberbrückbar erschienen, sind zu beheben. Das haben die letzten Aussprachen gezeigt. Wir können zu einer Verständigung kommen. Ich wiederhole, meine Herren: das wichtigste Problem, das die Welt in den nächsten Jahren bewegt, das die Zukunft von Millionen Menschen angeht, muß gelöst werden. Und wir werden es lösen. Ich bitte um Ihre Meinung, Herr Geheimrat.

GAMMA: In welcher Hinsicht, wenn ich fragen darf?

MORRIS: Ich möchte eine bindende Erklärung: Sind Sie namens Ihrer Regierung zur Mitarbeit entschlossen?

GAMMA: Ich bin nur für Wirtschaftsfragen zuständig. Was darüber hinausgeht, entzieht sich meiner Kompetenz.

MORRIS: Sie werden zugeben, daß Ihre Bereitschaft ein ungeheurer Fortschritt für uns wäre?

GAMMA: Nach sorgfältiger Prüfung der bisherigen Ergebnisse halte ich jeden Entschluß für verfrüht.

MORRIS: Und Sie, Herr Generaldirektor?

DELTA: Ich teile die Meinung meines verehrten Kollegen. Ich gehe noch

einen Schritt weiter. Ich glaube nicht, daß die nationalen Eigentümlichkeiten der europäischen Völker eine Staatseinheit vertragen. Ein südfranzösischer Bauer und ein norddeutscher Arbeiter haben nichts miteinander zu tun.

MORRIS: Wir haben im Krieg noch ganz andere Mischungen gesehen.

DELTA: Da kämpfte jede Nation um ihr Leben.

MORRIS: Sagen Sie lieber: gegen ihr Leben.

JOSEPHINE: Meine Herren, wir betreten ein gefährliches Gebiet. Darf ich diesen harmlosen Kuchen reichen?

PRÄSIDENT: Gnädige Frau, wenn die Frauen regierten, wäre alles viel einfacher.

JOSEPHINE: Wünschen Sie sich das nicht, Herr Präsident. Wir sind Anarchisten.

PRÄSIDENT: Was würden Sie tun, wenn Sie die Macht hätten?

JOSEPHINE: Ich würde Sie alle auf Urlaub schicken.

PRÄSIDENT: Eine glänzende Idee!

MORRIS: Ich möchte Ihr Urteil hören, Herr Botschafter.

EPSILON: Die statistischen Erhebungen haben bewiesen, daß die Produktionskosten für Getreide . . .

MORRIS: Keine Details, bitte. Ich will nicht die Bäume sehen, sondern den Wald.

EPSILON: Ich fürchte, Sie sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht.

MORRIS: Dann muß man die Bäume fällen.

GAMMA: Mr. Morris, wir bewundern Ihr Temperament. Aber als Holzfäller werden Sie nicht aufbauen, sondern entwurzeln. Man kann jahrhundertelange Institutionen nicht mit einem Schläge ändern. Sie betrachten die Dinge zu sehr als außenstehender Mensch.

MORRIS: Nein, Herr Geheimrat. Es gibt keinen Menschen, der außerhalb der Menschheit steht. Wenn ich im Namen dieser Menschheit spreche, so bitte ich, das meiner Jugend zugute zu halten. Ich glaube, ich bin unter Ihnen allen der Jüngste. Ich und der Herr Kollege da drüben . . . *(Er weist auf Napoleon.)* Die Idee, für die ich kämpfe, bedeutet für Generationen eine neue Lebensaufgabe. Die ganze amerikanische Jugend steht hinter mir. Da können ruhig ein paar Eichen fallen.

DELTA: Wir sind überzeugt, daß Amerika seine Geschäfte nur aus Idealismus macht. Wir möchten gerne wissen, was uns das Geschäft kostet.

MORRIS: Weniger als ein verlorener Krieg.

GAMMA: Bis jetzt hat Amerika ganz gut an uns verdient.

MORRIS: Die Kanonen bringen kein Gold mehr. Ein neuer Konflikt in Europa würde auch für uns verhängnisvoll werden. Amerika braucht einen ebenbürtigen Konkurrenten. Wir fordern Ihren Zusammenschluß, weil wir ein dringendes Interesse daran haben. Weil ein geschwächtes Europa eine wirtschaftliche Gefahr für uns bedeutet. Ich wende mich an Sie, Exzellenz, der Sie bisher die stärkste Initiative bewiesen haben. Retten Sie die Situation durch ein mutiges Bekenntnis.

ZETA: Ich erkläre im Namen meiner Regierung: Wir werden jedes Programm unterstützen, das den Frieden und das Leben der Völker garantiert. Wir haben in der Frage der Abrüstung weitgehende Kon-

zessionen gemacht. Wir stehen auch der Vereinheitlichung des Münzwesens sympathisch gegenüber. Aber wir haben wegen unserer besonderen geographischen Lage gegen die Öffnung der Grenzen und den Abbau der Zölle die schwersten Bedenken. Hier müßten wir in jedem Falle Privilegien fordern.

MORRIS: Ist das Ihr letztes Wort?

ZETA: Ich sehe keinen anderen Ausweg.

MORRIS: Und Sie, Herr Legationsrat?

ALFA: Die innerpolitischen Schwierigkeiten in unserem Lande sind zu groß. Meine Regierung könnte vor dem Parlament nicht die Verantwortung übernehmen.

MORRIS: Ich fürchte, so kommen wir nicht weiter. *(Er erhebt sich.)* Meine Herren, ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen. Ich stelle mit Bedauern fest: Zukunft, Glück und Gedeihen eines großen Teiles der Menschheit wird von den Politikern sabotiert. Und wer sind diese Politiker? Es sind dieselben Herren in allen Ländern, die während des Krieges regiert haben; die für das entsetzliche Blutbad verantwortlich sind, das zum Grauen der Überlebenden unser Gedächtnis belastet. Meine Herren, wir sehen dasselbe Schauspiel wie damals: jeder weiß, daß etwas geschehen muß und keiner tut etwas. Einer schiebt die Schuld auf den anderen.

DELTA: Sind wir hergekommen, um die Schuldfrage zu erörtern?

MORRIS: Sie haben mit dieser Erörterung nicht nur den Krieg, sondern auch den Frieden verloren. Wenn eine kleine Schar von Männern die Gefahr erkennt, die der Welt droht — denn morgen kann die Katastrophe wieder beginnen —, dann sind wir entschlossen zu handeln, bevor es zu spät ist. Meine Herren, jetzt ist es soweit. *(Er zieht ein Aktenstück hervor.)* Ich habe die Ehre, Ihnen folgendes zu eröffnen. Dieses Dokument, von dem ich Ihnen vertraulich Kenntnis gebe, trägt die Namen von zwanzig führenden Persönlichkeiten der amerikanischen Wirtschaft. Dies Konsortium kontrolliert drei Viertel des amerikanischen Kapitals. Als dessen Vertreter habe ich die Vollmacht, Sie zu verständigen, daß wir keiner europäischen Nation mehr Kredit gewähren, die sich nicht durch bindende Entschlüsse verpflichtet, an dem Aufbau der Vereinigten Staaten Europas mitzuwirken. Ich bitte, das Dokument zur Kenntnis zu nehmen. *(Er legt das Dokument auf den Tisch.)* Persönlich möchte ich hinzufügen: ich habe von meinem Privatvermögen die Summe von hundert Millionen Dollar dazu bestimmt, um die europäische und amerikanische Jugend für diesen Gedanken zu gewinnen. Die ersten Fachleute stehen mir zur Verfügung. In kurzer Zeit werden Sie in den Schulen und Universitäten den Erfolg spüren. Die Presse der ganzen Welt wird sich damit beschäftigen. Sie sehen, ich spiele mit offenen Karten.

GAMMA: Man kann Ideale nicht kaufen.

MORRIS: Aber man kann sie verwirklichen.

DELTA: Wir zweifeln nicht, daß mit Geld alles zu machen ist.

MORRIS: Aus Ihrem Munde, Herr Generaldirektor, klingt dieser Vorwurf etwas sonderbar. Ich glaube, Sie werden sich umstellen müssen. Geld ist nicht mehr Macht, Geld ist Verantwortung. Die doktrinären Begriffe des 19. Jahrhunderts sind durch Amerika überholt.

EPSILON: Mit einem Wort: Sie erdrosseln uns. Das Dokument bedeutet den Bankerott Europas.

MORRIS: Oder seinen Aufstieg. Wie man es nimmt.

GAMMA: Sie vernichten mit einem Federstrich uralte Kulturen, deren Eigenart die Größe Europas ausmacht.

MORRIS: Wollen Sie die Kultur immer noch mit Maschinengewehren verteidigen?

GAMMA: Lieber als durch eine Finanzdiktatur.

MORRIS: Meine Herren, Sie zwingen mich zu einer Maßnahme, die ich gern vermieden hätte. Ich hatte gehofft, wir würden uns einigen. Es scheint anders zu kommen. Sie haben zehn Minuten Bedenkzeit. Beharren Sie auf Ihrem Standpunkt, so gebe ich dies Dokument, dessen Geheimhaltung in meinem Ermessen steht, vor Beginn der Sitzung in die Öffentlichkeit. Sie wissen, was dieser Schritt bedeutet. Die Sperrung der amerikanischen Kredite wird für Europa unabsehbare Folgen haben. Ersparen Sie mir die Einzelheiten. Ich frage Sie: wollen Sie das Risiko eingehen? Wollen Sie in dieser historischen Stunde genötigt sein, aus materiellen Gründen eine Verpflichtung zu übernehmen, die Sie aus ideellen längst hätten erfüllen müssen? Wollen Sie das vor Ihren Völkern verantworten?

*(Schweigen.)*

EPSILON: Wir sind in einer Zwangslage.

GAMMA: Geben Sie uns vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.

MORRIS: Nein, meine Herren. Sie hatten Jahre Bedenkzeit.

JOSEPHINE: Darf ich den Herren ein paar Erfrischungen reichen?

DELTA: Danke, gnädige Frau. Wir sind genug erfrischt.

JOSEPHINE: Vielleicht einen Cognac, meine Herren?

PRÄSIDENT: Gnädige Frau, wir sind in einer schwierigen Lage. Wenn die Parteien uneinig sind, müssen die Neutralen vermitteln.

JOSEPHINE: Ich finde die Spannung sehr interessant. Wir nennen das auf dem Theater den dramatischen Höhepunkt.

PRÄSIDENT: Haben Sie da auch so gute Redner?

JOSEPHINE: Nein. Aber bessere Schauspieler.

BETA: Ich muß schweren Herzens eine Erklärung abgeben. Ich stelle mich unter diesen Umständen auf den Boden der Tatsachen. Ich lege Wert darauf, als erster diese Erklärung abgegeben zu haben.

MORRIS: Schließen die übrigen Herren sich an?

*(Schweigen.)*

Ich bitte die Herren, die anderer Meinung sind, sich zu äußern.

*(Schweigen.)*

Also sind wir einig. Herr Geheimrat, Sie haben wohl die Güte, einen gemeinsamen Beschluß zu formulieren, der von sämtlichen Herren unterzeichnet wird. Wir lassen das Schriftstück bei Beginn der Sitzung verlesen.

NAPOLEON *(schlägt mit der Faust auf den Tisch)*: Ich protestiere! Das ist eine unverschämte Herausforderung.

MORRIS: Ihr Protest kommt etwas spät.

NAPOLEON: Ich wollte sehen, wie weit die Demütigung gehen würde. Meine Erwartungen sind übertroffen. Sie verraten Ihre Heimat für lumpiges Geld. Sie liefern Ihre Völker ans Messer der gewissen-

- losesten Räuberbande, die mit feierlichen Phrasen die Welt ausbeutet.
- MORRIS: Sie sind nicht sehr höflich.
- NAPOLEON: Mit Ihnen rede ich nicht. Ich wende mich an Sie, deren Nationen die Träger einer ruhmreichen Geschichte sind. Wollen Sie Ihre Freiheit an die schlimmsten Sklavenhalter verkaufen?
- DELTA: Unsere Freiheit ist längst verkauft.
- NAPOLEON: Grund genug, sie zurückzuerobern. Es geht um ganz andere Dinge als um Wirtschaftsfragen. Europa kann nur sich selber retten. Unsere einzige Waffe ist unsere Unabhängigkeit. Sie unterschreiben Ihr Todesurteil.
- GAMMA: Wir stehen vor einem Ultimatum.
- NAPOLEON: Sie stehen vor einer Erpressung.
- DELTA: Wir sind auf Kredit angewiesen. Wir haben Schulden.
- NAPOLEON: Wer zwingt Sie, die Schulden zu zahlen?
- ZETA: Das bedeutet den Bruch mit Amerika.
- NAPOLEON: Amerika! Wollen Sie sich ewig von diesem Wort betören lassen?
- MORRIS: Wir kennen die russischen Methoden. Was sind die Folgen? Mord und Hungersnot.
- GAMMA: Wissen Sie einen Ausweg? Wir wissen keinen. Europa kann sich nicht ernähren. So fängt die Sache an.
- NAPOLEON: Rußland hat unerschöpfliche Quellen. Man wird diese Quellen erschließen.
- MORRIS: Sagen Sie das nicht uns, sondern Ihrer Regierung.
- NAPOLEON: Schlimmstenfalls muß man den Feldzug von 1812 wiederholen.
- MORRIS: Der mit Napoleons Niederlage endete?
- NAPOLEON: Lassen Sie Napoleon aus dem Spiel.
- DELTA: Wenn der hier säße, würden wir anders verhandeln.
- MORRIS: Ich glaube kaum, meine Herren. Wir würden ihn bitten, ein Jahr nach New York zu reisen und sich im Bankfach umzusehen. Und dann würden wir weiterreden.
- NAPOLEON: Meinen Sie?
- MORRIS: Die Meinungsverschiedenheit ist nicht so groß. Denken Sie an das Wort in seinem Testament: «Ich war genötigt, Europa durch Waffen zu bändigen; heutigentags muß man es überzeugen.»
- NAPOLEON: Wenn ein besiegter, zu Tode gehetzter Mensch auf eine ver-seuchte Insel gesperrt wird, was bleibt ihm übrig, als an die Vernunft zu appellieren! Die Nachwelt hat dies Bekenntnis auf das Schauerlichste widerrufen. Man kann die Völker nicht überzeugen. Man kann sie nur zwingen.
- MORRIS: Man kann sie sogar zur Vernunft zwingen.
- GAMMA: Dazu braucht man ein Genie wie Napoleon.
- NAPOLEON: Wer sagt Ihnen, daß dieses Genie nicht existiert?
- MORRIS: Wenn es existiert, ist es bestimmt kein General.
- NAPOLEON: Nur ein Machthaber kann in Europa Ordnung schaffen.
- MORRIS: Das haben wir mit Schrecken erlebt.
- DELTA: Herr Kollege, Sie sind Anhänger der Weltrevolution. Wir sind es nicht.

NAPOLEON: Ich bin kein Revolutionär.

MORRIS: Was sind Sie denn?

NAPOLEON: Das tut nichts zur Sache. Aber in einem Punkt bin ich mit den Revolutionären einig. Mögen die Ziele ihrer Politik richtig oder falsch sein, das wird die Zukunft lehren. Ihre Methoden sind die einzig möglichen. Die Demokratie wird die Völker zugrunde richten. Der Parlamentarismus ist der größte Schwindel, mit dem ohnmächtige Parteigünstlinge die Entwicklung Europas hemmen. Sie sind der beste Beweis, meine Herren.

ZETA: Und wie stellen Sie sich die Einigung Europas vor?

NAPOLEON: Durch Waffengewalt.

MORRIS: Das bedeutet den hundertjährigen Krieg.

NAPOLEON: Was sind Millionen Tote vor diesem Ziel! Auch mein Traum ist die soziale Wiedergeburt Europas. Aber dieser Zustand wird nicht durch wirtschaftliche Mittel erreicht, sondern durch militärische Macht.

MORRIS: Das ist der Bankrott des menschlichen Geistes.

NAPOLEON: Täuschen wir uns nicht. Es wird ewig Kriege geben. Jeder Mord ist der Keim einer neuen Schlacht. So wenig wie Sie Geburt und Tod aus der Welt schaffen, werden Sie verhindern, daß Blut fließt. In dieser entscheidenden Stunde, in der Sie die Macht preisgeben, hören Sie auf meine Stimme! Sie haben nur einen Feind: das ist Amerika. Früher oder später wird Sie das Schicksal ereilen. Dann sind Sie wehrlos.

ALFA: Wir können doch nicht mit Amerika Krieg führen!

NAPOLEON: Schließen Sie ein Bündnis zum Schutz Ihrer Existenz. Schaffen Sie eine europäische Armee. Stellen Sie nationale Truppenformationen auf, die, von jungen Führern kommandiert, unter einheitlicher Leitung zusammengefaßt werden. Die Jugend Europas wird marschieren. Eine neue Epoche bricht an.

EPSILON: Wer soll das organisieren?

NAPOLEON: Prüfen Sie meine militärischen Fähigkeiten. Ich übernehme den Oberbefehl.

ZETA: Sie überschätzen die Kriegsbegeisterung in Europa.

NAPOLEON: Noch ist der Sinn für Ruhm und Tapferkeit nicht verloren. Geben Sie der Jugend eine Idee, und sie wird dafür kämpfen. Sie kämpft für die Freiheit Europas.

GAMMA: Es handelt sich um zwei Prinzipien. Die Gründung der europäischen Staaten ist eine Machtfrage geworden. Die beiden Prinzipien heißen: Waffen und Geld.

NAPOLEON: Ich stelle den unsichtbaren Heeren toter Geldstücke meine lebendigen Armeen entgegen. Ich sage, wie einst Napoleon unter den Pyramiden: «Soldaten! Jahrhunderte blicken auf euch herab.» Meine Führung ist die des Geistes und der Jugend.

*(Sekretär ist eingetreten und hat Morris einen Zettel gereicht.)*

MORRIS: Ich erhalte soeben einen Funkspruch aus New York. Auf der heutigen Börse sind die Aktien sämtlicher europäischer Industrieunternehmungen rapide gestürzt. Es handelt sich um Einbußen bis zu dreißig Prozent. Der Markt kann das Material nicht mehr aufnehmen. Die Deroute hält an. Meine Herren, Sie sehen . . .

NAPOLEON: Das ist die Kriegserklärung!

DELTA: Ich unterzeichne den Beschluß.

GAMMA: Ich glaube wohl, die Meinung sämtlicher Delegierten auszusprechen, wenn ich erkläre: wir nehmen Ihre Bedingungen an.

MORRIS: Ich freue mich, daß wir einig sind. Die Vernunft hat gesiegt. Sie haben der Menschheit einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Ich beglückwünsche Sie, meine Herren.

PRÄSIDENT: Gnädige Frau, das Plenum ist im Saal versammelt. Darf ich Ihnen im Namen aller Anwesenden für die Liebenswürdigkeit danken, mit der Sie uns bewirtet haben.

JOSEPHINE: Meine Herren, es war mir ein Vergnügen. Meine Dienste sind leider sehr bescheiden.

PRÄSIDENT: Sie haben uns einen bitteren Augenblick durch Ihre Anwesenheit versüßt.

JOSEPHINE: Ich hoffe, es war nicht das letztmal.

*(Während sich die Delegierten von ihr verabschieden, öffnen Diener die Flügeltüren zum Konferenzsaal.)*

MORRIS: Herr Präsident! *(Leise:)* Eine diskrete Frage. *(Auf Napoleonweisend:)* Kennen Sie den Herrn?

PRÄSIDENT: Er ist mir völlig fremd.

MORRIS: Der Mann hat Talent. Aber er ist gefährlich.

PRÄSIDENT: Mir ist rätselhaft, wie er hier hereingekommen ist.

MORRIS: Sie sehen, er hatte eine Mappe. Prüfen Sie seine Vollmacht. Tun Sie es möglichst unauffällig.

PRÄSIDENT: Mr. Morris, verlassen Sie sich auf mich.

*(Die Delegierten begeben sich in den Konferenzsaal. Morris verabschiedet sich mit einem Händedruck von Josephine und folgt ihnen. Napoleon bleibt allein an seinem Tisch. Plötzlich springt er auf und will als letzter in den Saal gehen.)*

PRÄSIDENT: Herr Delegierter, darf ich fragen, in wessen Namen Sie sprechen?

NAPOLEON: Ich spreche in meinem Namen.

PRÄSIDENT: So interessant das Gespräch sein mag: hier ist es nicht am Platze.

NAPOLEON: Haben Sie nur für Schwachsinnige Platz?

PRÄSIDENT: Sie können die Versammlung nicht sprengen.

NAPOLEON: Ich habe ganz andere Versammlungen gesprengt.

PRÄSIDENT: Darf ich um Ihre Vollmacht bitten?

NAPOLEON *(schlägt sich auf die Stirn)*: Meine Vollmacht ist hier!

PRÄSIDENT: Der Saal ist nur für Delegierte offen. Ich bedaure. *(Er schlägt ihm die Tür vor der Nase zu.)*

NAPOLEON *(stampft auf)*: Kanaille! Diese Dummköpfe entscheiden das Schicksal Europas. Hätte ich bloß ein paar Kanonen!

JOSEPHINE: Herr Delegierter, haben Sie eine Zigarette?

NAPOLEON: Madame . . . ich komme soeben von einer Reise. Ich habe leider keinen Tabak.

JOSEPHINE: Schade. Ich hätte gerne mit Ihnen geplaudert. Vielleicht geht es auch ohne Zigarette.

NAPOLEON: Sehen Sie das N auf dieser Türklinke, Madame? Wissen Sie, was das bedeutet?

JOSEPHINE: Es ist der Anfangsbuchstabe Napoleons.

NAPOLEON: Welche Ironie!

JOSEPHINE: Da sind Zigaretten. Darf ich anbieten?

NAPOLEON: Danke, Madame. Ich rauche nicht.

JOSEPHINE (*steckt sich eine Zigarette an*): Sie haben eine mutige Sprache geführt. Das gefällt mir. Seit wann sind Sie in Paris?

NAPOLEON: Ich habe es mit einigen Unterbrechungen immer wieder gesehen.

JOSEPHINE: Bleiben Sie lange hier?

NAPOLEON: Ich bleibe, um ein entsetzliches Unglück zu verhüten. (*Er zeigt auf den Saal.*) Was dort geschieht, Madame, bedroht Ihr Leben und das Ihrer Kinder.

JOSEPHINE: Meiner Kinder? Ich habe nicht die Absicht, so tief in die Politik einzugreifen.

NAPOLEON: Die Macht ist in den Händen von Schwätzern und Betrügnern. Man muß die Bande zum Teufel jagen.

JOSEPHINE: Sie haben kein Glück in der Politik. Vielleicht haben Sie mehr Glück bei Frauen. Besuchen Sie mich. Ich würde mich freuen, Sie wiederzusehen. Ich bin Josephine Delmars.

NAPOLEON: Sie heißen Josephine?

JOSEPHINE: Wundert Sie das?

NAPOLEON: Sonderbar.

JOSEPHINE: Woran erinnert Sie der Name?

NAPOLEON: Sie sind sehr schön, Madame.

JOSEPHINE: Wollen Sie heute abend bei mir speisen? Sie finden einen kleinen Kreis von Menschen. Ziehen Sie Ihren Frack an und kommen Sie.

NAPOLEON: Meinen Frack...?

DIENER (*meldend*): Gnädige Frau, der Wagen ist vorgefahren.

JOSEPHINE: Ich muß ins Theater. Ich erwarte Sie um zehn. Werden Sie kommen?

NAPOLEON: Wir sehen uns wieder, Madame!

(*Josephine lächelt ihm zu und geht. Napoleon bleibt nachdenklich stehen. Dann steckt er, wie in alter Gewohnheit, die rechte Hand in den Rock.*)

### III

*Das Schlafzimmer der Josephine Delmars. Zwei Uhr nachts. Josephine kleidet sich aus und ist im Begriff, ins Bett zu gehen. Die Zofe bedient sie.*

ZOFE: Wünschen gnädige Frau noch etwas?

JOSEPHINE: Es ist gut, mein Kind. Sie können gehen.

ZOFE: Wann soll ich gnädige Frau morgen wecken?

JOSEPHINE: Ich will mich ausschlafen.

ZOFE: Fahren gnädige Frau nicht ins Atelier?

JOSEPHINE: Mein Partner ist krank geworden. Die Aufnahmen sind unterbrochen. Es ist fraglich, ob wir den Film zu Ende drehen.

ZOFE: Schade um das schöne Kleid. Gnädige Frau sehen im historischen Kostüm wunderbar aus.

JOSEPHINE: Finden Sie?

ZOFE: Das finden alle. Wer gnädige Frau als Madame Pompadour gesehen hat, wird es nie vergessen.

JOSEPHINE: Diesmal drehen wir einen Film aus der Revolution.

ZOFE: Ich habe eine Bitte an gnädige Frau.

JOSEPHINE: Was denn, mein Kind?

ZOFE: Könnte ich einmal mitspielen?

JOSEPHINE: Meine Liebe, Sie sind zu hübsch für den Film.

ZOFE: Ich kann mich ja schminken.

JOSEPHINE: Haben Sie denn Talent?

ZOFE: Ich mache alles nach, was man mir vormacht.

JOSEPHINE: Ein trostloser Beruf. Seien Sie froh, daß Sie nichts damit zu tun haben. Ist das Telephon umgestellt? Ich möchte noch ein Gespräch führen.

ZOFE: Ich stelle sofort um. Angenehme Ruhe, gnädige Frau.

JOSEPHINE: Gute Nacht, mein Kind.

*(Zofe ab.)*

JOSEPHINE *(legt sich ins Bett und nimmt den Hörer)*: Ségur 2241. Hallo! Odette! Störe ich? Nein, ich gehe gerade ins Bett. Das heißt, ich bin schon im Bett. Du auch? Allein? Gratuliere. Was ich gemacht habe? Ich hatte ein paar Leute zum Souper. Nein, lauter Männer. Es war ziemlich langweilig. Morris ist an die Riviera gefahren. Danke. Wir vertragen uns ausgezeichnet. Er ist sehr klug, sehr taktvoll . . . Das weiß man bei diesen Leuten nie. Sie sprechen nur von Geschäften. Sie haben keine Zeit, sich zu verlieben. Eigentlich gehen sie uns gar nichts an. Was sagst du? Männer interessieren dich nicht mehr? Warte, ich hole mir eine Zigarette. Jetzt zünde ich sie an . . . Ich muß dir etwas erzählen. Du wirst mich auslachen. Ich habe heute einen Mann gesehen, der mir gefallen hat. Im Gegenteil: klein, dick, mit einer unmöglichen Hose. Sehr energisch. Fast brutal. Du hättest hören sollen, wie er die vornehme Gesellschaft im Palais-Royal behandelt hat! Keine Ahnung. Wir dachten, es sei der russische Delegierte. Ich habe ihn zum Souper eingeladen. Natürlich ist er nicht gekommen. Eine Laune, meinst du? Du irrst. Die Liebhaber sind dünn gesät. Woher ich das weiß? Das spürt man. Er hat eine Art zu reden, die mich reizt. Er sieht aus wie ein richtiger Mann.

*(Es klopft.)*

Bleib am Apparat. Es klopft. Herein!

ZOFE: Ein Herr wünscht die gnädige Frau zu sprechen.

JOSEPHINE: Mitten in der Nacht? Was soll das heißen?

ZOFE: Der Herr behauptet, die gnädige Frau habe ihn eingeladen.

JOSEPHINE: Aber doch nicht um zwei Uhr nachts! Weshalb haben Sie Licht gemacht?

ZOFE: Er läutet das ganze Haus zusammen.

JOSEPHINE: Wie sieht er denn aus?

ZOFE: Nicht sehr elegant, gnädige Frau. Er hat eine Mappe unterm Arm.

JOSEPHINE: Eine Mappe? Odette, er ist da! Was? Ich soll ihn empfangen?

Du hast gut reden, du liegst in deinem Bett. Du findest die Stunde

sehr originell? Ich auch. Was sagst du? Ich hätte keinen Mut? Du sollst mich kennenlernen. (*Zur Zofe:*) Sagen Sie dem Herrn, ich könnte ihn nur für ein paar Minuten empfangen. Ich lasse bitten.

(*Zofe ab.*)

Was ich an habe? Mein Nachthemd. Soll ich ein Pyjama nehmen? Das lohnt sich nicht. Es ist eins von den Nachthemden, die dir so gefallen. Die Farbe steht mir besonders gut. Ich rufe dich gleich wieder an.

(*Sie hängt an. Napoleon tritt ein.*)

JOSEPHINE: Mein Lieber, Sie kommen reichlich spät.

NAPOLEON: Verzeihung, Madame. Ich hatte keinen Frack. Mein Gepäck ist noch nicht eingetroffen.

JOSEPHINE: Das ist doch kein Grund, wie ein Verrückter zu läuten!

NAPOLEON: Ich bin nicht gewohnt, zu warten.

JOSEPHINE: Sie dringen nachts in mein Haus ein. Sie wecken mein Personal. Sie begehen die Taktlosigkeit zu sagen, daß ich Sie erwarte . . . Weshalb schweigen Sie?

NAPOLEON: Es gibt Situationen, in denen man handeln muß.

JOSEPHINE: Sie reden wie ein Feldwebel.

NAPOLEON: Ich rede, wie ich bin.

JOSEPHINE: Was sind Sie für ein Landsmann?

NAPOLEON: Ich bin Korse.

JOSEPHINE: Sie stammen aus dem Land der Blutrache? Sind Sie so gefährlich?

NAPOLEON: Wie meinen Sie das?

JOSEPHINE: Sind Sie imstande, einen Menschen zu töten?

NAPOLEON: Sprechen wir lieber von etwas anderem.

JOSEPHINE: Merkwürdig. Ich kenne Sie nicht, und Sie sehen mich heute zum erstenmal. Und wir plaudern wie alte Bekannte. Weshalb starren Sie mich so an?

NAPOLEON: Ich denke nach, Madame.

JOSEPHINE: Woran denken Sie?

NAPOLEON: Ich sehe Sie nicht zum erstenmal.

JOSEPHINE: Haben Sie mich auf der Bühne gesehen?

NAPOLEON: Auf welcher Bühne?

JOSEPHINE: Ich spiele mit Vorliebe historische Rollen. Wenn ich im Kleid eines früheren Jahrhunderts vor dem Spiegel stehe, habe ich oft das Gefühl, als hätte ich das schon erlebt. Ich brauche nicht zu spielen. Ich bin es.

NAPOLEON: Vielleicht sind Sie es wirklich.

JOSEPHINE: Das klingt ja beinahe geistreich.

NAPOLEON: Sie spotten, Madame.

JOSEPHINE: Ich spottete nicht. Sie sind mir unheimlich. Und ich begehe auch noch den Fehler, es Ihnen zu sagen.

NAPOLEON: Weshalb haben Sie mich eingeladen?

JOSEPHINE: Aus Neugierde.

NAPOLEON: Wollten Sie mich in eine Falle locken?

JOSEPHINE: Wie eingebildet die Männer sind!

NAPOLEON: Seien Sie vorsichtig, Madame. Die Laune einer Frau hat Grenzen.

JOSEPHINE: Sie mißverstehen mich. Ich habe keine Angst.

NAPOLEON: Ich lasse nicht mit mir spielen.

JOSEPHINE: Reden Sie nicht so pathetisch. Erzählen Sie mir lieber etwas.

NAPOLEON: Interessieren Sie sich für Politik?

JOSEPHINE: Um Gottes willen! Um zwei Uhr nachts!

NAPOLEON: Ich fürchte, ich langweile Sie.

JOSEPHINE: Heute nachmittag waren Sie so mutig. Und jetzt sind Sie schüchtern. Wie kommt das?

NAPOLEON (*nimmt ihre Hand*): Sie geben mir meinen Mut zurück.

JOSEPHINE: Ich glaube, Sie haben viele Frauen geliebt.

NAPOLEON: Dazu hatte ich keine Zeit.

JOSEPHINE: Hatten Sie so viel zu tun?

NAPOLEON: Ich habe nur eine Frau geliebt.

JOSEPHINE: Wie hieß sie?

NAPOLEON (*Josephine. (Er küßt ihre Hand.)*)

JOSEPHINE (*zieht die Hand zurück*): Wie sah sie aus?

NAPOLEON: Sie hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit Ihnen.

JOSEPHINE: Und wo ist sie jetzt?

NAPOLEON: Sie ist tot.

JOSEPHINE: Haben Sie sie umgebracht?

NAPOLEON: Für was halten Sie mich, Madame?

JOSEPHINE: Ich halte Sie zu allem fähig.

NAPOLEON: Sie war meine beste und treueste Kameradin. Ihr verdanke ich, was ich geworden bin.

JOSEPHINE: Was sind Sie denn geworden?

NAPOLEON: Darüber möchte ich schweigen.

JOSEPHINE: Weshalb? Ist das ein Geheimnis?

NAPOLEON: Ich habe Gründe, nicht davon zu reden.

JOSEPHINE (*legt die Hand auf seinen Arm*): Und wenn ich Sie darum bitte?

NAPOLEON: Auch dann nicht, Madame.

JOSEPHINE: Sind Sie so eigensinnig?

NAPOLEON: Ich habe in meinem Leben gelernt, daß man Frauen nichts sagen soll.

JOSEPHINE: Wo haben Sie denn gelebt? Auf dem Mond?

NAPOLEON: So weit bin ich leider nicht gekommen.

JOSEPHINE: Sie reden wie vor hundert Jahren.

NAPOLEON: Ich glaube kaum, daß sich die Menschen in hundert Jahren ändern.

JOSEPHINE: Die Männer nicht. Aber die Frauen.

NAPOLEON: Lügen die Frauen heute weniger?

JOSEPHINE: Sie brauchen nicht mehr zu lügen. Sie haben den Mut, das zu sein, was sie sind.

NAPOLEON: Sie sprechen in Rätseln, Madame.

JOSEPHINE: Ich spreche sehr klar. Ich werde es Ihnen beweisen. Vor sechs Stunden habe ich Sie getroffen. Sie haben mir gefallen. Ich habe Sie gebeten, mich zu besuchen. Das wäre früher unmöglich gewesen. Und jetzt sind Sie da.

NAPOLEON: Allerdings.

JOSEPHINE: Und Sie? Sie benehmen sich, wie ein Mann sich immer benimmt. Sie sitzen hier, Sie starren mich an, Sie reden. Habe ich recht?

NAPOLEON: Was soll ich denn tun, Madame?

JOSEPHINE: Fällt Ihnen gar nichts ein?  
 NAPOLEON: Nicht das geringste.  
 JOSEPHINE: Genau wie vor hundert Jahren. Den Männern fällt nie etwas ein.  
 NAPOLEON (*steht auf*): Leben Sie wohl, Madame.  
 JOSEPHINE: Sie wollen schon gehen?  
 NAPOLEON: Wir haben die Rollen getauscht. Jetzt fangen Sie an, mir unheimlich zu werden.  
 JOSEPHINE: Ich? Eine schwache Frau?  
 NAPOLEON: Sie haben es leicht. Ihnen kann nichts geschehen.  
 JOSEPHINE: Und Ihnen?  
 NAPOLEON: Ich fürchte, ich verliere die Schlacht.  
 JOSEPHINE: Sie müssen Ihre Truppen zum Angriff führen.  
 NAPOLEON: Ich habe keine Truppen mehr.  
 JOSEPHINE: Man soll immer so tun, als hätte man die Übermacht.  
 NAPOLEON: Wem sagen Sie das!  
 JOSEPHINE: Mut, Herr General.  
 NAPOLEON: Die Kunst des Rückzugs ist eine strategische Aufgabe.  
 JOSEPHINE: Hören Sie auf mit Ihrem strategischen Quatsch! Wir leben im 20. Jahrhundert.  
 NAPOLEON: Ich muß mich erst daran gewöhnen.  
 JOSEPHINE: An was?  
 NAPOLEON: Daß die Frauen bessere Soldaten sind als wir.  
 JOSEPHINE: Schade, mein Lieber, Sie sind feige.  
 NAPOLEON: Das hat mir noch kein Mensch gesagt!  
 JOSEPHINE: Sie hatten die beste Gelegenheit, mich vom Gegenteil zu überzeugen. Sie haben die Gelegenheit verpaßt. Jetzt bestelle ich Ihnen ein Auto.  
 NAPOLEON: Ein Auto?  
 JOSEPHINE: Sie können doch nicht zu Fuß nach Hause gehen. Sie finden um diese Zeit kein Auto.  
 NAPOLEON: Bitte, tun Sie das nicht.  
 JOSEPHINE: Sie sind ein sonderbarer Mensch. In welchem Hotel wohnen Sie?  
 NAPOLEON: Ich habe keine Wohnung.  
 JOSEPHINE: Wo schlafen Sie denn?  
 NAPOLEON: Ich schlafe nicht.  
 JOSEPHINE: Wollen Sie die ganze Nacht spazierengehen?  
 NAPOLEON: Ich werde schon einen Platz finden.  
 JOSEPHINE: Hören Sie, da stimmt etwas nicht. Was ist los mit Ihnen?  
 NAPOLEON: Fragen Sie nicht, Madame.  
 JOSEPHINE: Haben Sie etwas angestellt? (*Da er schweigt:*) Sie können offen mit mir reden. Ich habe für alles Verständnis. (*Da er wieder schweigt:*) Sehen Sie mich an. Sind Sie ausgerückt?  
 NAPOLEON: Ich habe meinen Wohnsitz verlassen.  
 JOSEPHINE: Ihr Wohnsitz war wohl nicht ganz freiwillig?  
 NAPOLEON: Er war entwürdigend.  
 JOSEPHINE: Das habe ich mir gedacht. Es ist mir übrigens gleich aufgefallen.

NAPOLEON: Was ist Ihnen aufgefallen?

JOSEPHINE: Ich habe es an Ihrer Hose gemerkt.

NAPOLEON: Diese Hose hat eine Vergangenheit.

JOSEPHINE: Das sieht man. Und die Krawatte? Wo haben Sie nur die Krawatte her! Das ist ja der reine Ausverkauf.

NAPOLEON: Am meisten stört mich der Kragen.

JOSEPHINE: Gehen Sie nebenan ins Badezimmer und ziehen Sie sich ein Pyjama an. Und dann wollen wir weiterreden.

*(Napoleon geht ins Badezimmer. Sie nimmt den Hörer.)*

JOSEPHINE: Ségur 2241. Odette! Danke dir, der Mann ist ein Hochstapler! Er hat keine Wohnung, kein Gepäck, er ist ausgerückt. Im Gegenteil, er benimmt sich sehr anständig. Viel zu anständig. Völlig idiotisch. Er hat keine Ahnung mehr vom Leben. Er muß lange gesessen haben. Es ist nichts aus ihm herauszubekommen. Vielleicht ein Mörder, wer weiß. Ich bin furchtbar aufgeregt. Nein, er spricht ganz gebildet. Er hat sicher bessere Tage gesehen. Schrecklich, wie ein Mensch so herunterkommen kann. Er ist im Badezimmer. Was soll ich machen? Ich kann ihn doch nicht fortschicken. Odette, ich bin verliebt in ihn. Aber der Esel merkt es nicht. Zum Glück merkt er nichts, sonst gäbe es eine Katastrophe. Er redet manchmal so komisch, ich könnte mich totlachen. Wie aus Büchern, lauter unverständenes Zeug. Glaub mir, an dem Mann ist etwas. Ich möchte ihm helfen. Ich möchte einen richtigen Menschen aus ihm machen. Ich finde, das Leben ist so langweilig, man soll den Mut haben, etwas zu tun. Was sagst du? Das ist gefährlich? Dann hat es sich wenigstens gelohnt.

*(Napoleon tritt im Pyjama aus dem Badezimmer.)*

Ruf mich morgen wieder an. *(Sie hängt an.)*

NAPOLEON: Madame, wem gehört dieser Anzug?

JOSEPHINE: Wieso?

NAPOLEON: Das sind nicht Ihre Initialen.

JOSEPHINE: Wenn man bei einer Dame zu Gast ist, fragt man nicht. Man bringt nie eine Frau in Verlegenheit. Merken Sie sich das.

NAPOLEON: Ich dachte, die Frauen lügen nicht mehr?

JOSEPHINE: Die Wahrheit, mein Lieber, ist eine Taktfrage der Männer. Wollen Sie etwas Eau de Cologne? *(Sie spritzt ihn aus einem Flakon an.)*

NAPOLEON: Ich kenne den Geruch. Lavendel.

JOSEPHINE: Das müssen Sie lange entbehrt haben?

NAPOLEON: Man gewöhnt sich daran.

JOSEPHINE: Durften Sie wenigstens Besuch empfangen?

NAPOLEON: Mehr, als mir lieb war.

JOSEPHINE: Gott sei Dank, dann war es nicht so schlimm. Ich habe mir immer gewünscht, einen Mann kennenzulernen, der vor nichts zurückschreckt. Der seinen Willen durchsetzt. Bis zum Verbrechen.

NAPOLEON: Das Verbrechen ist die natürliche Form der menschlichen Entwicklung. Die ganze Weltgeschichte ist von Verbrechern gemacht.

JOSEPHINE: War Napoleon ein Verbrecher?

NAPOLEON: Napoleon?

JOSEPHINE: Sie kennen doch sein Leben?

NAPOLEON: Allerdings.

JOSEPHINE: Wissen Sie, daß Napoleon in Syrien dreitausend Gefangene ermorden ließ und trotzdem ruhig schlafen konnte?

NAPOLEON: Wo steht das?

JOSEPHINE: Das ist historisch.

NAPOLEON (*geht mit großen Schritten umher*): Es war die Rettung der Armee.

JOSEPHINE: Seien Sie nicht so aufgeregte. Sie müssen ruhiger werden. Setzen Sie sich.

NAPOLEON (*ohne auf sie zu hören*): Sie wecken Erinnerungen in mir.

JOSEPHINE: Sie haben zuviel gelesen. Sie müssen sich wieder an das Leben gewöhnen. Geben Sie mir Ihre Hand. Haben Sie Fieber?

NAPOLEON: Ich friere etwas.

JOSEPHINE: Nehmen Sie meinen Schal.

NAPOLEON: Ihr Duft, Madame. Wie ich diesen Duft liebe!

JOSEPHINE: Jetzt hören Sie keine Kanonen mehr.

NAPOLEON: Ich bin von Feinden umgeben.

JOSEPHINE (*legt den Arm um ihn*): Niemand verfolgt Sie. Vergessen Sie, was hinter Ihnen liegt.

NAPOLEON: Sie sind der einzige Mensch, der mir in dieser fremden Welt hilft.

JOSEPHINE (*streicht ihm das Haar aus der Stirn*): Woran erinnert mich diese Locke?

NAPOLEON (*reißt sie an sich und küßt sie*).

JOSEPHINE: War das wirklich so schwer?

NAPOLEON: Josephine!

#### IV

*Am nächsten Morgen. Napoleon liegt im Bett und schläft. Josephine öffnet die Vorhänge. Die Sonne scheint.*

JOSEPHINE (*sieht auf die Uhr*): Elf Uhr. Du mußt aufstehen. Hallo! (*Sie rüttelt ihn.*) Das nennt man einen festen Schlaf. Du kannst doch nicht hier liegen bleiben. Hallo! Wach auf! (*Sie rüttelt ihn wieder.*) Es ist zum Verzweifeln. Was soll ich nur machen! (*Das Telephon läutet. Sie nimmt den Hörer.*) Odette? Guten Morgen. Danke. Es war eine stürmische Nacht. Was ich getan habe? Du bist sehr neugierig. Ich habe getan, was ich konnte. Stell dir vor, er ist nicht wach zu bekommen. So etwas von Schlaf habe ich noch nicht gesehen. Man könnte Kanonen abschießen. Ich bin in größter Verlegenheit. Meine Jungfer kann jeden Augenblick kommen. Was sagst du? Ich soll das Grammophon andrehen? Glaubst du, das hilft? Ich werde einen Marsch spielen. Etwas, was viel Lärm macht. Das ist eine gute Idee. Auf Wiedersehen. (*Sie geht zum Grammophon und legt eine Platte auf. Das Grammophon spielt die Marseillaise.*)

NAPOLEON (*springt schlaftrunken aus dem Bett*): Der rechte Flügel greift an. Das Zentrum bleibt stehen. Die Artillerie rückt vor.

JOSEPHINE: Um Himmels willen, werden Sie wach! Das ist ja beängstigend.

NAPOLEON: Wo bin ich?

JOSEPHINE: Träumen Sie immer so aufgeregter?

NAPOLEON: Ich hörte Musik.

JOSEPHINE: Ich habe die Marseillaise gespielt. Sonst wären Sie nie wach geworden.

NAPOLEON: Ich kann mitten im Feuer schlafen.

JOSEPHINE: Und wenn meine Jungfer hereingekommen wäre und Sie gesehen hätte? Was dann?

NAPOLEON (*geht mit großen Schritten umher*): Madame, ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen.

JOSEPHINE: Weshalb so feierlich?

NAPOLEON: Ich werde Sie heiraten.

JOSEPHINE: Was? Sind Sie verrückt geworden? Wie kommen Sie darauf?

NAPOLEON: Diese Nacht gibt mir das Recht dazu.

JOSEPHINE: Lieber Freund, Spaß beiseite. Überlegen Sie, was Sie sagen.

NAPOLEON: Ich spaße nicht. Ich wiederhole: ich werde Sie heiraten.

JOSEPHINE: Nach der ersten Nacht? Das hat mir noch kein Mann gesagt.

NAPOLEON: Es scheint keine Männer mehr zu geben. Wenn ich eine Frau liebe, dann heirate ich sie.

JOSEPHINE: Lieben Sie mich denn?

NAPOLEON: Sie gehören mir.

JOSEPHINE: Aber ich liebe Sie nicht.

NAPOLEON: Das hätten Sie vorher überlegen sollen.

JOSEPHINE: Das wird ja immer netter. Jetzt machen Sie mir einen Vorwurf?

NAPOLEON: Ich habe Sie gewarnt, Madame. Spielen Sie nicht mit mir.

JOSEPHINE: Sie können mich doch nicht hier im Schlafzimmer heiraten!

NAPOLEON: Entscheiden Sie sich.

JOSEPHINE: Das ist das Tollste, was ich je erlebt habe. Sie überfallen mich mitten in der Nacht. Sie schlafen in meinem Bett, Sie werden nicht wach, und zum Schluß verlangen Sie noch, daß ich Sie heirate! Ich glaube, Sie sind nicht bei Trost.

NAPOLEON: Ich frage zum letztenmal: ja oder nein?

JOSEPHINE: Nein. Wovon wollen Sie denn leben? Ihre Einkünfte sind doch mehr als zweifelhaft.

NAPOLEON: Ich habe die Zukunft vor mir.

JOSEPHINE: Und Ihre Vergangenheit? Was ist damit? Glauben Sie, ich habe Lust, mit der Polizei in Konflikt zu kommen?

NAPOLEON: Mein Stolz verbietet mir, zu antworten.

JOSEPHINE: Ihr Stolz! Sie reden wie ein Heldendarsteller. Und wenn man Sie verhaftet?

NAPOLEON: Sie beschämen mich, Madame. Ihre Großmut hat mir bis jetzt erspart, Ihr Schuldner zu sein. Sie haben recht. Was bin ich in Ihren Augen! Lassen Sie mich gehen. (*Er geht zur Tür.*)

JOSEPHINE: Wollen Sie wohl hierbleiben! Sie werden doch nicht im Pyjama aus dem Zimmer rennen!

NAPOLEON: Ich bin gefangen.

JOSEPHINE: Ist die Gefangenschaft so schlimm?

NAPOLEON: Ich bin wehrlos.

(Es klopft.)

JOSEPHINE: Das ist meine Jungfer. Gehen Sie einen Augenblick ins Badezimmer. Schnell! (Sie schließt die Tür hinter ihm.) Herein!

ZOFÉ (meldend): Gnädige Frau, Mr. Morris!

JOSEPHINE: Nein, ich bin nicht zu sprechen.

ZOFÉ: Es ist sehr dringend, gnädige Frau.

MORRIS (tritt schnell ein): Josy, verzeih, wenn ich eindringe. Ich habe nur fünf Minuten. Ich muß dich unbedingt sprechen. Was hast du? Du bist so blaß? Hast du schlecht geschlafen?

JOSEPHINE: Ich denke, du bist an der Riviera?

MORRIS: Ich habe die Reise verschoben. Gestern abend sind wichtige Entscheidungen gefallen. Hast du die Zeitungen gelesen?

JOSEPHINE: Ich bin gerade aufgestanden.

MORRIS: Europa ist geeinigt. Wir haben ein provisorisches Abkommen getroffen, das von sämtlichen Staaten unterzeichnet ist. Man hat mich beauftragt, an die Spitze der Organisation zu treten. Ich habe angenommen. Meine erste Sorge ist die Aufstellung einer europäischen Miliz. Dazu brauche ich einen Kopf. Meine Wahl ist auf den sonderbaren Fanatiker gefallen, der beinahe die Konferenz zum Scheitern gebracht hätte. Der Mann ist begabt, hat Ideen und versteht etwas vom Militär. Seit zwölf Stunden versuche ich vergeblich, seine Adresse zu bekommen. Man sagt mir, du habest ihn eingeladen. Weißt du etwas von ihm?

JOSEPHINE: Du willst ihn zum Minister machen?

MORRIS: Mir gefällt sein Temperament. Ich glaube, er könnte Außerordentliches leisten. Man muß ihn nur richtig führen.

JOSEPHINE: Das ändert die Sache.

MORRIS: Welche Sache?

JOSEPHINE: Wenn nun seine Vergangenheit, sagen wir, nicht ganz einwandfrei wäre?

MORRIS: Das ist mir gleichgültig. Es kommt nicht darauf an, was einer war, sondern was einer ist.

JOSEPHINE: Bist du fest entschlossen?

MORRIS: Ich pflege meine Entschlüsse nicht zu ändern. Weißt du, wo er ist?

JOSEPHINE: Er ist hier.

MORRIS: Wo?

JOSEPHINE: Hier.

MORRIS: Hier bei dir?

JOSEPHINE: Er hat mir soeben einen Heiratsantrag gemacht.

MORRIS: Mach keine Scherze!

JOSEPHINE: Ich habe ihn angenommen.

MORRIS: Du willst dich verheiraten?

JOSEPHINE: Mein Lieber, es gibt nicht nur in der Politik Überraschungen. Bist du böse?

MORRIS: Du hättest mich wenigstens vorher fragen können.

JOSEPHINE: Du hast ja nie Zeit.

(Im Badezimmer fällt krachend Geschirr zu Boden.)

Hörst du? Er macht sich bemerkbar. Willst du ihn sprechen?

MORRIS: Ich gratuliere, Josy. Du gehst mit einer Energie vor, die ich bewundere.

JOSEPHINE: Mein Freund, das habe ich von dir gelernt.

NAPOLEON (*reißt die Tür auf und tritt ein*).

MORRIS: Sie tragen mein Pyjama? Alle Achtung.

NAPOLEON: Madame, was will dieser Herr?

JOSEPHINE: Mr. Morris sucht Sie seit gestern abend. Sie sind über Nacht ein berühmter Mann geworden.

MORRIS: Ich bin von Ihrem Talent überzeugt. Besonders nach dieser Begegnung. Sie haben Mut.

JOSEPHINE: Die Herren haben Geschäfte. Ich möchte nicht stören. Ich ziehe mich inzwischen an. (*Sie geht ins Badezimmer.*)

MORRIS: Ohne Umschweife. Ich biete Ihnen einen wichtigen Posten an. Europa braucht eine Armee. Wollen Sie das Kommando übernehmen?

NAPOLEON: Wieso? Gibt es Krieg?

MORRIS: Im Gegenteil. Es gibt Frieden.

NAPOLEON: Wozu brauchen Sie dann eine Armee?

MORRIS: Um die Ordnung zu schützen.

NAPOLEON: Mit andern Worten: wer nicht pariert, wird erschossen. Genau wie früher.

MORRIS: Sind Sie imstande, die letzten hundert Jahre zu vergessen?

NAPOLEON: Dann könnte ich mich begraben lassen.

MORRIS: Ein neues Jahrhundert beginnt. Auch Europa errichtet die Freiheitsstatue. Was Napoleon mit all seinen Armeen nicht gelungen ist, haben wir ohne einen Blutstropfen erreicht . . . Was starren Sie mich so an?

NAPOLEON: Ich bin überrascht. So sieht der Napoleon von heute aus!

MORRIS: Sie wundern sich, daß ich Ihnen, einem völlig unbekanntem Menschen, eine solche Machtstellung anbiete. Das hätte Napoleon auch getan.

NAPOLEON: Und wenn ich die Macht mißbrauche?

MORRIS: Gegen wen?

NAPOLEON: Zum Beispiel gegen Sie?

MORRIS: Ihre Antwort beweist, daß Sie ein ausgezeichnete Offizier sind. Sie haben keine Ahnung von Politik.

NAPOLEON: Kanonen entscheiden das Schicksal der Völker. Politik macht man nachher.

MORRIS: Begreifen Sie immer noch nicht, daß meine Bankreserven mächtiger sind als sämtliche Munitionsdepots?

NAPOLEON: Weshalb reden Sie dann von Idealen, anstatt vom Dollar?

MORRIS: Weil beides dasselbe ist. Die Zukunft der Menschheit ist eine Wirtschaftsfrage. Ich verteidige die wichtigste Stellung: den Diskont. Mein Absatzgebiet ist die ganze Erde.

NAPOLEON: Sie werden mich für einen altmodischen Menschen halten. Ich habe stets an Ideen geglaubt.

MORRIS: Von Ideen kann man nicht leben.

NAPOLEON: Aber vom Glauben.

MORRIS: Es gibt keinen Glauben. Es gibt nur noch Werte.

NAPOLEON: Dann gibt es auch keine Opfer mehr.

MORRIS: Meine Zeit ist kostbar. Ich habe Ihnen eine Chance geboten.

Wollen Sie die Schutztruppe übernehmen? Ja oder nein?

NAPOLEON: Nein.

MORRIS: Was wollen Sie denn in der Politik?

NAPOLEON: Es gäbe eine Aufgabe für mich: alles über den Haufen zu werfen.

MORRIS: Gott sei Dank, Sie kommen ein paar Jahre zu spät.

NAPOLEON: Vielleicht komme ich ein paar Jahre zu früh. Ein betrogenes, ausgebeutetes Land hat die Waffen gestreckt. Die Helden sind tot, und die Wucherer leben.

MORRIS (*zieht seinen Rock aus und stürzt auf ihn los*): Verdammter Hund!

JOSEPHINE (*tritt angekleidet aus dem Badezimmer*): Halt, meine Herren! Keine Politik in meinem Schlafzimmer. Ziehen Sie Ihren Rock an, Morris. Wir leben in einer traurigen Zeit. Früher kämpfte man um eine Frau. Heute boxt man sich für Europa.

MORRIS: Wir werden die Sache anderswo erledigen.

NAPOLEON: Muß man sich dazu nackt ausziehen?

MORRIS: Ich nehme an, der Boxkampf ist Ihnen geläufig?

NAPOLEON: Dieser Kampf ist mir neu.

MORRIS: Was? Sie können nicht einmal boxen? Und Sie wollen Amerika erobern? (*Er bricht in schallendes Gelächter aus.*)

NAPOLEON: Ich schlage Pistolen vor.

JOSEPHINE: Keine Dummheiten. Ich werde Schiedsrichter sein. Wer hat angefangen?

NAPOLEON: Er!

MORRIS: Er!

JOSEPHINE: Also beide. Reichen Sie sich die Hand. (*Sie tun es.*) Sehen Sie, meine Herren, das ist die einfachste Art, Konflikte zu vermeiden. Ich empfehle Ihnen dies Mittel in der Politik.

MORRIS: Schade. Wir werden uns nicht verständigen. Ich habe Ihr Talent überschätzt.

NAPOLEON: Heute haben Sie die Macht. Es kann auch einmal anders kommen.

MORRIS: Ich gebe Ihnen einen Rat: ziehen Sie sich ins Privatleben zurück. Ich räume Ihnen den Platz. Viel Vergnügen. (*Er macht eine kurze Verbeugung vor Josephine und geht.*)

JOSEPHINE: Da haben Sie etwas Schönes angerichtet.

NAPOLEON: Ich bin um eine Erkenntnis reicher. Politik ist der größte Schwindel geworden.

JOSEPHINE: Das merken Sie jetzt erst? Was wollen Sie nun anfangen?

NAPOLEON: Ich warte, bis meine Stunde kommt.

JOSEPHINE: Da können Sie lange warten.

ZOFFE (*meldend*): Gnädige Frau, der Regisseur!

JOSEPHINE: Er soll hereinkommen. Jetzt ist schon alles egal.

REGISSEUR: Guten Tag, Josy. Guten Tag, mein Herr. Ich bin in größter Verzweiflung. Dufour ist ernstlich krank. Er kann nicht vor vier Wochen auftreten. Das muß uns mitten in den Aufnahmen passieren!

JOSEPHINE: Brich den Film ab.

REGISSEUR: Bist du wahnsinnig! Der Film ist längst verkauft. Es stehen Millionen auf dem Spiel.

JOSEPHINE: Was willst du machen?

REGISSEUR: Wir müssen umbesetzen. Ich dachte an Carlstadt.

JOSEPHINE: Ausgeschlossen. Ich spiele mit keinem Anfänger.

REGISSEUR: Schlage mir einen anderen vor.

JOSEPHINE: Die Figur ist zu bekannt. Man muß so aussehen. Sonst wird es komisch.

REGISSEUR: Was du für Sorgen hast! Die Dekoration steht. Ich muß morgen drehen.

JOSEPHINE: Ich weiß niemand.

REGISSEUR (zu Napoleon, der wieder mit großen Schritten umhergeht): Stellen Sie sich vor, mein Herr: zweihunderttausend Francs Spesen pro Tag . . . einen Augenblick, bitte! (Napoleon bleibt stehen.) Haben Sie die Güte, ein paar Schritte zu machen. Bitte, Profil!

NAPOLEON: Was wünschen Sie von mir?

REGISSEUR: Diese Ähnlichkeit!

JOSEPHINE: Merkwürdig.

REGISSEUR: Und die Locke! Sieh nur, die Locke! Der Gang! Die Arme auf dem Rücken! Das ist ja phantastisch.

JOSEPHINE: Die Ähnlichkeit ist frappant.

REGISSEUR: Bitte, mein Herr, stecken Sie einen Augenblick die Hand in die Jacke! (Napoleon tut es.) Großartig! Ich riskiere es. Ich gebe ihm die Rolle. Wir sind gerettet.

NAPOLEON: Welche Rolle?

REGISSEUR: Eine Bombenrolle. Sie sollen Napoleon spielen.

NAPOLEON: Ich soll Napoleon spielen?

REGISSEUR: Wir drehen den größten Film, der je da war. Ich mache einen Star aus Ihnen. Die Welt wird staunen.

NAPOLEON: Ich bin kein Schauspieler.

REGISSEUR: Sie sind der geborene Schauspieler. Wie Sie so dastehen! Die Pose ist ausgezeichnet. Bleiben Sie, wie Sie sind.

JOSEPHINE: Sie werden Karriere machen.

REGISSEUR: Morgen früh um 9 Uhr drehfertig. Ich beginne mit Ihren Szenen. Ihr Bild wird in sämtlichen Zeitungen stehen. Wir machen eine Riesenreklame. Ich gratuliere. Sie sind engagiert!

## V

*Filmatelier. Auf der Bühne steht die Dekoration eines Schloßinterieurs. Es wird gestrichen, beleuchtet und gehämmert. Der Kameramann richtet den Apparat. Der Regisseur inspiziert mit dem Aufnahmeleiter die Dekoration.*

REGISSEUR: Wer hat mir denn da einen gotischen Tisch hingestellt? Aufnahmeleiter! Wie oft soll ich das noch sagen: die Szene spielt Ende des 18. Jahrhunderts. Wissen Sie, was Empire ist?

AUFNAHMELEITER: Der Tisch ist bestellt, aber nicht fertig geworden.

REGISSEUR: Ausgerechnet! Um neun will ich drehen.

AUFNAHMELEITER: Wir legen vielleicht eine Decke darauf.

REGISSEUR: Heraus mit dem Tisch!

*(Die Bühnenwache entfernt den Tisch.)*

KAMERAMANN: Den Dreißiger mehr neigen! Kleiner Kreis. Halt! Kann so bleiben.

REGISSEUR: Was sind das für Kissen? Das soll ein Schloß sein? Das ist ein Absteigequartier. *(Er wirft die Kissen aus der Dekoration.)*

AUFNAHMELEITER: Das merkt kein Mensch.

REGISSEUR: Das Publikum will historische Treue.

AUFNAHMELEITER: Wir brauchen noch Aschenbecher.

REGISSEUR: Wozu?

AUFNAHMELEITER: Falls Napoleon raucht.

REGISSEUR: Raucht er denn?

AUFNAHMELEITER: Keine Ahnung.

REGISSEUR: Sehen Sie nach im Manuskript.

KAMERAMANN: Was ist nun? Kommt der Tisch oder kommt er nicht?

REGISSEUR: Ich möchte ohne Tisch spielen. Verstehst du: alles auf die Chaiselongue konzentriert. Wir bekommen es so intimer.

KAMERAMANN: Es ist wegen der Einstellung.

REGISSEUR: Geh ruhig einen Meter näher.

KAMERAMANN: Eine Quecksilberlampe hierher!

REGISSEUR: Hören Sie auf zu spritzen da oben! Sie versauen die Dekoration. Sehen Sie bloß, wie die Farbe heruntertropft. Die reine Bedürfnisanstalt. Da soll man nun Liebesszenen spielen. Es ist zum Kotzen.

AUFNAHMELEITER *(kommt mit dem Manuskript)*: In der ganzen Szene wird nicht geraucht.

REGISSEUR: Wir machen da eine Änderung. Wir nehmen statt des Tisches eine Zigarette. Josephine raucht. Dadurch wird das Bild belebter.

AUFNAHMELEITER: Die Statisten sind fertig.

REGISSEUR: Laß sie hereinkommen.

AUFNAHMELEITER *(brüllt)*: Die Leibwache Napoleons! Antreten!

*(Es erscheinen Statisten in Uniformen der Napoleonischen Armee.)*

REGISSEUR: Wo haben Sie denn die aufgegabelt?

AUFNAHMELEITER: Für dreißig Francs bekommt man nichts Besseres. Es waren die letzten.

REGISSEUR: Paßt auf, Leute! Ihr seid Soldaten der Großen Armee. Ihr seid die Garde des Kaisers. Wir sind doch mal alle Soldaten gewesen. Also so ist das. Stellt euch vor, die Wache zieht auf. Was macht ihr da? Ihr seid begeistert. Jede Minute ist kostbar. Daß mir keiner in die Kantine läuft.

KAMERAMANN: Können wir anfangen?

REGISSEUR: Wo ist Napoleon?

AUFNAHMELEITER: Beim Friseur.

REGISSEUR: Er soll sofort kommen. Ich will die Szene mit ihm probieren.

KAMERAMANN: Wie ist denn der neue Napoleon?

REGISSEUR: Wir haben ihn billig bekommen.

KAMERAMANN: Was drehst du heute?

REGISSEUR: Ich mache die stumme Szene in Mailand. Morgen Schlacht

bei Arcole. Außenaufnahme. Ich habe fünfhundert Statisten, einen Fluß, eine Brücke und 72 Kanonen.

*(Napoleon erscheint in derselben Uniform wie im ersten Bild. Er geht langsam an den Statisten vorbei und mustert sie. Plötzlich bleibt er vor einem Statisten stehen.)*

NAPOLEON: Sie waren bei Austerlitz dabei. Sie haben sich ausgezeichnet. Und Sie? Ich kenne Sie von Marengo. Sie gehörten zur Reserve des Generals Desaix. Sie haben den Sieg entscheiden helfen.

*(Die Statisten nehmen unwillkürlich Haltung an.)*

REGISSEUR: Was sagst du dazu?

KAMERAMANN: Der Mann ist richtig.

REGISSEUR: Napoleon, wie er leibt und lebt.

*(Napoleon tritt in die Dekoration.)*

Sehr gut. Eine Spur zu hastig. Nicht ins Objektiv sehen.

KAMERAMANN: Der Teint ist unmöglich.

REGISSEUR: Weshalb ist die Locke nicht angeklebt? Friseur! Mit Mastix festkleben. Nehmen Sie dunklen Puder.

*(Der Friseur schminkt Napoleon.)*

Wo ist Josephine?

AUFNAHMELEITER: Die gnädige Frau kommt sofort.

REGISSEUR: Wo ist Hippolyte?

HIPPOLYTE: Hier! *(Er trägt die Uniform eines Jägeroffiziers der Napoleonischen Armee.)*

REGISSEUR: Für einen Liebhaber sehen Sie reichlich blaß aus.

HIPPOLYTE: Soll ich Quecksilber dunkel nehmen?

REGISSEUR: Sie haben wohl wieder die ganze Nacht durchgesoffen?

*(Josephine erscheint im Kostüm der Josephine Beauharnais.)*

Sieh da! Unsere Diva.

JOSEPHINE: Wo ist der Klavierspieler?

REGISSEUR: Nicht nervös werden, Herzchen. Er wird schon kommen.

JOSEPHINE: Das ist der größte Scheißbetrieb, den ich je gesehen habe. Der Friseur patzt. Die Perücke sitzt nicht. Meine Garderobe stinkt wie ein Schweinestall.

REGISSEUR: Majestät scheinen schlechte Laune zu haben.

JOSEPHINE: Leck mich am Arsch.

REGISSEUR: In diesem Sinne wollen wir die Szene drehen. *(Er schlägt das Manuskript auf.)* Seite sechzig, zwei B, römisch drei. Wir schreiben das Jahr 1796. Napoleon, den Armen seiner jungvermählten Gattin entrissen, überschreitet die Alpen, siegt bei Lodi, erobert in raschem Fluge Oberitalien, die Lombardei liegt zu seinen Füßen . . .

JOSEPHINE: Wir kennen den Quatsch. Weiter.

REGISSEUR: Aber er kennt ihn nicht. Josy, ich bitte dich, unterbrich nicht immer. Holen Sie mal einen Cognac. Wir befinden uns in Mailand im Palast Serbelloni. Der siegreiche Feldherr erwartet seine Gemahlin. Sie hat Paris verlassen in Begleitung des jungen, eleganten Jägeroffiziers Hippolyte Charles. Napoleons Ungeduld ist aufs höchste gestiegen. Sie trifft in Mailand ein. Er ist im Felde. Er bestürmt sie, zu ihm zu kommen. Sie amüsiert sich inzwischen mit Hippolyte. Plötzlich erscheint Napoleon und — nun kommen wir zu unserer Szene — überrascht sie in den Armen des Offiziers.

NAPOLEON: Halt! Ist das historisch?

REGISSEUR: Was?

NAPOLEON: Hat Napoleon sie überrascht?

REGISSEUR: Das steht im Manuskript.

NAPOLEON: Das ist Lüge.

REGISSEUR: Nein, das ist Kunst. Die Leute wollen etwas für ihr Geld sehen. Bitte, meine Herrschaften, ich werde die Szene jetzt arrangieren. Wir drehen zunächst die Gesamteinstellung. Komm her, Josy. Du liegst auf der Chaiselongue. Zeig deine Beine. Sehr gut. Die Lage halten wir fest. Hippolyte sitzt neben dir. Nicht so steif, Mensch. Gelöst. Mehr innerlich.

HIPPOLYTE: Ich denke, ich bin Offizier?

REGISSEUR: Ein Dreck sind Sie!

HIPPOLYTE: Ich muß erst einen Mokka trinken.

REGISSEUR: Meine Herrschaften, es ist ein historischer Augenblick. Der geniale Eroberer, dem die ganze Welt zu Füßen liegt, wird von seiner Frau betrogen.

NAPOLEON: Was sagen Sie da?

REGISSEUR: Die Szene muß unerhört dramatisch sein.

NAPOLEON: Josephine hat ihn betrogen?

REGISSEUR: Das weiß doch jedes Kind.

NAPOLEON: Ich nicht.

REGISSEUR: Dann sind Sie der einzige. Das steht in jeder Biographie.

NAPOLEON: Sie hat ihn mit diesem Laffen betrogen?

REGISSEUR: Sehen Sie in den Spiegel. Sie sind klein, dick und schlecht gewachsen. Glauben Sie, es war ein Vergnügen, Sie zu heiraten?

NAPOLEON: Weshalb hat sie es denn getan?

REGISSEUR: Ihre Sorgen, Herr!

JOSEPHINE: Soll ich die Beine noch lange so halten?

REGISSEUR: Die Sache geht folgendermaßen vor sich. Das Bild blendet auf. Erstes Zeichen: Napoleon tritt ins Bild. Zweites Zeichen: Hippolyte beugt sich vor und küßt Josephine. Drittes Zeichen: Napoleon sieht den Kuß. Pause. Viertes Zeichen: er stürzt auf sie zu und will sie erwürgen. Seelenkampf. Fünftes Zeichen: er tritt zurück. Die Szene ist zu Ende.

JOSEPHINE: Ist das alles?

REGISSEUR: Dann kommt eine Großaufnahme mit unterlegter Musik. Herr Kapellmeister, spielen Sie die Musik zu Szene 47. (*Auf dem Klavier ertönt die Marseillaise.*) Napoleons Blick, visionär aufwärts gerichtet. Hier schneiden wir ein Schlachtbild ein: die Große Armee. Napoleons Augen sehen in die Zukunft. Der Ruhm siegt über die Liebe. (*Zu Napoleon:*) Gehen Sie an Ihren Platz.

HIPPOLYTE: Wie soll ich den Kuß machen?

REGISSEUR: Passen Sie auf. (*Er zeigt ihm die Stellung.*) Sie kommen langsam näher. Dann mit einem Ruck... (*Zu Josephine:*) Du spielst unterdessen mit der Zigarette. Probieren Sie mal. (*Hippolyte probiert.*) Heller im Ausdruck! Sie müssen strahlen!

OPERATEUR: Unmöglich. Er nimmt das ganze Licht weg.

REGISSEUR: Küssen Sie Profil!

HIPPOLYTE: Dann sieht man nichts von mir.

JOSEPHINE: Wichtigkeit!

HIPPOLYTE: Das lasse ich mir nicht gefallen. Das ist unerhört. Sie haben viel mehr Großaufnahmen . . .

REGISSEUR: Aber, meine Herrschaften! Ein Kuß ist doch keine Angelegenheit!

HIPPOLYTE: Ich habe die Rolle aus Gefälligkeit übernommen.

REGISSEUR: Wir drehen ein Stück Weltgeschichte. Ich bitte um Konzentration. Licht! (*Die Lampen flammen auf.*) Ruhe!

AUFNAHMELEITER (*brüllt*): Ruhe!

REGISSEUR: Bühne frei! Achtung! Aufnahme! Los!

(*Der Kameramann dreht. Die Szene geht genau nach Anordnung vor sich. Beim ersten Zeichen tritt Napoleon ein, beim vierten stürzt er sich auf Josephine. Aber anstatt vorschriftsmäßig beim fünften Zeichen zurückzutreten, bleibt er über sie gebeugt stehen.*)

REGISSEUR: Falsch! Napoleon: zurücktreten! Halt! die Szene von vorn.

Alles zurück an die Plätze. Was ist denn? Was ist da passiert?

(*Josephine liegt regungslos auf der Chaiselongue.*)

HIPPOLYTE: Um Gottes willen! Ein Unglück!

(*Ungeheure Aufregung. Alle stürzen in die Dekoration.*)

AUFNAHMELEITER: Sie ist ohnmächtig.

HIPPOLYTE: Er hat sie erwürgt!

REGISSEUR: Schnell einen Arzt!

KAMERAMANN: Polizei!

REGISSEUR: Herr, sind Sie wahnsinnig? Was haben Sie gemacht! Sie haben Josephine erwürgt!!

NAPOLEON: Hätte ich es vor hundert Jahren getan!

REGISSEUR: Halt! Festhalten!

(*Die Garde umringt Napoleon.*)

Alles bleibt hier. Polizei!

(*Kommissar tritt ein.*)

Verhaften Sie den Mann.

KOMMISSAR: Ich verhafte Sie!

NAPOLEON (*wirft seinen Degen hin und wird abgeführt. Alle drängen nach.*)

REGISSEUR: Schrecklich! Die arme Frau. Das kommt davon, wenn man Dilettanten engagiert.

JOSEPHINE (*richtet sich langsam auf.*)

REGISSEUR: Was? Du lebst? Ich denke, du bist tot?

JOSEPHINE: Ach, war das schön!

## VI

*In der Psychiatrischen Klinik. — Chefarzt und Kabinettschef.*

KABINETTSCHEF: Herr Professor, Sie werden sich über meinen Besuch wundern.

CHEFARTZ: Bitte, Herr Kabinettschef, nehmen Sie Platz.

KABINETTSCHEF: Man hat gar nicht den Eindruck, in einer Anstalt zu sein.

CHEFARZT: Wir sind sehr modern hier. Ich lege Wert darauf, daß sich meine Patienten wohl fühlen.

KABINETTSCHEF: Ich komme im Auftrag des Justizministers. Der Mordversuch an der Schauspielerin wird immer mysteriöser. Trotz sorgfältigster Nachforschung ist es nicht gelungen, die Identität des Mannes festzustellen. Die Polizei ist machtlos. Seitdem er bei Ihnen eingeliefert wurde, sind wir keinen Schritt weitergekommen.

CHEFARZT: Der Fall ist hochinteressant.

KABINETTSCHEF: Haben Sie ihn beobachtet?

CHEFARZT: Ich möchte sagen, es handelt sich um einen Fanatiker, aber nicht um einen Geisteskranken.

KABINETTSCHEF: Wieso?

CHEFARZT: Es sind typische Symptome eines psychischen Krankheitsbildes. Äußerste Reizbarkeit, Neigung zu Zwangsvorstellungen und Größenwahn, Depressionen, die sich in plötzlichem Schlafbedürfnis äußern, verbunden mit maßlosem Geltungstrieb. Der Mann ist zweifellos ein schwerer Neurotiker.

KABINETTSCHEF: Und wie erklären Sie sich die Tat?

CHEFARZT: Es gibt Fälle, in denen ein Mensch mit pathologisch gesteigerter Phantasie sich mit anderen Personen identifiziert.

KABINETTSCHEF: Die Sache hat das größte Aufsehen erregt. Alle Zeitungen sind voll davon. Man erwartet einen Sensationsprozeß. Der Minister möchte Maßnahmen ergreifen. Er hat mich gebeten, mit Ihnen Rücksprache zu nehmen und ihm Bericht zu erstatten.

CHEFARZT: Am besten, Sie sehen sich den Mann selber an. Ich werde ihn kommen lassen. (*Er spricht in den Apparat.*) Führen Sie Nummer 76 vor.

KABINETTSCHEF: Darf ich bitten, Herr Professor, diese Unterredung vertraulich zu behandeln.

CHEFARZT: Ich freue mich, dem Minister einen Dienst zu erweisen.

KABINETTSCHEF: Der Minister wird Ihnen dankbar sein.

(*Napoleon wird in Anstaltskleidung von einem Wärter hereingeführt.*)

CHEFARZT (*zum Wärter*): Warten Sie draußen. Ich läute. (*Zu Napoleon:*) Setzen Sie sich.

KABINETTSCHEF: Ich möchte eine Frage an Sie richten. Wollen Sie nicht ein Geständnis ablegen? Wer sind Sie?

NAPOLEON: Ich bin Napoleon Bonaparte.

KABINETTSCHEF: Spielen Sie nicht den wilden Mann. Wann sind Sie geboren?

NAPOLEON: Am 15. August 1769 in Ajaccio.

KABINETTSCHEF: Weshalb simulieren Sie?

NAPOLEON: Ich simuliere nicht. Ich sage die Wahrheit.

KABINETTSCHEF: Die Wahrheit klingt sehr unwahrscheinlich.

NAPOLEON: Jede Wahrheit klingt unwahrscheinlich.

CHEFARZT: Sie wollen sagen, Sie fühlen sich so mit Napoleon verwachsen, daß Sie es sein könnten?

NAPOLEON: Ich will gar nichts sagen. Ich bin es.

KABINETTSCHEF: Werden Sie das auch vor Gericht behaupten?

NAPOLEON: Beweisen Sie mir das Gegenteil.

- CHEFARZT: Nehmen wir an, Sie seien Napoleon. Ist Ihnen bekannt, daß Sie am 5. Mai 1821 auf St. Helena gestorben sind?
- NAPOLEON: Das Datum stimmt.
- CHEFARZT: Wenn Sie tot sind, dann können Sie doch nicht leben?
- NAPOLEON: Sie vergessen, daß ich unsterblich bin.
- CHEFARZT: Mit einer kleinen Einschränkung. Nicht Sie sind unsterblich, sondern Napoleon.
- NAPOLEON (*sieht von einem zum andern*): Man sollte glauben, man hat mit Verrückten zu tun.
- CHEFARZT (*erhebt sich mit einer tiefen Verbeugung*): Sire, Sie haben mich überzeugt. Ich verneige mich in Ehrfurcht vor Ihnen. (*Er läutet. Zum eintretenden Wärter:*) Der Kaiser zieht sich in seine Gemächer zurück!  
(*Napoleon wird abgeführt.*)
- KABINETTSCHEF: Hoffnungslos.
- CHEFARZT: Ich habe abgebrochen, um vorzubeugen. Kranke mit fixen Ideen vertragen keinen Widerspruch. Sonst bekommen sie einen Tobsuchtsanfall.
- KABINETTSCHEF: Was sagen Sie zu der Ähnlichkeit?
- CHEFARZT: Das ist noch gar nichts. Ich habe Patienten hier, die als Jesus Christus und Mohammed herumlaufen. Merkwürdig ist, wie diese Leute allmählich eine Gestalt annehmen, die der historischen Wirklichkeit entspricht.
- KABINETTSCHEF: Ist der Paragraph des Ausschlusses der freien Willensbestimmung anzuwenden?
- CHEFARZT: Das möchte ich bezweifeln.
- KABINETTSCHEF: Wenn Sie auf Grund Ihres Gutachtens die Internierung des Mannes beantragen, wird der Prozeß nicht stattfinden.
- CHEFARZT: Das kann ich nicht verantworten.
- KABINETTSCHEF: Die Sache hat einen politischen Hintergrund. Nach den Ereignissen, die Europa in so entscheidender Weise verändert haben, sind wir auf die großen Vorbilder der Geschichte angewiesen. Sie sind unser letzter Besitz. Soll ein Prozeß, in dem ein Unzurechnungsfähiger die Gestalt Napoleons verunglimpft, uns der Lächerlichkeit preisgeben? Müssen wir der Welt dieses Schauspiel bieten?
- CHEFARZT: Sie bringen mich in einen Gewissenskonflikt.
- KABINETTSCHEF: Nein. Der Prozeß darf nicht stattfinden. Im Interesse der Nation.
- CHEFARZT: Ich kann doch nicht einen Menschen verschwinden lassen!
- KABINETTSCHEF: Lieber ein Mensch verschwindet, als ein Ideal der Menschheit.
- CHEFARZT: Was soll ich denn mit ihm machen?
- KABINETTSCHEF: Ziehen Sie ihm die Uniform Napoleons an und lassen Sie ihn zwischen Christus und Mohammed herumlaufen. Dann ist er wenigstens unschädlich.
- CHEFARZT: Also — unheilbar?
- KABINETTSCHEF: Ich schlage vor, wir frühstücken zusammen.

## VII

*Im Musée Grevin. Die Szene ist genau wie am Ende des ersten Bildes. Landru steht unbeweglich auf seinem Platz. Napoleon in Uniform tritt langsam in den Saal.*

LANDRU: Welche Überraschung, Sire! Sie sind wieder da?

NAPOLEON: Wissen Sie, was man gemacht hat? Man hat mich ins Irrenhaus gesperrt.

LANDRU: Ich habe Sie gewarnt, Sire.

NAPOLEON: Man hält mich für geisteskrank.

LANDRU: Das Schicksal aller großen Männer.

NAPOLEON: Damals, als die Kontinentalsperre begann, sah ich in England den Feind. Die Geschichte hat mir recht gegeben. Was England war, ist heute Amerika. Der Tag wird kommen, an dem die Geschichte mir abermals recht geben wird. Die Menschen sind unbelehrbar. Deshalb ziehe ich vor, meine alte Stellung wieder einzunehmen.

LANDRU: Sie kommen im richtigen Augenblick. Es ist gerade Frühstückspause. Was gibt es Neues in der Welt?

NAPOLEON: Von allem, was ich erlebt habe, war das Irrenhaus noch der angenehmste Aufenthalt. Und hier im Museum?

LANDRU: Hier hat sich nichts geändert. Die Völkerversöhnung macht Fortschritte. Kirche und Sport sind sehr gefragt. Diplomaten vernachlässigt.

NAPOLEON: Hat mein Verschwinden Aufsehen erregt?

LANDRU: Man nimmt an, Sie sind von einem Sammler gestohlen worden.

NAPOLEON (*deutet auf die Wachsfigur Josephines*): Das war meine größte Enttäuschung. Man muß hundert Jahre tot sein, um zu erfahren, daß man betrogen wurde.

LANDRU: Das sollte man eigentlich früher merken.

NAPOLEON: Man sollte jede Frau, die man liebt, umbringen.

LANDRU (*legt den Arm um ihn*): Sehen Sie, Sire, jetzt kommen wir uns näher. Mit Frauen hat man nur Scherereien.

NAPOLEON: Hätte ich damals gewußt, was ich heute weiß, ich wäre nie nach Italien marschiert.

LANDRU: Die Weltgeschichte hängt an einem Haar. Seien Sie froh, daß Ihr Abenteuer nicht bekanntgeworden ist. Man könnte Ihnen mit Recht vorwerfen, Sie hätten die besten Gelegenheiten verpaßt.

NAPOLEON: Was hätten Sie an meiner Stelle getan?

LANDRU: Ich wäre hiergeblieben. Denn was haben Sie erreicht, Sire? Sie sind als Napoleon ausgezogen und kehren als Othello zurück.

NAPOLEON: Wie kommen Sie auf Othello?

LANDRU: Ich kenne Ihre Briefe.

NAPOLEON: Meine Briefe?

LANDRU: Sie haben einmal an Josephine geschrieben: «Wenn es wahr ist, fürchte Othellos Faust.»

NAPOLEON: Das stimmt.

LANDRU: Zum Glück haben Sie die Wahrheit nicht erfahren! Das Schicksal hat Sie bewahrt, die größte Dummheit Ihres Lebens zu machen.

Sonst stünden Sie jetzt an meinem Platz. Ich höre Leute kommen. Die Frühstückspause ist zu Ende. Wir müssen auf unsere Plätze zurück.

*(Sie stellen sich in Positur. Cooks Führer erscheint mit einer Reisegesellschaft.)*

REISEFÜHRER: Meine Herrschaften, wir betreten jetzt den Saal der historischen Persönlichkeiten. Hier sehen Sie die berühmtesten Staatsmänner der Gegenwart. Diesen Politikern ist es nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, die Vereinigten Staaten von Europa herbeizuführen. Wenn ein Bubenstreich ihnen Rock und Hose ausgezogen hat, so ist das nur ein Beweis dafür, wie die Genies in unserer Zeit verkannt werden. Ich erwähne noch der Kuriosität halber Napoleon Bonaparte, der von unbekannter Hand gestohlen *(er erblickt Napoleon und verbessert sich schnell)*, aber durch die Findigkeit der Polizei wieder herbeigeschafft wurde. Wir verlassen jetzt diesen Saal und kommen zum Leben Jesu und den Schreckensszenen der Französischen Revolution . . .

*(Die Gesellschaft verläßt den Saal. Lola und Birgit bleiben zurück und betrachten Landru.)*

LOLA: Ich habe deinen Wunsch erfüllt. Jetzt kannst du dir deinen Landru in Ruhe ansehen.

BIRGIT: Ich weiß nicht, er gefällt mir nicht mehr.

LOLA: Was hast du an ihm auszusetzen?

BIRGIT: Die Sache ist zu lange her. Er kommt mir schon historisch vor.

LOLA: Also gehen wir.

BIRGIT *(bleibt vor Napoleon stehen)*: Schau dir mal Napoleon an. Sieht er nicht aus wie der Filmschauspieler, der den Mordversuch begangen hat? Sein Bild war in allen Zeitungen.

LOLA: Du hast recht.

BIRGIT: Er hat eine wunderbare Stirne.

LOLA: Der dünne Mund und die gebogene Nase sind Zeichen von großer Leidenschaft.

BIRGIT: Man könnte sich in ihn verlieben.

LOLA: Wenn man bedenkt, was für Männer herumlaufen! Und der steht im Museum.

BIRGIT: Weißt du was? Ich kaufe mir sein Bild und stelle es auf den Nachttisch. Er war doch ein großer Mann.

*(Sie gehen.)*

LANDRU: Sire, ich gratuliere. Sie sind wieder berühmt geworden.

NAPOLEON: Ich hatte es mir anders vorgestellt.

LANDRU: Was wollen Sie! Sie gefallen den Frauen. Das ist der höchste Ruhm.

NAPOLEON: Und was wird aus Europa?

LANDRU: Europa wird ohne Sie fertig werden. Lassen Sie die Finger davon.

NAPOLEON: Sie haben recht. Meine Zeit ist vorbei. Ein Held gehört ins Museum. Ich werde von jetzt an schweigen.

MUSSOLINI *(der nicht auf dem Theaterzettel steht, erhebt den Arm)*: Halt, meine Herren! Wo bleibt meine Hose?

LANDRU: Ihre Hose ist leider abhanden gekommen.

MUSSOLINI: Ich brauche meine Hose. Ich habe noch eine Karriere vor mir.

NAPOLEON: Lieber Kollege, ich ergreife zum letztenmal das Wort. Die Hose eines Diktators ist voll von Gefahren. Seien Sie froh, daß Sie keine mehr haben!



# Münchhausen

Schauspiel in 5 Akten



## PERSONEN

HIERONYMUS FREIHERR VON MÜNCHHAUSEN

BERNHARDINE VON BRÜNN

MAJOR VON BRÜNN

MAJORIN VON BRÜNN

HAUPTMANN WILHELM VON MÜNCHHAUSEN

PRINZ ERNST AUGUST VON ENGLAND

LANDDROST VON ALTEN

BURGGRAF VON RINTELN

BARON GROTHAUS

GÖSCHEN, *Verleger*

RÖSEMAYER, *Faktotum*

CHRISTEL, *Hausangestellte*

FRAU BACHMANN, *Wirtschafterin*

SCHLIESSERIN

*Zeit:* Gegen Ende des 18. Jahrhunderts

*Schauplatz:* Deutschland

## ERSTER AKT

*Das Gartenhaus des Baron Münchhausen am Abhang des Hopfenberges bei Bodenwerder in Westfalen. Der Blick fällt auf einen Nebenarm der Weser, den sogenannten Mühlenteich. Links führt eine sichtbare Treppe den Berg hinauf zu einem holzgetäfelten Raum mit bunten Glasfenstern. In diesem Raum, der mit Jagdtrophäen geschmückt ist, steht ein langer Tisch mit derb geschnitzten Stühlen, auf dem für vier Personen gedeckt ist. Ein großer Kamin füllt die halbe Wand aus. Rechts hat das Zimmer einen Ausgang zur Küche.*

*Ein Sommerabend gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Es ist die Zeit, in der die alten Herren noch den Zopf tragen, während die jüngeren schon zur freieren Haartracht übergegangen sind.*

*Die Stufen herauf kommen zwei Männer: der korpulente, etwas kurzatmige Verleger Göschen und hinter ihm Rösemeyer, das Faktotum Münchhausens, ein langer, dürrer Mensch.*

GÖSCHEN (*der mühsam heraufklettert*): Siebzig Jahre! Ein schönes Alter.

RÖSEMEYER: Da sollte der Herr mal sehen, wie unser Baron hier die Stufen nimmt – mit drei Sprüngen.

GÖSCHEN (*bleibt stehen und wischt sich den Schweiß ab*): Alle Achtung. Wann kommt denn der Baron?

RÖSEMEYER: Der Herr Baron pflegt jeden Abend hier im Gartenhaus mit seinen Gästen zu speisen. Er ist immer der erste, weil er nämlich selber den Wein aus dem Keller holt.

GÖSCHEN: Davon versteht er was – wie?

RÖSEMEYER: Wenn man so weit gereist ist wie der Herr Baron, liebt man einen guten Tropfen. Darauf kann sich der Herr verlassen. Wie war doch der werte Name?

GÖSCHEN: Göschen, Verleger aus Leipzig.

RÖSEMEYER: Göschen? Soviel ich weiß, ist der Herr nicht zu Tisch geladen.

GÖSCHEN: Wissen Sie eigentlich, mit wem Sie reden? Ich bin der wichtigste Mann in Deutschland. Die größten Dichter werden von mir verlegt. Man ladet mich nicht ein. Ich komme. (*Er geht ins Zimmer.*)

RÖSEMEYER: Der Herr Baron hat aber strengstens verboten, daß Fremde herkommen. Er will seine Ruhe haben.

GÖSCHEN: Ein Original. (*Er betrachtet den Raum.*) Also das ist die berühmte Tafelrunde. Hier erzählt er die wunderbaren Geschichten.

RÖSEMEYER: Darf ich untertänigst darauf aufmerksam machen, daß der Herr Baron keinen Spaß versteht. Es könnte sein, daß er den Herrn auf unsanfte Art wieder hinausbefördert.

GÖSCHEN: Auf unsanfte Art? Was heißt das?

RÖSEMEYER: Mit einem Tritt, sozusagen, in Ihren Allerwertesten. Ich sage nicht, daß es sein muß. Aber es könnte sein.

GÖSCHEN (*großartig*): Mich, der ich Goethe verlegt habe?

RÖSEMEYER: Der Herr Baron schreckt vor nichts zurück.

GÖSCHEN: Ich werde es mir inzwischen bequem machen. (*Er setzt sich.*) In diesem Hause wird gut gegessen. Man merkt es am Duft. Ist der Baron verheiratet?

RÖSEMEYER: Wir haben die selige Baronin längst begraben.

GÖSCHEN: Hat er Kinder?

RÖSEMEYER: Wir haben keine Kinder. Wir haben nur einen Neffen, den Hauptmann Wilhelm von Münchhausen in Kassel.

GÖSCHEN: Der erbt wohl den ganzen Besitz?

RÖSEMEYER: Der Herr scheint ja sehr interessiert zu sein.

GÖSCHEN: Das ist mein Beruf. Ich kenne das Publikum. Ich weiß, was die Leute wollen. Es gibt da einen sehr begabten jungen Mann, der viel von sich reden machte, weil er eine peinliche Affäre mit seinem Fürsten hatte. Einen gewissen Schiller. Haben Sie mal von dem gehört?

RÖSEMEYER: Bei uns verkehren nur Herren vom Adel.

GÖSCHEN: Dieser Schiller wäre nie bekannt geworden, wenn man ihn nicht eingesperrt hätte. Zum Glück ist er geflohen. Ich habe ihm einen Vertrag angeboten. Ich fürchte nur, ich werde mein Geld verlieren, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, Theaterstücke zu schreiben, die keiner versteht. Was ich sagen wollte: der Baron soll lange Zeit in russischen Diensten gestanden und zwei Feldzüge gegen die Türken mitgemacht haben. Stimmt das?

RÖSEMEYER: Der Herr Baron war Rittmeister des russischen Kürassierregiments Anton Ulrich von Braunschweig und lebt jetzt in Bodenwerder.

GÖSCHEN: Er soll eine Leidenschaft haben, zu bauen. Sein ganzer Besitz ist mit einer riesigen Mauer umgeben, die Unsummen verschlungen hat.

RÖSEMEYER: Der Herr Baron wünscht niemand zu sehen. Er haßt Neugierige.

GÖSCHEN: Und wer bezahlt die Schulden?

RÖSEMEYER (*mürrisch*): Da muß der Herr ihn schon selber fragen.

GÖSCHEN: Ich wäre bereit, ihm eine größere Summe anzubieten. Ich möchte ein Geschäft mit ihm machen.

RÖSEMEYER (*erleichtert*): Vielleicht nimmt der Herr eine Lieferung Holz. Wir haben die besten Eichen der Umgegend. Darf ich dem Herrn einen Rat geben? Der Herr Baron ist sehr eigen. Wenn er merkt, daß man etwas von ihm will, wird er grob. Er kann saugrob werden, mit Verlaub zu sagen.

GÖSCHEN: Lieber Freund, ich habe mit soviel Verrückten zu tun, mit dem würde ich auch noch fertig werden.

MÜNCHHAUSEN (*kommt die Treppe herauf. Er trägt mehrere dickbauchige Flaschen im Arm und stößt mit dem Fuß die Tür auf*): Rösemeyer, nimm die Flaschen. Paß auf, daß sie nicht geschüttelt werden. Stell sie vorsichtig auf den Tisch. (*Er nimmt eine Flasche und hält sie gegen das Licht.*) 1783er Burgunder. Der stammt noch aus einem vornehmen Keller. (*Er streichelt die Flasche.*) Ein schöner Hals. Ein bißchen verstaubt, wie die gute, alte Zeit. Komm her, Rösemeyer. Schau dir die Flasche an. Auch sie ist ein Kind unseres Jahrhunderts, das die Menschenrechte erfunden hat. Wir wollen sie auf das Wohl derer trinken, die dabei nicht den Kopf verloren haben. (*Er bemerkt Göschen.*) Was ist denn das für ein Hanswurst?

GÖSCHEN: Herr Baron, ich komme soeben von Weimar, wo ich bei Herrn

Geheimrat Goethe gespeist habe. Ich bin der Verleger Göschen aus Leipzig. Sie werden sicher von mir gehört haben.

MÜNCHHAUSEN: Nein.

GÖSCHEN (*gekränkt*): Meine bescheidenen Verdienste berechtigten mich zu der Hoffnung. Ich habe den Faust gedruckt.

MÜNCHHAUSEN (*trocken*): Womit kann ich dienen?

GÖSCHEN: Ich befinde mich auf einer Reise durch Deutschland, um mit allen bedeutenden Männern Fühlung zu nehmen. Das Publikum hungert nach Bildung. Herr Generalsuperintendent Herder, dessen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit großes Aufsehen erregten, sagte mir wörtlich . . .

MÜNCHHAUSEN (*mit der Flasche beschäftigt*): Rösemeyer, wo ist meine Brille? Ich kann das Etikett nicht lesen. Der Teufel hole die elende Schrift!

RÖSEMEYER: Sollte der Herr Baron die Brille nicht in seiner linken Hosentasche haben?

MÜNCHHAUSEN (*zieht die Brille aus der Tasche*): Natürlich. Da ist sie. (*Er setzt sie auf und liest.*) Hospice de Beaune. Grand crû. Ein herrlicher Tropfen. Eine Spur zu kalt. (*Er wärmt die Flasche mit den Händen.*)

GÖSCHEN: Herr Baron scheinen von meiner Anwesenheit keine Notiz zu nehmen.

MÜNCHHAUSEN: Ja, richtig. Sie kommen aus Leipzig?

GÖSCHEN: Nein, aus Weimar.

MÜNCHHAUSEN: Sie haben doch gesagt, Sie kommen aus Leipzig?

GÖSCHEN: Ich wohne in Leipzig.

MÜNCHHAUSEN: Herr, wollen Sie sich über mich lustig machen?

GÖSCHEN: Im Gegenteil, Herr Baron. Ich bin Ihr größter Verehrer. Bitte, hören Sie mich an. Wo ich hinkomme, spricht man von Ihnen. Ihre wunderbaren Erzählungen gehen von Mund zu Mund. Jeder kennt die Geschichte von den aufgespießten Hühnern und das Abenteuer vom halbierten Pferd. Ihre Reise nach dem Mond ist berühmter als Werthers Leiden. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Schreiben Sie ein Buch, Herr Baron.

MÜNCHHAUSEN: Für wen?

GÖSCHEN: Für die Nachwelt.

MÜNCHHAUSEN: Was wissen Sie von der Nachwelt! Jede Zeit hat ihren eigenen Münchhausen.

GÖSCHEN: Sie überschätzen die Nachwelt, Herr Baron.

MÜNCHHAUSEN: Ich überschätze gar nichts. Ich habe nicht den Ehrgeiz, berühmt zu werden. Was ich erlebt habe, ist meine Privatsache.

GÖSCHEN: Wenn alle so dächten, würden keine Bücher mehr geschrieben.

MÜNCHHAUSEN: Das würde ich für einen großen Vorteil halten. Dann gäbe es weniger Unsinn in der Welt. Das meiste, was geschrieben wird, ist gelogen. Wenn ich die Wahrheit sage, glaubt mir ja keiner.

GÖSCHEN (*verblüfft*): Die Wahrheit? Wie darf ich das verstehen?

MÜNCHHAUSEN: Was dachten Sie denn? Glauben Sie, ich bin ein Schwindler?

GÖSCHEN: Ich habe gar nichts gedacht, Herr Baron.

MÜNCHHAUSEN: Na, also.

GÖSCHEN: Ich dachte nur, wenn Sie sich entschließen könnten, das Buch zu schreiben, würde es noch zu Michaelis erscheinen.

MÜNCHHAUSEN: Fangen Sie schon wieder an? Ein für allemal: ich will nichts mit Literatur zu tun haben. Die Herren sollen unter sich bleiben. Ich wünsche nicht, daß jeder Esel mich mit Dreck beschmeißt. Ich will mein Gemüse pflanzen und meine Bäume pflegen. Lassen Sie mich mit Ihren Schmökern zufrieden. Solange ich lebe, wird nichts von mir gedruckt. Wenn ich tot bin, kann ich mich nicht wehren. Dann fressen mich die Würmer. Frau Bachmann!

FRAU BACHMANN (*erscheint in der Tür. Sie ist eine dicke, resolute Person*).

MÜNCHHAUSEN: Schlechte Zeiten, Frau Bachmann! Die Hühner wollen keine Eier mehr legen. Es riecht nach Druckerschwärze. Was macht der Rehbraten?

FRAU BACHMANN: Der Rehbraten ist prima, Herr Baron.

MÜNCHHAUSEN: Haben Sie auch ordentlich Sahne zugesetzt? Ich werde ihn mir mal ansehen. . . (*Er geht in die Küche.*)

GÖSCHEN: Alles was recht ist: der Baron ist nicht sehr höflich.

RÖSEMAYER (*der mittlerweile die Flaschen geöffnet hat*): Das ist noch gar nichts. Neulich war ein Herr von der Stadt hier. Der Herr Baron hat nämlich einen Prozeß mit der Stadt. Darauf hat er den Herrn genommen und hat ihn höchstselbst die Treppe hinuntergeworfen. Er ist manchmal ein bißchen heftig.

GÖSCHEN: Vielleicht ist es besser, ich gehe.

RÖSEMAYER: Wenn der Herr die Treppe zu Fuß hinuntergehen will, sollte er es tun.

GÖSCHEN: Sagen Sie mal, glaubt der Baron eigentlich alles, was er erzählt?

RÖSEMAYER: Der Herr Baron hat noch nie ein unwahres Wort über die Lippen gebracht.

GÖSCHEN: Wissen Sie, wie man ihn nennt? Den Lügenbaron.

RÖSEMAYER: Da kann der Herr sehen, wie boshaft die Menschen sind!

MÜNCHHAUSEN (*kommt aus der Küche*): Der Rehbraten ist in Ordnung. (*Zu Göschen:*) Sind Sie immer noch da?

GÖSCHEN: Ich störe wohl, Herr Baron?

MÜNCHHAUSEN: Nein, Sie verderben mir nur den Appetit.

GÖSCHEN: Ich hatte die Absicht, Ihnen eine größere Summe anzubieten. Sozusagen als Vorschuß.

MÜNCHHAUSEN: Was zahlen Sie denn?

GÖSCHEN: Dasselbe, was ich Herrn Staatsminister von Goethe zahle. Hundert Taler für die erste Auflage.

MÜNCHHAUSEN: Hundert Taler? Sie sind wohl nicht bei Trost?

GÖSCHEN: Herr Baron, das sind die höchsten Honorare in Deutschland. Schiller bekommt viel weniger.

MÜNCHHAUSEN (*geht auf Göschen zu, der ängstlich zurückweicht*): Die Zarin Elisabeth, der ich einmal das Leben gerettet habe, bot mir tausend Dukaten für ein Autogramm. Und Sie wagen, mir hundert Taler zu bieten?

GÖSCHEN: Ich kann doch nicht tausend Dukaten für jedes Wort zahlen!

MÜNCHHAUSEN: Dann scheren Sie sich zum Teufel. Sagen Sie Herrn Goethe einen schönen Gruß: er soll sich ein Beispiel an mir nehmen.

Ich wünsche Ihnen einen gesegneten Abend. Darf ich Ihnen die Treppe hinunterleuchten?

GÖSCHEN: Vielen Dank, Herr Baron. Ich kenne den Weg. (*Eiligst ab.*)

MÜNCHHAUSEN: Gott sei Dank, daß der Kerl weg ist. Ich muß einen Schnaps trinken.

RÖSEMEYER (*holt eine Flasche*): Herr Baron, die Taler hätten wir gut gebrauchen können. Die Ziegelsteine vom vorigen Jahr sind noch nicht bezahlt.

MÜNCHHAUSEN: Dann werde ich ein Stück Wald verkaufen.

RÖSEMEYER: Was wird der Herr Neffe dazu sagen!

MÜNCHHAUSEN: Noch habe ich hier zu sagen. Ich pfeife auf meine Erben. Schau mich an. Sehe ich aus wie ein Todeskandidat? (*Er schlägt sich auf den Brustkasten.*) Bei mir ist alles in bester Ordnung. Mein Appetit ist glänzend. Ich werde uralte Frau Bachmann!

FRAU BACHMANN (*steckt den Kopf durch die Tür*).

MÜNCHHAUSEN: Frau Bachmann, wo bleibt der Salat? Bringen Sie ihn her. Ich will ihn selbst anmachen. Davon verstehen Weiber nichts. (*Er ruft ihr nach.*) Ich brauche ein hartes Ei, Frau Bachmann!

FRAU BACHMANN (*bringt eine große Schüssel Salat*): Ja doch.

MÜNCHHAUSEN: Schnittlauch und Petersilie, Frau Bachmann.

FRAU BACHMANN (*bringt die Zutaten*): Wenn der Herr Baron bloß nicht so schreien wollte. Davon wird der Salat nicht besser.

MÜNCHHAUSEN (*rührt den Salat an*): Frau Bachmann, mein Salat ist weltberühmt. Als der verstorbene Sultan ihn gekostet hatte, wollte er mich nicht mehr fortlassen. Er schickte seinen Großwesir zu mir und bot mir die Hälfte seines Vermögens, wenn ich ihm das Geheimnis verriete. Als ich mich weigerte, befahl er seiner Leibwache, mich tot oder lebendig in die Küche zu bringen. Zehntausend Türken umringten mich mit geschwungenen Säbeln. Ich sah mich schon verloren und in Stücke gehauen, da kam mir ein Gedanke. Ich nahm den Senftopf und schmierte ihn dem ersten besten ins Gesicht. Die Wirkung war überraschend. Sämtliche Türken ergriffen die Flucht. Ich war gerettet.

FRAU BACHMANN (*die mit offenem Munde zugehört hat*): Jesus Maria! Der Rehbraten! (*Sie stürzt in die Küche.*)

RÖSEMEYER: Da hat der Herr Baron aber Glück gehabt.

MÜNCHHAUSEN: Seitdem reise ich nie ohne Senftopf. (*Er mischt den Salat. Drei Herren vorgerückten Alters kommen die Treppe herauf. Der Landdrost von Alten ist eine militärische Erscheinung, selbstgefällig und nicht sehr intelligent. Der Burggraf von Rinteln ist ein feudaler, etwas versoffener Herr. Baron Grothaus hat geistige Interessen und ist ein belesener und aufgeklärter Mann.*) Das nenne ich pünktlich, meine Herren. (*Er begrüßt sie.*) Rösemeyer, wir können anfangen. Sag der alten Hexe Bescheid.

RÖSEMEYER (*ab in die Küche*).

ALTEN: Ich schätze, es gibt Reh.

MÜNCHHAUSEN: Du schätzt richtig. Die Bachmann hat das Tier mit silbernen Fäden gespickt.

RINTELN: Dann dürfte eine kleine Jagdgeschichte fällig sein.

MÜNCHHAUSEN: Setzt euch.

*(Sie setzen sich an den Tisch. Rösemeyer trägt einen mächtigen Rehbraten herein. Münchhausen tranchiert ihn und legt seinen Gästen vor, während Rösemeyer die Schüsseln reicht und die Gläser füllt.)*

GROTHAUS: Weißt du, daß ich deinetwegen beinahe ein Duell hatte?

MÜNCHHAUSEN: Wieso?

GROTHAUS: Neulich erzählte ich in Göttingen auf einer Gesellschaft, wie du dich an deinem eigenen Zopf aus dem Sumpf gezogen hast. Neben mir saß ein Herr aus Berlin. Der hat das sehr übel genommen. Er wollte es absolut nicht glauben.

MÜNCHHAUSEN: Die Herren aus Berlin wissen alles besser.

GROTHAUS: Ich hätte ihm fast meine Zeugen geschickt. Er zog es vor, sich zu entschuldigen.

ALTEN: Das Pack wird immer frecher. In Frankreich schlagen sie alles kurz und klein. Seitdem sie die Guillotine haben, ist keiner mehr seines Lebens sicher.

GROTHAUS: Wer weiß, wann wir dran kommen, lieber Alten.

ALTEN: Ach was! Ein paar handfeste Regimenter und die ganze Bande fliegt in die Luft.

GROTHAUS: Das haben sie drüben auch gesagt.

RINTELN: Meine Herren, weshalb regt ihr euch auf! Wir sind hier in Westfalen und nicht in Frankreich. So lange der Landdrost von Alten noch in Polle sitzt und die Bauern anschnauzt, kann uns nichts passieren.

GROTHAUS: Und wenn sie sich nicht mehr anschnauzen lassen?

ALTEN: Gott sei Dank, Baron Grothaus, soweit sind wir noch nicht. Glaubst du, du kannst uns imponieren, weil du Voltaire oder Rousseau gelesen hast, oder wie all diese Idioten heißen? Nicht mit Büchern, sondern mit Pulver wird regiert.

GROTHAUS: Schade, daß du nicht das Pulver erfunden hast.

ALTEN *(schlägt auf den Tisch)*: Himmelkreuzdonnerwetter!

RINTELN: Wie kann man sich so echauffieren. Was ist schon an dieser französischen Revolution! In zehn Jahren spricht kein Mensch mehr davon.

GROTHAUS: Gott segne euch. Ich fürchte nur, der Burggraf von Rinteln wird sie nicht aufhalten.

ALTEN: Weißt du, was du uns kannst? Götz von Berlichingen!

GROTHAUS: Apropos Goethe. Wißt ihr, was er bei der Kanonade von Valmy gesagt hat? «Von hier aus und von heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte an.»

ALTEN: Auch so ein revolutionärer Schreiber. Den Kerl sollte man aufhängen.

MÜNCHHAUSEN *(der mittlerweile tranchiert und aufgelegt hat)*: Seid ihr alle versorgt? Dann freßt und haltet die Schnauze. Kein Wort mehr von Politik. Als ich neulich in Paris war . . .

GROTHAUS *(sehr erstaunt)*: Du warst in Paris? Das ist ja ganz was Neues!

ALTEN: Wie bist du denn dahin gekommen?

MÜNCHHAUSEN: Zu Schiff. Da man der Truppen wegen zu Lande nicht reisen kann, habe ich den Seeweg eingeschlagen.

RINTELN: Wir sind zwar manches von dir gewöhnt, aber das geht ein bißchen weit. Du kannst doch nicht per Schiff nach Paris fahren!

MÜNCHHAUSEN: Wer sagt dir, daß ich das nicht kann? Als die französische Küste in Sicht kam, gab ich Befehl, das ganze Schiff voll Wasser zu pumpen. Kaum hatten wir angelegt, ließ ich das Wasser allmählich wieder auslaufen, so daß wir in unseren eigenen Gewässern weiterfahren konnten. Ich nahm mir sozusagen das Meer mit. Leider reichte es nicht für die ganze Reise.

ALTEN: Und was machtest du, als du auf dem Trockenen saßest?

MÜNCHHAUSEN: Man muß sich zu helfen wissen. Ich ließ sämtliche Mannschaften antreten und ein natürliches Bedürfnis verrichten. So kamen wir langsam, aber sicher vorwärts.

ALTEN: Alle Achtung, Hieronymus! *(Er hebt das Glas.)* Dem kühnen Seefahrer!  
*(Sie stoßen an.)*

GROTHAUS: Was wolltest du denn in Paris?

MÜNCHHAUSEN: Ja, richtig. Das habe ich ganz vergessen. Es war wegen einer Frau.

RINTELN: Aha! Endlich mal eine Liebesgeschichte.

MÜNCHHAUSEN: Die einzige meines Lebens.

ALTEN: Wenn das keine Lüge ist, will ich Münchhausen heißen.

MÜNCHHAUSEN: So wahr ich Münchhausen heiße: es ist wahr. Rösemeyer, schenk den Herren ein. *(Nachdem die Gläser gefüllt sind.)* Vor vielen Jahren verliebte ich mich in eine Sängerin, die später sehr berühmt wurde. Ihr kennt sie alle: die Gabrielli. Sie hatte ein zauberndes Lachen. Habt ihr mal eine Frau lachen gehört? Habt ihr mal diese Frau lachen gehört? Ich konnte ihre Stimme nicht vergessen. Als ich erfuhr, daß sie in Paris war, eilte ich hin und warf mich ihr zu Füßen. Ich wollte sie noch einmal hören. Ich bot ihr hundert Louisdors.

ALTEN: Hat sie dich erhört?

GROTHAUS: Bring ihn doch nicht in Verlegenheit.

RINTELN: Es ging wohl nicht recht, wie?

*(Die drei brechen in schallendes Gelächter aus.)*

MÜNCHHAUSEN: Was ihr für Mißtöne hervorbringt!

ALTEN: Leider können wir nicht so lachen wie die Gabrielli.

MÜNCHHAUSEN: Ich bat sie, mir ihr Lachen zu schenken. Und da ich nicht wußte, wie ich es aufbewahren sollte, fing ich es in einer Muschel ein.  
*(Er zieht eine Muschel aus der Tasche.)*

RINTELN: Gib mal her. *(Er hält die Muschel ans Ohr.)*

ALTEN: Hörst du was?

RINTELN: Es rauscht. Du hast das Meer mit den Frauen verwechselt. *(Er reicht sie Alten.)*

ALTEN: Ich höre nicht das Geringste. *(Er reicht sie Grothaus.)* Vielleicht hast du mehr Glück.

GROTHAUS: Keine Spur. Hieronymus, diesmal bist du hereingefallen.  
*(Er gibt ihm die Muschel zurück.)*

MÜNCHHAUSEN: Seid ihr denn alle taub? *(Er hält die Muschel ans Ohr.)* Ich höre es ganz deutlich.

*(Hinter der Bühne ertönt ein helles Frauenlachen.)*

GROTHAUS: Tatsächlich! Jetzt höre ich es auch.

RINTELN: Da lacht doch jemand!

*(Das Lachen ertönt wieder. Alle springen auf.)*

ALTEN: Gibt es denn hier Gespenster? Ich wette, die Gabrielli steht unten.

GROTHAUS: Hieronymus, wie alt ist die Dame?

MÜNCHHAUSEN: Sie wird an die sechzig sein.

GROTHAUS: Großer Gott! (*Zu Alten:*) Geh du voran.

ALTEN: Weshalb ich?

GROTHAUS: Weil du der tapferste bist.

ALTEN: Aber nicht bei alten Weibern.

MÜNCHHAUSEN: Feiglinge! (*Er öffnet die Tür.*)

BERNHARDINE VON BRÜNN (*kommt die Treppe herauf. Sie ist ein junges, sehr hübsches Mädchen im Reisekostüm*): Verzeihung — können Sie mir sagen, wo ich einen Schmied finde? Mein Pferd hat ein Hufeisen verloren.

MÜNCHHAUSEN: Bitte treten Sie ein.

BERNHARDINE (*kommt ins Zimmer*): Mein Wagen steht unten. Ich bin auf der Reise nach Hameln. Ich muß heute abend noch hin.

MÜNCHHAUSEN: Rösemeyer, kümmere dich um die Sache. Wenn der Gaul repariert ist, sag uns Bescheid.

RÖSEMEYER (*ab*).

GROTHAUS: Befriedigen Sie unsere Neugier, mein Fräulein. Weshalb haben Sie vorhin gelacht?

BERNHARDINE: Ich sah Ihre Schatten. Die waren so komisch. Wie Vogelscheuchen. (*Sie lacht wieder.*) Da habe ich mir gedacht, das sind spaßige Leute. Jetzt gehst du mal zu ihnen herauf.

MÜNCHHAUSEN: Wollen Sie nicht Platz nehmen. Sie werden hungrig sein. Frau Bachmann!

FRAU BACHMANN (*erscheint in der Küchentür*).

MÜNCHHAUSEN: Ein Gast, Frau Bachmann!

FRAU BACHMANN: Jawohl, Herr Baron. (*Sie bringt Teller und Besteck.*)

MÜNCHHAUSEN (*legt vor und schenkt ein*): Sie müssen vorlieb nehmen. Wir haben nicht viel übrig gelassen.

BERNHARDINE (*setzt sich an den Tisch und ißt mit großem Appetit*): Hier ist es nett. Lauter alte Herren. Das gefällt mir.

GROTHAUS: Ich finde, als Vogelscheuchen haben wir uns ganz gut gehalten.

BERNHARDINE: Sind Sie mir böse?

MÜNCHHAUSEN: Im Gegenteil, mein Fräulein. Was diese drei Herren betrifft, so haben Sie vollständig recht.

ALTEN: Ich glaube, ich hatte schon mal die Ehre. Fräulein Bernhardine von Brünn?

BERNHARDINE: Ganz richtig. Woher kennen Sie mich?

ALTEN: Sie waren mit Ihrem Herrn Vater in einer Amtsangelegenheit bei mir in Polle.

BERNHARDINE: Jetzt weiß ich: Herr von Alten.

ALTEN: Wie geht es dem Herrn Major?

BERNHARDINE: Wenn Papa erfährt, daß ich hier eingedrungen bin, gibt es einen Mordskrach. Ich kann nichts dafür. Ich bin schrecklich frech.

RINTELN: Wir werden schweigen wie das Grab.

BERNHARDINE: Ich sehe, Sie sind Kavaliere. (*Mit einem Blick auf Münchhausen:*) Das Reh ist übrigens ausgezeichnet.

MÜNCHHAUSEN: Meine eigene Jagd. Dabei ist mir etwas sehr Merkwürdiges passiert. Stellen Sie sich vor, ich hatte mein ganzes Blei verschossen, als mir ein Reh vor den Lauf kam. Ich verwünschte mein Pech und wollte schon nach Hause gehen, da fiel mir etwas ein. Sie wissen, daß man jedes Tier fangen kann, wenn man ihm Salz auf den Schwanz streut. Ich nahm eine Tüte Salz, die ich im Rucksack hatte, lud meine Flinte, tat statt der Kugel Salz hinein und zielte auf den Schwanz des Tieres. Ich traf so glücklich, daß mein Reh wie angewurzelt stehen blieb. Ich konnte es ohne Mühe fangen.

BERNHARDINE: Das klingt ja wie Münchhausen.

ALTEN: Erraten, mein Fräulein. Sie befinden sich in der Höhle des Löwen.

BERNHARDINE: Was? Sie sind der Lügenbaron? (*Sie bricht in ein helles Lachen aus.*)

MÜNCHHAUSEN: Sie lacht wie die Gabrielli.

BERNHARDINE: Wie die berühmte Sängerin?

ALTEN: Sie rühren an eine tiefe Wunde. Das ist die einzige Frau, die er geliebt hat.

BERNHARDINE: Ich möchte gern diese Frau sein.

MÜNCHHAUSEN: Ich nehme Sie beim Wort, mein Fräulein. Ihr Stern geht auf über Bodenwerder. Sie haben die schönsten Augen von ganz Westfalen.

BERNHARDINE: Aber Herr von Münchhausen, Sie dichten ja!

MÜNCHHAUSEN: Ich tue alles, was Sie wollen. Bitte befehlen Sie.

BERNHARDINE: Dann bringen Sie mir ein Tuch. Ich friere.

MÜNCHHAUSEN (*zieht seinen Rock aus und hängt ihn über ihre Schultern*).

BERNHARDINE: Danke. Jetzt komme ich mir fast wie ein Mann vor.

ALTEN (*hebt das Glas*): Darf ich Sie an unserer Tafelrunde willkommen heißen!

GROTHAUS (*hebt das Glas*): Unser jüngstes und reizendstes Mitglied!

RINTELN (*hebt das Glas*): Das uns alle im Sturm erobert hat!

ALTEN (*setzt das Glas hin*): Donnerschlag! Jetzt fängt der auch noch an.

BERNHARDINE: Ruhe, meine Herren! Wenn ihr euch zankt, verlasse ich die Tafelrunde. Bitte, Herr von Münchhausen, erzählen Sie noch etwas. Ich habe einen Freund, der Sie sehr verehrt. Er hat alle Ihre Geschichten gesammelt.

MÜNCHHAUSEN: Sie haben einen Freund?

BERNHARDINE: Ich bin sogar verlobt mit ihm.

MÜNCHHAUSEN: Bedauere. Ich erzähle nichts mehr.

GROTHAUS: Sag mal, Hieronymus, solltest du eifersüchtig sein?

MÜNCHHAUSEN: Dies Laster der Jugend ist mir fremd. Ich wünsche nicht, in den Mund der Leute zu kommen. Ich lebe für mich.

BERNHARDINE: Ganz allein?

MÜNCHHAUSEN: Das sind meine einzigen Freunde, denen ich ab und zu die Hölle heiß mache. Es sind brave Dickschädel und feste Säufer, die schon einen Spaß vertragen.

ALTEN: Erlaube mal . . .

MÜNCHHAUSEN (*hebt das Glas*): Prost, alte Knaben. Nichts für ungut.

BERNHARDINE: Sind Sie nicht sehr einsam, Herr von Münchhausen?

MÜNCHHAUSEN: Mein Fräulein, in meinen Jahren ist die Einsamkeit ein

Glück. Ich habe soviel Dummheit gesehen. Ich habe an meiner eigenen genug.

GROTHAUS: Endlich ein wahres Wort.

MÜNCHHAUSEN: Schweig. Ich ziehe es vor, mich mit mir selber zu beschäftigen, als von andern gelangweilt zu werden.

BERNHARDINE: Sie scheinen keine gute Meinung von den Frauen zu haben.

ALTEN: Mein Fräulein, Sie sind auf dem besten Weg, ihn zu bekehren.

BERNHARDINE (*lacht*): Ich? Ein kleines Mädchen?

ALTEN: Das sind die gefährlichsten.

MÜNCHHAUSEN: Du hörst doch, sie ist verlobt.

ALTEN: Lieber Hieronymus, das sind die allergefährlichsten!

BERNHARDINE: Herr von Münchhausen, verteidigen Sie mich, oder haben Sie auch Angst vor mir? Ein Mann, der auf einer Kanonenkugel geflogen ist, wird sich doch nicht vor einem jungen Mädchen fürchten!

MÜNCHHAUSEN (*küßt ihr die Hand*): Für Sie lasse ich mich aus jeder Kanone schießen.

BERNHARDINE: Ich bin noch sehr dumm und unerfahren. Ich war nie in einem so berühmten Kreis. (*Mit leiser Koketterie*:) Herr von Alten, als ich Sie damals in Polle sah, hatte ich großen Respekt vor Ihnen. Ich dachte nicht, daß Sie so nett sein könnten.

ALTEN (*geschmeichelt*): Ich bin glücklich, es Ihnen zu beweisen. (*Er küßt ihr die Hand*.)

BERNHARDINE: Sie müssen uns alle in Hameln besuchen. Ich werde Papa bitten, Sie einzuladen. Wir geben ein kleines Fest. Werden Sie kommen, Herr von Münchhausen?

RINTELN: Wir kommen.

MÜNCHHAUSEN: Du bist doch gar nicht gefragt.

RINTELN: Mein Fräulein, gestatten Sie mir eine Gunst. Ich habe sehr viel Burgunder getrunken. Ich bin nicht mehr ganz nüchtern. Was diesen Herren erlaubt ist, die mir nicht an Geist, sondern an Jahren überlegen sind, sei auch mir vergönnt. Darf ich Ihre Hand küssen?

BERNHARDINE (*lächelnd*): Aber bitte. (*Sie reicht ihm die Hand*.)

GROTHAUS: Gleiches Recht für alle!

BERNHARDINE (*reicht ihm die andere Hand*): Seid ihr nun zufrieden?

RÖSEMAYER (*tritt ein*): Melde gehorsamst: der Gaul ist repariert.

BERNHARDINE (*zieht die Hände zurück*): Dann muß ich gehen.

MÜNCHHAUSEN: Schon?

BERNHARDINE: Meine Eltern erwarten mich. Ich muß nach Hause.

MÜNCHHAUSEN: Schade.

BERNHARDINE (*zieht den Rock aus und gibt ihn Münchhausen zurück*): Dank für die Gastfreundschaft. Das junge Mädchen verläßt die Tafelrunde. Leben Sie wohl, meine Herren.

MÜNCHHAUSEN: Darf ich Sie hinausbegleiten?! (*Er öffnet die Tür. Sie stehen auf der Treppe. Man sieht im Mondschein den Fluß*.)

BERNHARDINE: Wunderbar. Gehört das alles Ihnen?

MÜNCHHAUSEN: Das ist mein Besitz. Was Sie da unten sehen, ist der Mühlenteich, ein Nebenarm der Weser, der zu meinen Gütern gehört. Drüben am andern Ufer liegt das Schloß. Ich habe mir hier auf dem Hopfenberg ein kleines Gartenhaus gebaut. Das ist das Allerheiligste.

BERNHARDINE: Also war ich im Allerheiligsten?

MÜNCHHAUSEN: Sie haben es durch Ihre Anwesenheit geweiht. Vorsicht, fallen Sie nicht!

BERNHARDINE (*lehnt sich einen Augenblick an ihn*): Wie hell es ist. Man könnte mondsüchtig werden.

MÜNCHHAUSEN: Ich werde Sie tragen. (*Er nimmt sie auf die Arme.*)

BERNHARDINE: Herr von Münchhausen. Sie haben ja gar keine Angst vor mir!

MÜNCHHAUSEN: Frauen, die verlobt sind, sind nicht gefährlich.

BERNHARDINE: Wissen Sie das so genau?

MÜNCHHAUSEN: Ich hoffe es. (*Er berührt ihr Haar mit den Lippen.*)

BERNHARDINE: Herr von Münchhausen, jetzt haben Sie mich geküßt.

MÜNCHHAUSEN: Noch nicht. Aber jetzt. (*Er küßt sie wirklich.*)

BERNHARDINE: Ein wehrloses Mädchen! (*Sie legt die Arme um seinen Hals.*) Was machen Sie mit mir!

MÜNCHHAUSEN: Ich zünde das Pulver an, mit dem wir aus der Kanone fliegen. Halten Sie sich gut fest! (*Er trägt sie die Stufen hinab und verschwindet.*)

ALTEN: Mir scheint, unser Freund hat Feuer gefangen.

GROTHAUS: Wir wollen uns mal eine Pfeife anstecken. Jetzt ist der richtige Augenblick. Rösemeyer, bring die Spazierstöcke her.

RÖSEMEYER (*bringt jedem eine lange Pfeife und steckt sie in Brand*).

ALTEN: Wenn er bloß keine Dummheiten macht!

RINTELN: Ich bin zwar besoffen, aber so besoffen bin ich doch nicht.

ALTEN: Von dir ist ja gar nicht die Rede.

RINTELN (*sehr erstaunt*): Von wem denn?

GROTHAUS: Vorsicht. Er kommt.

MÜNCHHAUSEN (*springt mit ein paar Sätzen die Treppe herauf und tritt ein*).

ALTEN: Hast du dich gut unterhalten?

MÜNCHHAUSEN: Wer ist das Mädchen?

ALTEN: Ich kenne die Familie. Der Vater ist ein pensionierter Major. Die Alte möchte ich nicht als Schwiegermutter haben. Ich glaube, es geht den Leuten nicht gut. Sie waren mal wegen einer Erbschaft bei mir.

MÜNCHHAUSEN: Ich werde das Mädchen heiraten.

(*Alle sitzen sprachlos da.*)

ALTEN: Du bist wohl nicht recht bei Trost?

RINTELN (*bricht in schallendes Gelächter aus*).

MÜNCHHAUSEN: Ich sage euch, ich werde sie heiraten.

GROTHAUS: In deinem Alter!

MÜNCHHAUSEN: Ich bin gerade fünfzig geworden. Ich bin in den besten Jahren.

ALTEN: Wie alt bist du?

MÜNCHHAUSEN: Rösemeyer, wie alt bin ich?

RÖSEMEYER: Der Herr Baron ist gerade fünfzig geworden.

MÜNCHHAUSEN: Kennt ihr das Märchen von der Mühle, wo die alten Weiber wieder jung werden? Liebe Freunde, das ist noch gar nichts. Ich habe eben ein Mädchen die Treppe hinuntergetragen und bin ein Jüngling geworden. Das soll mir mal einer nachmachen!

## ZWEITER AKT

*Ein Zimmer im Hause der Familie von Brünn in Hameln. Ein bescheidener, kleinbürgerlicher Raum. Heller Tag. Der Major ist ein vierschrotiger, etwas schwerhöriger Herr mit einem mächtigen Schädel, auf dem struppiges, weißes Haar aufgerichtet steht. Die Majorin ist das Gegenteil von ihm, dünn und spitz, ewig beleidigt, setzt sie seiner polternden Gutmütigkeit einen boshaften Widerstand entgegen. Sie ist mit einer Näharbeit beschäftigt, während er in einem alten Uniformrock mit einem Brief in der Hand durchs Zimmer stapft.*

MAJOR: Ein reitender Bote! Hast du das gehört, Melanie? Er schickt einen reitenden Boten.

MAJORIN: Mußt du alles zweimal sagen?

MAJOR: Wie?

MAJORIN (*laut*): Ob du alles zweimal sagen mußt?

MAJOR: Du hörst ja nicht zu, wenn ich rede.

MAJORIN: Trottel.

MAJOR: Wie?

MAJORIN: Ich habe nichts gesagt.

MAJOR: Schreibt mir da einfach einen Brief. Hält kurz und bündig um die Hand unserer Tochter an. Wird sich in einer Stunde die Antwort holen. Ein Teufelskerl, dieser Münchhausen.

MAJORIN: Was hast du beschlossen, Brünn?

MAJOR: Was ich beschlossen habe? Ich habe folgendes beschlossen. Ich habe . . . Ausgeschlossen.

MAJORIN: Was ist ausgeschlossen?

MAJOR: Aus der Sache wird nichts.

MAJORIN: Du solltest dir die Sache reiflich überlegen. Dieser Münchhausen ist eine glänzende Partie.

MAJOR: Sie ist 17 und er ist 70. Mit 70 Jahren heiratet man nicht.

MAJORIN: Er hat einen großen Besitz und keine Kinder. Unsere Tochter wird Baronin.

MAJOR (*eigensinnig*): Mit 70 Jahren heiratet man nicht.

MAJORIN: Aber irgend jemand muß sie doch heiraten! Schließlich warst du ja auch kein Jüngling mehr, als wir uns kennenlernten. Leider, kann ich nur sagen.

MAJOR: Ich war in den besten Jahren. Vergiß das nicht, Melanie.

MAJORIN: Du lieber Gott!

MAJOR: Wie?

MAJORIN: Gott sei Dank, sage ich.

MAJOR: In diesem Falle gebe ich meine Einwilligung nicht. Ich habe Pflichten als Vater.

MAJORIN: Was hast du? (*Sie legt ihre Arbeit hin.*) Jetzt will ich dir mal was sagen, Brünn. Jetzt wird es mir nämlich zu dumm. Wenn du glaubst, deine Pension reicht für die Mitgift, dann irrst du dich. Wir haben knapp zum Leben. Ich habe ein Mädchen ins Haus genommen, damit jemand die grobe Arbeit macht. Wenn man seine Tochter verheiraten will, kann sie nicht dauernd in der Küche stehen. Ich habe mir die Aussteuer vom Munde abgespart. Ich habe gearbt.

MAJOR: Liebe Melanie . . .

MAJORIN: Laß mich ausreden. Unterbrich mich nicht immer. Daß du dir das nicht abgewöhnen kannst! Wo war ich stehengeblieben?

MAJOR: Du sagtest . . .

MAJORIN: Ich sagte . . . Ich weiß nicht mehr, was ich sagte. Es ist ja auch gleichgültig. Aber eins sage ich dir: wenn du ewig Schwierigkeiten machst, dann ziehe ich mich zurück. Dann kannst du deine Tochter selber verheiraten.

MAJOR: Melanie! Ein Wort unter uns.

MAJORIN: Sprich dich nur aus, Brünn. Sprich dich aus. Ich unterbreche dich nicht. Ich unterbreche nie einen Menschen.

MAJOR: Ich meine . . .

MAJORIN: Bilde dir ja nicht ein, daß man ohne Mitgift einen Mann bekommt. Oder willst du die Verantwortung übernehmen, wenn sie sitzenbleibt?

MAJOR: Liebt sie ihn denn?

MAJORIN: Seit dem Besuch bei ihm ist sie völlig verändert. Sie spricht nur von ihm. Ich glaube, er ist der erste Mann, der ihr gefällt.

MAJOR: Wie ist denn das möglich?

MAJORIN: Laß gut sein, Brünn. Männer verstehen nichts von der Liebe. Ich habe ein Auge dafür.

MAJOR: Er könnte doch ihr Großvater sein.

MAJORIN: Das werden die besten Ehen. Die jungen Leute taugen ja alle nichts. Bernhardine ist hübsch und ehrgeizig. Sie wird als Baronin eine gute Figur machen.

MAJOR: Ja aber . . .

MAJORIN: Sprich dich nur aus, Brünn.

MAJOR: Mit der guten Figur ist es nicht getan. Hoffentlich bleibt die Figur nicht so.

MAJORIN: Erzähl mir nichts. Es gibt auch in Bodenwerder Störche.

MAJOR: Hast du schon mal einen siebzigjährigen Storch gesehen?

MAJORIN: Ich bitte dich, Brünn, werde nicht zynisch. Außerdem soll man nicht von sich auf andere schließen.

MAJOR: Auf wen soll man nicht schießen?

MAJORIN: Ich werde noch wahnsinnig!

MAJOR: Schrei nicht so. Ich verstehe kein Wort.

MAJORIN: Wer schreit? Ich schreie? Du schreist.

MAJOR: Kurz und gut, Melanie, es muß etwas geschehen. Ich sehe einerseits die großen Vorteile dieser Verbindung, andererseits sehe ich gewisse Nachteile. Ich bin ein alter Major. Wenn ich einen Entschluß fasse, führe ich ihn aus.

MAJORIN: Ich denke, du willst nicht?

MAJOR: Das habe ich nicht behauptet.

MAJORIN (*sehr erstaunt*): Was hast du denn behauptet?

MAJOR: Ich würde niemals die Entscheidung ohne dich treffen, liebe Melanie.

MAJORIN: Auf mich hört ja niemand. Um mich kümmert sich keiner. Ich werde ja doch nicht gefragt.

MAJOR: Weine nicht, Melanie. Die Sache ist zu ernst.

MAJORIN (*den Tränen nahe*): Es handelt sich um das Glück meiner

- Tochter und ich darf nicht mal weinen? Da sieht man wieder, wie brutal ihr Männer seid. Brünn, wir haben uns nie verstanden.
- MAJOR: Also meinetwegen soll sie ihn heiraten. Ich will meine Ruhe haben.
- MAJORIN (*weint*): Ein Riesenbesitz. Allein der Holzbestand soll Tausende wert sein. Dazu kommt noch die Ernte. (*Weint lauter.*) Und die Fische im Mühlenteich . . . lauter Forellen . . .
- MAJOR: In einem Teich gibt es keine Forellen.
- MAJORIN (*mit strömenden Tränen*): Es können auch Karpfen sein . . . oder Seezungen . . .
- MAJOR: Hör auf, Melanie. Ich kann keine Tränen sehen. Die Sache ist erledigt. Ich gebe meine Einwilligung.
- MAJORIN (*trocknet ihre Tränen*): Das arme, liebe Kind! Wenn sie nur glücklich wird.
- MAJOR: Was soll ich ihm nun sagen, wenn er kommt? Ich werde um Bedenkzeit bitten.
- MAJORIN: Brünn, du machst mich rasend! Soll er eine andere heiraten?
- MAJOR: Er soll überhaupt nicht heiraten. Er soll sich etwas schämen. Das werde ich ihm sagen.
- CHRISTEL (*tritt ein, mit einer schmutzigen Schürze. Sie ist ein hübsches Mädchen im gleichen Alter wie Bernhardine*): Herr Baron von Münchhausen bittet um die Ehre, seine Aufwartung zu machen.
- MAJORIN: Noch ein Wort, Brünn, und ich lasse mich scheiden! (*Zu Christel:*) Wie siehst du denn aus, Christel? Du weißt doch, wir bekommen Besuch.
- CHRISTEL: Ich mache gerade die Küche rein. Sie sieht aus wie ein Schweinestall.
- MAJORIN: Was sind das für Ausdrücke! Führe den Herrn Baron herein und zieh dir ein anständiges Kleid an. Du bist hier nicht bei armen Leuten.
- CHRISTEL (*läßt Münchhausen eintreten*).
- MÜNCHHAUSEN (*er ist in feierlicher Kleidung, mit schwarzen Handschuhen. Hundert Jahre später würde er Gehrock und Zylinder tragen. Er macht eine Verbeugung*): Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich zu so ungelegener Zeit störe.
- MAJORIN (*reicht ihm die Hand*): Im Gegenteil. Wir freuen uns, Ihre Bekanntschaft zu machen.
- MÜNCHHAUSEN (*küßt ihr die Hand*): Gnädigste! (*Zu Brünn:*) Herr Oberstleutnant!
- MAJOR (*in militärischer Haltung*): Major, wenn ich bitten darf.
- MÜNCHHAUSEN (*in gleicher Haltung*): Rittmeister von Münchhausen.
- MAJOR: Sehr angenehm. Von den preußischen Husaren?
- MÜNCHHAUSEN: Vom russischen Kürassierregiment Anton Ulrich von Braunschweig. Ich war Kommandeur der Leibschwadron Ihrer Majestät der Zarin.
- MAJOR: Herr Kamerad, es ist mir ein Vergnügen. Darf ich bitten, Platz zu nehmen. (*Sie setzen sich.*) Welche Feldzüge haben Sie mitgemacht?
- MÜNCHHAUSEN: Ich kämpfte zweimal gegen die Türken. Wir trieben den Feind bis tief nach Asien hinein. Beim zweitenmal brachten wir ihm

eine entscheidende Niederlage bei. Und das kam so. Es war ein eisiger Winter. Ich ritt an der Spitze eines Detachements und das Unglück wollte es, daß die Hufe unserer Pferde im Schnee festfroren. Da weit und breit kein Feuer zu finden war, blieb uns nichts anderes übrig, als auf unseren Gäulen zu überwintern. Ein heroischer Entschluß.

MAJOR (*perplex*): Ich bin ein alter Infanterist, aber das ist mir noch nicht vorgekommen.

MÜNCHHAUSEN: Da können Sie sehen, wie die Kavallerie der Infanterie überlegen ist. Schließlich froren wir selber auf unseren Pferden ein. Als die Türken merkten, daß wir nicht mehr von der Stelle konnten, attackierten sie uns von allen Seiten. Aber das Eis hatte uns allmählich mit einem harten Panzer umgeben, so daß wir unverwundbar waren. Dadurch wurde der Feind so konsterniert, daß er schleunigst um Frieden bat. Wir warteten in aller Ruhe das Frühjahr ab, tauten auf und kehrten mit Triumph nach Hause zurück.

MAJOR: Das ist ja eine ganz neue Art der Kriegführung. Verzeihen Sie eine Frage, Herr Kamerad. Wovon ernährten Sie sich den Winter über?

MÜNCHHAUSEN: In diesem Zustand spürt man weder Hunger noch Durst. Man ist wie ein Eiszapfen. Sollten Sie jemals im Leben einfrieren, ich wette, Sie bekommen keinen Bissen herunter.

MAJOR: Einfrieren! Hast du das gehört, Melanie?

MAJORIN: Brünn, laß es bleiben. Du kriegst den Schnupfen. Nachher habe ich die Schererei davon.

MAJOR: Ich bin glücklich, einen so tapferen Offizier als Gast zu haben. Womit kann ich dienen?

MÜNCHHAUSEN: Mein lieber Herr Oberst . . .

MAJOR: Major, wenn ich bitten darf.

MÜNCHHAUSEN: Ihren Verdiensten gebührt ein höherer Rang.

MAJOR (*geschmeichelt*): Das Vaterland ist undankbar. Was kann ich für Sie tun?

MÜNCHHAUSEN: Ein Zufall verschaffte mir die Bekanntschaft Ihrer reizenden Tochter. Gestatten Sie einem Mann, der von ihrer Schönheit ergriffen ist, um ihre Hand zu bitten.

MAJOR: Herr Kamerad, ich danke Ihnen für die große Ehre, die Sie uns erweisen, aber . . .

MAJORIN (*drohend*): Sprich dich nur aus, Brünn.

MÜNCHHAUSEN: Ich weiß, sie ist verlobt.

MAJOR (*sehr erstaunt*): Verlobt? Seit wann?

MAJORIN: Das muß ein Irrtum sein, Baron.

MÜNCHHAUSEN: Gnädigste, sie hat es mir selber gesagt.

MAJOR (*haut auf den Tisch*): Himmelkreuzschockschwerenot!

MAJORIN: Fluche nicht, Brünn. Bernhardine hat keine Verehrer. Vielleicht war sie in Ihrem vornehmen Kreis etwas befangen. Sie hat renommiert.

MÜNCHHAUSEN: Dann wiederhole ich in aller Form meinen Antrag. Ich darf hinzufügen, daß ich auf eine Mitgift keinen Wert lege. Meine Frau wird reich genug sein.

MAJORIN (*erleichtert*): Was die Aussteuer betrifft, so bringt sie alles mit, was sie braucht. Ich habe die Laken selber gesäumt. Die Betten sind

prima. Sie besitzt drei Dutzend Hemden, zwei Dutzend Nachthemden, zehn Unterröcke.

MAJOR: Was ich sagen wollte . . .

MAJORIN: Porzellan und Silber stammen noch von meiner seligen Mutter. Die Tischtücher sind aus Damast. Sie hat zwanzig Leibchen, zwei Dutzend Hosen . . .

MÜNCHHAUSEN (*liebenswürdig*): Eine Fürstin könnte nicht besser ausgestattet sein.

MAJORIN: Und wenn Sie die Hosen sehen würden — unzerreißbar!

MAJOR: Was ich sagen wollte . . .

MAJORIN: Die trägt sie noch in zwanzig Jahren.

MAJOR: Herr Kamerad! Ein Wort unter Männern. (*Er räuspert sich.*) Meine Pflicht als Vater veranlaßt mich, auf einen besonderen Punkt hinzuweisen. Sozusagen den Kardinalpunkt. Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausdrücke.

MÜNCHHAUSEN: Bitte, reden Sie weiter.

MAJOR: Wie?

MAJORIN: Mein Mann ist etwas schwerhörig. (*Laut zu Brunn:*) Du sollst weiterreden.

MAJOR: Ich soll weiterreden?

MÜNCHHAUSEN: Ich bitte darum.

MAJOR: Willst du nicht lieber reden, Melanie?

MAJORIN: Mein Mann meint folgendes. Wir sind überzeugt, daß Sie unsere Tochter glücklich machen. Aber das Glück wäre unvollkommen, wenn nicht ihr größter Wunsch in Erfüllung ginge. Sie möchte ein Kind.

MAJOR: Einen Erben, zum Donnerwetter!

MAJORIN (*strenge*): Ruhe. Jetzt rede ich. Baron, wir bewundern Ihre Frische und Jugendlichkeit. Trotzdem hegt mein Mann die Besorgnis . . .

MAJOR: Besorgnis. Das ist das richtige Wort.

MAJORIN: Du sollst ruhig sein. Der Gedanke, daß wir alt werden, ohne einen Enkel, der zu unseren Füßen spielt, wäre fürchterlich.

MAJOR: Nicht auszudenken. Dazu könnte ich nie meine Einwilligung geben.

MÜNCHHAUSEN: Meine sehr verehrten Herrschaften! Auf einer meiner Reisen im fernen Osten geriet ich in mongolische Gefangenschaft. Ich wurde vor den Dalai Lama geführt und sollte noch am Abend desselben Tages geköpft werden. Mein Glück wollte es, daß der Dalai Lama an heftigen Bauchbeschwerden litt, die ich sogleich als eine hartnäckige Verstopfung erkannte. Zum größten Erstaunen des mongolischen Volkes gelang es mir, ihn mit einer kräftigen Dosis Rizinus in wenigen Stunden zu heilen. Aus Dankbarkeit schenkte er mir ein Geheimmittel, das aus einer Pflanze des Himalaja gewonnen wird und ewige Fruchtbarkeit verleiht. Nachdem er mir noch ausdrücklich befohlen hatte, das Mittel bis zu meiner zweiten Hochzeit aufzubewahren, zog ich unter den Segenswünschen der Mongolen von dannen.

MAJOR: Sagen Sie mal, können Sie mir nicht etwas von dem Mittel abgeben?

MÜNCHHAUSEN: Dann verliert es seine Wirkung. Es ist nur zum persönlichen Gebrauch.

MAJOR: Vom Dalai Lama! Hast du das gehört, Melanie?

MAJORIN: Traurig genug, Brünn. Anstatt in deiner Garnison zu sitzen, hättest du lieber in die Mongolei ziehen sollen.

MÜNCHHAUSEN: An Ihrer Seite, Gnädigste, wäre ich auch zu Hause geblieben.

MAJORIN (*geschmeichelt*): Mein lieber Baron, Sie verstehen die Frauen. Bernhardine kann keinen besseren Mann bekommen.

MÜNCHHAUSEN: Dann wäre ja alles in schönster Ordnung. Darf ich bitten, Ihrer Tochter meine Aufwartung zu machen?

MAJORIN: Ich gehe sie holen. (*Ab.*)

MAJOR: Herr Kamerad, unter uns: werden Sie den Strapazen der Ehe gewachsen sein?

MÜNCHHAUSEN: Ich verspreche Ihnen als Kavalier, daß ich meine Pflicht tun werde. Bis zum letzten.

MAJOR: Auf Ehre?

MÜNCHHAUSEN: Auf Ehre!  
(*Sie tauschen einen Händedruck.*)

MAJORIN (*kommt mit BERNHARDINE zurück*).

MÜNCHHAUSEN (*macht eine tiefe Verbeugung*): Mein Fräulein!

BERNHARDINE: Guten Tag, Herr von Münchhausen.

MAJOR: Setz dich, mein Kind. (*Sie setzen sich. Er sagt feierlich:*) Bernhardine! Baron Münchhausen erweist uns die Ehre, um deine Hand anzuhalten. Nach reiflicher Überlegung haben wir uns entschlossen, unsere Einwilligung zu geben. (*Er räuspert sich.*) Ein tapferer Held, ein berühmter Soldat führt dich heim. Sei seiner würdig.

MAJORIN (*mit Tränen in den Augen*): Mein geliebtes Kind . . . ich kann vor Rührung nicht sprechen.

BERNHARDINE (*zu Münchhausen*): Sie wollen mich heiraten?

MÜNCHHAUSEN: Ich halte mein Wort. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen auf der Treppe des Gartenhauses gesagt habe?

BERNHARDINE: Ich dachte, es sei Spaß.

MÜNCHHAUSEN: Ein Mann, der auf einer Kanonenkugel geflogen ist, spaßt nicht.

BERNHARDINE: Ich bin überrascht. Auf eine so große Neuigkeit war ich nicht vorbereitet. Sind Sie sicher, Herr von Münchhausen, Ihren Entschluß nicht zu bereuen?

MÜNCHHAUSEN: Ich bereue nie etwas.

BERNHARDINE: Dann tut es mir leid, Ihnen eine Enttäuschung zu bereiten. Ich heirate nicht.

MAJOR: Was soll das heißen? Du trittst dein Glück mit Füßen.

MAJORIN: Sie meint es nicht ernst, Baron. Sie ist noch sehr jung.

BERNHARDINE: Du irrst dich, Mama. Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich tue. Und deshalb möchte ich etwas sagen. (*Zu Münchhausen:*) Sie sind der einzige Mann, der mich bis jetzt interessiert. Ich mache mir nichts aus jungen Leuten. Ich könnte mich nie in jemand verlieben, der nichts weiter im Kopf hat, als reiten, tanzen und Komplimente machen. Halten Sie mich nicht für anmaßend, Herr von Münch-

hausen. Aber die Frau eines berühmten Mannes sein, ist schwer. Zu schwer für mich. Ich bin ein schwaches Geschöpf.

MÜNCHHAUSEN: Sie sind das süßeste und bezauberndste Geschöpf, das ich kenne.

BERNHARDINE: Sie machen mir statt eines Heiratsantrages eine Liebeserklärung. Das ist ein Fortschritt.

MAJOR: Wie?

MAJORIN: Sei ruhig. (*Zu Bernhardine:*) Mein Kind, willst du uns nicht endlich sagen, was du möchtest?

BERNHARDINE: Ich will mit Herrn von Münchhausen befreundet sein. Ich will ihn besuchen. Ich will seine Geschichten hören. Aber ich will ihn nicht heiraten.

MAJORIN: Kind, das geht nicht. Es schickt sich nicht für ein junges Mädchen. Was werden die Leute sagen!

BERNHARDINE: Weshalb geht es nicht, Mama? Goethe hat auch eine Freundin. Sie wohnt sogar bei ihm.

MAJOR: Was hör ich da? Ich hör wohl nicht recht! Eine Geliebte?!

BERNHARDINE: Sie heißt Christiane, sie soll sehr hübsch sein. Und der ganze Hof weiß es.

MAJOR: Dieser Goethe kommt mir nicht ins Haus. Wer ist das überhaupt?

BERNHARDINE: Papa, er hat den Werther geschrieben. Da ist auch nicht alles, wie es sein soll.

MAJOR (*haut auf den Tisch*): Hol der Teufel die modernen Schriftsteller. Das kommt davon, Melanie. Das ist deine Erziehung!

MAJORIN: Wer hat sie neulich ins Theater geschickt, als ein Stück gegeben wurde von diesem ... wie heißt er noch ... diesem Kotzebue? Du!

MAJOR: Herr von Kotzebue ist ein großer Dichter. Er ist Staatsrat. Der steckt sie alle in die Tasche.

MÜNCHHAUSEN: Meine Herrschaften, wir schweifen vom Thema ab. Würden Sie mir erlauben, mit der jungen Dame ein Wort unter vier Augen zu reden?

MAJORIN: Betrachten Sie unser Haus als das Ihre, Baron. Komm, Brünn!

MAJOR: Die Leute sollen sich schämen, eine Geliebte zu haben. Wenn ich der Herzog von Weimar wäre, ich würde sie schön an die Luft setzen. (*Beide ab.*)

BERNHARDINE: Nun? Was wollen Sie mir sagen?

MÜNCHHAUSEN (*nimmt ihre Hand*): Die kleine Hand bedeutet so viel für mich. Eine Sehnsucht, die ich nie gekannt habe. Jetzt weiß ich erst, wie arm ich bin. Lachen Sie mich nicht aus.

BERNHARDINE: Ich lache nicht. Ich höre zu.

MÜNCHHAUSEN: Wissen Sie eigentlich, was Sehnsucht ist? Ein Mensch reitet durch die Nacht. Die Tore der Hölle tun sich auf. Wenn sich am Himmel der Morgen rötet, kehrt ein Verdammter aus dem Paradiese zurück. Und so fort, jede Nacht. Gespenstisch.

BERNHARDINE: Ist es wirklich so schlimm?

MÜNCHHAUSEN: Sie sind noch ein Kind. Sie wissen es nicht.

BERNHARDINE: Herr von Münchhausen, wie ist das mit dem Gespenst? Erzählen Sie. Das ist schön.

- MÜNCHHAUSEN: Ein schlechter Vergleich. Ein dummes Beispiel. (*Er küßt ihre Hand.*) Das ist mehr als alle Worte. Man kann es nur fühlen.
- BERNHARDINE: Sie haben die ganze Welt gesehen. Soviel berühmte Männer. Soviel schöne Frauen. Was finden Sie eigentlich an mir?
- MÜNCHHAUSEN: Das Geheimnis. Etwas sehr Einfaches und etwas sehr Schmerzliches. Ich liebe Sie.
- BERNHARDINE: Als ich zur Schule ging und verbotene Bücher las, dachte ich, die Liebe sei tödlich. Ich träumte von einer Leidenschaft, die keine Grenzen hat. Ich glaubte, wenn man liebt, muß man sterben.
- MÜNCHHAUSEN: Ich wünsche Ihnen, daß Sie es nie erfahren.
- BERNHARDINE: Dann sah ich, daß die Mädchen heiraten und Kinder kriegen und gute Hausfrauen werden. Das war meine erste große Enttäuschung.
- MÜNCHHAUSEN: Und deshalb wollen Sie nicht heiraten?
- BERNHARDINE: Deshalb will ich *Sie* nicht heiraten.
- MÜNCHHAUSEN: Weshalb nicht?
- BERNHARDINE (*nach einer Weile*): Weil ich Sie liebe.
- MÜNCHHAUSEN: Hören Sie zu, mein Kind. Ich bin kein Jüngling mehr. Ich habe nicht mehr lange zu leben. Wenn ich Ihnen nun sage, daß Sie die letzte, schönste Erfüllung meines Lebens sind, das Kostbarste, was ich besitze? Ich will die Jahre, die mir noch bleiben, für Sie verschwenden. Ich will Ihnen alles Glück zu Füßen legen, das ich in dieser Welt aufreiben kann. Ich will Sie über das Grab hinaus mit der tödlichen Leidenschaft lieben, die das Traumbild Ihrer Jugend war. Sehen Sie mich an: ich lüge nicht. Ich lüge zum ersten Mal in meinem Leben nicht. Wissen Sie, was das bedeutet?
- BERNHARDINE: Sie sollen aber lügen, Herr von Münchhausen. Ich habe Angst vor der Wahrheit.
- MÜNCHHAUSEN: Es gibt keine Wahrheit. Es gibt nur den Rausch. Deine Augen, dein Mund, deine Haare, diese Schultern, erblühend in Zärtlichkeit, sind für die Liebe geschaffen. Komm zu mir.
- BERNHARDINE: Herr von Münchhausen, Sie beunruhigen mich.
- MÜNCHHAUSEN (*reißt sie an sich*): Komm zu mir, Süße. Bleib bei mir.
- BERNHARDINE (*entzieht sich ihm*): Nein. Ich will nicht. Lassen Sie mich. Sie werden mich eines Tages hassen. Ich weiß es.
- MÜNCHHAUSEN: Warum soll ich Sie hassen?
- BERNHARDINE: Weil ich anders bin. Weil die Liebe blind macht. Weil kein Mensch so ist, wie man ihn sieht. Sie werden merken, daß ich andere Augen habe und andere Haare und ein anderes Gesicht. Dann ist der Rausch zu Ende.
- MÜNCHHAUSEN: Mein Kind, wir tappen alle im Dunkel. Aber wir können ohne Licht nicht leben. Ich nehme die Fackel und reite voraus. Zerstören Sie nicht den einzigen Wunsch, den ich habe. Ich möchte Sie glücklich machen.
- BERNHARDINE: Herr von Münchhausen!
- MÜNCHHAUSEN: Ja, mein Herz?
- BERNHARDINE: Ich kann Ihre Frau nicht werden. Ich kann es wirklich nicht.
- MÜNCHHAUSEN: Sagen Sie mir alles.
- BERNHARDINE: Ich bin sehr einfach erzogen. Ich habe nie in Gesellschaft

verkehrt. Ich habe keine Kleider und keine Pelze. Die Baronin Münchhausen muß elegant sein. Sie würden sich meiner schämen.

MÜNCHHAUSEN: Machen Sie sich keine Sorge, Geliebte. Noch heute geht ein Bote zu van Geldern nach Hannover, er soll mir seine neueste Kollektion schicken. Ich habe einen Zobel aus Rußland mitgebracht, den lasse ich für Sie umarbeiten. Sie sollen die schönste und eleganteste Frau von Westfalen werden!

BERNHARDINE: Ich habe nicht mal ein Abendkleid.

MÜNCHHAUSEN: Sie werden Ihre Equipage bekommen. Ich will, daß Sie zur Badesaison nach Pyrmont fahren. Ich werde ein Appartement für Sie mieten. Es gibt nichts, was für meine Frau zu teuer wäre.

BERNHARDINE: Aber Herr von Münchhausen, Sie ruinieren sich ja für mich!

MÜNCHHAUSEN: Keine Angst. Noch tragen es meine Wälder. Die Bäume werden sich in Brüsseler Spitzen verwandeln und der Hafer in Seide. Auf meinen Wiesen blühen Smaragde und in meinen Gärten Parfums. In diesem sterbenden Jahrhundert soll noch einmal die Sonne aufgehen. Die Sonne Ihrer Schönheit!

BERNHARDINE: Herr von Münchhausen, werde ich zur Hochzeit ein Kleid aus weißem Atlas bekommen? Mit einer langen Schleppe?

MÜNCHHAUSEN: Das werden wir in Paris bestellen.

BERNHARDINE: Aber in Paris ist doch Revolution!

MÜNCHHAUSEN: Dann lassen wir es aus Venedig kommen.

BERNHARDINE: Das ist so weit. Können wir es nicht hier machen lassen?

MÜNCHHAUSEN: Hier in Hameln?

BERNHARDINE: Ich habe eine Schneiderin, die ganz billig ist. Und wunderbar arbeitet.

MÜNCHHAUSEN (*gerührt*): Sie sind zu bescheiden, mein Kind.

BERNHARDINE: Wenn Sie mir etwas schenken wollen, dann tun Sie mir einen Gefallen. Ich möchte meine Zofe mitnehmen. Darf ich das?

MÜNCHHAUSEN: Sie haben eine Zofe?

BERNHARDINE: Das heißt . . . sie lernt noch bei mir. Sie ist sehr hübsch. Sie wird Ihnen sicher gefallen. Ich habe mich so an sie gewöhnt.

MÜNCHHAUSEN: Ich bin glücklich, wenn es Ihnen Freude macht.

BERNHARDINE: Danke, Herr von Münchhausen. (*Sie betrachtet ihn.*) Also jetzt sind wir verlobt.

MÜNCHHAUSEN: Und wann heiraten wir?

BERNHARDINE: Das müssen Sie Mama fragen. Auf Papa brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen. Der hat nichts zu sagen.

MÜNCHHAUSEN: Ich werde sämtliche Anordnungen für die Hochzeit treffen. Die Kastanienbäume vor den Fenstern sollen abgeholt werden, damit die Aussicht frei wird. Ich will einen Teil des Schlosses neu möblieren. Ich lasse Ihr Schlafzimmer in rotem Brokat ausschlagen.

BERNHARDINE: Herr von Münchhausen. Sie haben etwas vergessen.

MÜNCHHAUSEN: Was denn, mein Kind?

BERNHARDINE: Wir sind doch verlobt. Wollen Sie mir nicht einen Kuß geben?

MÜNCHHAUSEN: Komm!  
*(Umarmung. Es wird geklopft. Sie hören nicht. Es wird wieder geklopft, dann tritt*

CHRISTEL *ein in einem sauberen Kleid*).

BERNHARDINE: Weshalb klopfst du denn nicht?

CHRISTEL: Ich habe zweimal geklopft. Aber die Herrschaften sind so beschäftigt. Herr Hauptmann von Münchhausen aus Kassel ist da und wünscht den Herrn Baron zu sprechen.

MÜNCHHAUSEN: Das ist meine Neffe Wilhelm. Hol ihn der Satan!

BERNHARDINE: Ich werde Mama auf unsere Verlobung vorbereiten. Führe den Herrn herein. *(Ab.)*

CHRISTEL *(läßt*

WILHELM VON MÜNCHHAUSEN *eintreten. Er ist ein Mann von 40 Jahren, korrekt und selbstbewußt, der den bunten Rock mit Würde trägt*): Verzeihen Sie, wenn ich störe, Herr Onkel. Man sagte mir in Bodenwerder, daß Sie hier seien. Ein Geschäft von äußerster Dringlichkeit veranlaßte mich, Ihnen zu folgen.

MÜNCHHAUSEN: Machs kurz.

WILHELM: Sie scheinen nicht sehr erfreut zu sein, mich zu sehen.

MÜNCHHAUSEN: Offen gestanden, nein.

WILHELM: Es handelt sich um die Einkünfte aus unserm Familienbesitz. Die Gutskasse weist bedenkliche Lücken auf. Ich habe sie nachgeprüft.

MÜNCHHAUSEN: Dann weißt du ja Bescheid.

WILHELM: Die Rechnungen vom vorigen Jahr sind noch unbezahlt. Sie haben die Eingänge quittiert, aber die Beträge sind nicht vorhanden. Darf ich fragen: Wo ist das Geld?

MÜNCHHAUSEN: Das haben die Enten aufgefressen.

WILHELM: Die Enten? Was für Enten?

MÜNCHHAUSEN: Ich wachte eines Nachts von ihrem Geschnatter auf. Sie machten einen solchen Lärm, daß ich nicht mehr einschlafen konnte. Ich nahm einen Topf und warf ihnen etwas zu fressen herunter. Es war stockdunkel und ich konnte nichts sehen. Da bin ich an den falschen Topf geraten. Am Morgen waren sämtliche Taler weg.

WILHELM: Die Enten fressen doch keine Taler!

MÜNCHHAUSEN: Das habe ich auch gedacht. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich am nächsten Tage den Entendreck sah. Er war aus Silber.

WILHELM: Herr Onkel, wenn Sie zu scherzen belieben, so ist das Ihre Sache. Die Gläubiger verstehen keinen Spaß.

MÜNCHHAUSEN: Mein lieber Neffe, mit Scheiße kann man keine Rechnungen bezahlen. Das siehst du ein.

WILHELM: Verzeihen Sie, wenn ich ernst bleibe. Es geht das Gerücht, Sie wollen wieder ein Stück Wald verkaufen. Ich werde das unter allen Umständen verhindern.

MÜNCHHAUSEN: Mit welchem Recht?

WILHELM: Mein seliger Vater hat damals für mehrere tausend Taler gutgesagt, als Sie durch den Bau Ihres Gartenhauses in Schulden gerieten. Es wurde ausdrücklich vereinbart, daß der Besitz unangetastet auf mich übergehen solle, falls Sie keine Erben hinterlassen. Ich bin als Lehensanwärtler in die ritterschaftlichen Matrikel eingetragen. Ich habe ein dringendes Interesse daran, daß die Mißwirtschaft aufhört.

MÜNCHHAUSEN: So.

WILHELM: Ihr Urgroßvater Hilmar hat nicht umsonst dem Grafen

Egmont die Schlacht bei Gravelingen gewonnen, damit Sie sein Lehen verschwenden. Ich bin fest entschlossen, das Erbgut der Münchhausen zu erhalten.

MÜNCHHAUSEN: Sieh mal an. Du weißt ja in der Familiengeschichte ausgezeichnet Bescheid. Ein Glück, daß ich keine Erben habe.

WILHELM: Bei Gott!

MÜNCHHAUSEN: Sei vorsichtig mit dem lieben Gott. Er tut manchmal Wunder.

BERNHARDINE (*tritt ein*): Mama läßt fragen, ob Sie zu Tisch bleiben. Wir würden uns sehr freuen.

MÜNCHHAUSEN: Darf ich vorstellen: mein Neffe Wilhelm – Fräulein Bernhardine von Brünn, meine Braut!

WILHELM (*reißt den Mund auf*).

BERNHARDINE (*reicht ihm ungezwungen die Hand*): Sie kommen aus Kassel, Herr Hauptmann?

WILHELM (*klappt den Mund zu und die Hacken zusammen*): Aus Kassel. Jawohl.

BERNHARDINE: Ist es da auch so warm?

WILHELM (*stottert*): Kolossal warm. Es hat geregnet.

BERNHARDINE: In Kassel hat es geregnet?

MÜNCHHAUSEN: Es wird noch ganz anders in Kassel regnen. Es wird hageln.

BERNHARDINE: Bitte, Herr Hauptmann, bleiben Sie zu Tisch. Machen Sie uns das Vergnügen.

WILHELM: Vielen Dank . . . das heißt . . . ich wollte . . .

MÜNCHHAUSEN: Du bleibst, Wilhelm. Wir feiern Verlobung. Du mußt doch deine neue Tante kennenlernen.

BERNHARDINE: Ich hoffe, wir werden uns gut vertragen, Herr Neffe.

MÜNCHHAUSEN: Mein lieber Wilhelm, du bist der erste, der unsere Verlobung erfährt. Dafür verspreche ich dir auch, daß du Pate wirst.

BERNHARDINE: Ich lasse schnell noch zwei Gedecke auflegen. (*Ab.*)

WILHELM: Was soll das heißen? Ist das ein Witz?

MÜNCHHAUSEN: Wie gefällt dir meine Braut? Ist sie nicht bezaubernd? Das süßeste Mädchen von ganz Westfalen. (*Er stößt ihm in die Rippen.*) Wie habe ich das gemacht, wie?

WILHELM: Herr Onkel . . .

MÜNCHHAUSEN: Da staunst du, was? Der alte Münchhausen heiratet. Der alte Münchhausen wird Papa. (*Er wiegt ein Kind im Arm und tanzt dazu.*) Eia, popeia,

Mein Söhnchen, mein Kind!

Es blinken die Sterne,

Es sauset der Wind –

Weißt du, wie ich es nennen werde? Ich werde es Hilmar nennen. Hilmar von Münchhausen, der Held von Gravelingen! Es soll nach unserm Urgroßvater heißen.

WILHELM: Der wird sich im Grabe umdrehen.

MÜNCHHAUSEN: Er kann sich ruhig auf die andere Seite legen. In unserm Erbbegräbnis ist Platz genug.

WILHELM: Herr Onkel, ich mag das nicht länger mit anhören. Sie wollen diesen Fratz heiraten?

MÜNCHHAUSEN: Was sagst du da?

WILHELM: Diese kleine, nichtssagende Person! Sie wollen die Schande über unsere Familie bringen? Herr Onkel, überlegen Sie, was Sie tun!

MÜNCHHAUSEN: Mein lieber Neffe, ich verstehe deinen Zorn. Ihr jungen Leute habt ja kein Mark in den Knochen. Ihr seid mit vierzig Jahren verbraucht. Aber ich . . . sieh mich an! Ich gehe los. Du hast Pech, mein Junge. Der alte Münchhausen lebt noch! Bodenwerder gehört mir! Ich kann mit meinem Hafer und meinem Stroh und meinem Holz machen, was ich will. Ich kann es sogar den Enten zu fressen geben. Aber die fressen es nicht. Die sind viel zu klug.

CHRISTEL (*öffnet die Tür*): Die Herrschaften werden zu Tisch gebeten.

WILHELM: Wir sprechen uns wieder. (*Sie gehen zur Tür.*) Nach Ihnen, Herr Onkel.

MÜNCHHAUSEN: Ich bin hier zu Hause. Geh du voran. (*Er schiebt ihn hinaus.*)

CHRISTEL (*schließt die Tür und stellt die Stühle zurecht*).

BERNHARDINE (*kommt eilig herein*): Wird schon gegessen?

CHRISTEL: In fünf Minuten.

BERNHARDINE: Eine Neuigkeit, Christel. Ich werde Baronin!

CHRISTEL (*schlägt die Hände zusammen*): Eine richtige Baronin?

BERNHARDINE: Mit einer Krone und sieben Zacken. Und einem Schloß. Und wo man sich hinsetzt, ist ein Wappen. Weißt du, was ich alles bekomme? Eine Equipage und einen Zobelpelz und Brokat im Schlafzimmer. Und die ganzen Kastanienbäume. Und Brüsseler Spitzen. Denk mal, wir sind so reich, daß in unserm Garten Edelsteine wachsen. Ich werde zur Kur nach Pyrmont fahren und in die Oper gehen und tanzen. Und zur Hochzeit lasse ich mir ein Kleid aus weißem Atlas machen mit einer langen Schleppe. Ist das nicht wunderbar?

CHRISTEL: Da wird das gnädige Fräulein wohl keine Kartoffeln mehr schälen.

BERNHARDINE: Das ist jetzt aus. (*Großartig*!) Ich habe beschlossen, dich mitzunehmen. Du sollst meine Zofe werden.

CHRISTEL: Wirklich? Das will das gnädige Fräulein tun?

BERNHARDINE: Du mußt nicht mehr gnädiges Fräulein sagen. Eine Baronin ist kein Fräulein. Wir müssen jetzt auftreten. Kannst du einen Knicks machen?

CHRISTEL: Einen gewöhnlichen Knicks?

BERNHARDINE: Nein, einen vornehmen. Versuch mal. (*Christel macht einen Knicks.*) Tiefer. Du mußt das rechte Bein nach hinten nehmen. Paß mal auf. So. (*Sie macht es ihr vor.*) Und dann mußt du mir die Hand küssen.

(*Beide machen Knickse und küssen einander die Hand.*)

MAJORIN (*tritt ein*): Was ist denn hier los? Seid ihr verrückt geworden?

BERNHARDINE: Mama, wir spielen Baronin. Christel wird meine Zofe.

MAJORIN (*zu Christel*): Mach, daß du in die Küche kommst. Die Suppe wird kalt.

CHRISTEL (*ab*).

MAJORIN: Mein Kind, du bist jetzt erwachsen. Du wirst die Gattin eines Mannes. Jetzt beginnt der Ernst des Lebens.

BERNHARDINE: Nein, Mama, jetzt beginnt das Abenteuer. Dieser Mann ist ein großer Zauberer. Manchmal, wenn ich ihm zuhöre, denke ich, er lebt nicht hier. Er lebt auf einem anderen Stern. Vielleicht ist er wirklich auf dem Mond gewesen. Er hat so himmlische Augen. Weißt du, wenn er von den Mongolen erzählt und den Wölfen und den Steppen Sibiriens, wenn er durch die Nacht reitet und traurig ist, dann liebe ich ihn. Das ist wie im Traum, wenn man anfängt zu schweben. Dann kann er machen mit mir, was er will.

MAJORIN: Und an mich denkst du gar nicht? Bernhardine, wir werden uns trennen müssen. Der Abschied von dir fällt mir schwer.

BERNHARDINE: Das ist ja schrecklich! Das habe ich ganz vergessen.

MAJORIN (*gerührt*): Mein armes Kind! Komm. Weine dich aus an meinem Busen.

*(Sie umarmen sich.)*

BERNHARDINE: Sei nicht böse, Mama. Ich kann nicht weinen. Ich bin viel zu glücklich.

### DRITTER AKT

*Bernhardines Schlafzimmer im Schloß zu Bodenwerder. Die Wände sind mit rotem Brokat bespannt. Im Hintergrund ein breites Himmelbett, dessen Vorhang geschlossen ist. Rechts ist der Eingang. Links eine Balkontür, die in den Park mündet. Vorn in der Ecke ein Kamin, davor ein niedriger Tisch mit Sesseln. Auf der anderen Seite ein Kleiderschrank, ein Toilettentisch mit Spiegel und eine spanische Wand. Es ist Winter. Im Kamin brennt Feuer. Auf den Bäumen liegt Schnee. Später Abend. Das Zimmer ist hell erleuchtet.*

CHRISTEL (*als Zofe gekleidet, mit einem weißen Häubchen, legt ein paar Scheite ins Feuer. Während sie vor dem Kamin kniet, klopft es*): Wer ist da?

FRAU BACHMANN (*tritt ein mit einem Tablett mit Gläsern*): Ich bin es. Ich bringe Ihnen ein Glas Punsch, Fräulein Christel.

CHRISTEL: Das ist aber nett von Ihnen, Frau Bachmann.

FRAU BACHMANN: Ich habe mir auch eins mitgebracht. Der Herr Baron hat befohlen, ich soll Sektgläser bringen. (*Sie läßt sich seufzend in einen Sessel fallen.*) Hier ist es wenigstens still. Gott sei Dank, daß der Tag bald vorbei ist. Was diese Hochzeit für ein Geld kostet! Ganz Bodenwerder ißt sich heute auf unsere Kosten satt. Und den halben Weinkeller haben sie ausgetrunken.

CHRISTEL: Wird noch getanzt?

FRAU BACHMANN: Die Herren können sich kaum mehr auf den Beinen halten. Aber die gnädige Frau Baronin läßt keinen Tanz aus. Alle wollen mit ihr tanzen. Der Herr Hauptmann Wilhelm ist ganz verrückt nach ihr.

CHRISTEL: Sieh mal an! Unser Neffe aus Kassel. Jetzt hat der auch Feuer gefangen. Zum Wohle, Frau Bachmann!

FRAU BACHMANN (*stößt mit ihr an*): Prost, Fräulein Christel.

CHRISTEL: Sie müssen nicht Prost sagen. Das sagen Dienstboten. Es heißt: zum Wohle!

FRAU BACHMANN (*bewundernd*): Sie sind so gebildet. Wo haben Sie das bloß gelernt?

CHRISTEL: Das kommt, wenn man mit vornehmen Leuten verkehrt. Das macht die Erziehung.

FRAU BACHMANN: Unsereins kommt ja nicht aus der Küche heraus. Können Sie auch kochen, Fräulein Christel?

CHRISTEL: Wo denken Sie hin! Das würde die Frau Baronin nie erlauben. Sie kann keinen Küchengeruch vertragen.

FRAU BACHMANN (*erschrocken*): Um Himmels willen, und ich sitze hier!

CHRISTEL: Lassen Sie nur. Ich werde etwas Parfum holen. Das nimmt den Geruch weg. (*Sie geht zum Toilettentisch und spritzt aus einem Flakon gewaltige Mengen auf Frau Bachmann.*) So. Jetzt riechen Sie wie eine Dame.

FRAU BACHMANN: Das duftet ja wunderbar. Was für herrliche Sachen!

CHRISTEL: Das ist noch gar nichts. Wollen Sie mal unsere Kleider sehen? (*Sie öffnet den Kleiderschrank.*) Das ist ein Reitkleid mit Pelzbesatz für die Jagd. Sehen Sie bloß, wie das gearbeitet ist! Aus feinstem englischen Stoff. Das ist ein Ballkleid für große Empfänge. Das trägt man jetzt in Paris. Das ist ein Morgenrock. Fassen Sie an — ganz aus Seide. Ist das Muster nicht süß? Das hat die Frau Baronin selber ausgesucht.

FRAU BACHMANN (*ehrfürchtig*): Wie weich sich das anfühlt!

CHRISTEL: Jetzt passen Sie auf! Jetzt kommt das Schönste. Das ist das Brauthemd. Echte Brüsseler Spitzen. Das trägt sie heute nacht.

FRAU BACHMANN: Das ist ja ein Traum.

CHRISTEL (*stolz*): Nicht wahr? So was sieht man nicht alle Tage. (*Sie schließt den Schrank.*)

FRAU BACHMANN: Sagen Sie, Fräulein Christel, das kostet doch ein Vermögen. Ist das schon alles bezahlt?

CHRISTEL: Geld spielt bei uns keine Rolle, Frau Bachmann. Merken Sie sich das. Mit solchen Kleinigkeiten geben wir uns nicht ab. (*Hinter der Bühne ertönt ein helles Lachen.*)

BERNHARDINE (*stürzt erhitzt und atemlos ins Zimmer. Sie trägt das Brautkleid aus weißem Atlas mit langer Schleppe. Sie hält die Tür zu*): Draußen bleiben! Das ist mein Schlafzimmer. Hier darf keiner herein. Ich muß mich pudern. Ich bin ganz zerzaust. Soviel habe ich in meinem Leben noch nicht getanzt. Christel, wie sehen meine Haare aus! Frau Bachmann, ich muß Ihnen einen Kuß geben. Ich bin ja so froh. (*Sie umarmt sie.*) Wie riechen Sie denn? Sie duften ja wie ein Fliederstrauß!

FRAU BACHMANN (*sehr verlegen*): Es ist wegen der Küche. Frau Baronin kann den Geruch nicht vertragen.

BERNHARDINE: Ach was. Ich habe so oft nach Zwiebeln gerochen . . . (*Sie bemerkt Christels entsetzten Blick.*) Ich bin etwas beschwipst. Schnell, Christel, mach mir die Haare. (*Sie setzt sich vor den Toilettentisch.*) Liebe Frau Bachmann, heute soll jeder essen und trinken, soviel er Lust hat. Ich will, daß alle glücklich sind.

FRAU BACHMANN: Darf ich der gnädigsten Frau Baronin von Herzen alles Gute wünschen!

BERNHARDINE (*nimmt Christels Punschglas*): Prost, meine liebe Frau Bachmann!

FRAU BACHMANN (*würdevoll*): Zum Wohle, Frau Baronin. (*Mit einem tiefen Knicks ab.*)

BERNHARDINE (*mit hellem Lachen*): Wo hat sie denn das gelernt?

CHRISTEL: Das habe ich ihr beigebracht.

BERNHARDINE: Christel, du bist begabt. Außerdem bist du hübsch. Weißt du das eigentlich? (*Sie pudert sich, während Christel ihr die Haare macht.*)

CHRISTEL: Liebchen, Sie müssen stillhalten. Sonst werde ich nicht fertig.

BERNHARDINE: Ich kann nicht stillhalten. Ich bin viel zu aufgeregt. Denk dir, alle Männer sind in mich verliebt. Es ist wunderbar, wenn man zum ersten Male spürt, daß man gefällt. Und weißt du, wer mir am meisten den Hof macht? Mein eigener Neffe!

CHRISTEL: Nehmen Sie sich vor dem in acht. Der ist falsch.

BERNHARDINE: Glaubst du?

CHRISTEL: Bestimmt.

BERNHARDINE: Er hat mich bis zur Tür verfolgt. Wenn ich nicht zugehalten hätte, wäre er hereingekommen.

CHRISTEL: Er hat einen unangenehmen Blick.

BERNHARDINE: Aber er ist gut gewachsen. Soll ich noch etwas Rot auflegen?

CHRISTEL: Sie sind ja ganz heiß vom Tanzen.

BERNHARDINE: Erst konnte er mich nicht leiden. Er hat sich unmöglich gegen mich benommen. Jetzt macht es mir Spaß, ihn zu reizen.

CHRISTEL: Wenn bloß der Herr Baron nichts merkt.

BERNHARDINE: Mein Mann ist bezaubernd. Er läßt mir volle Freiheit. Er sagt, ich soll mich austoben, weil heute Hochzeit ist. Au — du tust mir weh.

CHRISTEL: Weil Sie nicht stillhalten.

BERNHARDINE: Ich halte still wie ein Grenadier. (*Sie sitzt kerzengerade.*) Warst du schon mal verliebt, Christel?

CHRISTEL: Dazu habe ich keine Zeit gehabt.

BERNHARDINE: Das muß anders werden. Ich werde dir einen Mann suchen.

CHRISTEL: Liebste, ich will keinen Mann. Ich will bei Ihnen bleiben.

BERNHARDINE: Würdest du alles für mich tun?

CHRISTEL (*küßt ihr die Hand*): Alles, was Sie wollen!

BERNHARDINE: Wenn ich dich jetzt bitte, geh zum Hauptmann und sag ihm, er soll heimlich herkommen — würdest du ihn holen?

CHRISTEL: Warum gerade den?

BERNHARDINE: Weil ich mich rächen will. Weil er mich beleidigt hat. Weil er gesagt hat, ich sei ein kleines, dummes Mädchen. Er soll mich kennen lernen.

CHRISTEL: Ich gehe.

BERNHARDINE (*hält sie zurück*): Halt. Wir wollen keine Dummheiten machen. Ich glaube, ich bin wirklich etwas beschwipst.

CHRISTEL: Der Herr Baron sollte besser auf Sie aufpassen. Ist er denn nicht eifersüchtig?

BERNHARDINE: Wenn er es ist, dann läßt er es nicht merken. Christel, er ist wunderbar. Er ist so überlegen. Man soll sich nur in ältere Männer verlieben. Reibe mir die Schultern mit Eau de Cologne ein. Auch die Arme. Das tut gut. Das brennt. Ich muß dir etwas gestehen. Ich habe ein ganz klein wenig Angst.

CHRISTEL (*mit ihren Armen beschäftigt*): Mit solchen Schultern braucht man keine Angst zu haben.

BERNHARDINE: Vor dem Unbekannten . . . dem Geheimnisvollen . . . vor dem großen Abenteuer . . .

CHRISTEL: Liebchen, es ist nicht so schlimm wie Sie denken.

BERNHARDINE: Woher weißt du denn das?

CHRISTEL (*sehr verlegen*): Ich? Ach, das hat man mir erzählt.

BERNHARDINE: Dann hast du aber gut zugehört. Du wirst ja ganz rot. Sag mal — tut es sehr weh?

CHRISTEL: Wenn die Männer wüßten, wie uns zumut ist, würden sie etwas vorsichtiger sein.

BERNHARDINE: Ein Glück, daß sie es nicht wissen, sonst täten sie es gar nicht. Glaub mir, die Männer sind feige.

MAJORIN (*ruft von draußen*): Bernhardine!

BERNHARDINE: Ich komme, Mama.

MAJORIN (*tritt ein*): Alle warten auf dich. Sie wollen Menuett mit dir tanzen. Komm herein, Brünn.

MAJOR (*tritt ein. Er ist ziemlich betrunken*).

MAJORIN: Papa will sich von dir verabschieden. Er muß ins Bett.

MAJOR (*schwankend*): Mein Kind, laß dich umarmen — zum letzten Mal.

MAJORIN: Machs kurz, Brünn.

BERNHARDINE (*gibt beiden einen Kuß*): Gute Nacht, Papa. Schlaf gut, Mama. Habt Dank für alles.

MAJORIN: Gott segne dich, mein Kind.

BERNHARDINE: Eins müßt ihr mir versprechen: Ihr dürft euch heute nicht zanken! Komm, Christel. (*Ab mit Christel.*)

MAJOR: Kreuzbomben und Granaten! Ich muß mich hinsetzen. (*Er läßt sich krachend in einen Sessel fallen.*)

MAJORIN: Fluche nicht. Du bist im Brautgemach deiner Tochter.

MAJOR: Schön warm ist es hier.

MAJORIN: Du wirst dich doch hier nicht niederlassen! Geh ins Bett, Brünn.

MAJOR: Liebe Melanie, ich bleibe hier sitzen, so lange es mir Spaß macht. Meinetwegen die ganze Nacht.

MAJORIN: Ich bitte dich, werde nicht taktlos. Steh auf, Brünn. Du bist betrunken.

MAJOR: Wer ist betrunken? Ich bin betrunken? Liebe Melanie, ich bin nüchtern wie ein Affe. Ich sehe, daß du vor mir stehst. Oder irre ich mich? Wenn ich dich nicht sehen würde, wäre ich betrunken. Aber ich sehe dich. Also bin ich nicht betrunken.

MAJORIN (*empört*): Brünn, schämst du dich nicht? Zwanzig Jahre sind wir verheiratet und heute, am Hochzeitstag deiner Tochter, betrinkst du dich. Hätte ich dich nie gesehen!

MAJOR: Wie? Du hast mich nie gesehen? Teures Weib, du hast mich

nie gesehen? Das sagst du mir nach zwanzig Jahren? Du bist betrunken.

MAJORIN (*drohend*): Brünn, komm augenblicklich ins Bett!

MAJOR: Du hast mich beleidigt, Melanie. Ich muß das ablehnen.

MAJORIN: Du willst nicht ins Bett kommen?

MAJOR: Du hast mich in meiner Ehre gekränkt.

MAJORIN: Wieso habe ich dich gekränkt?

MAJOR: Du hast gesagt, du hast mich nie gesehen. Mich, den Vater deines Kindes! Mich, einen alten Major! Nimm das zurück, Melanie!

MAJORIN: Ich sage dir, bring mich nicht zur Verzweiflung!

MAJOR (*eigensinnig*): Nimm das zurück.

MAJORIN: Gut, ich nehme es zurück.

MAJOR: Knie nieder und bitte um Verzeihung.

MAJORIN: Brünn, werde nicht brutal!

MAJOR (*donnernd*): Auf die Knie! (*Sie tut es. Er haut auf den Sessel.*)

Himmelkreuzdonnerwetternochmal! Ich werde dir zeigen, wer hier der Herr ist. Steh auf! (*Die Majorin erhebt sich zitternd.*) Du kannst ja nicht mehr gerade stehn. Du schwankst wie ein altes Huhn. Du hast dich verdoppelt. Du hast zwei Köpfe. Und wenn du zwei Köpfe hast, dann bist du betrunken. Geh ins Bett und schlaf deinen Rausch aus. Ich will dich nicht mehr sehen.

MAJORIN (*wütend*): Na warte! Morgen ist auch noch ein Tag. (*Ab.*)

MAJOR (*nachdenklich*): Wo hat sie bloß die zwei Köpfe her? (*Er betastet sich.*) Ich habe nur einen. (*Er hält sich den Kopf mit beiden Händen.*)

Zwei ist zu viel. Also muß einer falsch sein. Welcher von beiden ist nun der richtige? Was geht mich das an. Ich will meine Ruhe haben. Der Teufel soll die Weiber holen! (*Er rückt den Sessel ans Feuer und schläft ein. Die Lehne verdeckt ihn.*)

(*Es kommen Münchhausen, Alten, Rinteln und Grothaus.*)

MÜNCHHAUSEN (*mit einer Sektflasche in der Hand*): Abschied vom Junggesellenleben! Tretet ein, meine Herren.

RINTELN (*mustert den Raum*): Das ist ja das Paradies. Das übertrifft alles, was du je erzählt hast. Hieronymus, mein Kompliment!

ALTEN: Ich schätze, der Brokat ist einige Stücke Wald wert. Hoffentlich hast du gut verkauft.

MÜNCHHAUSEN: Nichts von Zahlen. Ein erfinderischer Geist kennt keine Grenzen. Ich habe der Phantasie einen Tempel errichtet. (*Zu Grothaus:*) Und was sagst du? Weshalb schweigst du?

GROTHAUS: Ich werde mich in ein paar Monaten äußern.

MÜNCHHAUSEN: Alter Skeptiker! Kannst du nie deinen Voltaire verleugnen? Ich behaupte, das höchste Glück ist der Glaube an ein vollkommenes Wesen. Ich bin glücklich.

GROTHAUS: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

MÜNCHHAUSEN: Zu spät. (*Er rafft den Vorhang vom Bett zurück.*) Seht her! Wenn die wahre Unschuld ihr Kinderlächeln in diesen Kissen verbirgt, was kann uns dann noch geschehen? Ihr Körper und Gestalten, ihr Wünsche und Hoffnungen: einmal seid ihr zu Ende gelebt. Friede mit euch! (*Er läßt den Vorhang fallen.*)

ALTEN: Schön gesagt, Hieronymus. Ausgezeichnet. Ich habe kein Wort verstanden.

MÜNCHHAUSEN: Meine hochverehrten Spießgesellen! Freunde einsamer Stunden, Zechbrüder froher Gelage — der Lügenbaron verläßt die Tafelrunde. Und so laßt mich an meinem Hochzeitstag diese Flasche Champagner mit euch auf das Wohl der Venus trinken. Es lebe die ewige Göttin!

RINTELN (*der nicht mehr ganz nüchtern ist*): Gestatte! Es lebe die Schloßherrin auf Bodenwerder!

ALTEN: Du möchtest wohl zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen?

GROTHAUS (*zu Alten*): Das war ja beinahe geistreich.

ALTEN: Du elender Bücherwurm! Laß dich begraben.

MÜNCHHAUSEN: Sagt selbst, meine Herren, übertreibe ich? Oder habe ich recht? Ist sie nicht hinreißend?

GROTHAUS: Wer verliebt ist, hat immer recht.

MÜNCHHAUSEN: Ein wahres Wort, Grothaus. Ein weises Wort. Und trotzdem schenke ich dir alle Weisheiten für einen Hauch ihres Mundes. Ich habe einen schrecklichen Verdacht. Sollte die Philosophie nicht eine Alterserscheinung sein?

GROTHAUS: Du lästerst, Hieronymus.

MÜNCHHAUSEN: Ach was. Wer nie von dieser Welt verführt wurde, soll seinen Geist nicht vergewaltigen.

ALTEN: Kurz und gut: Gibt es noch was zu trinken oder nicht?

MÜNCHHAUSEN: Sofort. (*Zu Rinteln, der heimlich ans Bett geschlichen ist*.) Was machst du denn da, Rinteln?

RINTELN (*steckt den Kopf aus dem Vorhang*): Ich nehme Maß.

MÜNCHHAUSEN: Du nimmst Maß? Bist du verrückt geworden?

RINTELN: Ich will mir ein breites Bett anschaffen. Mein Bett ist zu eng. Ich habe mein ganzes Leben in einem engen Bett geschlafen. Ich will mich mal richtig ausstrecken.

GROTHAUS: Heiliger Bacchus, so geht die Tugend zugrunde.

MÜNCHHAUSEN: Ich warne dich, Rinteln, das ist nichts für Junggesellen. Ich will dir eine Geschichte erzählen. Nach der Eroberung von Ocza-kow sandte mir die Zarin ein Himmelbett, damit ich mich von den Strapazen des Feldzuges erholen sollte. Eines Nachts, ich lag gerade im tiefsten Schlaf, fühlte ich mich in die Höhe gehoben. Ich flog mit rasender Geschwindigkeit aufwärts. Da ich allein war, konnte ich nicht um Hilfe rufen. Was war geschehen? Mein Bett hatte plötzlich Heimweh bekommen. Es fuhr gen Himmel.

RINTELN: Und wie bist du wieder heruntergekommen?

MÜNCHHAUSEN: Zum Glück hatte ich meine Pistole mit. Ich nahm das Pulver heraus, steckte es mir in einen gewissen Körperteil, ließ die Sonne darauf scheinen und landete mit lautem Knall, wenn auch unversehrt, unter meinen erstaunten Truppen.

ALTEN: Was einem alles im Bett passieren kann! Du hast recht, Hieronymus. Man soll nicht allein schlafen.

MÜNCHHAUSEN (*mit dem Öffnen der Flasche beschäftigt*): Holt eure Gläser. Darauf wollen wir anstoßen. (*Jeder nimmt sich ein Glas vom Tablett. Er läßt den Korken springen.*)

MAJOR (*der vom Knallen des Korkens erwacht*): Himmelherrgottsakrament! Wer schießt da? (*Er stürzt mit geschwungenem Säbel auf die Anwesenden.*) Hände hoch! Ihr verdammten Halunken! Ergebt euch!

MÜNCHHAUSEN: Herr Schwiegervater! Wo kommen Sie denn her?

MAJOR: Wie? Was? Ich seh wohl nicht recht? Mir scheint, ich kenne die Herren. (*Er fällt Rinteln, der ihm am nächsten steht, um den Hals.*) Kamerad! Mein tapferer Kamerad! Ich bin der unglücklichste aller Menschen.

ALTEN (*reicht ihm ein Glas*): Was ist los? Sie sind ja ganz verstört!

MAJOR: Stellen Sie sich vor, meine Frau hat zwei Köpfe. Sie werden es nicht glauben, aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen.

MÜNCHHAUSEN: Was hat sie? Erzählen Sie keine Märchen.

MAJOR: Mein lieber Schwiegersohn, sie stand vor mir. Da wo Sie jetzt stehen. Sozusagen in doppelter Ausfertigung. Jetzt muß ich auf meine alten Tage zwei Köpfe ernähren. Ich bin ein geschlagener Mann.

MÜNCHHAUSEN (*hat inzwischen die Gläser gefüllt und hebt sein Glas*): Dann darf ich euch wohl herzlich willkommen heißen! (*Sie stoßen an und trinken.*) Lieber Schwiegervater, ich habe schon mal Leute gesehen, die keinen Kopf haben. Aber daß einer zwei hat, ist übertrieben.

GROTHAUS: Vielleicht haben Sie sich verzählt.

MAJOR: Ich bin ein alter Major. Wenn ich etwas sehe, dann sehe ich es. Meine Frau hat zwei Köpfe. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.

MÜNCHHAUSEN (*gereizt*): Lügen Sie doch nicht!

MAJOR: Wie? Ich lüge? Ich will auf der Stelle tot umfallen, wenn ich lüge.

MÜNCHHAUSEN: Glauben Sie, daß wir auf diesen plumpen Schwindel hereinfallen? Wofür halten Sie uns?

RÖSEMEYER (*tritt ein*): Die Frau Major läßt den Herrn Major bitten, ins Bett zu kommen. Sie kann sonst nicht schlafen.

MAJOR: Jetzt wird sich ja herausstellen, ob sie zwei Köpfe hat oder nicht. Bitte, kommen Sie mit, meine Herren. Überzeugen Sie sich.

ALTEN: Wir können die Frau Major doch nicht im Bett besuchen!

MAJOR: Ich bestehe darauf. Es ist mir ein Vergnügen.

RINTELN: Das wird ein schöner Empfang werden.

MAJOR: Keinen Widerspruch, meine Herren. Folgen Sie mir. (*Ab mit Alten, Grothaus und Rinteln.*)

MÜNCHHAUSEN: Rösemeyer, es gibt Narren, die alles glauben, was sie sehen. Sie schwindeln das Blaue vom Himmel herunter. Ich kann es nicht leiden, wenn jemand lügt. Mach das Fenster auf und laß Luft herein. Man erstickt hier.

RÖSEMEYER (*öffnet die Balkontür*): Wünschen der Herr Baron sonst noch etwas?

MÜNCHHAUSEN: Die Hochzeit ist zu Ende. Die Wagen sollen vorfahren. Ich werde die Gäste hinausschmeißen. (*Ab.*)

RÖSEMEYER (*trägt das Tablett mit den Gläsern hinaus*).  
(*Im Park ertönt helles Lachen.*)

BERNHARDINE (*gefolgt von*

WILHELM VON MÜNCHHAUSEN *läuft die Stufen zum Balkon hinauf*).

BERNHARDINE: Halt! Nicht weiter. Eintritt verboten. (*Sie kommt herein.*)

WILHELM: Endlich habe ich Sie . . .

BERNHARDINE: Sie dürfen bis zur Türschwelle kommen.

WILHELM: Und wenn ich weitergehe?

BERNHARDINE: Dann rufe ich um Hilfe.

WILHELM: Das werden Sie nicht tun.

BERNHARDINE: Das werde ich ganz bestimmt tun.

WILHELM: Frau Baronin!

BERNHARDINE: Herr Hauptmann?

WILHELM: Sie sind bezaubernd.

BERNHARDINE: Das merken Sie jetzt erst? Ein bißchen spät, Herr Hauptmann.

WILHELM: Es ist nie zu spät, Frau Baronin.

BERNHARDINE: Sie können ruhig Bernhardine zu mir sagen. Wir sind doch verwandt.

WILHELM: Das bestreite ich.

BERNHARDINE: Ach? Sie gönnen mir meinen Triumph nicht?

WILHELM: Wenn man verwandt ist, darf man sich umarmen. Sie haben mir noch keinen Kuß gegeben.

BERNHARDINE: Den haben Sie auch nicht verdient.

WILHELM: Heißt das: man muß Geduld haben?

BERNHARDINE: Das heißt gar nichts. Wie kann man einem kleinen, dummen Mädchen den Hof machen!

WILHELM: Bernhardine! *(Er tritt einen Schritt näher.)*

BERNHARDINE: Draußen bleiben, oder ich rufe.

WILHELM: Ich kann doch nicht stundenlang hier in der Kälte stehen. Ich friere. Haben Sie Mitleid.

BERNHARDINE: Oh, mein armer Kavalier. Sie sollen sich nicht erkälten. *(Sie öffnet den Schrank und nimmt einen Pelz heraus.)* Nehmen Sie meinen Pelz. Der ist warm. *(Sie wirft ihm den Pelz zu.)*

WILHELM: Er duftet nach Ihnen. *(Er schlägt ihn um die Schultern.)* Jetzt bilde ich mir ein, ich halte Sie in den Armen.

BERNHARDINE *(lachend)*: Der Ritter im Bärenfell! Ich würde mich nie von einem Bären umarmen lassen.

WILHELM: Glauben Sie, daß mein Onkel Sie besser umarmt?

BERNHARDINE *(ernst)*: Ich verbiete Ihnen, in diesem Ton von ihm zu reden. Ich liebe ihn.

WILHELM: O Verzeihung. Das ändert die Sache.

BERNHARDINE: Schämen Sie sich!

WILHELM: Liebe Bernhardine, Sie sind sehr klug. Wie klug Sie sind, das sehe ich erst heute. Ich habe Sie unterschätzt.

BERNHARDINE *(setzt sich)*: Zwei Komplimente an einem Abend. Was kommt nun noch?

WILHELM: Meine tiefste und restlose Verehrung.

BERNHARDINE: Sieh mal an. Sie haben mich also für ein kaltes, herzloses und verlogenes Geschöpf gehalten. Das ist ja beinahe ehrenvoll.

WILHELM: Ich fürchte nur, Sie haben die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

BERNHARDINE: Für diesen Fall wollten Sie vorschlagen, als Mieter bei uns einzuziehen. Nicht wahr?

WILHELM: Meine liebe Tante, nachdem Sie ein so schweres Los auf sich genommen haben . . .

BERNHARDINE: Was für ein schweres Los?

WILHELM: Den Stammbaum der Familie Münchhausen fortzupflanzen,

hätte ich mir erlaubt, meine verwandtschaftlichen Rechte geltend zu machen.

BERNHARDINE: Ich verstehe. Sie geben mir Instruktionsstunde, Herr Hauptmann.

WILHELM: Sagen wir lieber: strategischen Unterricht.

BERNHARDINE: Die Festung ist uneinnehmbar.

WILHELM: Das kommt auf die Belagerung an. Ich habe großes Geschütz.

BERNHARDINE: Und wenn Sie alle Kanonen der Welt auf mein Herz richten, Sie würden mich nicht treffen. Ich bin verliebt.

WILHELM: Auch nicht, wenn ich Sie liebe?

BERNHARDINE: Das wäre schrecklich. Dann müßte ich Sie ja ernst nehmen.

WILHELM: Sie nehmen mich also nicht ernst?

BERNHARDINE (*lachend*): Nein, mein lieber Wilhelm. Mein kleiner Wilhelm. Willychen. Ich nehme Sie nicht ernst.

WILHELM: Weshalb lachen Sie?

BERNHARDINE: Weil Sie so komisch sind. Sie sehen aus wie ein Bär auf dem Jahrmarkt.

WILHELM (*reißt sich wütend den Pelz ab und wirft ihn ihr vor die Füße*): Da haben Sie Ihren Pelz. Ich will ihn nicht mehr.

BERNHARDINE: Jetzt kommen Sie herein und seien Sie hübsch artig. Heben Sie den Pelz auf. (*Er tut es.*) Sehen Sie, es geht auch anders.

WILHELM (*fällt auf die Knie vor ihr*): Bernhardine, was machen Sie mit mir!

BERNHARDINE: Stehen Sie auf, Willy. Seien Sie vernünftig.

WILHELM (*steht auf und stampft mit dem Fuß*): Sie sollen mich nicht Willy nennen!

BERNHARDINE: Der Name gefällt mir. Er paßt zu Ihnen. Wilhelm: das klingt so drohend. Hören Sie zu, Willy.

WILHELM: Darf ich wenigstens Ihre Hand küssen?

BERNHARDINE: Nein.

WILHELM: Eine Fingerspitze!

BERNHARDINE: Wenn Sie nicht gehorchen, schicke ich Sie auf den Balkon. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir hatten beide keine gute Meinung voneinander. Jetzt haben wir uns ausgesprochen. Wollen wir Freunde sein?

WILHELM: Um welchen Preis?

BERNHARDINE: Mein lieber Willy, Sie werden in Ihre Garnison zurückkehren. Es gibt soviel schöne Frauen in Kassel. Sie werden mich bald vergessen.

WILHELM: Ich werde Sie nicht vergessen. Ich werde hierbleiben.

BERNHARDINE: Sie werden wiederkommen. (*Sie steht auf und reicht ihm die Hand.*) Wollen wir Freunde sein?

WILHELM: Geben Sie mir einen Kuß zum Abschied!

BERNHARDINE: Einen Freundschaftskuß. (*Er küßt sie leidenschaftlich. Sie zittert in plötzlicher Erregung.*) Lassen Sie mich. Es kann jemand kommen.

WILHELM: Ich habe keine Angst vor alten Herren.

BERNHARDINE (*kalt*): Gehen Sie!

WILHELM (*weicht vor diesem entschiedenen Ton zurück*): Gut. Ich räume das Feld. Aber ich gebe den Kampf nicht auf. Eines Tages werde ich die Festung erobern. (*Er klappt die Hacken zusammen.*) Leben Sie wohl, Frau Baronin. (*Er verschwindet über den Balkon.*)

BERNHARDINE (*bleibt einen Augenblick in nervöser Spannung stehen. Dann geht sie zum Spiegel und zieht die Lippen nach*).

CHRISTEL (*tritt ein*): Liebchen, ich soll Sie zu Bett bringen. Die Gäste sind fort. (*Sie öffnet den Bettvorhang und sieht sich um.*) Es war jemand hier.

BERNHARDINE: Woher weißt du das?

CHRISTEL: Ich spüre es. Der Hauptmann war hier.

BERNHARDINE: Er hat sich von mir verabschiedet. Er fährt nach Kassel zurück.

CHRISTEL (*nimmt während des Folgenden das Brauthemd aus dem Schrank, stellt die spanische Wand auf und kleidet Bernhardine dahinter aus*): Hat er Ihnen eine Liebeserklärung gemacht?

BERNHARDINE: Ich will ihn nicht mehr sehen. Ich hasse ihn.

CHRISTEL: Ich habe Sie gewarnt.

BERNHARDINE: Die Männer sind taktlos. Sie verstehen alles falsch. Er hat mich geküßt.

CHRISTEL: Haben Sie ihm das erlaubt?

BERNHARDINE: Im Gegenteil. Ich habe es ihm ausdrücklich verboten.

CHRISTEL: Und er hat es trotzdem gewagt? So eine Frechheit.

BERNHARDINE: Denk dir, es war gar nicht so schlimm.

CHRISTEL: Wie war es denn?

BERNHARDINE: Es war gefährlich. Ich glaube, die Gefahr ist eine große Verführerin. Gut, daß ich verheiratet bin.

CHRISTEL: Wenn er bloß keine Dummheiten macht!

BERNHARDINE: Dazu ist er zu verliebt. Ich habe erreicht, was ich wollte. Man muß den Männern ihre Einbildung lassen. Das ist der Strohalm, an den sie sich klammern. Gib mir schnell mein Hemd. Ich friere.

CHRISTEL: Soll ich das Fenster schließen?

BERNHARDINE: Nein. Ich will die Sterne sehen. Ich habe Herzklopfen. Wenn jetzt eine Sternschnuppe fällt, dann wünsche ich mir etwas. Heute nacht kommt das große Abenteuer.

CHRISTEL (*stellt die Wand fort und löscht das Licht aus. Das Zimmer ist jetzt hell vom Mond beleuchtet*): Liebchen, kann ich noch etwas für Sie tun?

BERNHARDINE: Geh schlafen, mein Kind. Es ist spät. (*Sie betrachtet sich im Brauthemd vor dem Spiegel.*) Eine fremde Dame sieht sich im Spiegel. Fräulein von Brünn ist Baronin Münchhausen geworden. Gute Nacht, Bernhardine! (*Sie wirft sich eine Kußhand zu. Im Park fällt ein Schuß.*) Was war das?

CHRISTEL: Das klang wie ein Schuß.

MÜNCHHAUSEN (*kommt durch die Balkontür mit einer Pistole in der Hand*): Erschrick nicht, Liebste. Ich bin es.

BERNHARDINE: Hast du geschossen?

MÜNCHHAUSEN: Es sind Wölfe im Park.

BERNHARDINE: Wölfe?

MÜNCHHAUSEN: Raubtiere. Ich habe ihre Spuren im Schnee gesehen. Sie lauern hinter den Bäumen. *(Er schließt die Balkontür.)*

BERNHARDINE *(preßt die Hand ans Herz)*: Mein Gott!

MÜNCHHAUSEN: Hab keine Angst, mein Täubchen. Sie tun dir nichts. Beruhige dich. *(Er gibt Christel einen Wink. Sie verschwindet.)*

BERNHARDINE: Sind es viele?

MÜNCHHAUSEN: Ich habe nur einen gesehen.

BERNHARDINE: Hast du ihn getroffen?

MÜNCHHAUSEN: Nein. Ich habe ihn verjagt.

BERNHARDINE: Und wenn er wiederkommt?

MÜNCHHAUSEN: Der kommt nicht wieder. Der hat Pulver gerochen. Das sind feige Tiere. *(Er legt die Pistole auf den Tisch.)* So.

BERNHARDINE: Hieronymus, versprich mir etwas. Versprich mir, daß du mich immer beschützen wirst. Willst du das tun?

MÜNCHHAUSEN: Warum denn so furchtsam, meine Taube?

BERNHARDINE: Du sollst nie etwas Schlechtes von mir denken. Was auch geschehen mag. *(Er sinkt in einen Sessel und starrt vor sich hin.)* Was hast du, Liebster?

MÜNCHHAUSEN: Ich bin müde, mein Engel. Es war ein langer Tag.

BERNHARDINE *(gleitet vor ihm nieder und legt ihren Kopf auf seine Knie)*: Hieronymus, du hast mich noch kein einziges Mal richtig angesehen. Gefalle ich dir nicht mehr?

MÜNCHHAUSEN *(streicht ihr übers Haar)*: Du gefällst mir viel zu sehr, Geliebte.

BERNHARDINE: Bist du traurig?

MÜNCHHAUSEN *(macht eine Bewegung mit der Hand)*: Schnee. Die Wölken der sibirischen Steppe. Ich hasse den Winter.

BERNHARDINE: Aber mich hassest du doch nicht?

MÜNCHHAUSEN: Dich! Ich habe dich in diesen Winter eingemauert. In den Winter meines Herzens.

BERNHARDINE *(küßt seine Hand)*: Ich liebe dich, Hieronymus. Und wenn es eiskalt ist in deinem Herzen. Ich bleibe bei dir.

MÜNCHHAUSEN: Wie lange?

BERNHARDINE: Bis du mich fortschickst.

MÜNCHHAUSEN *(zieht sie auf seinen Schoß)*: Unheimlicher Gedanke! Das höchste Glück ist dem Tode so nahe. Ich werde sterben, mein Kind.

BERNHARDINE: Dann sterbe ich mit dir.

MÜNCHHAUSEN *(mit großer Zärtlichkeit)*: Nein, Bernhardine. Du wirst leben. Für dich scheint noch die Sonne. Dir blühen die ewigen Freuden. Gott hat mir deine Schönheit geschenkt, und ich gebe sie ihm wieder. So lange ich atme, gehöre ich dir. Ich will dich auf meinen Armen tragen.

BERNHARDINE: Und wenn ich schwindlig werde? *(Sie schlingt die Arme um seinen Hals.)* Ich mache die Augen zu.

MÜNCHHAUSEN *(lächelnd)*: Meine kleine Frau hat doch keine Angst?

BERNHARDINE: Hieronymus, es ist so schön, wenn man schwindlig wird. Man verliert das Bewußtsein. Du mußt mich ganz festhalten.

MÜNCHHAUSEN *(drückt sie an sich)*: So?

BERNHARDINE: Noch fester! *(Er küßt sie lange. Sie öffnet die Augen.)* Das war wunderbar.

MÜNCHHAUSEN: Bist du glücklich, mein Herz?

BERNHARDINE: Ich bin restlos glücklich. Ich bin so geborgen.

MÜNCHHAUSEN: Ich will, daß dieses Glück ewig dauert. Nur die Toren behaupten, der flüchtige Augenblick sei vergänglich. Ich habe mein ganzes Leben gebraucht, um alles auf eine Karte zu setzen. Ich spiele Herzas. Das ist mein Trumpf. Damit schlage ich dem Tod die Sense aus der Hand. Aber das verstehst du nicht. Komm, gib mir deinen Mund. Laß mich den Duft deines Haares riechen. Du kleines Mädchen an meinem Herzen! Ich bin ein alter Mann und schäme mich nicht. Wie kann man nur so verliebt sein!

BERNHARDINE: Hieronymus!

MÜNCHHAUSEN: Ja, meine Süße?

BERNHARDINE: Liebst du mich wirklich?

MÜNCHHAUSEN: So habe ich noch keinen Menschen geliebt.

BERNHARDINE: Dann sag mir die Wahrheit. Was waren das für Spuren im Schnee?

MÜNCHHAUSEN: Sie sind verwischt. Verwischt und nie gewesen. Wolken.

BERNHARDINE: Ich will dir etwas erzählen.

MÜNCHHAUSEN: Nein. Sag mir nichts. *(Er steht auf und geht ans Fenster. Sie kauert sich im Sessel zusammen.)* Wie klar der Mond ist! Dort unten schläft Deutschland im Schatten der Täler. Gott schütze es! Ich sehe seine Wälder und Ströme. Ich sehe sein wahres Antlitz. Möge es auferstehen im Geiste! *(Er wendet sich um.)* Frierst du, mein Herz?

BERNHARDINE: Ich muß doch frieren. Du wärmst mich ja nicht.

MÜNCHHAUSEN: Eines Tages wird dich ein anderer wärmen.

BERNHARDINE: Nein. Ich werde nie einen anderen lieben. Ich bin nicht leichtsinnig. Ich bin noch ein Kind. Führe mich. Zeig mir den Weg zu mir selber. Nimm mich bei der Hand und sag mir: da mußt du hingehen.

MÜNCHHAUSEN: Soll ich dich auf meinem Zauberpferd entführen?

BERNHARDINE: Ach ja, Hieronymus, tu das. Aber du mußt mir etwas schwören.

MÜNCHHAUSEN: Was denn, mein Engel?

BERNHARDINE: Jetzt, wo ich deine Frau bin, werden mich viele beneiden. Sie werden kommen und mich verleumden. Schwöre mir, daß du mir immer glaubst.

MÜNCHHAUSEN *(lächelnd)*: Ich schwöre es dir.

BERNHARDINE: Du hast es mir in der Hochzeitsnacht geschworen. Vergiß das nicht.

MÜNCHHAUSEN *(nimmt ihren Kopf in beide Hände)*: Diese Augen können nicht lügen. Ein erbärmlicher Schuft, wer am Antlitz der Unschuld zweifelt. Wir Münchhausen sind ein altes Geschlecht. Wir haben stets die Ehre der Frauen verteidigt. Ich möchte keinem raten, sie anzutasten. *(Er ergreift die Pistole.)* Ich möchte es keinem raten.

BERNHARDINE *(nimmt ihm die Pistole aus der Hand)*: Ist das die berühmte Pistole, mit der du dein Pferd vom Kirchturm heruntergeschossen hast?

MÜNCHHAUSEN: Sie ist ein Geschenk des Sultans. Ich erhielt sie zur Belohnung für meine Standhaftigkeit.

BERNHARDINE: Erzähle!

MÜNCHHAUSEN: Das ist die tollste Geschichte, die ich je erlebt habe. Als ich im ersten Feldzug gegen die Türken gefangengenommen wurde, wagte man nicht, mich hinzurichten, weil ich unter dem besonderen Schutz der Zarin stand. Um mich ins Verderben zu stürzen, verfiel der Sultan auf einen ebenso merkwürdigen wie grausamen Gedanken. Er sperrte mich nicht ins Gefängnis, sondern in einen Harem.

BERNHARDINE: Du warst in einem Harem? Das ist ja schrecklich interessant.

MÜNCHHAUSEN: Ich bin der einzige Mann, der jemals im Harem des Sultans war. Dort befahl man mir bei Todesstrafe, keine Frau anzublicken. Eine Armee von Eunuchen bewachte mich Tag und Nacht. Ich mußte mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzen und vor mich hinstarren. Um die Qual zu vergrößern, brachte man mir bei jeder Mahlzeit dies gepfefferte türkische Fressen, das der Prophet in seinem Zorn erfunden hat. *(Er streicht ihr übers Haar.)* Komm, mein Kind. Du bist müde. Ich will dich ins Bett bringen. *(Er trägt sie ins Bett und deckt sie zu.)*

BERNHARDINE: Hieronymus, was machten die Frauen mit dir?

MÜNCHHAUSEN: Sie gaben sich alle erdenkliche Mühe.

BERNHARDINE: Und du mußtest auf dem Boden sitzen?

MÜNCHHAUSEN *(setzt sich zu ihr ans Bett)*: Immerzu. Ich starrte vor mich hin. Allmählich verließen mich meine Kräfte. Ich fühlte, daß ich nicht mehr lange der Versuchung widerstehen konnte. An Flucht war nicht zu denken. Alle Fenster waren vergittert. Vor den Toren standen bis an die Zähne bewaffnete Janitscharen.

BERNHARDINE: Ich glaube, ich wäre vor Angst gestorben.

MÜNCHHAUSEN: Ich wagte nicht, mich umzusehen. Ich starrte immer auf denselben Punkt. Plötzlich merkte ich, daß in der Wand vor mir eine winzige Öffnung war. Ich hatte ein Loch in die Wand gestarrt! Nun fing ich an, mit allen Kräften zu starren, und nach wenigen Tagen gelang es mir, das Loch so zu vergrößern, daß ich mich mühelos hindurchzwängen konnte. In einer dunklen Nacht ergriff ich heimlich die Schleier der Haremsdamen, knotete sie zu einem Strick zusammen und ließ mich daran hinab. Ich war gerettet. *(Er beugt sich über sie.)* Schläfst du, mein Herz?

BERNHARDINE *(halb im Schlaf)*: Beinahe. Erzähle weiter. Es ist so schön, wenn du erzählst.

MÜNCHHAUSEN: Ich stand am Fuß einer hohen Mauer. Es war ganz finster. Nur die Lichter der Schiffe leuchteten auf dem Bosphorus. Und wie ich mich langsam durch das Labyrinth der Gärten vorwärtstastete, an Minaretts und Moscheen vorbei, begriff ich, daß ich einer großen Gefahr entronnen war. Ich hätte die Verführung mit dem Leben bezahlt. Schläfst du, mein Engel? *(Er nimmt leise ihre Hand und küßt sie.)* Sie schläft. *(Er spricht das Folgende wie zu sich selbst.)* Jetzt sitze ich hier an deinem Bett. Ich bewache deinen Schlaf. Ich muß dich immerfort ansehen. Weißt du eigentlich, was Liebe ist? Daß ich deine Hand in der meinen halte. Daß ich nichts von dir will, als Zärtlichkeit. Daß alles, was du mir je antun wirst, nicht die Seligkeit dieser Stunde aufwiegt. Daß ich am Ende meines Lebens sagen kann: Gott, ich danke dir. Es hat sich gelohnt.

## VIERTER AKT

### ERSTE SZENE

*Die Diele im Schloß zu Bodenwerder. Das Tor im Hintergrund ist offen; man sieht eine breite Allee, die sich zwischen Bäumen verliert.*

*In der Halle, die als Wohnraum eingerichtet ist, stehen Möbel aus drei Jahrhunderten. Eine Treppe führt zu einer Galerie. Rechts und links sind Türen.*

*Ein strahlender Herbstmorgen. Zwischen den Bäumen tauchen ab und zu Gestalten auf. Sie beobachten unauffällig den Eingang und verschwinden wieder.*

FRAU BACHMANN (*öffnet vorsichtig die Küchentür und folgt ihnen mit den Augen. Gleichzeitig erscheint*

RÖSEMEYER *auf der Galerie*).

FRAU BACHMANN (*gibt ihm ein Zeichen*): Da sind sie wieder.

RÖSEMEYER: Wo?

FRAU BACHMANN (*winkt ihm*): Kommen Sie mal her.

RÖSEMEYER (*geht leise die Treppe hinunter*).

FRAU BACHMANN: Sehen Sie, dort, zwischen den Bäumen.

RÖSEMEYER: Wahrhaftig. Es werden ja immer mehr.

FRAU BACHMANN: Ich habe ihnen gesagt, sie sollen hier vorne warten.

Wenn der Herr Baron von der Jagd kommt, geht er nämlich immer hinten zur Küche herein. So kriegen sie ihn nicht. Gott gebe, daß er etwas geschossen hat. Der Fleischermeister Wittig will nichts mehr herausrücken. Wie soll das bloß enden!

RÖSEMEYER: Ich hätte noch ein paar Taler oben, von meinem Ersparten. Für den Notfall, Frau Bachmann.

FRAU BACHMANN: Sie haben wohl auch keinen Lohn mehr bekommen?

RÖSEMEYER: Es hat sich manches geändert hier im Hause, meine gute Frau.

FRAU BACHMANN: Jetzt hat sie noch eine Equipage bekommen. Mit Kutscher und Pferden. Nun sagen Sie bloß! Und hier laufen uns die Gläubiger das Haus ein.

RÖSEMEYER: Gestern kam eine Rechnung von van Geldern aus Hannover über 400 Taler. Für zwanzig neue Kleider! Die hat sie sich nach Pyrmont bestellt. Der Herr Baron ist ganz blaß geworden. Aber gesagt hat er kein einziges Wort.

FRAU BACHMANN: Wissen Sie, wie das enden wird? Man wird uns noch das letzte Stück Holz verkaufen.

RÖSEMEYER: Meine liebe Frau, das ist längst verkauft. Und die Felder dazu. Wir haben bloß noch das Gut.

FRAU BACHMANN: Du lieber Himmel!

RÖSEMEYER (*sieht nach draußen*): Da gehen sie spazieren, die Herren Schuhmachermeister, Seidenfritzen und Hofjuweliere. Es gibt bald kein Geschäft mehr in Westfalen, wo wir nicht Schulden haben. Die Wucherer werden fett an uns.

FRAU BACHMANN: Wenn ich daran denke, was alles an Majors gegangen

ist! Ganze Fuhren mit Wein hat man hingeschafft. Die Frau Baronin hat ihre sämtlichen Bekannten versorgt. Körbe mit Eiern und Geflügel sind aus dem Haus gegangen. Ich habe oft nicht gewußt, wovon ich kochen soll.

RÖSEMEYER: Wenn der Herr Baron nur zufrieden ist. Dann wollen wir nicht klagen.

FRAU BACHMANN: Er sieht manchmal so müde aus. So vergrämt. Ich sage Ihnen, es nagt etwas an dem Mann. Das nimmt kein gutes Ende.

RÖSEMEYER: Unken Sie nicht, Frau Bachmann. Der Herr Baron ist aus Eisen. Der überlebt uns alle.

FRAU BACHMANN: Das hält ja der stärkste Mann nicht aus. Hier geht alles drunter und drüber. Ich seh es ihm an, daß er nicht mehr schläft. Er muß etwas mit dem Herzen haben. Neulich hat er richtig gestöhnt.

RÖSEMEYER: Reden Sie keinen Unsinn, Frau Bachmann. Der Herr Baron stöhnt nicht. Der Herr Baron hat in seinem ganzen Leben noch nicht gestöhnt.

FRAU BACHMANN: Ich weiß, was ich weiß. Mir können Sie nichts vormachen.

RÖSEMEYER: Ist die Schokolade fertig für Majors?

FRAU BACHMANN: Wenn die bloß fort wären! Die Alte schnüffelt den ganzen Tag im Haus herum. Die leben hier wie die Maden im Speck. *(Sie holt schimpfend aus der Anrichte das Tablett mit der Schokolade und stellt es auf den Tisch.)* Eine feine Gesellschaft! Kommen alle drei Wochen her, um sich sattzufressen. Diese Hungerleider! Und so was will gebildet sein. Das sind ganz gewöhnliche Leute, die unserm Baron nicht das Schwarze unter den Nägeln gönnen.

MAJOR *(erscheint hustend und sich räuspernd auf der Galerie)*.

FRAU BACHMANN: Ich gehe jetzt in die Küche. Und wenn die Alte sich noch einmal bei meinen Kochtöpfen sehen läßt, dann schmeiß ich ihr die Kartoffelschalen ins Gesicht! *(Ab.)*

MAJOR *(kommt die Treppe herunter)*: Lieber Freund, wie ist das Wetter?

RÖSEMEYER: Dank der Nachfrage, Herr Major. Es macht sich.

MAJOR: Wie redest du denn mit mir? Ist das jetzt üblich, daß man die Beine breit macht, wenn man vor seinem Vorgesetzten steht?

RÖSEMEYER *(steht stramm)*.

MAJOR *(setzt sich)*: Na also, du bist doch ein alter Soldat. Gieß mir die Schokolade ein. *(Er bemerkt die Gestalten im Garten.)* Was sind das für Leute? Was wollen die am frühen Morgen?

RÖSEMEYER: Das sind alte Bekannte, Herr Major.

MAJOR: Was fällt denen ein, da herumzugehen?

RÖSEMEYER: Danach fragen sie nicht viel. Sie wollen ihr Geld.

MAJOR *(will trinken und setzt klirrend die Tasse hin)*: Das ist unerhört! Nicht mal seine Schokolade kann man in Ruhe trinken. Geh hin und sag, ich verbiete ihnen das. Mich macht das Herumgehen ganz nervös.

RÖSEMEYER: Da werden sich der Herr Major schon selber bemühen müssen. Hier hat nur der Herr Baron zu befehlen. *(Ab.)*

MAJOR: Wie? Was? Rebellion im Hause! Meuterei! Melanie! Komm sofort herunter.

MAJORIN *(erscheint im Negligé auf der Galerie)*: Schrei nicht so. Was ist los?

MAJOR: Man hat mir den Gehorsam verweigert. Ein sauberer Herr, dein Schwiegersohn! Hetzt die Leute gegen mich auf. Behandelt mich, als wäre ich sonstwas. Mich, dem er alles verdankt. Ohne meine Fürsprache hätte er Bernhardine nie bekommen.

MAJORIN (*setzt sich an den Tisch*): Ich bitte dich, reg dich nicht auf.

MAJOR: Ich rege mich auf? Ich bin die Ruhe selber. (*Er haut auf den Tisch.*) Aber was zuviel ist, ist zuviel. Jetzt kommen die Gläubiger schon zum Frühstück. Das ist ja der reine Affenstall.

MAJORIN (*gießt sich eine Tasse Schokolade ein*): Brünn, die Sache ist ernster, als du denkst. Er steckt bis über die Ohren in Schulden.

MAJOR: Wer hat dich vor dieser Heirat gewarnt? Ich! Aber du hörst ja nicht. Du weißt alles besser.

MAJORIN: Ich denke, die verdankt er deiner Fürsprache?

MAJOR: Melanie, du drehst mir das Wort im Munde herum. Schweig und trink deine Schokolade.

MAJORIN (*trinkt einen Schluck und spuckt ihn aus*): Pfui, Teufel. Da ist Salz drin.

MAJOR: Was ist drin? (*Er trinkt einen Schluck und leert dann die ganze Tasse.*) Es ist Salz drin. Da soll doch der Henker dreinschlagen!

MAJORIN: Das hat sicher die alte Hexe, die Bachmann, gemacht. Der werde ich's eintränken.

MAJOR: Melanie, mir ist speiübel.

MAJORIN: Weshalb trinkst du auch die ganze Tasse aus!

MAJOR: Wenn ich etwas mache, dann mache ich es gründlich. Ich verlasse dieses Haus. Ich rühre nichts mehr in diesem Hause an.

MAJORIN: Mach dich nicht lächerlich. Jetzt gilt es zu retten, was zu retten ist. Ich will nicht, daß Bernhardine eines Tages als Bettlerin da-steht.

MAJOR: Eins sage ich dir: ich lasse nichts auf meine Tochter kommen.

MAJORIN: Dummkopf. Hör doch zu!

MAJOR: Wie?

MAJORIN: Du sollst zuhören. Du weißt ja noch gar nicht, was ich sagen will. Bernhardine ist nach Pyrmont gefahren, um dort eine Kur zu machen.

MAJOR: Um Himmels willen! Ist sie krank?

MAJORIN: Sie ist so gesund wie du und ich.

MAJOR: Was fehlt ihr denn?

MAJORIN: Was ihr fehlt? Ein Kind. Glaubst du, ich habe Lust, daß der ganze Besitz an diesen Erbschleicher, den Hauptmann in Kassel, fallen soll?

MAJOR: Jetzt verstehe ich.

MAJORIN: Du verstehst gar nichts. Paß lieber auf. Dein Schwiegersohn ist nicht mehr der jüngste. Und wenn sie von ihm kein Kind bekommen kann, dann muß sie eben ihr Glück woanders versuchen. Hast du jetzt verstanden?

MAJOR: Ach so. Sie soll sich scheiden lassen.

MAJORIN: Brünn, du bist der größte Trottel, den Gott geschaffen hat. Mit dir kann man Wände einrennen.

MAJOR: Noch ein Wort, Melanie, und ich werde zornig. Ich bin ein Mann. Ich verstehe nichts vom Kinderkriegen.

MAJORIN: Dann unterbrich mich nicht immer. Meine Schwester, die Feldmarschallin, schreibt mir soeben, daß Prinz Ernst August von England in Pymont eingetroffen ist. Er wohnt im selben Gasthof wie Bernhardine. Ein gemeinsamer Freund hat die beiden miteinander bekannt gemacht.

MAJOR: Oh! Ah! Eine Königliche Hoheit?! (*Er schlägt sich auf den Schenkel.*) Melanie, Weib, das sieht dir ähnlich. Bernhardine wird Prinzessin. Eine englische Prinzessin! Kreuzbomben und Granaten, das ist eine Sache.

MAJORIN (*mit einem Blick zum Himmel*): Hoffnungslos.

MAJOR: Ob ich mir eine englische Uniform machen lasse?

MAJORIN: Laß dir einen Ring durch die Nase ziehen. Vorsicht. Da kommt jemand.

WILHELM VON MÜNCHHAUSEN (*erscheint im Garten*).

MAJORIN: Es ist der Hauptmann. Das hat nichts Gutes zu bedeuten. Sei auf der Hut, Brünn.

WILHELM (*tritt ein*).

MAJORIN (*liebenswert*): Welche Überraschung! Was verschafft uns das Vergnügen, Herr Hauptmann?

WILHELM (*mit höflichem, aber kühlem Gruß*): Verzeihung — ist mein Onkel anwesend?

MAJORIN: Er ist auf der Jagd. Wollen Sie nicht Platz nehmen?

WILHELM (*ohne sich zu setzen*): Ich komme aus Pymont, wo ich dienstlich zu tun hatte. Ich habe die Ehre, Ihnen Grüße von Ihrer Frau Tochter zu bestellen.

MAJOR: Das freut mich. Wie geht es ihr denn?

WILHELM: Sie wird sehr gefeiert. Sie hat große Erfolge. Vor allem bei den Männern.

MAJOR (*geschmeichelt*): Ein Prachtkerl, dieses Mädchen. Der widersteht keiner. Ein Glück, daß sie mal aus dem Dorf hier herauskommt.

WILHELM (*maliziös*): Ich bin ganz Ihrer Meinung.

MAJOR: Pymont ist eine richtige Stadt. Da ist doch was los. Wenn sogar englische Prinzen hinkommen.

MAJORIN (*räuspert sich*).

MAJOR: Ich meine . . . damit will ich nichts gegen den deutschen Adel sagen. Die Münchhausen sind ja auch aus einem guten Stall.

WILHELM: Finden Sie?

MAJORIN (*ablenkend*): Sind viele Badegäste in Pymont, Herr Hauptmann? Es sollen ein paar bekannte Dichter da sein. Bürger, der die berühmte Lenore geschrieben hat, und Professor Lichtenberg aus Göttingen.

WILHELM: Ich bin Soldat, meine Gnädigste. Ich interessiere mich nicht für Literatur.

MAJORIN: Schade, Herr Hauptmann. Sehr schade. Bernhardine schwärmt für die Dichter.

WILHELM: Leider schwärmt sie auch noch für andere Herren.

MAJORIN (*noch immer liebenswert*): Soll das eine Spitze sein?

WILHELM: Das können Sie halten, wie Sie wollen.

MAJOR (*platzt los*): Was heißt das? Was fällt Ihnen eigentlich ein? Sie sind hier Gast in unserem Hause.

**WILHELM:** In Ihrem Hause? Sie sind Gast in meinem Hause. Nachdem Ihre Tochter das ganze Vermögen verschwendet hat . . .  
**MAJOR:** Hast du das gehört, Melanie?  
**MAJORIN:** Ich muß doch sehr bitten!  
**WILHELM:** Sie haben gar nichts zu bitten. Oder wollen Sie etwa für die Summen aufkommen, die sie jeden Abend im Spiel verliert?  
**MAJOR:** Verleumder! Elender Verleumder! Schämen Sie sich!  
**WILHELM:** Schämen Sie sich lieber! Es ist ein Skandal, was hier vorgeht . . .  
**MÜNCHHAUSEN** (*kommt aus der Küche. Er trägt Rucksack und Jagdgewehr. Sofort verstummt der Lärm. Alle sitzen betreten da*): Sieh da! Meine lieben Verwandten! Welche Freude, wenn man so einträchtig beisammen ist.  
**MAJORIN:** Ich glaube, wir stören. Komm, Brünn.  
**MAJOR:** Was ich sagen wollte . . .  
**MAJORIN:** Du sagst gar nichts. Hier ist jedes Wort zuviel. (*Beide ab.*)  
**MÜNCHHAUSEN:** Die Herrschaften scheinen schlecht gelaunt zu sein. (*Er wirft den Rucksack ab und lehnt das Gewehr an den Tisch.*) Ich habe eine Kette Rebhühner geschossen. Man soll sie mit Speck binden, in Butter braten und einen Schuß Weißwein darauf geben.  
**WILHELM:** Herr Onkel . . .  
**MÜNCHHAUSEN:** Dazu Sauerkraut und Kartoffelpüree. Mit Preiselbeerkompott.  
**WILHELM:** Herr Onkel, haben Sie die Güte, einen Augenblick zuzuhören.  
**MÜNCHHAUSEN:** Ja richtig. Du bist auch noch da.  
**WILHELM:** Ich werde vielleicht länger hierbleiben, als Ihnen lieb ist.  
**MÜNCHHAUSEN:** Glaubst du?  
**WILHELM:** Das hängt von Ihnen ab.  
**MÜNCHHAUSEN:** Mein lieber Nefte, wir haben uns nie so recht verstanden. Es muß am Altersunterschied liegen. Du bist in Ehren ergraut, und ich bin noch ein Jüngling. Wir passen nicht zusammen.  
**WILHELM:** Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde. Ich habe deshalb den Antrag gestellt, Sie wegen allzu großer Jugend zu entmündigen. Ich wollte Sie schonend darauf vorbereiten.  
**MÜNCHHAUSEN:** Wie war das? Wiederhol das noch mal.  
**WILHELM:** Herr Onkel, bei aller schuldigen Ehrfurcht . . .  
**MÜNCHHAUSEN:** Keine Umschweife. Wiederhol das.  
**WILHELM:** Unser Vertrag lautet: falls Sie keine Nachkommen haben, geht der Familienbesitz an mich über. Ist Ihnen das bekannt?  
**MÜNCHHAUSEN:** Weiter.  
**WILHELM:** Da es sich mittlerweile herausgestellt hat, daß Sie keine Erben haben werden . . .  
**MÜNCHHAUSEN:** Woher weißt du das?  
**WILHELM:** Von Ihrer Gattin. Sie hat es mir selber gesagt.  
**MÜNCHHAUSEN:** Du lügst.  
**WILHELM:** Wir werden sie eidlich darüber vernehmen lassen.  
**MÜNCHHAUSEN:** Ach so. Mit solchen Waffen wird gekämpft. Ich habe mit Räubern und Erpressern zu tun.  
**WILHELM:** Herr Onkel, bitte, besinnen Sie sich. Es geht nicht um mich.

Es geht um das Erbe der Münchhausen. Ich bin nur der Vollstrecker. Leiten Sie sofort die Scheidung ein. Ich bin bereit, Ihnen alles Material zu liefern.

MÜNCHHAUSEN: Was denn noch?

WILHELM: Ihre Gemahlin nimmt es mit der ehelichen Treue nicht sehr genau. Das weiß ganz Westfalen.

MÜNCHHAUSEN: Ist das die Rache, weil sie dich abgewiesen hat?

WILHELM (*zuckt die Achseln*): Ersparen Sie mir als Kavalier, mich näher darüber zu äußern.

MÜNCHHAUSEN: Halt. Ich werde mich mal bei deinem Regimentskommandeur erkundigen, ob dein Benehmen meiner Frau gegenüber sich mit der Ehre eines deutschen Offiziers vereinbart. Zu meiner Zeit wurden solche Leute aus der Armee gestoßen.

WILHELM (*wird blaß*): Wenn Sie den Skandal in die Öffentlichkeit tragen wollen, so ist das Ihre Sache. Ich fürchte nur, die Baronin Münchhausen wird nicht gut dabei abschneiden. Ich warne Sie, Herr Onkel.

MÜNCHHAUSEN (*bricht los*): Wie? Du warnst mich? Du erbärmlicher Schuft willst mich warnen? Du wagst es, meine Frau zu besudeln? Du bist ja nicht wert, ihre Schuhe abzulecken. Ihr Diebe und Halunken in meinem Hause, ihr wollt mir mein Leben zerstören. Wartet. Ich werde es teuer genug verkaufen. (*Er nimmt das Gewehr und schwingt es drohend gegen ihn.*) Hieronymus von Münchhausen ist vielleicht blind — aber schießen kann er noch. Er könnte aus Versehen mal was anderes als Rebhühner treffen. Du hundsgemeiner Lügner, scher dich fort aus meinem Hause, sonst lasse ich dich hinauswerfen. Jeder ehrliche Schuß Pulver ist zu schade für dich. (*Er wirft krachend das Gewehr auf den Tisch.*)

WILHELM (*macht stumm kehrt und geht ab*).

RÖSEMEYER (*öffnet die Küchentür*): Der Herr Landdrost von Alten wünscht den Herrn Baron zu sprechen.

MÜNCHHAUSEN: Wo ist er denn?

RÖSEMEYER: In der Küche.

MÜNCHHAUSEN: Weshalb kommt er nicht vorne herein?

RÖSEMEYER: Er möchte mit niemand zusammentreffen.

MÜNCHHAUSEN: Ich lasse bitten.

RÖSEMEYER (*läßt*

ALTEN *eintreten. Sie schütteln sich die Hände*): Es sieht ernst aus, alter Bruder.

MÜNCHHAUSEN: Ich weiß alles. Setz dich. (*Zu Rösemeyer:*) Bring eine Flasche Rheinwein. Vom besten.

RÖSEMEYER: Es sind nur noch zwei Flaschen da, Herr Baron.

MÜNCHHAUSEN: Dann bring sie beide.

RÖSEMEYER (*ab*).

ALTEN: Das Schlimme ist, daß dieses Frächtchen, dein Neffe, die ganze Jurisprudenz auf seiner Seite hat. Und wer mal in deren Netze gerät, der kann sich drin aufhängen.

MÜNCHHAUSEN: Ich habe noch ganz andere Knoten durchgehauen. Ich lag einmal sieben Tage und sieben Nächte eng verschnürt in einem Beduinenlager...

ALTEN: Hieronymus — verzeih einem alten Kameraden ein offenes Wort.

Ich komme als Freund zu dir, nicht als Obrigkeit.

MÜNCHHAUSEN: Ist es schon so weit?

ALTEN: Es ist schon viel weiter.

RÖSEMEYER (*stellt die Flaschen auf den Tisch und geht ab*).

MÜNCHHAUSEN: Erst wollen wir mal einen trinken. (*Er gießt die Gläser voll und hält sein Glas gegen das Licht.*) Labsal der Seele — sei mir gegrüßt! Prost. (*Sie stoßen an und trinken.*) Du bleibst zum Essen.

Wir haben Rebhühner.

ALTEN (*sichtlich verlegen*): Es geht nicht. So leid es mir tut. Ich muß ins Amt zurück.

MÜNCHHAUSEN: Ah! Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Der Vergleich hinkt etwas. Du siehst eher einer Wildsau ähnlich. (*Er lacht herzlich.*) Prost.

ALTEN: Spaß beiseite. Ich kann nicht an deinem Tisch sitzen, wenn ich demnächst eine Zwangsversteigerung gegen dich einleiten soll. Man wird dich pfänden. Ich flehe dich an: Mach die Augen auf!

MÜNCHHAUSEN: Wohin ich blicke, ich sehe lauter gute Freunde, die auf meinen Leichnam warten. Dabei fühle ich mich äußerst wohl.

ALTEN: Weißt du denn nicht, wie es um dich steht? Ein dreihundert-jähriger Besitz ist in Gefahr, vor die Hunde zu gehen. Sie hat dich ruiniert.

MÜNCHHAUSEN: Wer sie?

ALTEN: Bernhardine.

MÜNCHHAUSEN: Alten, es ist ein Name gefallen. Die Trägerin dieses Namens ist mir heilig. Bitte sprich nicht von ihr.

ALTEN: Ich muß von ihr sprechen. Ich weiß, sie ist schön, sie ist jung, sie ist verführerisch. Sie hat dich behext.

MÜNCHHAUSEN: Verleumdung.

ALTEN: Hieronymus, alles, was sie dir sagt, ist genau so geschwindelt wie deine Reise nach dem Mond.

MÜNCHHAUSEN: Du irrst dich. Es ist wahr.

ALTEN: Der große Lügenmeister wird von einer kleinen Frau gerächt.

MÜNCHHAUSEN: Ich dulde nicht, daß man sie angreift. Ein für allemal, Alten. Kein Wort mehr darüber.

ALTEN: Dann ist dir nicht zu helfen.

MÜNCHHAUSEN: Nein. Es ist mir nicht zu helfen. Ich liebe sie.

ALTEN: Und du bist von ihrer Ehrlichkeit überzeugt?

MÜNCHHAUSEN: Felsenfest.

ALTEN: Gut. Hast du vor zwei Wochen einen Wechsel über fünftausend Taler ausgestellt?

MÜNCHHAUSEN: Nein.

ALTEN (*zieht ein Papier aus der Tasche*): Ist das deine Unterschrift?

MÜNCHHAUSEN (*nimmt das Papier und überfliegt es. Sein Blick wird starr. Dann sagt er tonlos*): Es ist meine Unterschrift.

ALTEN: Täuschest du dich nicht?

MÜNCHHAUSEN: Ich täusche mich nicht.

ALTEN: Hieronymus, der Wechsel muß in drei Tagen bezahlt werden.

MÜNCHHAUSEN: Ich werde ihn bezahlen.

ALTEN (*steckt den Wechsel in die Tasche*): Das genügt mir. Wenn du irgendeinen Rat brauchst...

MÜNCHHAUSEN (*macht eine Bewegung mit der Hand*): Danke.

ALTEN (*erhebt sich*): Ich habe das Gefühl, daß hier ein ungeheures Unrecht geschieht.

MÜNCHHAUSEN: Im Gegenteil. Es ist alles in bester Ordnung. Die Ernte war ausgezeichnet. Ich habe die Absicht, eine Schweinezucht anzufangen.

ALTEN: Dann gratuliere ich dir. Kopf hoch, alter Junge.

MÜNCHHAUSEN: Danke.

ALTEN: Nochmals: wenn du mich brauchst, ich stehe jederzeit zur Verfügung. Und die nächste Flasche trinken wir bei mir. (*Sie schütteln sich die Hände. Er geht zur Küche.*)

MÜNCHHAUSEN: Willst du nicht vorne hinausgehen?

ALTEN: Ich möchte nicht gern jemand begegnen.

MÜNCHHAUSEN: Wie hoch, sagtest du, war der Wechsel?

ALTEN: Fünftausend Taler. Fällig in drei Tagen. Mach's gut. (*Ab.*)

MÜNCHHAUSEN: Rösemeyer!

RÖSEMEYER (*erscheint*): Herr Baron befehlen?

MÜNCHHAUSEN: Laß die Pferde anspannen. Wir fahren nach Pymont. (*In der Zwischenzeit ertönt Mozartsche Musik.*)

## ZWEITE SZENE

*Die Fürstenloge im Kurtheater von Pymont. Eine Operntruppe gastiert. Es wird Don Juan gegeben.*

*Im Vordergrund eine kleine Garderobe, aus der man durch einen Samtvorhang in die Loge gelangt.*

*In der Loge stehen bequeme Sessel und vor der Brüstung befindet sich ein Gitter, das nach Belieben geöffnet oder geschlossen werden kann. Es ist kurz vor der großen Pause. Der Vorhang vor der Loge ist zugezogen. Man hört gedämpft das Finale eines Aktes. Dann setzt Beifall ein.*

DIE SCHLIESSERIN (*eine alte, bucklige Frau, tritt in die Garderobe und zieht den Vorhang zur Loge auf. Im Hintergrund erscheint das erleuchtete Haus*).

BERNHARDINE (*in großer Abendtoilette, sitzt in einem Sessel und applaudiert. Dann wendet sie sich um*): Wie lange dauert die Pause?

SCHLIESSERIN: Eine halbe Stunde. Wollen Frau Baronin ins Foyer gehen?

BERNHARDINE: Nein. Ich bleibe hier. Bitte holen Sie meine Zofe.

SCHLIESSERIN (*ab*).

BERNHARDINE (*tritt an die Brüstung. Sie lächelt und grüßt nach unten*).

CHRISTEL (*kommt. Sie bringt ein Tablett mit einer Erfrischung*).

BERNHARDINE: Danke, mein Kind. Es ist heiß. (*Sie leert das Glas in einem Zug.*) Champagner. Das kühlt. Wie sehe ich aus?

CHRISTEL: Schön wie Don Juan.

BERNHARDINE: Schade, daß ich nicht auf der Bühne stehe. Die Musik ist herrlich. Ein ganz junger Mann hat sie geschrieben. Mozart.

CHRISTEL: Bleiben Sie bis zum Schluß der Oper?

BERNHARDINE: Seine Hoheit wollte in der Pause kommen. Er wird mich zum Souper abholen. Warte nicht auf mich.

CHRISTEL: Wer hätte das vor einem Jahr gedacht, daß Sie jetzt in der Fürstenloge sitzen. Und dazu noch mit einem Prinzen!

BERNHARDINE: So schön es ist, Christel, es macht mich etwas traurig.

CHRISTEL: Traurig, wo Sie solche Erfolge haben?

BERNHARDINE: Es fehlt mir etwas, um glücklich zu sein. Ich habe mich in einen Strudel von Vergnügungen gestürzt. Ich habe das Geld zum Fenster hinausgeworfen. Warum tue ich das? Weil ich mich zerstreuen muß. Ich will nicht mehr nachdenken.

CHRISTEL: Ich weiß, was Sie meinen.

BERNHARDINE: Das Schlimme dabei ist, ich liebe meinen Mann. Ich vermisse ihn, je länger ich von ihm fort bin. Ich habe Sehnsucht nach seiner Stimme, seinen Augen. Ich kann nicht einschlafen, wenn er mir nicht eine Geschichte erzählt. Und doch . . . Christel, ich bin imstande, eine ganz große Dummheit zu machen. Ich fühle, so geht es nicht weiter.

CHRISTEL: Liebste, wenn der Richtige kommt, machen wir immer die größten Dummheiten.

BERNHARDINE: Wenn die Männer ahnten, wie leicht sie es manchmal haben! Wir sind gar nicht so sicher. Wir tun nur so.

CHRISTEL: Wissen Sie, daß ganz Pymont davon spricht, wie der Prinz Ihnen den Hof macht?

BERNHARDINE: Er ist reizend. Aber er ist zu gut erzogen. Er ist Engländer.

CHRISTEL: Ist er nicht sehr verliebt in Sie?

BERNHARDINE: Warum fragst du mich das?

CHRISTEL: Einmal muß es doch geschehen.

BERNHARDINE: Wenn mein Mann mich nicht bald holt, wer weiß, was dann geschieht. Ich kann mich nicht ewig mit Spiel und Toiletten betäuben. Ich hasse diese Bälle und Konzerte, diese langweilige Kurpromenade, auf der man immer dieselben Gesichter sieht. Weißt du, manchmal komme ich mir schon vor wie eine alte Frau. Dabei bin ich noch so jung. Ich will nicht mehr länger schwindeln. Ich will leben.

SCHLIESSERIN (*tritt eilig ein*): Seine Königliche Hoheit ist soeben vorgefahren! (*Ab.*)

BERNHARDINE: Jetzt geht er durchs Foyer. Alle Frauen sehen ihm nach. Alle möchten ihn bezaubern. Alle sind in ihn verliebt. Und er kommt zu mir!

PRINZ ERNST AUGUST (*tritt ein. Er ist ein hochgewachsener, gutaussehender Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren*).

CHRISTEL (*macht einen tiefen Knicks und verschwindet*).

PRINZ: Welch unverhofftes Glück, Sie allein zu sehen. Mein Hofmeister ist erkältet. Ich habe ihn zu Bett geschickt. (*Er küßt ihr die Hand.*) Sie sind hinreißend schön heute abend.

BERNHARDINE: Sie scherzen, Prinz. Wissen Sie übrigens, daß ich nicht mehr lange hier bleibe? Es gefällt mir nicht mehr in Pymont.

PRINZ: Sie sollten nach London kommen. Sie werden die eleganteste Frau in England sein.

BERNHARDINE: Nehmen Sie mich mit?

PRINZ (*wird sehr rot*): Wenn Sie mir die Ehre erweisen . . . Ich wäre glücklich.

BERNHARDINE: Aber ich kann kein Englisch.

PRINZ: Ich bringe es Ihnen bei. Das heißt, wenn Sie erlauben.

BERNHARDINE: Sind Sie ein guter Lehrmeister, Prinz?

PRINZ: Das will ich hoffen. Ich habe in Cambridge studiert.

BERNHARDINE: Oh! Dann kann mir nichts passieren.

PRINZ: Baronin, ich möchte Ihre Augen sehen, wenn ich Ihnen Westminster zeige! Wer London nicht kennt, der kennt die Welt nicht.

BERNHARDINE: Darf man das denn einer Dame zeigen, mit der man nicht verheiratet ist?

PRINZ: In England darf man alles. Es darf nur nicht herauskommen.

Ich habe übrigens eine Überraschung für Sie. (*Er zieht ein Buch aus der Tasche.*) Das bekam ich heute aus London zugeschickt. Es ist der größte Bucherfolg des Jahres. (*Er schlägt es auf und liest den Titel.*)

«BARON MÜNCHHAUSENS NARRATIVE OF HIS MARVELLOUS TRAVELS AND CAMPAIGNS IN RUSSIA».

BERNHARDINE: Bitte, übersetzen Sie mir das.

PRINZ: «Baron Münchhausens Erzählung seiner wunderbaren Reisen und Feldzüge in Rußland». Danach muß Ihr Mann der witzigste Kopf sein, der in Deutschland lebt. Meine Königlichen Vettern in Buckingham haben sich totgelacht.

BERNHARDINE: Geben Sie mir das Buch. (*Sie nimmt es und blättert darin.*)

PRINZ: Und wissen Sie, was ich am wunderbarsten finde? Daß er eine so schöne und junge Frau, wie Sie, ganz allein reisen läßt.

BERNHARDINE (*legt das Buch auf einen Sessel*): Vielleicht ist das sein größtes Abenteuer.

PRINZ (*geht zur Logenbrüstung und zieht das Gitter zu*).

BERNHARDINE: Was machen Sie da?

PRINZ: Man soll Sie nicht so anstarren. Ich bin eifersüchtig auf das ganze Theater. Ich will Sie für mich allein haben.

BERNHARDINE: Prinz, sind alle Männer in England so temperamentvoll?

PRINZ: In England nicht. Nur im Ausland.

BERNHARDINE: Man sagt, die Engländer reisen viel. Sind Sie schon lange unterwegs?

PRINZ: Ich mache eine Studienfahrt durch Deutschland. Ich bin den Rhein hinaufgefahren. Ich habe Ihre wunderbaren Städte gesehen. Ich war in Bonn und in Heidelberg.

BERNHARDINE: Da haben Ihnen sicher viele Frauen den Kopf verdreht?

PRINZ: Nur eine. (*Er ergreift ihre Hand. Sie zieht sie lächelnd zurück. Er wird sehr verlegen und sagt korrekt:*) Verzeihung. Ich habe mich gehenlassen. Es soll nicht wieder vorkommen.

BERNHARDINE: Schade. Es war sehr nett. (*Sie wechselt den Ton.*) Es muß herrlich sein, so zu reisen. Wann fahren Sie wieder zurück?

PRINZ: Bitte, sprechen Sie nicht davon.

BERNHARDINE: Ich denke, Sie wollen mich mitnehmen?

PRINZ: Baronin, sagen Sie das nicht noch einmal. Mein Wagen steht unten. Wenn Sie befehlen, fahren wir noch heute nacht nach Hannover.

BERNHARDINE: Und was wird Buckingham dazu sagen?

PRINZ: Buckingham wird sagen: ein englischer Prinz hat den Wahnsinn begangen, sich in eine Frau zu verlieben. Das ist so ungeheuerlich, daß es nicht passieren darf. Also ist es nicht passiert.

BERNHARDINE: Dann können wir es ja wagen. Ich bin schrecklich neugierig. Ich war noch nie in Hannover.

PRINZ: Bernhardine . . .

BERNHARDINE: Woher wissen Sie meinen Vornamen?

PRINZ: Ich weiß alles.

BERNHARDINE: Dann wissen Sie auch, daß ich morgen früh wieder hier sein muß.

PRINZ: Und wenn wir nicht ganz bis Hannover kommen?

BERNHARDINE: Als ich ein kleines Mädchen war, habe ich mich einmal nachts im Wald verirrt. Da bin ich einem Licht nachgegangen. Es war aber kein Licht. Es war ein Stern. Vielleicht gibt es Hannover gar nicht. Vielleicht ist es ein Märchen.

PRINZ (*hingerissen*): Bernhardine, Sie sind das himmlischste Geschöpf, das ich kenne.

BERNHARDINE: Hören Sie? Die Musiker stimmen ihre Instrumente. Sie haben einen großen Bundesgenossen, Prinz. Das ist Mozart.

PRINZ: Unvergeßliche Stunde! Der Zauber dieses Abends wird ewig mit Ihnen verbunden sein. Schönste und Liebste! (*Er zieht sie an sich. Ein langer Kuß.*)

BERNHARDINE: Du bist so jung. Du bist wunderbar. Jetzt soll alles geschehen. (*Er preßt sie an sich.*) Nein. Nicht hier. Komm. (*Sie nimmt ihn bei der Hand.*) Laß uns schnell fortfahren, ehe der steinerne Gast uns holt. Laß uns ins Märchen fahren!

(*Sie verlassen die Loge. Die Musik hat inzwischen begonnen. Die Loge bleibt einen Augenblick leer. Dann kommt*

MÜNCHHAUSEN (*von der anderen Seite*).

SCHLIESSERIN (*folgt ihm auf dem Fuß*): Mein Herr, die Loge ist reserviert! Für die hohen Herrschaften.

MÜNCHHAUSEN: Wo ist meine Frau?

SCHLIESSERIN (*erschrocken*): Ja so . . . Die Frau Baronin ist eben mit seiner Hoheit fortgefahren.

MÜNCHHAUSEN (*preßt die Hand aufs Herz. Er schwankt und hält sich krampfhaft an einem Sessel fest*): Alte Hexe! Giftige Kröte!

SCHLIESSERIN: Herr Baron, ich bin eine ehrbare Frau. Ist dem Herrn Baron nicht wohl?

MÜNCHHAUSEN: Wo sind sie hingefahren, altes Kuppelweib?

SCHLIESSERIN: Soll ich einen Arzt holen, Herr Baron?

MÜNCHHAUSEN: Einen Arzt? Für mich? Ha! (*Er richtet sich kerzengerade auf.*) Ich kann keine buckligen Weiber sehen. Daher kommt das. (*Er gibt ihr Geld.*) Schon gut.

SCHLIESSERIN: Vielen Dank, Herr Baron. Wünsche einen angenehmen Abend, Herr Baron. (*Ab.*)

MÜNCHHAUSEN (*flüsternd*): Es ist nicht wahr. Es ist nicht möglich. (*Er hält sich wieder krampfhaft am Sessel fest. Seine Hand findet das Buch. Er öffnet es und liest den Titel.*) Bin ich schon eine lächerliche Figur? Macht man sich schon über mich lustig? (*Er zerreißt das Buch in tausend Stücke.*) Niederträchtiges Schreibergesindel! Ihr be-

schmutzt meine Ehre, meinen guten Namen ... (Er fällt in einen Sessel.) Ein alter Mann hat nichts mehr zu hoffen. An ihm geht das Leben vorüber. Ich habe dich so geliebt, mein Kind. Ich habe dich so geliebt ... (Er sinkt mit dem Kopf auf die Brüstung und weint. Die Musik spielt weiter.)

## FÜNFTER AKT

*Münchhausens Gartenhaus. Wie im ersten Akt. Die kostbaren Möbel sind verschwunden. Ein alter, zerschlissener Lehnssessel steht am Kamin. An Stelle des großen Eßtisches ist ein auf Pfosten genageltes Brett notdürftig als Tisch hergerichtet. Ein paar wacklige Stühle bilden den Rest des armseligen Mobiliars.*

*Es ist Frühling. Die Stunde vor Sonnenuntergang. Rösemeyer sitzt im Lehnssessel und schläft. Der Landdrost von Alten kommt mit einem Korb im Arm die Treppe hinauf. Wie er eintritt, erwacht Rösemeyer.*

RÖSEMEYER (*springt auf*): Verzeihung, Herr Landdrost ...

ALTEN: Macht nichts, mein Sohn. Du darfst müde sein. Du pflegst ihn Tag und Nacht. (*Er stellt den Korb auf den Tisch.*) Das schickt ihm die Bachmann. Seitdem sie in meinem Dienst ist, habe ich zwölf Pfund zugenommen. Die Frau kocht zu gut. (*Er setzt sich krachend auf einen Stuhl, der fast zusammenbricht.*)

RÖSEMEYER: Wenn der Herr Landdrost diesen Stuhl nehmen wollen ... (*Er schiebt ihm einen andern Stuhl unter.*) Der ist solider.

ALTEN: Danke, mein Sohn. Wie geht es ihm denn?

RÖSEMEYER: Nicht zum Besten, Herr Landdrost. Die Nächte sind schlecht. Jetzt ruht er etwas.

ALTEN (*deutet auf die Küche*): Immer noch in dem Loch nebenan?

RÖSEMEYER: Das hat er sich als Schlafzimmer eingerichtet. Ich habe die Küche ausgeräumt und koche hier im Kamin, so gut es geht. Es ist eine Schande, was man dem Herrn Baron antut.

ALTEN: Dabei könnte er ruhig im Schloß wohnen. Er hat doch das Wohnrecht auf Lebenszeit.

RÖSEMEYER: Das will er nicht. Er will den Herrn Neffen nicht sehen. Dazu ist der Herr Baron zu stolz.

ALTEN: Und was macht das Herz?

RÖSEMEYER: Jedesmal, wenn eine Nachricht vom Prozeß kommt, ist es besonders schlimm. Aber ich darf keinen Arzt holen. Ich fürchte, die Aufregung bringt ihn noch um.

ALTEN: Wir wollen nicht Trübsal blasen. Wir wollen so tun, als wäre alles beim alten. Verstanden?

RÖSEMEYER: Zu Befehl, Herr Landdrost.

ALTEN: Pack mal den Korb aus. Es sind vier kalte Hühner drin. Hol vier Gläser und vier Teller. Haben wir die?

RÖSEMEYER: Die haben wir noch. Es kommt wohl Besuch?

ALTEN: Paß auf, mein Sohn. Es kommt die alte Tafelrunde. Es soll genau so sein wie früher. Als wäre nichts geschehen. Verstehst du?

RÖSEMEYER: Ja, aber . . . wir haben keinen Wein mehr.

ALTEN: Tu, was ich dir sage, und halt die Schnauze.

RÖSEMEYER (*mit Tränen in den Augen*): Jawohl, Herr Landdrost. (*Er holt die Teller und Gläser und schneuzt sich.*) Zu Befehl, Herr Landdrost.

ALTEN (*gerührt und deshalb mit rauher Stimme*): Kerl, nimm dich zusammen. Zum Donnerwetternochmal! (*Rösemeier packt mit zitternden Händen den Korb aus.*) Auf jeden Teller kommt ein Huhn. Es müssen vier sein.

RÖSEMEYER: Es sind aber fünf, Herr Landdrost.

ALTEN: Dann hat die Bachmann aus Versehen eins für dich eingepackt. (*Rinteln kommt mit einem Korb die Treppe hinauf.*)

Hörst du? Da kommen die Weinflaschen.

RINTELN (*tritt pustend und schwitzend ein*): Zum Satan! Ich schwitze wie ein Maulesel. (*Er stellt den Korb auf den Tisch.*) Schlepp du mal sechs Flaschen den Berg hinauf.

ALTEN: Rhein oder Mosel?

RINTELN: Dämlicher Hund! Du weißt doch, er hat eine Schwäche für Burgunder. Ich bin in den Keller gestiegen und fand noch einen Rest, den mein seliger Vater für meine Hochzeit reserviert hat. Leider sterbe ich unbeweibt.

ALTEN: Ein schöner Tod, Rinteln. (*Zu Rösemeier:*) Pack aus! (*Zu Rinteln, der sich mittlerweile gesetzt hat:*) Was gibt es Neues?

RINTELN: Sie soll wieder in Hameln bei ihren Eltern sein.

ALTEN: Teufel! Das wäre ja ganz in der Nähe. Inzwischen läuft die Scheidungsklage vor dem kgl. Konsistorium in Hannover. Ich fürchte, wir werden noch einmal in den Säckel greifen müssen. Der Advokat Muldner verlangt wieder Vorschuß.

RINTELN: Ich sage dir, Alten, der Prozeß dauert ewig. Ich bin gespannt, was Grothaus berichtet. Er ist zum Freiherrn von Berlepsch nach Hannover gefahren.

ALTEN: Berlepsch ist Präsident des Konsistoriums. Ich kenne ihn. Ein hochanständiger Kerl. Wenn die Sache vor ihn kommt, sehe ich einen Hoffnungsschimmer.

RINTELN: Diese Majorsfamilie will den armen Teufel um den letzten Heller bringen. Die ruhen nicht eher, als bis sie ihn zugrunde gerichtet haben.

ALTEN: Laß gut sein, Rinteln. Der Hofadvokat Wyneken ist auch nicht billig.

RINTELN: Vergiß nicht, daß wir ihn bezahlen müssen, wenn wir verlieren. Wenn bloß Hieronymus nichts merkt! Er ist imstande und schmeißt uns das Geld vor die Füße.

ALTEN: Jetzt haben sie ihm alles abgenommen, was er hat. Und weißt du, was das Schlimmste ist? Dies Buch, das man aus dem Englischen übersetzt hat. Darüber kommt er nicht weg.

RINTELN: Das hat ihm der Schweinhund, der Bürger, eingebrockt. Und dieser Herr Lichtenberg aus Göttingen.

ALTEN: Unter uns, Rinteln: Ich finde das Buch großartig. «Münchhausens wunderbare Reisen und Abenteuer» — das riecht nach Unsterblichkeit.

RINTELN: Unsinn. Das deutsche Volk wird nicht auf diesen Schwindel hereinfallen.

ALTEN: Das deutsche Volk, mein Lieber, ist das Volk der Märchen und Abenteuer. Ich will dir etwas anvertrauen. Aber sag es nicht weiter. Deutschland — das ist Münchhausen. Wie er leibt und lebt.  
(Grothaus erscheint auf der Treppe und rollt ein Faß hinauf.)

RINTELN: Was ist das für ein Krach?

ALTEN (öffnet die Tür): Da kommt der alte Grothaus. Mann Gottes, was rollst du denn da die Treppe hinauf?

GROTHAUS: Ein Fäßchen Austern. Frisch aus Hannover importiert. Englische Austern, meine Verehrten. Was sagt ihr nun?

ALTEN: Das war wohl die beste Idee deines Lebens.

GROTHAUS (zieht zwei Flaschen aus der Hose): Dazu zwei Flaschen echten Porter. Die hat mir Berlepsch als Trost mitgegeben.

RINTELN: Als Trost?

GROTHAUS: Ja. (Er stellt die Flaschen auf den Tisch.) Der Prozeß ist verloren. (Zu Rösemeyer:) Nimm Hammer und Stemmeisen, mein Guter. Wir wollen diese prächtigen Tiere aus ihrem Gefängnis befreien.

ALTEN: Der Prozeß ist verloren! Wie ist das möglich?! Sie hat doch die Ehe gebrochen.

GROTHAUS: Vom juristischen Standpunkt erhebt sich die Frage, ob die Ehe überhaupt bestanden hat.

ALTEN: Was heißt das? Drück dich gefälligst so aus, daß man dich versteht.

GROTHAUS: Auf deutsch: kann eine Ehe gebrochen werden, wenn sie gar nicht vollzogen worden ist?

ALTEN: Ach so. (Rösemeyer haut einen gewaltigen Schlag auf das Faß.) Das ist eine verdammte Schweinerei. Das hätte ich Berlepsch nicht zugebraut.

GROTHAUS: Das hat Berlepsch auch nicht gelten lassen. Berlepsch hat etwas ganz anderes moniert.

(Rösemeyer haut wieder auf das Faß. In diesem Moment geht die Tür auf und Münchhausen erscheint. Er bleibt auf der Schwelle stehen. Sie sehen ihn nicht. Er ist sehr gealtert. Sein Gesicht ist weiß. Er stützt sich auf einen Stock.)

Im letzten Augenblick überreichte der gegnerische Anwalt dem Gericht ein Buch: «Münchhausens wunderbare Reisen und Abenteuer» als Beweis für die Unglaubwürdigkeit des Klägers. Ein Mann, so wurde behauptet, der vor aller Öffentlichkeit als Lügner entlarvt ist, hat keinen Anspruch auf Vertrauen. Darauf wurde die Ehe geschieden und Hieronymus zur Zahlung einer lebenslänglichen Rente und zu den Kosten des Prozesses verurteilt.

ALTEN: Wir legen Berufung ein.

MÜNCHHAUSEN (tritt einen Schritt näher): Ich bitte um Entschuldigung. Ich war auf euern Besuch nicht vorbereitet. (Zu Rösemeyer:) Geh in den Gasthof zu den Drei Mohren und bestelle eine Mahlzeit für vier Personen. Was wollt ihr essen?

RINTELN: Lieber Hieronymus, wir haben eine Wette abgeschlossen, wer heute abend den besten Einfall hat. Jeder hat etwas mitgebracht. Und du sollst Schiedsrichter sein.

MÜNCHHAUSEN: Eine Kavalierswette. Das ist was anderes. (Er mustert die Vorräte.) Ich sehe Austern.

GROTHAUS (erleichtert): Gott sei Dank.

ALTEN: Und die kalten Hühner sind ein Hund?

MÜNCHHAUSEN (nimmt ein Huhn in die Hand und riecht daran): Mit Majoran gewürzt?

ALTEN: Das will ich meinen.

RINTELN: Halt. (Er hält ihm eine Flasche unter die Nase.) Château La Tour. Chambertin 1775.

MÜNCHHAUSEN: Meine Herren, es wird ernst. Setzt euch. Ich werde das Urteil nachher fällen. (Sie setzen sich an den Tisch.) Wir beginnen mit einer Scheibe geräucherten Schinken. (Er holt einen Schinken und schneidet vier dicke Scheiben ab.) Eigenes Gewächs. (Er reicht jedem eine Scheibe.) Aus der Hand zu essen. Man muß dem Magen eine Basis geben. Dazu ein Korn, um ihn anzuwärmen. So fängt die Sache an. (Sie beginnen zu essen. Rösemeyer schenkt den Korn ein.) Ich bin euch Rechenschaft schuldig. Ich war eine Zeitlang verreist. Manchmal geschehen Dinge, die uns dem Wunderbaren einen Schritt näherführen. Ich habe nichts zu bereuen. (Zu Rösemeyer:) Wir trinken noch ein Korn.

ALTEN: Mir scheint, das einzig Wunderbare ist, daß wir hier wieder zusammensitzen, wie früher.

MÜNCHHAUSEN: Du hast recht, Alten. Und du hast doch nicht recht. Es ist eine kleine Änderung eingetreten. Wenn ich euch früher meine Geschichten erzählte, dann habt ihr mir nie so recht geglaubt. (Da sie protestieren wollen:) Ich bitte sehr. Ihr habt es für Aufschneiderei gehalten. Nun habe ich euch bewiesen, daß das größte Abenteuer meines Lebens wahr ist. Jetzt glaubt ihr mir hoffentlich.

GROTHAUS: Eine Frage, Hieronymus. Wenn deine Frau wiederkäme . . .

MÜNCHHAUSEN (unterbricht ihn mit einer Handbewegung): Sie kommt nicht wieder. Das ist vorbei.

RINTELN: Weißt du, daß sie ganz in deiner Nähe ist? Sie wohnt bei ihren Eltern.

(Münchhausen greift nach dem Herzen. Sein Gesicht verkrampft sich. Er ringt nach Luft.)

GROTHAUS: Ich beschwöre dich, Hieronymus, empfang sie nicht. Es wäre dein Tod.

MÜNCHHAUSEN (mit heiserer Stimme zu Rösemeyer): Geh herunter und laß die Hunde los. Niemand soll in mein Haus kommen. (Rösemeyer ab. Er fixiert Grothaus.)

GROTHAUS: Was starrst du mich so an?

MÜNCHHAUSEN: Du hast an meinem Hochzeitstag gesagt: man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Jetzt ist der Abend da, mein Lieber.

GROTHAUS: Aber er ist noch nicht zu Ende. Ich hoffe, wir werden manche vergnügte Stunde bei dir verleben.

MÜNCHHAUSEN: Meinst du?

ALTEN: Erzähl uns eine Geschichte, Hieronymus. Etwas Lustiges.

MÜNCHHAUSEN: Ihr wollt etwas Lustiges hören? Schön. (Er setzt sich in Positur.) Ich war einmal als junger Offizier vor vielen Jahren in die Frau eines Attachés verliebt. Das war noch die gute alte Zeit, in der

solche Liebschaften mit einem blutigen Duell endeten. Damals, meine Herren, wurde ernst gemacht. *(Er trinkt einen Schluck. Bernhardine kommt langsam die Treppe hinauf. Sie bleibt auf der obersten Stufe stehen.)* Eines Abends traf ich meine Angebetete allein in der Oper. Es war mitten im Winter. Alle Flüsse waren zugefroren. In den Straßen von Moskau lag turmhoch Schnee. Wir sanken uns glühend in die Arme. In diesem Augenblick ging die Loge auf und der Gatte erschien. Ohne daß das Publikum etwas merkte, zogen wir schweigend unsere Degen. Gleich im ersten Gang traf ich meinen Gegner so geschickt, daß ich ihn mit dem Ohrläppchen an der Logenbrüstung festnagelte. In dieser unbequemen Lage mußte der Bedauernswerte drei Stunden lang den Mißklang der Tenöre über sich ergehen lassen. Ein Sprichwort sagt: wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen.

ALTEN: Und was hättest du gemacht, wenn es deine Frau gewesen wäre?

MÜNCHHAUSEN: Dann hätte ich sie getötet. *(Bernhardine tritt ein. Alle erheben sich. Einen Augenblick herrscht tiefe Stille. Dann sagt Münchhausen mit heiserer Stimme:)* Die Baronin Münchhausen erweist uns die Ehre ihres Besuchs.

BERNHARDINE: Hieronymus, du hast die Hunde losgelassen. Aber die Tiere waren barmherziger als du. Sie haben mich erkannt.

MÜNCHHAUSEN: Ich habe der Baronin Münchhausen nichts zu sagen.

BERNHARDINE *(wendet sich zu den anderen)*: Meine Herren, ich habe meinem Mann etwas zu sagen. Bitte, lassen Sie uns allein. *(Da sie sich nicht rühren:)* Als ich vor vielen Monaten zum erstenmal in dieses Haus kam, waren Sie alle Kavaliere. Ich nehme nicht an, daß Sie sich in der Zwischenzeit verändert haben.

ALTEN: Wir erwarten dich in den Drei Mohren, Hieronymus. *(Er geht hinaus.)*

GROTHAUS: Vergiß nicht, daß wir gewettet haben. Du bist uns noch das Urteil schuldig. *(Er folgt Alten.)*

RINTELN *(will etwas sagen, sieht erst Münchhausen und dann Bernhardine an, findet keine Worte, dreht sich um und geht stumm hinaus)*.

BERNHARDINE: Hieronymus, darf ich mich einen Augenblick setzen? Ich bin so müde. *(Er macht eine Bewegung mit der Hand. Sie setzt sich.)* Ich bin so schrecklich müde.

MÜNCHHAUSEN: Es scheint, die Kur in Pyrmont hat Erfolg gehabt.

BERNHARDINE: Nein, nicht diesen Ton. Wenn du wüßtest, wie ruhelos ich bin. Wie gehetzt. Sag mir ein gutes Wort.

MÜNCHHAUSEN: Sie verlangen etwas viel von mir.

BERNHARDINE: Hieronymus, kannst du mir verzeihen?

MÜNCHHAUSEN: Ich hätte es verstehen können, daß Sie mich mit einem Stallknecht betrügen. Aber nicht mit meinesgleichen.

BERNHARDINE: Hieronymus, ich habe nur dich geliebt. Versteh das doch. Ich habe ... *(Sie weint.)*

MÜNCHHAUSEN: Sie haben heimgefunden, Baronin. Ihre Eltern werden froh sein, Sie wiederzuhaben.

BERNHARDINE *(empört)*: Das ist nicht wahr! Ich habe meine Eltern verlassen. Ich weiß jetzt, was man dir angetan hat. Als ich heute den

Ausgang des Prozesses erfuhr, bin ich fortgegangen. Für immer. Ich kehre nie mehr zurück.

MÜNCHHAUSEN: Sie haben vorhin von Liebe gesprochen. Wenn ein Mensch das höchste Gefühl, dessen er fähig ist, zum Maßstab für andere macht, dann begehrt er die größte Torheit seines Lebens. Nicht Sie — ich habe um Verzeihung zu bitten.

BERNHARDINE: Hieronymus, ich liebe dich. Ich liebe dich wirklich. Das ist die erschütternde Wahrheit, die ich dir sage. Glaub mir noch ein einziges Mal. In aller Verwirrung und aller Verzweiflung: ich liebe dich. Hörst du?

MÜNCHHAUSEN: Ja, mein Kind. Aber in meinen Ohren ist ein dumpfer Ton. Deine Stimme erreicht mich nicht.

BERNHARDINE: Was kann ich tun, damit sie dich erreicht?

MÜNCHHAUSEN: Nichts. Laß einen alten Mann in Ruhe sein Leben beenden. Laß ihn über die Torheit seines Lebens nachdenken.

BERNHARDINE (*kniert zu seinen Füßen nieder*): Bitte, schick mich nicht fort. Denk daran, wie glücklich wir waren. Denk an alles, was du mir gesagt hast. Was dann kam, war so klein, so unwichtig. Ich habe in deiner Luft gelebt. Ich kann nirgendwo anders mehr atmen. Laß mich bei dir bleiben.

MÜNCHHAUSEN (*streicht ihr übers Haar*): Mein armes Kind.

BERNHARDINE: Ich gehöre zu dir. Ich gehe nicht fort. Ich verkaufe, was ich habe. Ich habe noch Pelze und Schmuck. Hieronymus, in diesen elenden vier Wänden soll die Sonne wieder scheinen. Ich will es hell und freundlich machen. Alles wird gut werden.

MÜNCHHAUSEN (*steht brüsk auf*): Nein. Die Zeit geht nicht rückwärts. Was gewesen ist, ist vorbei.

BERNHARDINE: Sag mir eins, Hieronymus. Liebst du mich noch?

MÜNCHHAUSEN: Ich habe zu sehr gelitten, mein Kind. Ich kann nicht mehr.

BERNHARDINE (*kauert sich auf dem Boden zusammen*): Ich verstehe. Du glaubst mir nicht mehr. Ach, Liebster, jetzt sitze ich hier in diesem verlorenen Stück Leben, nach dem ich mich so gesehnt habe. Und jetzt bin ich ganz allein. (*Sie sinkt mit dem Kopf auf die Arme.*)

MÜNCHHAUSEN (*mit tiefem Schmerz*): Geliebte . . . meine kleine Geliebte . . . weine nicht. Wenn ich die paar Augenblicke, die mir noch vergönnt sind, für dich verschwenden könnte . . . aber ich habe nichts mehr. Ich habe alles hingegeben. Auch mein Herz. Es klopft ganz langsam, wie eine Totenuhr. Es wird bald stillstehn. Geliebtes Wesen, ich trage ein Lächeln von dir hinüber in die Ewigkeit. Einen Hauch, einen Duft. Im Schauer des Vergänglichen werde ich spüren, daß du bei mir bist. Unverlierbar. (*Er beugt sich nieder und streicht ihr noch einmal übers Haar.*) Ich danke dir, mein Kind, für alles . . . auch für den Schmerz, den du mir angetan hast . . . ich danke dir, daß du mein Leben erfüllt hast, daß ich dich lieben durfte . . . (*Er wendet sich ab.*)

BERNHARDINE (*ohne den Kopf zu erheben*): Hieronymus, sag mir, daß ich gehen soll. Befiehl es mir.

MÜNCHHAUSEN: Geh, mein Kind. Fürchte dich nicht. Es wird Frühling. Die ersten Maiglöckchen blühen und die Saat steigt. Wandle in Frieden.

BERNHARDINE: Ich kann nicht. Ich kann nicht aufstehen. Gib mir deine Hand. *(Er richtet sie auf. Sie lehnt sich an ihn. Sie gehen engumschlungen zur Tür.)* Hieronymus, ist jetzt alles zu Ende . . . reitest du nicht mehr durch Nacht . . . singen keine Vögel mehr am Morgen . . . reisen wir nie mehr zum Mond?

MÜNCHHAUSEN *(öffnet die Tür und zeigt nach unten)*: Hörst du, mein Kind? Die Weser rauscht. Der letzte Schnee ist auf den Bergen geschmolzen. Wir kehren in die Heimat zurück. Weißt du, wie lange wir fort waren? Wir haben ein Jahr auf den Mond gelebt. Ein ganzes Jahr, mein Kind!

BERNHARDINE: Küß mich noch einmal zum Abschied.

*(Sie umarmen sich.)*

MÜNCHHAUSEN *(löst sich sanft von ihr)*: Leb wohl, Geliebte.

BERNHARDINE *(in Tränen)*: Hieronymus, versprich mir eins. Sieh mir nicht nach, wenn ich jetzt die Treppe hinuntergehe. Geh schnell ins Zimmer. *(Sie nimmt seine Hand und sagt stockend:)* Ich muß dir ein Geständnis machen. Ich habe geglaubt, es gibt noch etwas anderes als Liebe. Etwas viel Schöneres. Aber das gibt es nicht. Du bist der einzige Mann, der mich glücklich gemacht hat.

*(Sie küßt seine Hand und geht die Treppe hinunter. Er dreht das Gesicht zur Wand. Wie ihre Schritte verhallt sind, geht er ins Zimmer. Das Herz setzt aus. Er bricht bewußtlos zusammen. So findet ihn Rösemeyer, der schnell die Treppe heraufkommt.)*

MÜNCHHAUSEN *(schlägt die Augen auf und sagt)*: Es ist nichts, mein Sohn. Schon gut.

RÖSEMEYER: Soll ich den Herrn Baron zu Bett bringen?

MÜNCHHAUSEN: Hilf mir in den Sessel. *(Rösemeyer stützt ihn. Er setzt sich in den Lehnstuhl.)* Ich glaube, ich fange an, alt zu werden. *(Er greift nach dem Herzen.)* Das verdammte Herz!

RÖSEMEYER *(erschrocken)*: Herr Baron . . .

MÜNCHHAUSEN: Schweig. Hol Feder und Tinte. Ich will etwas diktieren. *(Rösemeyer tut es.)* Schreibe. Es geht das Gerücht, Hieronymus von Münchhausen sei von einer Frau zugrunde gerichtet worden. Das ist eine Lüge. Hast du das?

RÖSEMEYER *(wiederholt)*: Das ist eine Lüge.

MÜNCHHAUSEN *(atmet mühsam)*: Hieronymus von Münchhausen heiratete mit siebzig Jahren ein junges Mädchen. Sie war das süßeste und bezauberndste Geschöpf, das er je gekannt hat. Mit ihr führte er die glücklichste Ehe seines Lebens . . .

*(Das Herz setzt wieder aus. Er stirbt.)*

RÖSEMEYER *(wiederholt)*: Die glücklichste Ehe seines Lebens. *(Er will weiterschreiben, es erfolgt nichts.)* Herr Baron — Herr Baron — *(Er rührt ihn an und sieht, daß er tot ist. Dann sagt er erschüttert:)* Der Herr Baron hat das Zeitliche gesegnet. Jetzt will ich den Herrn Baron zu Bett bringen.



PROSA



# Die Rechtlosen

Roman



An einem Augusttage des Jahres 1939 erschien Justus Wohlgast in meinem Hause in Cagnes. Wohlgast — hätte ihm jemand diesen Spitznamen gegeben, er hätte, wie bei den Eumeniden, keinen treffenderen wählen können. So oft Wohlgast auftauchte, lag Unglück in der Luft. Vor fünfzehn Jahren im Dezember fegte er wie ein Schneegestöber durch meine Wohnung in Paris, und prompt darauf folgte eine häusliche Tragödie mit Zerwürfnis, Tränen und Ehescheidung. Aber davon wollen wir nicht reden.

Wohlgast saß im Sessel, zusammengeklappt wie ein Stehaufmännchen. Er war klein von Gestalt, sein kluges, feines Gesicht schien zwischen den Schultern eingezwängt, die Mundwinkel waren gelb von Nikotin, die Hände mit den langen Nägeln von zweifelhafter Sauberkeit, und wenn er ging, bewegte er sich in schiefer, leicht vorgebeugter Haltung, wobei ihm das dunkle, etwas fettige Haar in die blasse Stirne fiel.

Die Sonne der Alpes Maritimes brannte mit mörderischer Glut auf die Täler und Hügel zwischen Nizza und Cannes. Kein Wind erfrischte die ausgedörrte Luft. Der Garten erstickte im Mittagslicht. Regungslos, in blendender Bläue, stieg das Meer in der Ferne zum feurigen Himmel.

Fenster und Jalousien waren geschlossen. Wir tranken Wermut mit Sodawasser und Eis. Die Dame des Hauses bereitete in der verdunkelten Küche ein Gemüseessen vor, dessen kalte Platten unsern trägen Appetit reizten. Inzwischen rauchte Wohlgast unentwegt aus einer mit Halbmonden geschmückten Zigarettenpackung. Die Asche streute er achtlos umher.

Wir sprachen von Ernst, der sich in einem New Yorker Hotelzimmer an der Schnur seines Bademantels erhängt hatte. Gespenstisch erschienen Situationen und Menschen vergangener Jahre. Wohlgast beschwor sie mit tragischem Grinsen. Er hatte eine eigentümliche Art, plötzlich mit schnellem und hartem Tonfall eine Formulierung von sich zu geben, die dem Betroffenen den Dolch ins Herz stieß. Dann fuhr er mit der Hand durch die Luft, als wollte er seine Worte auswischen.

Eine geistreiche Natter, dieser kleine Mann. Mit einem übermäßig entwickelten Gehirn, dem nichts Gedrucktes, aber alles Menschliche fremd war. Im Grunde ein hochanständiger, unbestechlicher Kamerad, der, wenn es um seine Gesinnung ging, weder vor Gefahr noch Armut zurückscheute. Er hatte nur einen Fehler: er war zu klug.

Die Frauen liebten ihn nicht, obwohl er alles tat, um ihnen zu gefallen. Sie lauschten mit Hochachtung seinen gelehrten Ausschweifungen, seinen Abenteuern und Reiseberichten, in denen er wie ein Riese emporwuchs. Aber äußerlich hielten sie ihn für einen Zwerg.

«Wohlgast?» sagte Angelika. «Nein. Mit dem könnte ich nicht schlafen.»

«Warum nicht?»

«Das ist kein Mann.»

Diese höchst ungerechte Kritik, zu der nur Frauen fähig sind, war eine Art Rache für seine intellektuelle Überlegenheit. Wohlgast, der den Wunschtraum, gleichzeitig Don Juan und Casanova zu sein, im Bett seines Hotelzimmers begraben mußte, zog dann von hinnen wie ein geschlagener Hund. Und stürzte sich in die erste beste Bibliothek.

Seitdem ich ihn kannte, und ich kannte ihn seit zwanzig Jahren, war er auf der Suche nach einer Frau. Ich schätzte ihn aufrichtig; lieben wäre zuviel gesagt. Sein Kommen war mir immer unheimlich. Er verfinsterte die Atmosphäre. Wenn er da war, schien ein Unwetter hinter ihm aufzusteigen. Er war der Unglücksrabe, wie er im Buche steht.

Also gut, Wohlgast saß da im Sessel, während die Hündin Marotte sich faul auf dem Diwan rekelte. Sie war ein schwarzer Scotch; halb Nutte, halb Clown. Im übrigen teilte sie die Abneigung ihrer menschlichen Geschlechtsgenossinnen und nahm von Wohlgast überhaupt keine Notiz.

Dieser blickte bewölkt auf den politischen Horizont. Die europäische Unruhe nahm von Stunde zu Stunde zu. Obwohl der in Frankreich übliche Apéritif zu Heiterkeit und Optimismus herausforderte, erging sich Wohlgast in unheilswangeren Voraussagungen. Bis der Wermut im Glase sauer wurde.

«Wissen Sie», sagte er schließlich und genoß satanisch den Niederschlag seiner Worte, «daß das römische Weltreich trotz seiner glänzend organisierten Armee, trotz seiner ungeheuren Hilfsquellen von einer Handvoll Barbaren erobert wurde?»

«Die Geschichte beweist nichts», wandte ich ein.

«Aber sie gibt zu denken.»

«Verschonен Sie mich mit historischen Reminiszenzen. Wenn Ihr Vergleich auf die heutige Lage zutrifft, können wir alle den Gashahn aufdrehen.»

«Mir scheint, der arme Ernst hat nicht so unrecht gehabt.»

«Der arme Ernst», versetzte ich, «hat leider immer das Falsche getan. Er hat sein Leben und seinen Tod verspielt. Das kommt davon, wenn man die Grenzen überschreitet. Pathos ist keine Entschuldigung für mangelnde Selbsterkenntnis. Und Temperament kein Ersatz für Verantwortungslosigkeit. Den schönen Wahnsinn, den dieser lyrische Volksredner anrichtete, haben andere ausbaden müssen, während er selber von der Proszeniumsloge aus zuschaute. Der Bedauernswerte kann sich nicht mehr verteidigen. Wir wollen es gut sein lassen.»

«Er war trotzdem ein mutiger Mensch», warf Wohlgast ein. «Ich kenne seine Schwächen!»

Marotte wedelte mit dem Schwanz. Man hörte Tellergeklirr in der Küche. Der ganze Hund streckte sich, von oben bis unten, und brach in ein erwartungsvolles Gähnen aus. Ein echtes Kind des Kapitalismus, hielt er es mit der besitzenden Klasse und verkaufte sich für jeden

Leckerbissen. Die Speisekammer war sein Bankdepot. Hier verzinst sich der Zucker, und der Honig warf Coupons ab. Während die Schokolade, eine magere Goldmine, nur schwache Erträgnisse von sich gab.

Wohlgast aß schnell und aufgeregt. Die Gerichte interessierten ihn nicht. Man hatte den Eindruck, als verschlänge er Papier. Er fuhr mit der Gabel wie mit einem spitzen Füllfederhalter über den Teller. Der Wein, den er trank, nahm eine tintige Färbung an.

«Dieser Krieg», kaute er, «bedeutet das Ende. Alles wird zugrunde gehen.»

«Bitte, sprechen Sie nicht vom Krieg», sagte die Dame des Hauses. «Ich kann es nicht mehr hören. Der Gedanke allein macht mich krank. Erstens ist der Krieg noch nicht da. Und zweitens weiß niemand, ob er wirklich kommt. Wenn man dauernd davon redet, beschwört man ihn geradezu herauf.»

Wohlgast machte eine chevalereske, etwas krumme Verbeugung.

«Gnädigste», murmelte er und zerknüllte ein Stück Brot, «eins ist gewiß: wir werden diesen Krieg nicht überleben. Weder Sie noch ich noch der Herr Gastgeber. Es sei denn, Sie haben Lust, den Barbaren in die Hände zu fallen. Ich sehe keine Chance für uns.»

Marotte hatte sich auf die Hinterbeine gesetzt, womit er andeuten wollte, daß der Rest der Mahlzeit ihm gehöre. In dieser schönen Haltung richtete er seinen schwarzen Hundekopf mit dem grauen Vollbart nach oben und kreuzte die Vorderpfoten.

«Verehrtes Tier», sagte ich und wies auf den kleinen Mann mit den nikotingelben Mundwinkeln. «Sieh dir diesen Herrn an. Wie gefällt er dir? Du findest nichts Außergewöhnliches an ihm. Du hast Unrecht. Dieser Herr ist ein Original. Er hat zwar keine welterschütternden Leistungen hervorgebracht, und das will er auch gar nicht. Aber er wird bald große Bedeutung erlangen. Er ist der erste Defätist des neuen Krieges. Merk dir das.»

Marotte fing im Fluge ein Stück Melone auf. Dann kam der Kaffee.

Nachdem Wohlgast in den Nachmittagsstunden meine sämtlichen Bücher durchstöbert hatte, wobei sich herausstellte, daß er alle kannte, beschlossen wir, den Abend auf dem Schloßplatz im alten Cagnes zu verbringen, und zwar in Jimmys Bar. Wohlgast, in einem Hotel in Nizza wohnend, hatte die Absicht, nach Cagnes zu ziehen, um Angelika und Didi den Hof zu machen, die dort ein Häuschen gleich unter Jimmys Bar gemietet hatten. So empfahl er sich denn.

Gegen sieben Uhr abends erhob sich ein frischer Wind aus den Alpen und durchwehte das Tal der Gaude, wo ich zwischen Nelkenfeldern und Obstbäumen ein kleines Landhaus gefunden hatte. Der Weg ins alte Cagnes ging durch Reben und Gärten über die Flußbrücke direkt den Berg hinauf. Wir lagen etwa in der Mitte zwischen Nizza und Antibes, fünf Minuten von der großen Autostraße entfernt.

Oben, im alten Cagnes, herrschte ein ausgelassenes Treiben. Hier

hauste seit Jahren eine Malerkolonie, die in der Mehrzahl aus Trunkenbolden bestand und die gutmütige Bevölkerung durch nächtliches Toben erschreckte. Es waren Künstler aus aller Herren Ländern, meist Engländer und Amerikaner, zu denen sich einige exotische Damen gesellten. Franzosen waren nicht darunter; die saßen in Paris und arbeiteten.

Für ein paar Dollars oder Pfunde konnte man sich in diesem pittoresken Burgnest den Luxus einer musischen Libertinage leisten. Der Wein war billig, und die Liebe kostete nichts. Mit einem blauen Hemd und einer roten Hose überstand man die Wechseljahre des Lebens. Man verlernte die anglosaxonische Reinlichkeit und ersäuftete jedes künstlerische Bestreben in großen Mengen von Pernod.

Dem entsprachen auch die Ausstellungen, die gelegentlich stattfanden. Sie bewiesen einen so gigantischen, naiven Dilettantismus, daß man ihren Urhebern nicht böse sein konnte. Die Tatsache, daß einer mit Farben hantierte, berechtigte ihn zu den schönsten Hoffnungen, zumal bei alleinstehenden Frauen, die mit Schmuck und Limousinen in diesem Sündenbabel auftauchten.

Es gab sogar Schriftsteller unter den Künstlern. Aber sie hielten ihre Werke ängstlich verborgen. Hier war jeder berühmt, der in Espadrilles herum lief. Man nannte sich nur beim Vornamen.

Die gleichgeschlechtliche Liebe, sonst ein Greuel in Frankreich, wurde offen zur Schau getragen. Man sah Bacchantinnen, als Lebemänner verkleidet, und Matronen in Shorts. Man sah würdige Gentlemen mit Matrosen, und Greise mit jungen Mädchen. Man sah auch wirkliche Liebespaare. Doch die fielen nicht weiter auf.

Als wir um elf Uhr auf dem Schloßplatz landeten, war der Betrieb in vollem Gang. Die Lampions beleuchteten einen viereckigen Tanzboden, der vor Jimmys Bar im Freien aufgeschlagen und mit grünen Pflanzen umgeben war. Auf dieser abgesteckten Fläche, die etwa ein Fünftel des Plateaus einnahm, reihte sich Tisch an Tisch in drangvoller Enge. Ein Lautsprecher spielte gedämpft die Platten eines unsichtbaren Grammophons. Kellner und Kellnerinnen, in elsässischer Tracht, kämpften mit den zahlreich erschienenen Gästen, während Jimmy, ein rothaariger, muskulöser Engländer, geschäftig am Büfett die Flaschen schwang.

Angrenzend erhob sich die alte Burg, auf der an Feiertagen die Tricolore wehte und vor der jetzt die Autos parkten. Der Platz wurde im Halbkreis von niedrigen Häusern eingerahmt. Auf der offenen Seite fiel der Berg steil ab. Man sah bewaldete Höhen mit Pinien und Olivenbäumen, Villen im Tal und am Horizont das Meer.

Die laue Nachtluft war von Mimosenduft gesättigt, der aus Gärten und Hängen emporstieg. Der Scheinwerfer von Antibes durchschnitt mit regelmäßigem Strahl die Landschaft. Rote Raketen leuchteten überm Meer. Geschützdonner wurde vernehmbar. Eine militärische Übung fand statt.

Man tanzte heiter und zügellos. Die Herren massierten den nackten Rücken der Damen und preßten die Wangen gegen die fette Schminke ihrer Partnerinnen. Diese hatten den Arm verheißungsvoll um den Nacken der Männer geschlungen und harrten der Dinge, die kommen sollten. Die Beine der Tanzenden bewegten sich teils im Rhythmus, teils im Takt der eigenen Erotik. Dazu machte man Konversation.

Inzwischen türmten sich auf den Tischen Batterien von Champagnerflaschen. Amerikaner, frisch von Cook importiert, genossen die Freuden des unverfälschten Alkohols, dessen Wirkung nicht ausblieb. Er betäubte die männliche Begierde und erzeugte einen Zwischenzustand von Geschrei, Gesang und Blödsinnmachen, der die anwesenden Sweethearts in Schrecken versetzte. Sie flüchteten, aufgeschreckt wie Hühner, in eine Mauerecke und überließen den Männern das Schlachtfeld. Diese sprangen sich gegenseitig auf den Rücken, machten huckepack und spielten Roß und Reiter, wobei jeweils zwei Paare aneinander gerieten und ein Turnier ausfochten. Was gewöhnlich damit endete, daß alle vier durcheinanderkugelten. Damit war des Jubels Höhe erreicht.

Ein sonderbarer Spaß, vom dumpfen Kanonendonner begleitet. Wohlgest spuckte seine Zigarette aus.

«Hol sie der Teufel», fluchte er, «diese Bande von Idioten. Sie verleben einem die letzte friedliche Stunde in Europa. So sieht ein Volk aus, das neutral bleiben will. Zum Kotzen!»

«Wohlgest», sagte Angelika und blickte ihn mit ihren sanften und kalten Augen an, «ist das die Rache dafür, daß Sie kein Visum nach Amerika bekommen?»

Der kleine Mann schnellte empor wie eine Sprungfeder.

«Nie im Leben», zischte er, «werde ich dies geeignete Land betreten, das der Mittelmäßigkeit eine Freiheitsstatue errichtet hat. So viel liegt mir nicht an meiner Person. Wenn ich die Wahl habe zwischen dem laufenden Band und Verdun . . .»

«Dann gehen Sie ins Café du Dôme», unterbrach ihn Didi lächelnd und leerte ihr Cognacglas.

«Ich fürchte, es wird bald kein Café mehr geben», erwiderte Wohlgest und griff nach einer neuen Zigarette. «Wenigstens nicht für uns.»

Ich forderte Angelika zum Tanzen auf. Aber sie wollte nicht. Sie saß etwas müde und unbeteiligt im Korbsessel, während Didi bewegten Busens dem Aufruhr der Tanzenden zuschaute. Didi, der Wohlgest weltmännisch, wenn auch vergeblich den Hof machte, war zart und braun und hatte hellblaue Augen. Sie gefiel mir gut. Doch ich fand Angelika reizvoller.

Mit Angelika war es mir seltsam ergangen. Ich sah sie heute zum drittenmal. Am ersten Tage bestand eine spontane, ziemlich heftige Verbindung zwischen uns beiden, etwas Unausgesprochenes, das ohne Folgen blieb. Es war keine Verliebtheit, eher eine Wunscherregung. Eine Vorbereitung für die Zukunft.

Am zweiten Tage hatte Angelika Geburtstag, und ich war im Strohfener der aufflackernden Empfindung durch sämtliche Läden gerannt, um ein für sie passendes Parfum zu entdecken. Als ich es endlich gefunden hatte und den Berg zu ihr hinaufkletterte, war sie fortgefahren. Ich legte ein paar Holzscheite meiner Phantasie ins Feuer, aber sie kohltun nur. Angelika erschien, zog mich in den Sonnenuntergang auf ihren Balkon, parfümierte ihr Haar und bot es mir zur sachlichen Prüfung dar. Der Kontakt war erloschen.

Heute war der dritte Tag. Angelika schien verweist zu sein. Lediglich ihre Hülle, marineblaue Hose mit weinrotem Sweater, zeugte von weiblicher Anwesenheit. Aus der losen Frisur fiel eine blonde Locke in die eigensinnige Stirne. Die vollen Lippen waren trotz des Rouge erblaßt. Ihre kräftigen, jungenhaften Hände bewegten die Zigaretten im luftleeren Raum. Die beiden Halbkugeln ihres Busens, deren Konturen deutlich hervortraten, verrieten keinerlei Emotion. Sie waren lebendig unter der Wolle begraben.

Soweit Angelika. Wir werden später sehen, was es für eine Bewandnis mit ihr hatte. Aus Wohlgasts Äußerungen war nicht viel zu entnehmen. Er kannte beide Mädchen nur oberflächlich und gab, wie immer, wenn es sich nicht um präzise, verstandesmäßige Dinge handelte, subjektive Auskünfte von höchst zweifelhaftem Wert.

Die Dame meines Hauses begleitete meine Neigung zu Angelika mit frommen Wünschen. Ich unterrichtete sie über alle Phasen.

«Das wäre doch eigentlich eine Frau für dich», äußerte sie wohlwollend. «Weshalb schläfst du nicht mit ihr?»

Mir fiel ein, was Angelika von Wohlgast konstatiert hatte. Und ich antwortete ebenso ungerecht, wenn auch mit leisem Bedauern:

«Angelika? Das ist keine Frau.»

Doch kehren wir zu den Sternen der Augustnacht zurück, die ihren milden Schein über Männlein und Weiblein ergossen. Denn jetzt trat eine eigenartige Persönlichkeit auf den Plan. Von den Rufen der Bedudelten angefeuert, sprang ein kleiner, kugelköpfiger Herr, den Alter nicht vor Torheit schützte, dessen Alter vielmehr die Torheit verklärte, auf die leere Tanzfläche. Das war Mr. Benett.

Er trug, im Gegensatz zu sämtlichen Anwesenden, einen dunklen, würdigen, etwas abgeschabten Anzug und balancierte einen Spazierstock in beiden Händen. Wo, zum Teufel, hatte er diesen Aufzug her? Es war so warm, daß man sich in Hemd und Hose wie in einem Pelzmantel vorkam. Der Kugelköpfige schien das nicht zu spüren.

Mr. Benett war Seelsorger in Sing-Sing gewesen, aber er hatte zeit seines Lebens eine große Vorliebe für das weibliche Geschlecht gehabt. Das wurde ihm zum Verhängnis. In Gottes eigenem Lande, zumal im Staate New York, darf ein Geistlicher nur ein einziges Verhältnis haben. Nämlich zum himmlischen Reiche. Mr. Benett mußte von dannen ziehen.

O entschwundene Jugend! Ich sehe dich, Reverend, hinter den festen Mauern dieses prächtigen Gefängnisses. Ich durfte einmal mit einem Passierschein hinein. Da zeigte mir ein alter Zuchthäusler einen Pavillon mit gefangenen Vögeln, die seiner Obhut anvertraut waren. Die Menschheit lebt von Symbolen.

Mr. Benett floh aus dem Paradies Al Capones ins sündige Cagnes. Und, wie die Danaiden, schöpft er nun ins grundlose Faß seines Lebens das Wasser der verlorenen Jugend. Sobald eine Frau auftaucht, wes Alters sie sei — Mr. Benett schleicht an ihren Tisch. Er spricht mit ihr. Er trinkt einen Cognac mit ihr. Er atmet ihre Luft.

Inzwischen redet sein Präsident auf mächtigen Kongressen. Die Liga zum Schutz der amerikanischen Frauen faßt gewaltige Resolutionen. Was geht das alles Mr. Benett an! Einen Dreck. Er trinkt einen Cognac nach dem anderen und rächt sich am lieben Gott.

Würde der liebe Gott, wie Zeus, die Gestalt eines Sterblichen annehmen und sich in einen Reporter der *«New York Times»* verwandeln, er könnte seinem Blatt folgendes berichten:

In später Nacht stand ein Greis im dunklen Anzug mit weißen Haaren vor einem halbnackten Publikum. Er hielt einen Stock mit elfenbeinernem Griff waagrecht in den Händen. Dazu sang er mit dünner Stimme ein paar New Yorker Gassenhauer. Er tänzelte nach rechts und tänzelte nach links. Dann drehte er sich mit affenartiger Geschwindigkeit im Kreise. Die Leute rasten. Es war sensationell . . .

Angelika stand auf. Die Kirchenuhr schlug drei. Ihr feines Näschen schnupperte Morgenluft. Marotte wimmerte und zerrte an der Leine. Der Hund fand, es sei nun genug. Wir zogen talwärts.

Eine Woche später war Wohlgast verschwunden. Der Unglücksrabe war nach Norden geflogen. Auf den öffentlichen Gebäuden der Republik erschienen die ersten Plakate mit der Einberufungsorder. Krieg?

Unmöglich. So wahnsinnig wird der Dämon aus Braunau nicht sein.

Immerhin. Wir schreiben Anfang September. Ich fahre nach Nizza zu Golo.

## II

Golo empfängt mich in seinem Maleratelier in der Rue du Jasmin. Er steht in Hemdsärmeln vor einer Staffelei und tupft an den Farben herum. Aus dem Radioapparat kommt kriegerische Musik. Ich schalte den Strom aus.

«Vielleicht», sagt Golo, «bleibt einer von uns übrig, der alles niederschreibt. Das könntest du sein.»

«Du phantasierst wohl?»

«Nicht im geringsten. Die Deutschen werden in Polen einmarschieren.

Ich habe mich zur französischen Armee gemeldet. Als Freiwilliger. Ich rücke ein.»

«Nehmen sie dich denn?»

«Nach dem neuesten Dekret hat jeder Emigrant, der in Frankreich Asylrecht genießt, die Möglichkeit, sich zu engagieren. Ich bin 37 Jahre alt. Ich habe an den kommandierenden General geschrieben. Hier, lies.»

«Schön», sage ich und überfliege den Brief, «ich bin 49 Jahre alt und werde mich auch engagieren. Wenn sie mich in der Kaserne nicht wollen, dann sollen sie mir eine Arbeit geben. Ich spreche vier Sprachen und kann Auto fahren. Man muß sich entscheiden.»

«Ja», erklärt Golo mit Nachdruck, «das ist unsere Pflicht. Die Quatscherei hat jetzt aufgehört. Um was geht es? Um die Rettung der Welt vor Knechtschaft und Barbarei. Um den letzten Rest von Menschenwürde. Es geht um Frankreich. Dieses Land hat uns aufgenommen, und wir wollen unsere Haut zu Markte tragen. Wir wollen wenigstens wissen, wofür wir uns totschiagen lassen. Vive la Liberté!»

Er spricht das alles ganz ohne Pathos aus. Der hagere Mann mit den Brillengläsern, dessen Bruder in Deutschland wegen Rassenschande gefoltert wurde, hat eine finstere Entschlossenheit.

«Du weißt», setzt er hinzu, «daß ich nichts so verabscheue wie den Krieg. Wir haben gewußt, daß er kommen wird. Seit sechs Jahren. Leider hat man uns nicht geglaubt. Vielleicht wird er noch durch ein Wunder verhütet. Aber wenn nicht . . .» Golo wirft die Pinsel in die Ecke und packt mich an den Schultern. «Dann, mein Lieber, sollen die Verbrecher ihn haben. Dann wird aufgeräumt. Ein Schweinehund, wer jetzt nicht Farbe bekennt!»

Das Gartentor, denn Golos Atelier steigt in riesigen Dimensionen von ebener Erde zu einem Glasdach auf, öffnet sich, und Maryse tritt ein. Wir küssen uns nach französischer Sitte auf beide Wangen. Maryse stellt die gefüllte Markttasche in der winzigen, eingebauten Küche ab und fliegt Golo um den Hals. Dann setzen wir uns auf zwei Sessel und einen Diwan.

«Serment», sagt Maryse mit ihrer abgehetzten Stimme, «ist eingedrückt. Enorme Truppenmassen sind an der italienischen Grenze konzentriert. Serment glaubt, es kann jeden Augenblick losgehen. Wenn Italien sich rührt, werden wir sofort angreifen und bis zum Brenner vorstoßen. Sie essen mit uns», erklärt sie, zu mir gewandt. «Kein Widerspruch. Der Belagerungszustand ist erklärt.»

Ich füge mich. Ein mächtiger Brotlaib quillt einladend aus der Markttasche. Im Nu ist das Essen hervorgezaubert. Maryse hat sich eilig gepudert. Golo fingert am Radioapparat herum.

Es sieht düster aus. Der Gefreite des Weltkriegs schäumt in der Wilhelmstraße. Sir Neville Henderson, britischer Botschafter in Berlin, versucht den Hysteriker zu beruhigen. Was werden die nächsten Stunden bringen?

Märsche. Bum, bum, Trara. «Üb immer Treu und Redlichkeit.» Horst Wessel, das Zuhälterlied. Man wird wieder einmal dem deutschen Volke das Märchen vom Überfall auftischen. Wie 1914, als die Franzosen angeblich Bomben über Nürnberg abwarfen. Die Regierung der Desperados bereitet einen Coup vor. Diesmal wird nicht der Reichstag angezündet. Diesmal wird ganz Europa in Brand gesteckt.

«Mein Gott», sagt Maryse, «das kann doch nicht wahr sein. Alle die Menschen, die getötet werden. Frauen und Kinder . . . Nein. Ich glaube es nicht.»

Ihr Bruder ist in der Maginot-Linie. Ihre kleine Schwester wohnt in Metz. Während sie den Tisch deckt, zittern ihr die Hände. Ihr Gesicht ist ganz verzerrt. Sie sieht uns mit einem verzweiferten Ausdruck in den Augen an. Uns, die wir in Deutschland geboren sind. Wir wenden uns ab.

Was sollen wir antworten?

Golo richtet seine Brillengläser auf eine Landschaft, die an der Wand hängt. Das hat er vor einem Monat gemalt. Die heiteren Farben stellen ein Stück Himmel und Meer dar, von friedlichen Wolken umrahmt. Sehr schön, diese zarten Segel im Sonnendunst. Diese musische Welt vor der Sintflut . . .

Es knackt im Äther. In Paris werden die Kinder evakuiert. London bereitet sich auf Fliegerbomben vor. An der polnischen Grenze wird schon geschossen. Jetzt hocken Millionen Menschen vor einer kleinen, erleuchteten Scheibe im Bannkreis der elektrischen Wellen. Die Gewässer des Todes rauschen heran.

Wird sich der Kosmos eines Irrsinnigen bedienen? Ist die Zwangsläufigkeit des Geschehens nicht mehr aufzuhalten? Stimmt es, daß ein einziger das Recht hat, auf den berühmten Knopf zu drücken? Das Irrationale nimmt seinen Lauf.

Noch scheint die Vorsehung ein Einsehen zu haben. Am 2. September, abends um elf, melden die letzten Informationen, zwischen Berlin und Warschau sei der Kontakt hergestellt.

Wir atmen auf. Leider zu früh.

Auf der großen Autostraße, die zur italienischen Grenze führt, marschieren Truppen in ununterbrochener Folge. Züge mit Artillerie rollen vorbei. Die Eisenbahnbrücke über dem Var ist militärisch bewacht. Überall stehen Maschinengewehre.

Die Senegalneger kochen auf öffentlichen Plätzen ab. Sie halten mächtige Fleischbrocken in ihren Schokoladefingern. Dazu grinsen sie gutmütig. Ave, Caesar!

Die Emigranten bevölkern die Cafés. Sie sitzen vor blau verdunkelten Scheiben in stockfinsterer Nacht auf den Terrassen und trinken dünnen Kaffee mit Wiener Imagination. Ihr österreichischer Dialekt ver-rät sie sofort. Die Deutschen sind zurückhaltender.

«Das macht böses Blut», sagt Golo, als wir am Café de France vorübergehen. «Nizza ist ausgestorben. Die Franzosen sind mobilisiert.

Können diese Leute nicht zu Hause bleiben? Was sitzen sie hier nachts herum und reden laut und aufreizend. Am schlimmsten sind die Frauen. Ein taktloses Gesindel.»

«Ihre einzige Entschuldigung ist, daß sie im Café geboren sind. Von den paar Francs, die sie vom Hilfskomitee bekommen, können sie nicht leben und nicht sterben. Lieber essen sie nichts, wenn sie bloß rauchen und tratschen dürfen. Was sollen sie machen? Arbeiten ist ihnen verboten. Betteln bringt nichts mehr ein. Die meisten haben kaum ein Zimmer zum Schlafen.»

«Dann sollen sie wenigstens Französisch lernen. Aber dazu sind sie zu faul. Stell dir vor, ein französischer Soldat, der seine Familie verläßt und an die Front geht, hört auf der Straße, wie die Leute sich fröhlich auf deutsch unterhalten. Was würde im umgekehrten Fall wohl in Deutschland geschehen? Willst du mir das mal sagen?»

«Das Unglück ist», erwidere ich, «wir werden alle darunter leiden müssen. Man wird den gleichen Maßstab anlegen. Und trotzdem sind es arme Teufel.»

«Nein», schnaubt Golo. «Ich kenne die Brüder. Ich habe sie manchmal beschäftigt, obwohl ich es gar nicht durfte. Die wollen nicht arbeiten. Die wollen unterstützt werden. Was ein rechter Wiener ist, der rührt keinen Finger. Der geht lieber mit offener Hose spazieren. Vielleicht fliegt ihm eine gebratene Taube hinein.»

«Um Mitternacht kommen noch einmal Nachrichten.»

Es gab keinen Autobus mehr nach Cagnes. Die Requirierung hatte begonnen.

«Sie schlafen bei uns», erklärte Maryse. «Wir haben noch einen Diwan. Und die Kopfkissen werden geteilt.»

Die Dame meines Hauses war an mein nächtliches Herumtreiben gewöhnt. Sie sagte sich: kommt er heute nicht, kommt er morgen. Ich nahm an.

Maryse überzog die Matratze. Dann ging sie schlafen. Ich war mit Golo allein.

Das geräumige Atelier, durch einen Vorhang geteilt, lag im Halbdunkel. Nur die Lampe brannte im Radioapparat. Vom nahen Bahnhof fauchten die Lokomotiven. Wir steckten unsere Pfeifen an.

Golo unterbrach das Schweigen.

«Heute nacht fällt die Entscheidung. Ich spüre es. Das Schicksal ist über uns.»

«Vor 25 Jahren», versetzte ich, «traf es mich in Leipzig. Das war der historische Augenblick, als die Mobilmachung am Hauptpostamt angeschlagen wurde. Ich ging mit Viola durch die Straßen. Damals regierte Wilhelm. Viola stammte aus Kopenhagen und erlebte fassungslos den sächsischen Seelenzustand. Was geht in diesen Deutschen vor, für die das Blutopfer eine Art mystischer Trance ist? Es muß an ihren Frauen liegen.»

Golo dampfte mächtige Wolken.

«Stell dir Maryse vor», lächelte er, «die ihren Geliebten zum Helden-  
tod anfeuert. Undenkbar. Aber mute ihr zu, sich die Haare wachsen zu  
lassen und mit stinkenden Zöpfen in ein Arbeitslager zu gehen. Dann  
wird sie Schützengräben ausheben und kochendes Wasser auf ihren  
Führer gießen. Das ist der Unterschied.»

«Adolf, der Nietzsches Spazierstock besitzt, hat nie mit einer Frau  
geschlafen. Er dürfte sich, bestenfalls, in Tristanscher Onanie erschöpft  
haben. Ich hörte ihn einmal im Sportpalast in Berlin reden. Das war sehr  
aufschlußreich. Man hatte den Eindruck, als koitiere er die Masse. Und  
umgekehrt: als koitiere die Masse ihn. Im moment suprême, kurz vor  
dem Ende der Rede, brach sein Auge, und das Weiße wurde sichtbar.  
Dann schlappte der ganze Mann zusammen. So unappetitlich es war:  
hier entsprang die trübe Quelle seiner Suggestionskraft. Aus der tau-  
sendfachen, gehemmten Menge brach plötzlich unbewußt die Lust an  
der Exhibition hervor. Alle waren in Schweiß gebadet. Alle brüllten.  
Alle wollten sich hinschlachten lassen. Die Frauen, von ihren Männern  
vernachlässigt, erlebten den ersten Grad der Befriedigung. Es war ein  
Orgasmus sondergleichen.»

«Nun, die trititia post coitum wird nicht ausbleiben. Leider trifft sie  
die ganze Welt.»

Golo schaltete Stuttgart ein. Der polnische Befreiungsmarsch erklang.

«Ja», nickte er, «die Deutschen haben die Manie, sämtliche Völker  
erlösen zu wollen. Parzival mit dem Maschinengewehr. Man fragt sich  
nur, wieso Goethe in diesem Lande existieren konnte.»

«Sehr einfach», erklärte ich, «weil die Deutschen damals noch keine  
Nation waren. Sie waren Kosmopoliten Schillerscher Prägung. Der Pro-  
fessor Kant in Königsberg durfte die Kritik der praktischen Vernunft  
schreiben. Lessing veröffentlichte Nathan den Weisen. Heute hätte man  
ihn längst mit der Axt hingerichtet. Als Volksverräter und Judenfreund.»

«Golo», rief Maryse hinter dem Vorhang, «bitte, geh schlafen. Es ist  
ein Uhr. Ich bin schrecklich müde. Ihr redet sonst noch bis morgen früh.»

Golo klopfte resigniert seine Pfeife aus.

«Mein Lieber», sagte er leise, «das sind die Schattenseiten der west-  
lichen Kultur. Wenn eine Französin befiehlt, dann muß man gehorchen.  
Diese Sklaverei ist wenigstens freiwillig. Ich wünsche dir eine gute  
Nacht.»

Wir umarmten uns, ohne Lärm zu machen. Ich kroch unter die Decke.  
Golo begab sich ins Ehebett. Es wurde still.

Septembermond. Die Katze Blackie ging auf Patrouille aus. Ich dach-  
te an Angelika. Die zwei Halbkugeln ihrer Brüste stiegen erregend im  
Schatten empor. Angelika mit den vollen Lippen . . . Angelika, die Un-  
beteiligte . . . Ich schlief unruhig ein.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Der 3. September des Jahres 1939.  
Maryse brachte den Milchkaffee.

Während der Nacht waren deutsche Truppen in Polen eingefallen. Am Morgen verkündete der Führer aller Deutschen den eiligst versammelten Volksvertretern die vollendete Tatsache. Das Blutvergießen hatte begonnen.

Es ist nicht nötig, die Akten der Geschichte nachzuschreiben. Der einzelne, in seiner Ohnmacht, vermag nur die Reaktion aufzuzeichnen, die er selber verspürt. Er registriert die kosmische Erschütterung in seiner kleinen Umwelt. Er streichelt seinen Hund mit dem unermeßlichen Mitleid, das er der hilflosen, gepeinigten Kreatur gegenüber empfindet. Und mit noch maßloserem Erstaunen vermerkt er, daß sein Tier diesen Ausbruch als allzu menschlich ablehnt. Es verkriecht sich unter den Tisch.

Ja, dieser Sonntag!

Laßt uns Atem schöpfen. Ich komme in der Frühe nach Cagnes zurück. Ein gütiges Schicksal verhindert mich, das hysterische Geschrei des obersten Kriegsherrn aus der Krolloper zu vernehmen. Ich sehe die Gesichter der Einwohner. Ich weiß Bescheid.

Ich sehe Väter und Söhne aus meiner Nachbarschaft in die Kaserne traben. Sie brechen auf aus ihren Nelkenfeldern, aus ihrem Gemüsegärtchen, aus ihrer Garage. Die alte Bäuerin verbirgt sich im Stall. Man soll nicht merken, daß sie weint. Herr Marius, mein Vermieter, rückt zu den Matrosen ein. Jahrzehntlang sitzen die Leute auf dieser Erde. Sie haben in harter und schwerer Arbeit das Land fruchtbar gemacht. Sie haben mich gelehrt, wie man Kaninchen aufzieht und Kartoffeln steckt. Ich gehöre zu ihrer großen Familie.

Nun ist alles zerstört. Herr Marius hatte einen Vater, der ging 1914 in den Krieg. Damals war der Sohn zwölf Jahre alt. Heute hat Herr Marius einen Sohn, der ist auch zwölf Jahre alt. Das ist Paul, der immer meine Kaninchen abholt zum Schlachten. Muß dieser Junge in 25 Jahren, wenn der Wahnsinn wiederkehrt, genauso Haus und Hof verlassen, um sich totschießen zu lassen?

Nein.

«Nein», sagt Herr Marius, «jetzt muß es aufhören. Entweder die oder wir.»

Madame Marius ist plötzlich in der Vorratskammer verschwunden. Herr Marius will keine Tränen sehen.

Ich fange an, mich entsetzlich zu schämen. Wenn mich die Verbrecher auch ausgebürgert haben: ich bin schließlich in Deutschland geboren. Vergessen wir das nicht.

Der alte Onkel hat fünf Söhne, die alle fort müssen. Da ist noch eine Urgroßmutter von achtzig Jahren, die manchmal nach dem Rechten sieht. Sie berät mich, wie ich die Kaninchen füttern soll.

«Nur kein feuchtes Gras morgens», sagt sie und nickt mit dem verzunzelten Gesicht. «Das Gras muß erst in der Sonne trocknen. Sonst kriegen sie Durchfall und krepieren. Und wenn sie jungen, soll man

ihnen etwas Wasser geben. Damit sie die Kleinen nicht vor Durst umbringen.»

Die Trauben reifen schon. Die Tomaten schwellen. Courgettes und Aubergines setzen Körperfülle an. Die roten Poivrons hängen schwer an den Stauden. Die Feigen platzen vor Süßigkeit.

Ich bringe Herrn Marius zum Autobus. Wir umarmen uns beim Abschied.

Fünf Uhr nachmittags: Frankreich hat Deutschland den Krieg erklärt. Neun Uhr abends. Ich hole die Rumflasche.

Wie wir da im Garten sitzen, vielleicht zum letztenmal, am ersten Kriegstage in dieser friedlichen Landschaft, muß ich plötzlich weinen. Fassungslos. Rettungslos.

Wir Verbannten. Wir Heimatlosen. Wir Verfluchten.

Was haben wir noch für ein Recht zu leben?

Und die andern müssen sterben!!

Marotte, das Tier, wittert die Katastrophe. Es wimmert leise. Es blickt mich an.

Gut denn. Was wir gedacht und geschrieben haben, was wir, Angehörige eines Volkes, das nie seine Dichter begriffen hat, dennoch glaubten verkünden zu müssen – es versinkt im Gespensterzug der Dämonen.

Diese Welt existiert nicht mehr.

### III

Ich kann in der Nacht nicht schlafen. Ich gehe in meine Bibliothek.

Die Leselampe ist umflort. Die Läden sind geschlossen. Kein Lichtstrahl dringt hinaus. Kleine, schwarze Insekten mit länglichem Körper, den sie eifrig krümmen, schwirren gegen die Fliegenfenster. Die aufgereihten Bücher kommen mir vor wie Särge in einem Mausoleum. Es mag die Wirkung des Rums sein.

Das starke Getränk hat meine Widerstandskraft geweckt. Der Alkohol panzert mich in meinem Kampf gegen die Selbstaufgabe. Ich werde ruhig.

Ordnen wir uns ein, sage ich mir, in die Gesetzmäßigkeit der Natur. Der Krieg ist wie ein Erdbeben. Und ein wirkliches Erdbeben fällt mir ein, das ich einmal in Los Angeles erlebt habe. Unterirdischer Donner erfüllte die Luft. Schreckhaft, den Sinnen nicht faßbar, zog etwas heran. Der Tisch bewegte sich, die Tassen klirrten zu Boden. Im Garten, wo wir saßen, kam das Haus auf uns zu. Zwei Autos, die mit angezogenen Bremsen vor der Garage standen, machten sich los und rollten zum Tor. Die Erde war aus den Angeln gehoben. Sekundenlang. Uns erschien es eine Ewigkeit.

Wie heute.

Und die Katze in Los Angeles!

Es war eine gewöhnliche Straßenkatze. Als wir uns von unserm Schrecken erholt hatten, bemerkten wir sie. Das Tier war wahnsinnig geworden. Es wagte nicht mehr, auf seinen Pfoten zu stehen. Es mißtraute dem Boden. Es schüttelte sich dauernd und drehte sich im Kreise. Ich nahm es auf den Arm und gab ihm etwas Milch in einer Untertasse. Das Tier leckte die Milch auf und wurde wieder normal.

Genau wie die Katze stand ich hier vor meinen Büchern. Es gibt also noch Milch, dachte ich, als ich die ledernen Einbände berührte. Es gibt Plato und Shakespeare. Die Erde wankt nicht mehr.

Ich strecke die Hand zum großen Tolstoi empor und ergreife *«Krieg und Frieden»*. Und im ersten Teil des dritten Bandes, der den Aufbruch der Millionen von Westen nach Osten im Jahre 1812 beschreibt, finde ich den erstaunlichen Satz:

«Das Leben jedes Menschen hat zwei Seiten: das persönliche Leben, das um so freier ist, je abstrakter seine Interessen sind — und ein elementares, ein Herdenleben, in dem der Mensch unweigerlich die gegebenen Gesetze erfüllt.»

Dieser Satz ist der Schlüssel zum Verständnis des heutigen Zustandes. Der persönliche Mensch und der Herdenmensch, in zwei kriegführenden Parteien potenziert, stehen sich zur Entscheidungsschlacht gegenüber. Vielleicht geht es nicht um den Sieg, sondern um die Synthese. Es ist der Endkampf des zwanzigsten Jahrhunderts, in dem ein neues Zeitalter zutage tritt.

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Gedanken. Befreien wir uns von Haß und Voreingenommenheit.

In dieser schicksalsdunklen Nacht, die den größten Aufwand an Menschen in Bewegung setzt — was bedeuten hier noch Figuren und Drahtzieher? Sie sind keine Führer. Sie sind Vollstrecker. Vollstrecker eines kosmischen Gesetzes, das sich lediglich ihrer bedient.

Herr Hitler wird fälschlich als eine Macht angesehen. Er ist nur ein Vorgang. Der Exponent einer Masse. In der Lotterie des Weltalls fiel sein Name heraus.

Mich interessiert nicht Herr Hitler. Mich interessiert Herr Marius, der heute nacht auf dem Strohsack schläft. Denn der Typus Marius wird übrigbleiben, wenn er auch nicht in die Geschichte eingeht.

Die Geschichte, dieses Bordell der Unsterblichen, dürfte den Krieg von 1939 als einen Gewaltakt des deutschen Reichskanzlers brandmarken. Was geschah in Wirklichkeit?

«Die Historiker sagen mit naiver Selbstüberzeugtheit, die Ursachen dieses Ereignisses seien ein dem Herzog von Oldenburg zugefügtes Unrecht, die Verletzung der Kontinental Sperre, Napoleons Herrschsucht, Alexanders Charakterfestigkeit und die Fehler der Diplomaten gewesen.»

So Tolstoi über das Jahr 1812. Und weiter:

«Am 12. Juni überschritten die Truppen Westeuropas die Grenzen

Rußlands, und der Krieg hatte begonnen, das heißt, es trat ein aller menschlichen Vernunft und der menschlichen Natur widersprechendes Ereignis ein. Millionen von Menschen verübten gegeneinander so zahllose Übeltaten: Betrug, Verrat, Diebstahl, Ausgabe gefälschter Banknoten, Raub, Brandstiftung, Mord — wie man sie in der Geschichtschronik der ganzen Welt während vieler Jahrhunderte nicht findet. Dabei sahen damals die Menschen, die diese Taten verübten, sie gar nicht als Verbrechen an.»

Hier haben wir den Herdenmenschen in Reinkultur.

Wollen wir immer noch an den gottgewollten Fortschritt der Geschichte glauben? Das einzige, was wir feststellen können, ist das mühselige Bestreben des menschlichen Geistes, der Anarchie Einhalt zu gebieten. Die Ungerechtigkeit des Paradieses, die Adam zu Fall bringt, läßt sich nicht durch verworrene Ideologen beseitigen. Die Welt bleibt am Ende, was sie ist: ein unvollkommener Zustand, mit dem wir uns abfinden müssen. Das Blutvergießen wird keinem erspart.

Trostlos genug. Wen es trifft, den trifft es. Heute Marius und morgen mich. In der Unaufhaltsamkeit des Geschehens trägt jeder seinen Tornister. Wir können nur eins tun: auf den Tod gefaßt sein.

Ich stelle Tolstoi wieder auf seinen Platz.

Es kratzt an der Tür.

Der Hund Marotte, durch das nächtliche Rumoren beunruhigt, will wissen, was vorgeht. Ich rücke ihm ein Kissen zurecht.

«Schwarzer Köter», sage ich und ergreife seine behaarte Pfote, «auch deine Existenz wird ungewiß. Ist dir bekannt, daß bei einer Evakuierung sämtliche Tiere herrenlos werden? Wir dürfen dich nicht mitnehmen. Wenn Italien marschiert, wird das Département geräumt. Was soll aus dir werden, arme Kreatur?»

Marotte schweigt und wedelt schwach.

Es würgt mich im Halse. Ich soll also dieses hilflose Wesen, diesen unschuldigen Gefährten, der keinem etwas Böses tut, verlassen und aussetzen, ihn dem Hungertod preisgeben. Und ich selber rette mich durch die Flucht. Denn es wird mir befohlen. Ich kann es nicht ändern. Die Menschen gehen vor.

Der Gedanke an das kleine, verurteilte Tier, an dem mein Herz hängt, an dessen Vermenschlichung ich schuld bin, läßt mich alles andere vergessen. Das Leid der Kreatur nimmt so riesenhafte Dimensionen an, daß ich empfindungslos werde angesichts der großen Katastrophe. Ich schäme mich, es zu bekennen.

Der Hund blickt mich unentwegt an. Er wedelt nicht mehr.

Seine Augen werden mir folgen. Wo ich auch bin.

Soll ich ihn töten lassen? Womit? Sämtliche Tierärzte sind eingezogen. Wer kümmert sich heute noch, wo es um das nackte Leben geht, um ein armseliges Stück Fell!

«Geliebte Seele», sage ich erschüttert und presse seinen struppigen

Kopf an mein Gesicht, «ich habe kein Recht, dich zu ermorden. Nicht einmal aus Vernunft. Dein Hundeschicksal muß sich erfüllen. Ich kann mein eigenes kaum bewältigen. Nimm es hin.»

Ja, und nun wollen wir schlafen gehen. Die Kanonen in den Alpen donnern noch nicht. Morgen wird die Sonne scheinen wie an jedem Tag.

Der Hund springt vom Kissen. Ich lösche das Licht.

Wir begeben uns in die Küche zur Zuckerdose. Marotte fliegt mir stürmisch an den Hals. Ich muß die Zuckerration verdoppeln. Dann streckt sich jeder auf seinem Lager aus.

Montag.

Um sechs Uhr abends hängt ein Plakat an der Mairie von Cagnes. Sämtliche Staatsangehörigen des Deutschen Reiches haben sich unverzüglich auf schnellstem Weg in ein Sammellager zum Fort Carré nach Antibes zu begeben. Und zwar die Männer zwischen 17 und 50 Jahren. Wäsche, Decke und Nahrungsmittel für vier Tage sind mitzubringen. Zuwiderhandelnde werden sofort verhaftet.

Ich gehe gleich aufs Kommissariat.

Dort weise ich mein englisches Reisepapier vor, vom Home Office in London ausgestellt, und erkläre, ich sei ausgebürgert. Ich habe keinen Paß mehr. Ich bin staatenlos.

«Können Sie das beweisen?» fragt mich ein schnauzbärtiger Polizist.

«Ich besitze die Ausbürgerungsliste mit Nummer und Datum des amtlichen deutschen Reichsanzeigers, in dem mein Name steht.»

«Gut, dann kommen Sie morgen früh um acht Uhr wieder. Wir werden das prüfen. Wenn Sie wirklich den Nachweis erbringen können, brauchen Sie nicht nach Antibes.»

Die Maßnahme selber ist verständlich. Leider sind unter den Emigranten auch Spione. Die Gestapo hat ihre Agenten gut placiert.

Wir steigen spät am Abend ins alte Cagnes hinauf. Es ist so finster, daß man über jeden Stein stolpert. Dort finden wir unsere Freunde in einer kleinen, verräucherten Kneipe um den Radioapparat versammelt. Angelika und Didi sind anwesend. Melitz und seine Frau, beide vor wenigen Monaten aus Spanien gekommen. Das Malerehepaar Gossmann. Der weißhaarige Dr. Sesam, Patriarch der Literatur. Und Peter Spill, zu dem ich eine besondere Sympathie gefaßt habe. Ein feiner, unaufdringlicher Schriftsteller, Übersetzer namhafter Autoren, früherer österreichischer Offizier.

Alles Intellektuelle, die sich nach Frankreich geflüchtet haben. Ich bin der Nestor unter ihnen, was den Aufenthalt in diesem Lande betrifft. Denn ich lebe, mit Unterbrechungen, schon seit fünfzehn Jahren hier und habe die meiste Zeit davon in Paris gewohnt.

Es herrscht eine beklommene Stille. Die Nachrichten gelangen nicht recht an unser Ohr. Der Apparat ist ein alter, verbrauchter Kasten.

Melitz versucht zwar, herauszuholen, was er kann. Aber es nützt nichts. Wir geben es auf.

«Wer von euch muß nach Antibes?» frage ich.

«Alle. Außer Sesam mit seinen 68 Jahren», antwortet Spill.

«Sie auch?»

«Auch die Österreicher. Wir sind leider deutsche Staatsangehörige geworden.»

«Aber das hat man doch nicht anerkannt.»

«Das macht nichts. Wir sind es de facto. Ob auch de jure, interessiert die Militärbehörden nicht. Zunächst einmal müssen wir alle ins Lager. Ich hoffe, es wird nicht für lange sein.»

«Nein», sagt Gossmann, «ich gehe nicht. Erstens habe ich meinen Paß abgegeben. Zweitens steht in meinem französischen Papier ausdrücklich vermerkt: ich bin ein politischer Flüchtling (provenant d'Allemagne). Damit wird die deutsche Staatsbürgerschaft sowieso hinfällig.»

«Mein Lieber», versetzt Spill, «es genügt nicht, daß Sie sich selber ausgebürgert haben. Die Zugehörigkeit muß Ihnen offiziell aberkannt sein. Solange sie das nicht ist, unterstehen Sie der Gerichtsbarkeit Ihres sogenannten Vaterlandes. Also sind Sie noch Deutscher.»

«Wir werden sehen», erklärt Gossmann hochmütig. «Ich erkundige mich morgen auf der Mairie.»

«Das Ganze», wirft Melitz ein, «ist eine Frage der Auslegung. Wir sind alle in der gleichen Lage. Der Unterschied ist nur eine Formalität. Die Franzosen werden das sehr bald einsehen. Es handelt sich um eine Sicherheitsmaßnahme. Soviel ist klar.»

«Gut», sage ich, «und was geschieht mit denen, die sich freiwillig gemeldet haben? Die nachgewiesenermaßen das Asylrecht besitzen? Das ist der Fall meines Freundes Golo. Er hat sogar ein französisches Reisepapier. Es wäre doch völlig absurd, diese Leute zu konzentrieren. Ihre Situation ist ja längst geklärt. Wie ist das mit Ihnen, Herr Gossmann? Haben Sie sich zur Verfügung gestellt?»

«Nein. Ich denke auch nicht daran. Wenn sie etwas wollen, dann sollen sie mich holen. Vorläufig rühre ich mich nicht.»

Merkwürdiger Standpunkt.

«Was mich betrifft», äußerte Melitz, «so sehe ich mich sehr bald in der Uniform. Wer den Krieg in Spanien miterlebt hat, dem kann nicht mehr viel passieren. Der ist so ziemlich gegen alles gefeit.»

Sesam blickt schweigend auf seine langen, schmalen Hände, deren rechte ein bischöflicher Ring schmückt. Sein übergroßer, etwas hagerer Körper ist von einem edelgeschnittenen Haupt gekrönt. Er wirkt wie ein Kardinal am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten. Geist und Intrige verbergen sich hinter dieser undurchdringlichen Maske; eine ironische Überlegenheit, die nichts ernst nimmt, deren scharfer Witz, von Wiener Klatsch genährt, in seiner Bosheit etwas Vernichtendes hat.

Sesam ist der große Experte der Literatur, der in allen Sätteln reiten kann. Ein halbes Jahrhundert hat er den Büchermarkt der Schreibkundigen manipuliert. Mit feinem Instinkt witterte er jeden Snob, der sich

die Finanzierung von Büttenpapier in Schweinsleder etwas kosten ließ. Er war nie der Schrecken seiner Verleger. Er war ihr Schoßkind. Er entdeckte Autoren, ließ sie fallen, erhob sie wieder und führte ihnen Frauen zu. Ein Mann voll Grazie und Geschmack. Jedoch . . .

Er hatte Feinde. Böse Zungen behaupteten, er sei obszön. Sagen wir lieber: er war ein Spezialist der Erotik. Erfolg bei Frauen ist oft der Anlaß übler Nachrede. Und wenn Sesam wirklich ein Souteneur war, dann war er es, geschult durch klassische Bildung. Wir wollen gerecht sein.

Also schien es nur natürlich, daß Angelika mit kindlich neugierigen Augen zu ihm emporblickte. Er legte väterlich inzestuös die Kardinals-hand auf ihren Scheitel. Und Angelika schauerte unter seiner Vergangenheit.

Sesam war sehr arm. Es gab keine Bibliophilen mehr. Wenigstens nicht für ihn. Er trug die Armut mit großer Würde. Die Haltung dieses alten Mannes, der einsam in einem kümmerlichen Zimmer hauste, fern von seiner Familie, ohne Bedienung und Bücher, angewiesen auf Einladungen und Unterstützungen, deren Spender er verachtete, hatte etwas Heroisches. In einer Zeit, die Heroismus mit Mord verwechselt, erschien er wie der Paladin einer ritterlichen Ära. Wie der letzte Aristokrat der Französischen Revolution. Schon deshalb mußte man ihn achten.

«Wir sind», pflegte er zu sagen, «Luxusobjekte einer Gesellschaftskaste, die man nur aus tiefster Seele hassen kann. Es ist naturnotwendig, daß diese Halbgebildeten verschwinden müssen. Denn sie stinken noch mehr als das Geld, mit dem sie unsere Bücher kaufen. Wenn ich mir aber vorstelle, daß wir vom kapitalistischen Regen in die Traufe der geistigen Einheitspreise gelangen, dann allerdings faßt mich ein Grausen.»

«Aber Sesam», rief Angelika, deren kominternes Herz sich empörte, «es ist doch völlig verlogen, was du da sagst. Du weißt genau, wir befinden uns in einem Durchgangsstadium, in dem gewisse Einschränkungen notwendig sind. Schließlich geht es um die Idee.»

«Nein», warf Spill dazwischen, «es geht um das Niveau. Wenigstens, was uns dabei betrifft. Und das Niveau jeder Diktatur, mit welchen Vorzeichen sie auch erscheint, verlangt einen kollektiven Glauben. Credo, quia absurdum. Ich bin leider kein Nivellist.»

Frau Melitz geriet ihrerseits in Feuer. Sie besaß einen Paß der spanischen Volksfront.

«Was wollen Sie denn?» fragte sie spöttisch. «Soll alles so bleiben, wie es ist? Glauben Sie, man kann die Menschen nach diesem Kriege dauernd mit denselben Phrasen füttern?»

«Wofern man sie überhaupt noch füttern kann», meinte Sesam und drehte eine Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger. «Ihr wollt den plutokratischen Teufel durch Beelzebub austreiben. Aber die Hölle

ist kein sozialwissenschaftliches Problem. Sie ist eine Realität. Wenn ein zukünftiger Dante, statt Virgil, sich den alten Marx zum Führer erwählen würde, dürfte ihm Stalin erscheinen, im Feuer bratend. Gleich neben Hitler. Übrigens war auch Dante ein Emigrant.»

«Ach was», rief Angelika, und ihre Stimme wurde schrill in künstlicher Erregung. «Ihr werdet uns junge Menschen nicht entmutigen. Wir müssen schließlich für etwas leben. Wir brauchen etwas, an das wir uns klammern. Für das wir uns opfern können.»

«Wie wäre es», äußerte ich schüchtern, «wenn ihr Kinder bekämt?»

Eine allgemeine Mißbilligung traf mich. Sesam lächelte sarkastisch. Herr Gossmann, der nach veralteter kubistischer Manier die Wände mit geometrischen Figuren verhunzte, schwieg in maßloser Arroganz. Frau Melitz zuckte die Achseln. Nur Didi hob die blauen Augen gen Himmel und flüsterte:

«Ich möchte wissen, von wem?»

Marotte, die Jungfrau, schnappte nach einer Mücke. Die Dame meines Hauses blickte geistesabwesend vor sich hin. Da saßen wir nun, eine nächtliche Schar, und dachten über den Sinn des Lebens nach. Und inzwischen hatte der Krieg begonnen.

«Ja», sagte Spill und strich über seinen blonden, kurzgeschnittenen Vollbart, «man muß sein Testament machen.» Er schrieb einen Scheck aus und reichte ihn Didi. «Wer weiß, was mit uns allen geschieht.» Sein Schädel hatte sich gerötet. Er schien völlig ruhig. Völlig beherrscht.

Dieser Mann, dachte ich, hat keine Geliebte. Er geht morgen ins Lager. Er verliert darüber kein Wort. Er übersetzt gerade das Buch eines berühmten Staatsmannes. Verlorene Arbeit. Vorbei.

«Hören Sie, Spill», sage ich und nehme seinen Arm, «ich möchte Sie etwas fragen. Glauben Sie, dieser Krieg bringt Europa zur Besinnung?»

Wir gehen auf dem Plateau vor der Burg spazieren. Jimmys Bar ist erloschen. Kein Luftzug weht.

«Nein», erwidert Spill, «ich glaube es nicht. Dieser Krieg ist ein Übergang. Keine Lösung. Vielleicht wird Hitler fallen. Sicher sogar. Und was dann?»

Pause.

«Was dann?» wiederholt er. «Was soll aus Deutschland werden?»

Ich sehe, wie Sesam Angelika die Hand küßt. Die Gesellschaft hat sich zerstreut.

«Sie meinen also, man muß sich auf ein Chaos gefaßt machen?»

«Oder auf eine neue Weltordnung. Wie man will. Das eine ist die Voraussetzung des andern. Der Krieg ist nur das Bindeglied zwischen beiden. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.»

«Wann nehmen wir Abschied voneinander?»

«Morgen früh um neun im Café Central.»

Eine heftige Verwirrung war durch die Mobilmachung bei den französischen Behörden ausgebrochen. Die meisten Beamten waren eingezogen. Ersatz konnte nicht so schnell beschafft werden. So kam es, daß würdige, pensionierte Herren auf die von ihren Vorgängern erwärmten Sessel placiert wurden. Da saßen sie nun. Und wußten nicht aus noch ein.

Ein alter, gutmütiger Familienvater nahm ratlos Einblick in meine Papiere. Er schrieb auf vielen Zetteln vieles auf. Und dann sagte er, ich könnte wieder gehen. Zweifellos hatte er von Tuten und Blasen keine Ahnung. Diese Schwäche nahm Gossmann mit Luchsaugen wahr. Ob nun alles in Ordnung sei, fragte er. Der alte Herr nickte. Schließlich war er eine Amtsperson.

Gossmann sprang leichtfüßig den Berg hinauf. Zurück zu seinen Dreiecken und Quadraten. Er hütete sich, noch eine Frage zu stellen. Er ließ sich einfach nicht mehr blicken. Vogel Strauß im Farbtopf. Wir werden sehen, daß er nicht so unrecht hatte. Er war der Gewitzigste von uns allen. Mit einer erstaunlichen Portion Glück.

«Man muß die Nerven behalten», erklärte er selbstbewußt. Und da er sich für einen Ausnahmemenschen hielt, dem die Vorsehung eine präzise, wenn auch falsche Auskunft gegeben hatte, sah er verächtlich auf die misera plebs seiner Schicksalsgenossen hinab. Überlassen wir ihn seiner Pinselei.

Inzwischen fuhren die mit Emigranten überfüllten Autobusse von Nizza nach Antibes. Im Café Central in Cagnes waren sämtliche Tische besetzt. Dort nahmen Soldaten von ihren Säuglingen Abschied, die auf den Armen der Mütter selig und ahnungslos dem Unheil der Welt entgegenlächelten. Ein herzerzerießendes Bild, erhaben durch die bewundernswerte Ruhe und Gefaßtheit, mit der das französische Volk sein Schicksal auf sich nahm. Noch schien keiner das Entsetzliche zu begreifen. Oder wenn er es begriff, dann wollte er es nicht wahrhaben. Die Schatten des Todes wurden von der Sonne aufgesogen, die diesen dunkelsten Tag mit ihrem Licht verklärte. Und alles Lebendige strahlte mit doppelter Kraft.

Angelika und Didi waren ungeschminkt. Die Frauen sahen blaß und übernächtlich aus. Spill und Melitz kauften Eßgeschirre, Vorräte und Zigaretten ein. Sesam stützte den Kopf auf den rechten Zeigefinger. Seine Augen blickten trübe hinter den Augengläsern.

Wir hatten uns nicht mehr viel zu sagen.

Zwei Menschen verließen uns. Lebt wohl!

Als wir an der Haltestelle standen, umarmte ich Spill.

«Sie sind jünger als ich», tröstete ich ihn. «Mit meinen fünfzig Jahren würde es mir schwerer fallen.»

Spill schüttelte den Kopf.

«Es wird schon nicht so schlimm sein. Ich bin überzeugt, wir sehen uns bald wieder. Ich bleibe nicht im Lager. Ich will an die Front.»

So fuhren sie ab.

Um drei Uhr nachmittags läutete es Sturm bei mir. Golo und Maryse standen vor der Türe. Gladys, unsere englische Freundin, hatte sie mit ihrem kleinen Wagen hergebracht.

Golo kam mit Gepäck und Decke.

«Wir müssen alle ins Lager. Du auch.»

«Man hat mir auf dem Kommissariat das Gegenteil gesagt.»

«Weil die Leute keine Ahnung haben. Ich war auf der Préfecture.»

Ich versuchte, meine Knochen zu verteidigen.

«Ich bin ausgebürgert. Das steht fest.»

«Aber es nützt dir nichts. Du bist deutscher Abstammung. Darauf kommt es an.»

«Wer sagt das?»

«Ich bin mindestens in fünf Büros gewesen. Dann kam ein telephonischer Bescheid.»

«Ich habe mich an das zuständige Kommissariat zu halten. Das ist Cagnes und nicht Nizza.»

«Hör mal», sagt Golo, «ich warne dich. Wenn sie dich verhaften, ist alles zu Ende. Dann ist nichts mehr zu machen. Vielleicht werden wir heute abend wieder freigelassen. Das hat man mir auf der Préfecture gesagt. Aber ins Lager müssen wir. Da hilft uns gar nichts. Nun tu, was du für richtig hältst.»

«Schön. Ich werde noch einmal auf die Mairie gehen. Ich will den Kommissar persönlich sprechen. Und was der mir sagt, das wird geschehen.»

Händedruck. Maryse hat verweinte Augen. Gladys ist ernst. Das Auto braust ab.

Der alte Herr auf der Mairie hört mich schweigend an. Dann begibt er sich ins Zimmer des Chefs. Der Chef ist ein freundlicher, wohlgesinnter Mann. Nochmalige Prüfung meiner Papiere. Die Herren beraten.

«Hören Sie», sagt der Chef, «es kann Ihnen meiner Meinung nach nichts passieren. Aber ich rate Ihnen, fahren Sie nach Antibes. Schon, damit Sie Ihre Ruhe haben. Sie riskieren ja nichts dabei.»

Der Rat ist ein Befehl. Ich habe verstanden. Es ist keine Zeit zu verlieren. Ich komme schweißgebadet nach Hause, packe ein, was ich finde: Wäsche, Sardinen, Salami und Wein. Alles, was ich an Tabak habe. Mantel und Decke nehme ich über den Arm.

Dann brechen wir auf. Die Dame des Hauses begleitet mich zum Auto-bus. Wir sind beide sehr still.

Konzentrationslager . . .

Vor anderthalb Jahren wurde ich in Marina di Massa am Strande verhaftet. Das war im wunderschönen Monat Mai, als Herr Hitler nach Italien kam. Man sperrte mich zehn Tage in ein mittelalterliches Kastell

ein wie einen Schwerverbrecher. Nachts wurden in meiner Zelle die Wände abgeklopft. Wird es wieder so sein?

«Nein», sagte die Frau neben mir. «Wir sind schließlich in Frankreich.»

Wir mußten drei vollbesetzte Autobusse abwarten. In den vierten quetschte ich mich hinein.

Nur nicht die Nerven verlieren. Jetzt verlassen so viele Menschen ihre Familie. Die Ungewißheit nimmt uns alle auf. Das ist es nicht. Es ist etwas anderes. Die Rechtlosigkeit. Das Gehetztsein. Der Fluch der Entwurzelung. Das Nicht-mehr-auf-den-Füßen-Stehen. Wie die Katze in Los Angeles.

Ich sehe einen schwarzen Fleck auf dem Trottoir. Der Hund hat sich von der Leine gerissen. Er läuft mir nach auf seinen kurzen Beinen. Im Zickzack, die Schnauze zur Erde gesenkt. Wenn er nur nicht überfahren wird!

Ich kann nichts mehr tun. Ich kann keinem mehr helfen. Bleibt am Leben, meine Kinder. Nun sehe ich auch den Hund nicht mehr . . .

Das Fort Carré liegt am äußersten Ende der Landzunge, die von Cap Antibes ins Meer vorstößt. Wie eine steinerne Schildwache steht es mit seinen quadratischen Mauern auf dem steil abfallenden Felsen, die Kanonenaugen nach Italien gerichtet.

Zu Füßen dieser altertümlichen Festung erhebt sich ein Monument, das den Toten des Weltkrieges geweiht ist. Darauf sind in riesigen Dimensionen die Ziffern 1914-1918 eingemeißelt.

Vor dem Monument befindet sich ein viereckiger, mit Draht umzäunter Platz, der sportlichen Betätigungen dient. Gegenüber, in ziemlicher Tiefe, stehen überdachte Tribünen mit Bänken und Sitzplätzen, die etwa tausend Zuschauer fassen.

Auf diesem Platz, den Posten mit aufgefplantem Seitengewehr bewachten, wurden wir versammelt. Nachdem man die Sperre passiert hatte, stellte man sich bei der nächsten Gruppe an und wurde dann auf die Tribünen gewiesen, deren Etagen sich langsam füllten.

Es war sechs Uhr abends.

Links von den Tribünen sah man über die Wiesen bis zum Meer. Im Hintergrund ragte die Festung wie ein stumpfer Kegel empor. Auf der rechten Seite, wo der Eingang war, lag die Straße nach Cap Antibes, verdeckt durch einen hohen Bretterzaun. Der Ausblick nach der offenen Seite des Karrees reichte bis Cagnes und St. Laurent-du-Var; man sah in der Ferne die Bucht von Nizza und an klaren Tagen die schneebedeckten Spitzen der Seealpen.

Ein heller Abend. Es war warm und schön. Die Männer saßen erwartungsvoll auf den durch eiserne Lehnen abgeteilten Plätzen, die Füße auf dem Steinboden, den Rücken gegen die Holzlatten der Bänke gelehnt. Man hoffte, in absehbarer Zeit in die Kasematten zu den Schlafräumen geführt zu werden. Nichts dergleichen geschah.

Mittlerweile ging die Sonne unter. Eine sanfte Dämmerung brach herein. Allmählich wurde es klar, daß wir die Nacht auf den Tribünen verbringen würden. Dafür sprach auch eine kleine Menge Stroh, das in den obersten Etagen aufgeschichtet und inzwischen längst vergriffen war.

Die Behörden schienen nicht mit diesem Andrang gerechnet zu haben. Plötzlich wurde es still. Man sah eine Gruppe von Offizieren über den Platz kommen und die Tribünen mustern. Ein höherer Militärarzt war darunter, ein alter Herr mit weißem Schnurrbart in einem feinen, durchgeistigten Gesicht. Er zuckte die Achseln und machte eine ratlose Bewegung mit der Hand. Dann flüsterte er seinen Untergebenen etwas zu. Wie wir später erfuhren, hatte er den Befehl erteilt, sämtliche Kranken zu entlassen. Die Herren gingen weiter.

Ich war neben einen jungen Mann geraten, der mich beflissen begrüßte. Sein Vater, ein Dichter der älteren Generation, hatte vor vielen Jahren in Deutschland die Muse mit einem Intendantensessel vertauscht und lebte seit Ausbruch der nationalen Erhebung im erzwungenen Ruhestand. Der Sohn Percy war ins Ausland gezogen. Er zeichnete sich durch eine auffallend hübsche Frau aus, sprach perfekt englisch und langweilte jeden, der es hören mußte, mit dilettantischen Reimversuchen, in denen er das Regime lächerlich zu machen versuchte, leider ohne jeden Humor. Dabei fuhr er in einem prächtigen Wagen herum, verwöhnt und bemittelt, und spielte auf seine Weise den Emigranten. Er war ebenso gutmütig wie anmaßend, drängte sich überall vor, gab die banalsten Weisheiten zum besten und bewies eine Taktlosigkeit, die nur noch von seiner Dummheit übertroffen wurde. Sein Geld trug er mit unfreiwilliger Komik in einem Lederbeutel um den Hals gehängt, als gelte es, in die Schlacht zu ziehen.

Das erste, was er in der neuen Situation tat, war, einen Freßkorb auszupacken. Er bot mir von seinen Delikatessen an.

«Vielen Dank. Aber ich habe nicht den geringsten Hunger.»

«Glauben Sie wirklich, daß wir auf diesen Steinen übernachten müssen?» fragte er mit vollen Backen.

Ich hatte in der Dämmerung Golo entdeckt, riß Gepäck und Decke an mich und stolperte ein paar Etagen höher.

Golo saß mit der Pfeife im Mund neben einem Herrn meines Alters, dessen kluges, gutgeschnittenes Gesicht mir sofort sympathisch war. Er stellte ihn mir als Dr. Marcus vor, praktischen Arzt und Plato-Kenner. Wir schlossen Freundschaft. Wenn ich Freundschaft sage, so meine ich das im Sinne des Wortes. Der menschliche Zusammenschluß machte die Schwere des Schicksals erträglich. Das verlorene Privatleben wurde durch eine neue, noch tastende Kameradschaft ersetzt.

Percy, der meine Schritte verfolgte, winkte mir mit der Cognacflasche.

«Später!» rief ich ihm zu.

Es wurde dunkel.

Eine nervöse Erregung bemächtigte sich der auf den Tribünen Sitzenden. Viele aßen. Man hörte Papier rascheln und Gläser klirren. Manche starrten teilnahmslos vor sich hin. Andere lagen zusammengekrümmt auf dem Steinboden, in ihre Mäntel gewickelt. Nicht alle besaßen Decken. Solche, die vom jüdischen Hilfskomitee ernährt wurden, hatten nicht einmal Nahrungsmittel. Sie kauten an einer armseligen Zigarette.

Plötzlich entstand ein Aufruhr. Auf dem Platz gab eine Stimme bekannt, daß morgen früh vom Komitee Essen verteilt würde. Die Mitteilung wurde mit gemischten Gefühlen aufgenommen.

«Und heute nacht können wir verhungern!» schrie eine Gruppe mit hörbar österreichischem Akzent. «Schweinerei!»

Die Demonstration ward von Händeklatschen übertönt. Das Stimmengewirr nahm zu.

«Man muß die Feste feiern, wie sie fallen», sagte Golo und öffnete eine Sardinenbüchse. Dr. Marcus zog Brot und Butter hervor. Ich entkorkte eine Weinflasche.

«Mein Lieber», lächelte Marcus, «wir sind an ein homerisches Gestade verschlagen. Was würden Sie sagen, wenn plötzlich Nausikaa drüben in der Bucht erschiene, um den schiffbrüchigen Odysseus zu retten?»

Und er zitierte auf griechisch:

«Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.»

Ein dicker Mann vor uns drehte sich um und sagte auf unverfälschtem Berlinisch:

«Also wat det betrifft, meine Herren, von wejen Sparta, die haben ooch schon die braune Suppe jekannt. Det sind die Erfinder vom Einopfgericht.»

Der also sprach, war Herr Salomon Breslauer, Börsenmakler aus Wilmersdorf. Aus einem deutschen Konzentrationslager entkommen, nach Prag geflüchtet, in Nizza gelandet — da saß er nun und schnitt sich eine Scheibe Käse ab.

Marcus war leicht schockiert, während Breslauer mit seiner heiseren Stimme fortfuhr:

«Jeprüjelt haben sie einen, ausjeplündert, und nun wird man hier ooch noch einjesperrt. Wo soll man denn bloß hin?»

«Herr Breslauer», sagte Golo, «nehmen Sie eine Sardine. Wir wollen Öl auf die Wogen gießen.»

Der dicke Mann bediente sich und bot Camembert an. Ich kredenzte meinen Rosé. Marcus nahm die Brille ab und rieb sich die Augen.

«Kommen wird einst der Tag», sprach er mit Homer.

«Hoffentlich», äußerte Breslauer. Damit war das Gespräch beendet.

Auf dem großen Platz vor den Tribünen herrschte ein bewegtes Treiben. Diskutierende Gruppen gingen auf und ab. An Schlafen war nicht

zu denken. Wir tappten im Halbdunkel über Bänke, Gepäckstücke und menschliche Körper bis zur untersten Etage. Dort stießen wir auf Percy.

«Meine Frau soll mir morgen eine Matratze bringen», erklärte er mißmutig, wie ein verzogener Junge. «Auf diesen Steinen holt man sich ja den Tod.»

Wir schritten Arm in Arm über die Sportwiese. Undeutlich im Schatten wurde so etwas wie eine Latrine sichtbar. In der Nähe des Eingangs gab es Wasser. Ich spürte plötzlich einen entsetzlichen Durst. Vor der Wasserleitung drängten sich etwa fünfzig Menschen. Ich trank gierig das laue, fade schmeckende Zeug.

«Was wird mit uns?» fragte Marcus. Die Frage war berechtigt. «Sind wir gefangen, konzentriert oder interniert? Die meisten hier wollen für Frankreich kämpfen. Und die übrigen gehen uns nichts an.»

Vor der Barriere stand eine Gruppe und unterhielt sich mit einem Posten. Der Posten wußte genausowenig wie wir. Aber er verkörperte in diesem Augenblick die Autorität, weil er vom Staat aufgefplant war. Er bildete, sozusagen, die Brücke zur Außenwelt, von der wir hermetisch abgeschlossen waren. Infolgedessen lauschte man auf jedes Wort von ihm und verlieh seinen Äußerungen eine Kompetenz, die durch nichts gerechtfertigt wurde.

Der Posten war ein einfacher Soldat, ein Bauer aus der Provence. Er stand gelassen hinter der Barriere, vor sich einen Haufen aufgeregter Intellektueller. Die Hand am Gewehrriemen, blickte er gleichmütig auf die ihm völlig fremde Menschenschar. Und auf alle Fragen gab er immer die gleiche, stereotype Antwort:

«Ihr seid Gefangene. Wir haben euch zu bewachen. Deshalb hat man uns hergeholt.»

Ihr seid Gefangene — also doch!

«Nein», sagte Golo. «Ich kann es nicht glauben. Meine Herren, heute ist der dritte Kriegstag. Warten wir ab, was in den nächsten Tagen mit uns geschieht.»

Percy zog eine Grimasse: «Ich fürchte, wir kommen hier nicht mehr heraus.»

Dr. Marcus zuckte die Achseln:

«Vorläufig werden wir uns hier installieren müssen. Wir bleiben im Festungsbereich. Wenn wir Pech haben, bekommen wir die ersten italienischen Bomben aufs Dach.»

«Dach ist sehr optimistisch», meinte ich. «Das Wellblech da oben dürfte uns zur Not vor Regen schützen. Vorausgesetzt, daß kein Sturm ausbricht.»

«Nun», sagte Golo heiter, «vielleicht stellt man uns ein Abwehrgeschütz zur Verfügung. Ich könnte mir den dicken Breslauer wunderbar als Kanonier vorstellen. Wo der hinfeuert, da wächst kein Gras mehr. Nicht einmal Makkaroni.»

Percy gähnte und empfahl sich. Er ging mit schlenkernden Schritten davon.

«Kommen Sie», rief Marcus. «Wir wollen die Latrine besichtigen.»

Die Latrine war ein länglicher Graben, vor dem ein Sacktuch an zwei Pfählen hing. Streichhölzer und Taschenlampen blitzten auf. Ein betäubender Geruch vom Ammoniak und Fäulnis schlug uns entgegen.

Marcus schüttelte den Kopf.

«Wenn das so bleibt bei der Hitze, haben wir in einigen Tagen die schönsten Krankheiten.»

Auf dem Rückweg stieß ich mit Spill zusammen. Ich hätte ihn in der Dunkelheit fast nicht erkannt.

«Wir bauen uns ein Zelt auf der Wiese», erklärte er. «Melitz holt gerade die Decken von der Tribüne. Ein paar Latten haben wir schon geklaut.»

Ich berührte das Gras. Es war feucht.

«Sie werden sich einen scheußlichen Rheumatismus holen.»

«Ich bin ein alter Krieger», lächelte Spill. «Wir haben 1915 in Rußland im Schnee gelegen. Monatelang. Und ich lebe immer noch.»

Die Bewegung auf dem Platz nahm zu. Man rannte gegeneinander, entschuldigte sich und setzte die rastlose Wanderung fort. Hunderte von Menschen wogten hin und her. Die lichtlose Landschaft, von friedlichen Sternen angestrahlt, trat mit ihren Konturen hervor. In tiefem Schweigen lag die italienische Küste. Unhörbar atmete das Meer.

Wie Glühwürmer glimmten die Zigaretten. Ich sog an der meinen und beleuchtete den Uhrzeiger. Es war kurz vor zwölf.

Die Menschen konnten nicht schlafen.

Wir kletterten auf unsere Tribüne.

Dort folgten wir dem Beispiel der andern, klappten die Bänke nach unten, um Platz zu gewinnen, und streckten uns auf den steinernen Stufen aus. Die gefaltete Decke diente als Unterlage und der Mantel als Schlafsack.

Da lagen wir. Nicht lange.

Das unaufhörliche Kommen und Gehen ließ uns keine Ruhe. Jeden Augenblick schwebte ein fremder Fuß über unserem Schädel. Es wurde in sämtlichen Tonarten geflucht. Dazu unterhielten sich die Umsitzenden laut und ungeniert. Vor allem die Österreicher taten sich keinen Zwang an. Sie betrachteten das Ganze als einen Kaffeehauspaß.

Um ein Uhr morgens begann ein dröhnender Tratsch über die Zubereitung von Knödeln. Das wurde den Deutschen zuviel.

Die massige Gestalt von Breslauer reckte sich auf.

«Ruhe!» brüllte er.

«Halt die Goschen!» kam es zurück.

«Ihr wollt wohl eins in die Fresse haben?»

«Saupreuße!»

Breslauer holte aus. Ich packte ihn an seinem Trainingsanzug und riß ihn zurück.

«Machen Sie keine Dummheiten», sagte ich leise. «Wenn es eine Schlägerei gibt, haben wir alle darunter zu leiden.»

Er ließ sich nur mit Mühe beruhigen.

«Diese A...löcher», fauchte er. «Diese Strizzis. Ich kenne die Brüder. Nichts als Tagediebe. Bei mir kommen sie an den Richtigen.»

Auf der nächsten Tribüne ging es weniger gütlich ab. Dort erscholl aus Wiener Kreisen der Ruf: «Euch fehlt bloß der Hitler!» Darauf waren die Herren nicht mehr zu halten. Es hagelte Tritte und Ohrfeigen. Brillengläser gingen in Scherben. Eine allgemeine Keilerei schien unvermeidlich, als plötzlich vom Platz her eine scharfe Stimme ertönte:

«Der Kommandant kommt!»

Augenblicklich trat Ruhe ein.

Zwei Tage später wurden Deutsche und Österreicher auf Befehl der Kommandantur voneinander getrennt.

Die Nacht ging vorüber. Die Bewegung auf dem Platz hörte nicht auf. Es wurde kühl. Man hatte dauernd das Bedürfnis nach einer Wanderung. Man vertrat sich die Füße, um nicht zu frieren. Das Liegen auf den Steinen wurde unerträglich. Nur die Glücklichen, die Stroh gefaßt hatten, hielten durch.

Die meisten schlossen kein Auge.

«Man muß eine Willensanstrengung machen», sagte Golo und klopfte seine Pfeife aus. «Ich bin entschlossen einzuschlafen.»

Und im fahlen Frühlicht, das den Himmel bemalte, senkte sich ein kurzer, unruhiger Schlummer auf die Übermüdeten. Marcus und Breslauer schnarchten um die Wette. Golo hatte die Decke über den Kopf gezogen. Die Herren mit den Knödeln bliesen aus offenem Mund.

Ich rauchte noch eine Zigarette. Unten gingen die Posten mit aufgefanztem Seitengewehr gleichmäßig auf und ab. Gefangen, dachte ich wieder. Rechtlos. Keinem Lande zugehörig. Ohne Schutz und Hilfe. Ausgeliefert.

In Frankreich. In der Heimat Voltaires.

Was wird England tun?

Wird man uns überall einsperren, als Feinde behandeln, zur Untätigkeit oder Zwangsarbeit verurteilen?

Wir glaubten Verbündete zu sein im Kampf gegen Roheit und Barbarei. Wir wußten, daß die Straßenräuber den Krieg entfesseln würden. Wir durften es nicht sagen. Man wollte es nicht hören. Und jetzt sind wir Mitschuldige?

Unmöglich.

Golo wickelt den Kopf aus der Decke.

«Kannst du nicht schlafen?» fragt er.

Ich sehe ihn trübe an.

«Nimm meinen Mantel», murmelt er und wirft ihn mir zu. «Ich brauche ihn nicht.»

Ich will etwas erwidern, will den Mantel zurückgeben, aber Golo ist schon wieder eingeschlafen. Ich hülle mich in seine Wärme. Die Augen fallen mir zu.

## V

Ich erwache mit bleiernen Gliedern.

Es ist heller Morgen.

Eine Stufe unter mir sitzt Marcus und schraubt seine Butterdose auf.

«Ich schmiere Brote für die ganze Kompanie», erklärt er mit keimendem Bartwuchs. «An Waschen ist vorläufig nicht zu denken, mein Bester. Vor der Wasserleitung steht eine Armee.»

«Jetzt eine Tasse heißen Kaffee», seufzt Breslauer und greift zur Weinflasche. «Ein Glück, daß wenigstens die Sonne scheint.»

Das tut sie. Sie steigt über der Festung empor und wärmt uns die Füße. Golo schält sich aus seiner Decke heraus.

«Für ein Luxushotel war das Bett etwas hart», konstatiert er mit unverwüsthlichem Humor. «Die Côte d'Azur hat ihre Schattenseiten. Jetzt dürfte sich wohl der Herzog von Windsor in seiner Villa in Antibes rasieren lassen. Der ist doch eigentlich auch ein Emigrant?»

«Das schon», schnauft Breslauer und schiebt ein mächtiges Stück Brot in den Mund. «Aber er hat Glück. Er ist kein Jude.»

Percy erscheint mit blassem, übernächtigem Gesicht.

«Ich habe meiner Frau ein Billett geschickt. Ein Herr über fünfzig, der irrtümlich gekommen ist, wird gleich entlassen. Er ist so liebenswürdig, es zu besorgen. Briefe schreiben dürfen wir nicht.»

Wir kritzeln jeder ein paar Worte und stürzen uns auf den Herrn. Marcus, der seine Frau nach Grenoble geschickt hat, wo er sie in Sicherheit glaubt, schreibt an einen Freund in Nizza. Golo an Maryse. Ich an die meine. Nur Breslauer hat keinen Menschen. Er läßt sich nicht stören und frühstückt weiter.

«Immer mit der Ruhe», verkündet er. «Erst kommt der Magen und dann das Geschäft.»

Inzwischen tauchen Bekannte auf.

Der Versemacher Raschke, ein semmelblonder Ostpreuße, der unentwegt Kinder und Manuskripte in die Welt setzt, geht melancholisch vor den Tribünen spazieren. Er trägt aus dem letzten Krieg noch eine Kugel mit sich herum. Ich vermeide ihn tunlichst, denn er wird mir vorschlagen, eine Eingabe zu machen. Er ist ein alter Wandervogel in den Wechseljahren und der Schrecken seiner sämtlichen Kollegen.

Der Rechtsanwalt Meerschäum aus Nizza, ein witziger Sachse, wird

sehr umringt. Er hält Sprechstunde ab. Man betrachtet ihn als eine Art Auskunftsbüro. Er weiß auch nichts; aber es tut gut, sich der Einbildung hinzugeben, als wisse er etwas . . .

Sieh da, dort sitzen Kaspar und Thomas, zwei langjährige Freunde von mir. Sie haben mit Frau Charlotte in Berlin ein großes Haus geführt. Thomas, Charlottes Vetter, war gleichzeitig ihr Gatte, während Kaspar als ihr Liebhaber in die Firma eintrat. Später wurde die Ehe geschieden, und Charlotte zog mit Kaspar an den Bodensee. Dann kamen Pogrome, Flucht und Armut. Nun leben sie alle wieder zusammen. Komplizierte Familienverhältnisse.

Kaspar und Thomas sind alte Kriegskameraden. Sie wurden wegen Tapferkeit vor dem Feind zu Offizieren befördert, obwohl sie Juden waren. Der Dank des Vaterlandes blieb nicht aus. Der Gefreite des Weltkrieges degradierte sie und jagte sie aus dem Lande. Charlottens Bruder wurde wegen Rassenschande verhaftet und entkam mit knapper Not in die Schweiz.

Die beiden Männer um Charlotte spielten eine gewichtige Rolle im Theaterleben der Schmachzeit. Das waren die Jahre, in denen Deutschland zwar keine Ehre, aber die besten Bühnen der Welt besaß. Frau Charlotte, die stets hinter den Kulissen blieb, hatte literarischen Ehrgeiz, was sie über eine halbe Million Goldmark kostete. Davon verschwand der größte Teil in Börsenspekulationen, mit denen die Herren Chefs das Defizit ihrer künstlerischen Unternehmungen zu decken versuchten. Bis die Pleite endgültig hereinbrach.

Frau Charlotte packte ihre kostbaren Toiletten, würdig einer Ausstattungsrevue, in den Koffer und verließ die undankbare Reichshauptstadt. Fortan lebte sie von ihren immer noch beträchtlichen Renten, die der jüdischen Konfektion entstammten. Kaspar trat seinen Dienst bei ihr als Kammerjunker an. Während sie in ihrer prächtigen Villa am Bodensee eintraf, wurde gerade die Köchin ins Spital geschafft. Charlotte, die sich rühmte, noch nie in einem Autobus, geschweige in einer Trambahn gefahren zu sein, mußte zum erstenmal in ihrem Leben einkaufen. Als sie den Laden verließ, war sie ganz verstört.

«Wie ist denn das möglich», fragte sie ihren Bruder, «ein Ei kostet nur zehn Pfennige? So billig ist das?»

Der Bruder, ein reicher Nichtstuer, der sein Dasein in Bars und Spielklubs verbrachte, war überrascht.

«Ich sage dir, Lotte», erwiderte er, «Essen kostet überhaupt nichts. Geld braucht man nur für Cocktails.»

Kaspars Liebe wurde zu einer abgöttischen Hörigkeit. Er hätte für Charlotte jedes Verbrechen begangen. Und als er eines Tages im Elend der Emigration wegen eines ungedeckten Schecks ins Gefängnis mußte, ertrug er diese Erniedrigung mit einer Charakterstärke, die nur ein Bessener aufbringen kann.

Charlotte ihrerseits fand das völlig selbstverständlich. Sie war so ge-

wöhnt an die Opferbereitschaft ihrer männlichen Umgebung, in deren Mitte sie wie die Königin von Saba thronte, daß sie gar nicht auf den Gedanken kam, durch ihren maßlosen Egoismus und ihre grenzenlose Verwöhnung schuld an dem dauernden Geldmangel zu sein. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, auch in der Emigration ihre früheren Allüren beizubehalten. Sie trieb sogar einen Kult damit. Sie schlief bis zum späten Mittag, zwang ihre Männer, die sich tagsüber die Füße wundliefen, um das Nötige herbeizuschaffen, die Nächte mit ihr aufzusitzen, und wenn Kaspar ihr nachmittags auf leisen Sohlen das Frühstück ans Bett brachte, dann erst durfte das Haus wach werden, dann durften auch die anderen essen, dann durfte gesprochen, gewaschen und abgespült werden. Kaspar war Mädchen für alles. Er war Einkäufer, Koch und Gesellschaftsdame. Thomas, von jeher indolent, versank allmählich in einer krankhaften Trägheit, in einem völligen Sich-gehen-lassen: eine bewußte Willenslähmung, die er als einzigen Widerstand den Leiden der Emigration entgegensetzte.

In einer Welt, in der die Renten hoch im Kurs standen und die Eier nichts kosteten, war Charlottens Salon eine jener tropischen Inseln gewesen, wo seltene Blumen und erlesene Früchte gedeihen. Die Menschen, die sich dort nach Mitternacht versammelten, sprachen ihre besondere Sprache. Gesiebt und auserwählt, der Gnade teilhaftig, vor den Augen der Hausfrau zu erscheinen, redeten sie einen Jargon, der eigens für diese Kaste erfunden war. Man unterhielt sich in Stichworten. Das meiste wurde als bekannt vorausgesetzt. Hier ward eine ganz bestimmte Denkungsart gezüchtet, die nur den Eingeweihten verständlich war. Wer aus heiterem Himmel in die luxuriöse Wohnung am Kurfürstendamm hineingeplatzt wäre, hätte ein Lexikon mitbringen müssen.

Charlotte zeichnete sich durch scharfe, intellektuelle Witzigkeit aus. Sie hatte Geist. Aber es war der Geist eines unfruchtbaren Gehirns, das nur rasonieren und nicht produzieren kann. Ihre eiskalte, berechnende Erotik wurde von keiner Temperatur des Herzens erwärmt. Sie nährte eine einzige, leidenschaftliche Liebe: die Hingabe an sich selbst. Das Gefühl, das sie für Männer aufbrachte, entsprach etwa dem, was man für seinen Arm oder sein Bein empfindet. Eine Zugehörigkeit, die zu nichts verpflichtet. Kinder waren ihr ein Greuel.

Wie sah sie aus? Sie war gut und regelmäßig gewachsen. Ihr Haar, von kupferroter Färbung, floß in modischen Wellen. Das Gesicht war eher unschön. Sie hatte eine lange Nase und wulstige Lippen, hinter denen unregelmäßige Zähne standen. Dabei war sie stets geschmackvoll und sehr teuer gekleidet, gut geschminkt und umgeben von einer Wolke diskreten Parfums.

Ihre ganze Person schien für die Nacht zugerichtet, in der sie für die passende Beleuchtung sorgte. Sah man sie am Tage, vielmehr am hellen Nachmittag, was selten vorkam, so verbarg sie das Gesicht hinter einer raffinierten Bemalung, die ihr etwas Maskenhaftes verlieh. In

ihren besten Stunden wirkte sie wie ein eigensinniges Schulmädchen, das man sich mit der Büchertasche über den Asphalt schlenkernd vorstellt, verfolgt von älteren Herren mit lüsternen Blicken.

Ihre flachliegenden Augen hatten einen grünlichen Schimmer unter den schwarzen, aufgeklebten Wimpern. Der Körper war robust, obwohl sie ihre Umgebung ständig mit imaginären Krankheiten in Atem hielt. Sie bildete sich ein, an sämtlichen Paragraphen des Gesundheitslexikons zu leiden, und setzte ganze Straßenzüge von Ärzten in Bewegung.

Da sie reich war, brauchte sie Sorgen, um ihr Gewissen zu beruhigen. Diese Sorgen betrafen ihre Verdauung, die Erkältung eines Onkels, der ihr Vermögen verwaltete und sie später betrog, die Spielschulden ihres Bruders, die Kündigung der Dienstboten und vor allem das Kleid für die nächste Premiere.

Unabhängig und souverän, konnte sie sich den Luxus leisten, aufrichtig zu sein. Sie bewies einen erstaunlichen Hochmut gegen Andersgeartete und betrachtete, noch bevor Braunau zur Macht kam, ihre arischen Mitbürger als keineswegs ebenbürtig. Als sie auf der Flucht mit ihrem Kaspar, jeder mit zehn Mark in der Tasche, im Ausland eines der teuersten Hotels bezog, beklagte sie sich über den Mangel an Dienstboten in Deutschland, die wegen der Nürnberger Gesetze ihre Stellungen in jüdischen Häusern aufgeben mußten. Das war ein Hauptgrund ihrer Abreise.

Ich erlaubte mir, einen Einwand zu machen:

«In den letzten Jahren sind Tausende von jüdischen Frauen in unserem verehrten Vaterlande brotlos geworden. Weshalb haben Sie nicht versucht, ein jüdisches Dienstmädchen zu finden?»

Charlotte warf mir einen vernichtenden Blick zu.

«Das kann ich meiner Rasse nicht zumuten», sagte sie spitz.

Und strickte seelenruhig an ihrem Jumper weiter.

Gegenüber von ihr saß Kaspar, der ebenfalls strickte. Er war aus Liebe bereits zum Blaustrumpf geworden und beobachtete mit Argusaugen jedes Mienenspiel der Angebeteten. Dann bestellten die Herrschaften ein Taxi und fuhren mit gepumptem Geld zu ihrem Luxushotel zurück.

Emigranten . . .

Inzwischen wurde ihr Vermögen in Deutschland konfisziert, die Villa kam unter den Hammer, Steckbriefe ergingen. Kaspar, der Charlotte in dem Glauben lassen wollte, sie sei noch immer eine reiche Dame, sequestrierte sie vor sämtlichen Menschen. Wie ein Wachhund lag er vor ihrem Hotelzimmer auf der Lauer. Nicht einmal der Bruder gelangte zu ihr. Thomas' dringende Telegramme blieben unbeantwortet. Das Telephon wurde zensuriert. Und Charlotte, die kluge und überlegene Frau, unterlag dieser Selbsttäuschung, die der erste Schritt zur Verlogenheit ist. Sie steckte den Kopf unter die Bettdecke und ward nicht mehr gesehen.

Da saßen sie nun auf der Tribüne, Kaspar und Thomas. Wir hatten uns in Nizza wiedergetroffen. Es ging ihnen nicht gut. Zwar thronte Charlotte immer noch in scheinbarem Luxus, der durch die Unterstützung eines amerikanischen Verwandten aufrechterhalten wurde. Aber der Spender hatte die Lust verloren. Es kam kein Geld mehr. Die Schulden wuchsen. Koffer und Kleider wurden versetzt. Charlotte trug die Pyjamas ihrer Männer, weil sie angeblich nichts anzuziehen hatte. Dabei rauchte sie kostspielige Zigaretten und ließ sich Fleischpastetchen servieren, während die anderen Tomaten aus dem Garten verschlangen. Ich fiel prompt auf ihr Elend herein.

Und so war meine erste Frage:

«Was macht Charlotte?»

Kaspars Gesicht verfinsterte sich.

«Ich darf gar nicht daran denken», äußerte er. «Zum Glück ist sie bei Bekannten untergebracht.»

Daß diese Bekannten sie wegen ihrer Ansprüche schleunigst wieder vor die Türe gesetzt hatten, erfuhren wir erst später. Sie war in die kleine, möblierte Villa zurückgekehrt, deren Miete durch eine Anleihe beim Hilfskomitee bis Ende September bezahlt war.

Ich beruhigte mich über Charlottens Schicksal, tauschte bei Kaspar ein Stück Salami gegen Schmalz und begab mich auf die Wiese, wo Golo und Marcus aus Decken ein primitives Zelt errichtet hatten. Wir entblößten unsere Oberkörper und sonnten uns.

Gegen Mittag erschien Percy mit einem großen Paket, das soeben von einem Nizzaer Warenhaus für ihn abgegeben war. Es enthielt eine grüne Gummimatratze, die man aufblasen konnte.

«Von meiner Frau», erklärte er stolz.

Er pustete aus vollen Backen in das Ventil, und alsbald schwoh die Matratze ballonartig an. Percy nahm mit größter Ungeniertheit von unserem Zelt Beschlag, breitete seinen Schatz darin aus und warf sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf die pralle Unterlage.

«Gott sei Dank», stöhnte er. «Endlich liegt man weich.»

Wir empfanden nicht den geringsten Neid. Eher etwas wie Überraschung, daß die Macht des Geldes auch in dieser Situation triumphierte. Man konnte sich also Bequemlichkeit kaufen. Die Anarchie, der wir preisgegeben waren, wurde durch geordnete Verhältnisse reguliert. Wer hat, der hat. Das Leben ging weiter.

Dort lag dieser junge Bengel mit dem einfältigen Kindergesicht und nahm unseren Platz ein. Gar nicht böseartig. Mit harmloser Unverfrorenheit. Weil es ihm zukam.

Er war der erste, der das Recht der Besitzenden im Lager der Rechtlosen zur Geltung brachte. Die gemeinsame Not des schmerzenden Hinterteils wurde durch die Galeries Lafayette, Abteilung Gummiwaren, gelindert. Allerdings nur, wenn man die Mittel dazu hatte. Und sich nicht schämte, sie anzuwenden.

«Billig erstanden», verkündete Percy und las einen Begleitbrief seiner Frau. «Im Ausverkauf. Für vierhundert Francs.»

Golos Brillengläser funkelten, aber er sagte nichts. Marcus schnaufte. Percy erhob sich leichtfüßig von seinem elastischen Bett.

«Ich hole mein Mittagessen», erklärte er. «Bitte, würden Sie eine Sekunde auf die Matratze aufpassen.»

Er sprang davon. Ich ergriff den kostbaren Gummi und warf ihn mit einem Schwung aus dem Zelt. Dann stellten wir eine kalte Platte zusammen. Golo diente als Maître d'hôtel.

Als Percy mit seinem Freßkorb erschien, waren sämtliche Plätze besetzt. Er zog eine Schnute.

«Störe ich?» fragte er.

«Ja», erwiderte Marcus trocken.

Percy nahm es nicht weiter übel. Der Gedanke, er könnte unerwünscht sein, kam ihm nicht. Er ließ sich auf sein Luftkissen nieder und vertilgte ein gebratenes Huhn.

Am Morgen waren vom Komitee an die Bedürftigen Nahrungsmittel verteilt worden. Jeder hatte zu essen. Wer Mangel litt, wurde von seinen Nachbarn versorgt. Die Stimmung im Lager hob sich.

Der Rechtsanwalt Meerscham ging vorüber.

«Es heißt, unsere Frauen dürfen uns besuchen», rief er.

Das wirkte elektrisierend.

«Nun», sagte Golo, «dann werden wir von Maryse einiges erfahren. Sie ist nicht umsonst Französin und hat Beziehungen. Ich möchte endlich wissen, was man mit uns vor hat!»

«Geben Sie sich keinen übertriebenen Hoffnungen hin», meinte Marcus. «Es sieht nicht so aus, als ob wir hier bald herauskämen.»

Melitz näherte sich mit langen Schritten.

«Wir sollen morgen abtransportiert werden. Nach Avignon zur Wein-  
ernte.»

«Wer sagt das?»

«Drüben die Posten. Ein Unteroffizier hat es bestätigt.»

Das war ein Schlag.

Spill, einen breitrandigen Strohhut auf dem dünnbehaarten Schädel, gesellte sich zu uns.

«Haben Sie auch von Avignon gehört?» fragte ich. «Das wäre eindeutig. Es würde besagen, daß man uns als Gefangene in ein Arbeitslager schickt.»

«Latrinengerüchte», lächelte Spill. «Lassen Sie sich nicht dumm machen. Vor einer Stunde hieß es, wir kämen nach Perpignan. Da stammt nämlich ein Teil der Bewachungsmannschaften her. Hier dürfte der Wunsch der Vater des Latrinengerüchtes sein. Man weiß gar nichts.»

«Man weiß nur, daß Krieg ist», äußerte Golo sarkastisch.

«Und Italien?»

«Heute nacht soll die Entscheidung fallen», flüsterte Percy auf-

geregt. «Die Alliierten haben ein Ultimatum nach Rom gerichtet. Entweder freier Truppeneinzug oder Einmarsch.»

«Woher wissen Sie das nun wieder?» fragte Marcus ärgerlich.

«Meine Hauswirtin kennt einen General. Man will Italien vor die Alternative stellen. Das ist die einzige Möglichkeit, um den Polen zu helfen.»

«Wohin sollen denn die Truppen marschieren?» forschte Melitz, der sich im spanischen Krieg strategische Kenntnisse erworben hatte. «Etwa an den Brenner?»

«Wenn Italien mitmacht, ja.»

«Und wenn es nicht mitmacht?»

«Nach Jugoslawien und Ungarn, um den Deutschen in den Rücken zu fallen.»

«Hören Sie mal», fuhr Spill dazwischen, «abgesehen davon, daß die betreffenden Staaten auch noch ein Wort mitzureden haben, ist das alles derartig hirnverbrannt . . .»

«Aber es ist wahr», ereiferte sich Percy. «Die Truppen stehen an der Grenze bereit. Sie warten nur darauf, verladen zu werden.»

«Ich schlage vor, wir schicken sie nach Palästina», grinste Golo. «Das ist der nächste Weg zum Kriegsschauplatz. Die Juden werden sie mit offenen Armen aufnehmen. Ich bin überzeugt, man wird sie besser unterbringen als uns.»

Alle lachten. Die mächtige Gestalt von Breslauer tauchte auf.

«Wissen Sie das Neueste?» knarrte er. «Wir kommen nach Afrika in die Kolonien. In Marokko wird ein riesiges Konzentrationslager eingerichtet. Dort bleiben wir für die Dauer des Krieges.»

«Warum nicht gleich auf die Teufelsinseln!»

Dr. Meerscham trat hinzu.

«Das mit den Kolonien», sagte er auf sächsisch, «scheint mir gar nicht so ausgeschlossen. Möglich ist alles.»

Latrinengerüchte . . .

Die Gerüchteverbreiter zerstreuten sich. Percys verwaiste Matratze glühte in der Sonne. Es roch stark nach Gummi.

Wir lagen apathisch im Mittagslicht. Die zunehmende Ungewißheit bewirkte einen Zustand von Nervenspannung, der mit Erschöpfung abwechselte. Die Gedanken drehten sich im Kreise. Immer um denselben Punkt.

«Es hilft nichts», sagte Golo. «Wir müssen versuchen, darüber hinwegzukommen. Ich glaube nach wie vor an das Gerechtigkeitsgefühl Frankreichs. Man wird die Böcke von den Schafen trennen.»

«Sie sind ein Optimist», lächelte Marcus.

«Vielleicht, weil ich ein Maler bin. Sehen Sie nur die unwahrscheinliche Klarheit des Himmels. Den Glanz auf den Bergen. Den Sonnendunst im Tal. Wer das in Farben ausdrücken könnte . . .»

Er versank in Nachsinnen.

Ich fühlte plötzlich eine große Liebe zu ihm. Dieser Percy, dachte ich, führt hier das Geld und die Bequemlichkeit ein. Golo die Kunst. Es ist ihm gleichgültig, wohin er verschickt wird. Er wird überall malen.

Golo betrachtete unentwegt den Horizont. Er saugte die Landschaft in sich hinein.

Die Kraft der Persönlichkeit offenbart sich in ihrem Beharrungsvermögen. Das Wort Archimedes: «Gebt mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich werde die Erde bewegen», galt auch für die Gefangenschaft.

Golo war auf der Suche nach diesem Punkt . . .

Ich blickte über die Bucht.

Dort lag das alte Cagnes auf dem Berg, mit seinem Kastell, weißschimmernd in der durchsichtigen Luft. Ob Angelika auf dem Balkon stand? Ob Marotte, der Hund, jetzt einem Stein nachlief, den die Dame des Hauses ihm warf? Mit ernstem, eifrigem Gesicht stellte er sich mitten auf die Straße und verlangte seinen Tribut.

Sproß der Salat noch? Schnupperten die Kaninchen? Rauschte der Bach durch die Weinfelder?

Gingen die Mädchen noch in die Puppenfabrik und nähten Schürzen und Kleider, die sie den kleinen Stoffkörpern ansteckten?

Oder war alles zu Ende. Evakuiert. Vertrieben. Häuser und Läden den Brandbomben preisgegeben. Gab es noch Menschen in dieser sonendurchfluteten Welt?

Wir wußten ja nichts.

Der zweite Tag der Gefangenschaft ging zur Neige. Wir falteten die Decken zusammen und stiegen auf die Tribüne zu unseren Plätzen. Beklommenen Herzens. Mutlos und traurig. Selbst Golos Humor schien etwas krampfhaft. Nur der dicke Breslauer bewies die Seelenruhe eines guten Appetits.

Endloses Zigarettenrauchen.

Marcus hatte ein paar Arme voll Stroh geholt, das brüderlich verteilt wurde. Wir tranken den letzten Wein.

Wieder begann das nervenzerrüttende Schlurfen der Männer unten auf dem Platz. Gitarren ertönten und Lieder erklangen. Dazu wurde geklopft und gehämmert. Die Zelte wuchsen wie Pilze aus der Erde. Auf geheimnisvolle Weise waren plötzlich Holzlatten und Pfähle vorhanden. Der Raub in der Dunkelheit schien sich zu lohnen.

Auf den Tribünen verschwanden die losgeschraubten Bänke, um als Bodenbelag der Zelte zu dienen. Im Schein der Taschenlampen wurde umgezogen. Ein allgemeiner Aufbruch fand statt.

Die Offiziere sahen nichts oder wollten nichts sehen. Sie blieben unsichtbar. Die Disziplin wurde den Gefangenen selber überlassen. Diese menschliche Haltung entsprach, wie wir später sehen werden, dem Wunsch des Kommandanten, jede unnötige Härte zu vermeiden. Die französische Zivilisation siegte über die Uniform.

Vor den Zelten brannten Kerzen, die sich in der windstillen Luft kaum bewegten. Die Illumination verscheuchte den Trübsinn des Tages. Man atmete freier in der Verzauberung der Nacht. Etwas Animalisches, eine Heiterkeit von Landsknechten, brach aus der heterogenen Masse hervor. Der Gesang dröhnte herzhafter. Sternschnuppen fielen. Man richtete sich häuslich ein.

Plötzlich ertönten Sirenen.

«Aha», sagte Marcus. «Italien rührt sich.»

Der schrille, langgezogene Ton traf uns ins Mark. Wie die Bohrmaschine beim Zahnarzt.

«Ruhe!» wurde gebrüllt. «Licht aus!»

Es wurde totenstill.

Wir blickten angestrengt in der Richtung nach Ventimiglia. Noch war kein Flugzeug zu hören. Die Küste lag in tiefer Dunkelheit.

«Wir sitzen hier wie die Papageien auf der Stange», flüsterte Golo. «Ich glaube, wir können gute Nacht sagen. Unser Fort ist ein militärisches Objekt!»

«Zigaretten auslöschten!» erscholl das Kommando.

Sämtliche Lichtstümpfchen verschwanden. Die Disziplin funktionierte tadellos. Der alte, preußische Gehorsam kam zum Vorschein. Hätte jemand kommandiert: «Hosen herunter!», der Befehl wäre unverzüglich befolgt worden.

«Wir sind in der Falle», schnaufte Breslauer. «Uns können sie abrasieren wie Rettiche beim Bockbierfest.»

Trotz dieser Exponiertheit spürte man keine Angst. Das Abenteuerliche der Situation war erregender als die Gefahr. So fängt der Krieg an, dachte man. Weiter reichte die Phantasie nicht. Als nichts geschah, war man fast enttäuscht.

«Mussolini scheint keine Lust zu haben», meinte Golo sarkastisch.

«Warten Sie ab», Marcus präsentierte eine Tafel Schokolade und raschelte heftig mit dem Papier.

«Ruhe!» rief ein Übereifriger. Wir wagten kaum, abzubeißen. Die Schokolade blieb uns im Halse stecken.

Jedoch kein Flugzeug erschien.

Plötzlich geschah etwas.

Unten auf dem Platz blitzten Streichhölzer auf. Ein paar Unbotmäßige zündeten sich Zigaretten an. Die eiserne Disziplin war durchbrochen.

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich.

«Schlagt die Kerle tot!» schrie man von allen Seiten. «Diese Schweinehunde! Diese Dreckfresser!»

Es nutzte nichts. Die also Bezeichneten rauchten seelenruhig weiter. Einige Beherzte strebten hinab, um den Rauchern Schliff beizubringen. Tableau!

Es waren die französischen Posten. In Unkenntnis des preußischen

Drills ließen sie ihren gesunden Menschenverstand walten. Sie sagten sich: wenn Not am Mann ist, wird man schon das Richtige tun. Eine Zigarette kann nichts schaden.

Die Schliffbeibringer kehrten begossen heim.

«Ob diese Leute wohl jemals begreifen, daß sie in Frankreich und nicht in Deutschland sind?» lächelte Golo.

Mir fiel ein Erlebnis auf der Place Masséna in Nizza ein. Dort fand einmal eine Truppenparade statt. Plötzlich ertönte es hinter mir in einer Gruppe von Emigranten: «Bei uns marschieren sie ganz anders!» Ich drehte mich um und sah den Stolz auf ihren Gesichtern.

Bei uns!

Und dann wundert ihr euch, daß man euch interniert.

«So an schlechten Kaffee würde (bei uns) niemand trinken», schimpften die Herren Österreicher und saßen stundenlang vor ihren leeren Tassen.

Alsdann auf nach Dachau, meine Verehrten. Dort gibt es Schwarzen mit Schlag. Schade, daß ihr euch herbemüht habt.

Die Sirenen verkündeten das Ende des Alarms.

«Darf ich die Herren zu einer Promenade einladen?» sagte Meer-schaum auf der Nachbartribüne. «Ich habe noch eine Schachtel englischer Zigaretten.»

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Wir trafen uns vor den Zelten, wo die Kerzen wieder brannten. Man sang. Man fand sich zusammen. Man tauschte Meinungen aus.

«Haben Sie einmal über das Gesetz der Trägheit nachgedacht?» philosophierte Marcus. «Welche Zustände spielen die größte Rolle im menschlichen Leben? Gewohnheit und Umgewöhnung. Die Kameradschaft entsteht durch das Bewußtsein gleicher Schicksalsverketzung. Nur so ist der Krieg vorstellbar. Nur so ist er überhaupt möglich. Nehmen Sie an, man verlangt jetzt von uns, wir sollten drüben das Fort stürmen. Würden Sie mich im Stich lassen? Nein. Sie würden sich schämen. So wird der Mut, den der einzelne nur in schwachem Maße hat, durch die allgemeine Verbundenheit zum Heroismus gesteigert. Todesverachtung ist ein Phänomen des Kollektivismus. Wie bei den Ameisen.»

«Gewiß», erwiderte Meerschaum mit Leipziger Bonhomie. «Deshalb kann der autoritäre Staat seine Untertanen zu den sinnlosesten Opfern zwingen. Wie bei den Ameisen.»

«Nur mit dem Unterschied», wandte ich ein, «daß die Ameisen keiner Propaganda unterliegen.»

«Die Ameisen», äußerte Golo, «gehörchen einem kosmischen Trieb, der sich unserer Kenntnis entzieht. Vielleicht ist er gar nicht so sinnlos. Die Deutschen dagegen erheben den Anspruch, die besten Ameisen Europas zu sein. Was sage ich! Europas? Sie sind die Termiten der Welt. Genauso blind. Genauso eroberungssüchtig. Alles zerbeißen. Alles unterminieren. Der berühmte Siegeszug ins Leere. Nascitur ridiculus mus.»

Thomas und Kaspar stießen zu uns.

«Vive la France», sagte Kaspar. «Trotzdem. Wir atmen die französische Luft. Man muß sich entscheiden, wohin man gehört. Ich für meinen Teil habe gewählt.»

Und, als käme das Echo auf seine Worte, begann die Musik erst zaghaft, dann immer deutlicher die Klänge der Marseillaise zu spielen. Hunderte von Stimmen fielen ein. Der Gesang formte sich zu einer mächtigen Hymne:

«Allons enfants de la patrie . . .»

So sangen die armen Teufel im Lager von Fort Carré. So sangen sie in Antibes. Unter den Sternen des Mittelmeers. Am dritten Kriegstage. Sie sangen verzweifelt, mit dem überströmenden Gefühl ihres Herzens:

«Contre nous de la tyrannie

L'étendard sanglant est levé . . .»

## VI

Wir hatten seit Tagen nichts Warmes in den Leib bekommen. Das spürte man am nächsten Morgen. Ein gutmütiger Posten, der am Ausgang Wache stand, versorgte uns mit Wein. Aber man kann nicht dauernd sein Frühstück mit Alkohol beginnen. Und so muß ich in den Kreis unserer Erzählung eine Persönlichkeit einführen, die sich in der Folge bei allen Lagerinsassen größter Liebe und Achtung erfreuen sollte: das ist Luchs.

Er stammte aus Mainz. Aus der Versicherungsbranche. Vor Jahren nach Italien ausgewandert, war er in einem Boot nach Frankreich geflohen, als die Nachkommen des Romulus ihre arische Abstammung entdeckten. Leider sah er so jüdisch aus, daß es sogar den rassereinen Italienern auffiel. Und das will etwas heißen.

Wir bemerkten den kleinen Mann, dessen Gesicht nur aus Nase bestand, wie er sich mit einem Spirituskocher zu schaffen machte. Drei Reihen unter uns hantierte er emsig vor einem Handkoffer aus Pappkarton, dem er viele Dosen und Töpfe entnahm.

«Was macht denn der da?» fragte Marcus erstaunt.

Luchs hatte die Frage gehört. Er wandte sich mit schiefem Kopf um und blinzelte zu uns hinauf.

«Kaffee, meine Herren. Heißen Kaffee. Die Tasse für einen Franc.»

Das war allerdings überwältigend.

«Wir abonnieren», rief Golo. «Jeder eine Tasse.»

Luchs schlenkerte mit der Hand zum Zeichen des Einverständnisses. Man sah, wie er kochendes Wasser in einen Topf goß. Dann streute er aus einer nicht ganz sauberen Tüte Zucker hinein.

Wir nahmen unsere Becher und begaben uns zu diesem Wunder in

Menschengestalt. Luchs schüttete jedem eine genau abgemessene Tasse der kostbaren Flüssigkeit ein. Der Kaffee schmeckte ausgezeichnet.

«Wenn die Herren Schokolade wollen — die gute Luchsschokolade!»

Er öffnete vorsichtig einen Spalt seines Handkoffers. Wir trauten unseren Augen nicht. Ein ganzer Laden kam zum Vorschein.

«Gell», schmunzelte Luchs. «Da staunen die Herren. Luchs hat alles. Seife, Kerzen, Klosettpapier. Zigarren und Zigaretten. Taschenlampen. Feinste Sardinien. Echte Salami, frisch aus Italien importiert. Bitte zu versuchen», er schnitt ein Stück Wurst ab. «Erstklassige Ware. Zu billigsten Preisen. Bitte sich zu bedienen. Noch ein Täßchen Kaffee gefällig?»

«Ich spendiere eine Runde», sagte Marcus erschüttert. Wir zogen uns mit dampfenden Bechern auf unsere Plätze zurück.

«Dank diesem kleinen Juden», äußerte Golo, «sind wir wieder zu Menschen geworden. Mit dem Getränk im Leibe blicke ich etwas zuversichtlicher in die Zukunft.»

Marcus nickte:

«Erstaunlich. Wer kommt auf den Gedanken, sich einen Laden mitzubringen! Unsereins hat Angst, seine Zahnbürste zu vergessen. Und der hat nur eine Sorge: das Geschäft.»

Breslauer erschien, reich beladen. In der einen Hand mehrere Rollen Klosettpapier, in der anderen fünf Tafeln Schokolade. Aus der Brusttasche seines Trainingsanzugs lugte ein Stück Wurst.

«Wirklich nicht teuer», grunzte er anerkennend. «Dieser Kaffeefritze ist ein Wohltäter. Gott läßt sein Volk nicht untergehen.»

«Eins muß man den Juden lassen», sagte Golo, «sie verstehen ihr Geschäft. Sie schlagen aus den Bedürfnissen der Menschen Kapital. So unsympathisch das sein mag, ich frage: was ist wichtiger — daß wir warmen Kaffee bekommen und Luchs seine zwanzig Centimes an jeder Tasse verdient oder daß wir alle Trübsal blasen? Ihre Urgroßväter saßen noch im Getto. Ihre Großväter finanzierten bereits Staatsaktionen. Ihre Väter wurden geadelt und verkehrten bei Hofe. Und die Enkel schlägt man tot. Nur dieser Luchs ist unverwüstlich. Das ist der ewige Jude mit dem Bauchladen. Der wird sämtliche Hitlers überleben.»

Luchs hatte seine Chance begriffen. Er stellte Unterhändler an, die am Gewinn beteiligt waren. Seine Vorräte schienen unerschöpflich. Bald hörte man im ganzen Lager den einladenden Ruf: «Die gute Luchsschokolade — zwei Francs fünfzig die Tafel — das seidenweiche Klosettpapier — kostet nur einen Franc!»

Der Handel organisierte sich. Das Kaffeegeschäft blühte.

«Ich muß meine Frau ernähren», pflegte Luchs zu erwidern, wenn jemand die Preise drücken wollte. Manchmal traf man ihn im Selbstgespräch an.

«Das Kochen ist zu teuer», murmelte er. «Es frißt mir den ganzen Spiritus.» Und er verfiel auf die geniale Idee, sich von der Feldküche heißes Wasser zu kaufen. Die Soldaten, die ihm für einen geringen Tri-

but Ware lieferten, gingen im wahren Sinne des Wortes für ihn durchs Feuer.

Er war gerissen, aber er hatte Herz. Kaspar belauschte eines Tages folgende Szene.

Ein Mann mit zerlöcherter Hemd kam zu Luchs und begehrte, zwei Zigaretten zu kaufen.

«Weshalb willst du nicht die ganze Schachtel nehmen?» fragte ihn dieser.

Der Mann schwieg.

«Hast du kein Geld? Mir kannst du's ja sagen.»

Der Mann antwortete nicht. Er versteifte sich auf zwei Zigaretten.

«Ach was», sagte Luchs und steckte ihm eine volle Schachtel in die Tasche. «Nimm nur. Ich hab heute schön verdient.»

Soviel Freigebigkeit konnte der andere nicht fassen. Luchs gab ihm einen freundschaftlichen Stoß in den Rücken.

«Laß gut sein. Ich bin auch ä Jud.»

Es gab auch Arier im Lager. Sonst wäre Luchs verloren gewesen. An jüdischen Feiertagen bediente ein Schabbesgoi die Kaffeemaschine.

«Wieso eigentlich?» fragte Kaspar. «Sie sind doch gar kein frommer Jude?»

Luchs lächelte verschmitzt.

«Ich nicht. Aber was sollen die andern denken! Man muß auf die Kundschaft Rücksicht nehmen.»

Sprach's und wiegte sinnend das Haupt.

Nur etwas verbitterte ihn. Als später durch Pakete eine Versorgung im großen Stil einsetzte, tat sich Konkurrenz im Lager auf. Junge, galizische Sprößlinge von nicht sehr vertrauenerweckendem Aussehen unterboten ihn mit minderwertiger Ware.

«Da soll man nicht Antisemit werden», fauchte Luchs. «Ich bin ein ehrlicher Mensch. Ich betrüge nicht. Die Brüder aber», er machte eine verächtliche Geste, «bescheißen einen, wo sie können. So etwas sollte verboten werden.»

Er stellte sich um. Fortan ließ er belegte Brote ins Lager kommen und servierte sie zum Kaffee. Mit mächtigem Erfolg.

«Nein», sagte Kaspar, «unser Luchs ist nicht zu schlagen. Sogar seine Butter ist erstklassig. Ich kenne mich aus.»

Nun waren wir schon den dritten Tag in Antibes. Am Nachmittag dieses Tages ereignete sich eine Sensation. Die ersten Frauenbesuche kamen.

Es gab damals viele Internierungslager in Frankreich. Soviel ich weiß, gehörten wir zu den wenigen, die Besuche empfangen durften. Die Lagerkommandanten entschieden selbständig über alle Maßnahmen innerhalb ihres Befehlsbereichs. Später erfolgten Instruktionen höherer Instanzen.

Wir hatten das Glück, zwei besonders wohlwollende Vorgesetzte zu

haben. Unser Kommandant, ein korrekter, gewissenhafter Offizier, befahl nach drei Tagen, Baracken zu bauen und eine Verpflegung einzurichten. Sein Adjutant, wir wollen ihn den Capitaine nennen, zeichnete sich durch eine menschliche Anteilnahme aus, die beim Militär nicht immer üblich ist. Er verbarg sein gutes Herz hinter einer burschikosen Haltung, damit es ihm keinen Streich spiele. Er empfand die Ungerechtigkeit dieses ganzen Zustands und tat alles, was in seiner Macht stand, um uns das Leben zu erleichtern. Dabei hielt er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Er wußte, daß hier Menschen interniert waren, die in deutschen Konzentrationslagern Prügel und Folter erlitten hatten. Sein Gefühl empörte sich dagegen. Aber er mußte gehorchen.

Der Kommandant ging in seiner Hilfsbereitschaft bis an die Grenze des Möglichen. Ja, er ging darüber hinaus. Er gestattete den Frauen, ihre Männer in einem abgeteilten Raum des Lagers zu sehen, direkt am Eingang, wo sie ihnen Pakete bringen durften. Als später Mißbräuche eintraten, wurden die Besuche hinter ein Drahtgitter verlegt und nur an bestimmten Tagen erlaubt. Man richtete eine reichhaltige Kantine ein, die vom Käse bis zum Champagner alles lieferte, was das Herz begehrte. Schließlich wurden sogar Urlaube gewährt.

Der Lagerarzt, ein Mann von Wissen und Verantwortung, entließ jeden, den ein nachweisbarer Defekt lagerunfähig machte. Dabei wurde sehr großzügig verfahren. In den ersten Tagen hat man Hunderte von Menschen nach Hause geschickt.

Diese drei Offiziere sind ein Ruhmesblatt der französischen Armee. Und wenn Monate später in einer Kammerdebatte wegen der Internierungen der Innenminister von «schmerzlichen Situationen» sprach, die notgedrungen eintraten, dann wollen wir dankbar unserer Vorgesetzten gedenken. Weil sie uns nicht als Feinde betrachteten, sondern als Opfer der Bürokratie. Als Gleichberechtigte, die ein unseliges Schicksal der Freiheit beraubte. Weil hier, im Lager von Antibes, Frankreichs wahres Herz schlug. Das Herz von Montesquieu und Victor Hugo . . .

Eine Stimme rief: «Golo!» Der Ruf pflanzte sich über die Tribünen fort. Golo sprang die Stufen hinunter. Am Eingang stand Maryse.

Maryse im Sommerkleidchen. In Hosen wagte man nicht zu erscheinen. Die Strandeleganz wurde mit einer einfachen Garderobe vertauscht. Mit dem Erfolg, daß die meisten Damen wie junge Mädchen aussahen. Was ihnen ausgezeichnet stand.

Maryse hatte Tränen in den Augen. Sie schleppte eine voll bepackte Markttasche mit Tomaten, Melonen, Wein und Milch. Hinter ihr stand Gladys mit selbstgebackenen Pastetchen, begleitet von einer Thermosflasche heißen Tee.

Wir wurden umarmt und geküßt. Maryse ließ Golo's Hals nicht los.

«Keine Angst», rief der Posten, «man nimmt ihn Ihnen nicht weg.»

Der Capitaine, die Zigarette schief im Mundwinkel, ging vorbei und besah sich den Andrang. Draußen warteten Hunderte von Frauen. Das

Gedränge wurde lebensgefährlich. Die Wachmannschaften hatten große Mühe, den Verkehr zu regeln. Man konnte immer nur eine kleine Anzahl hereinlassen. Die Sprechzeit wurde auf Minuten beschränkt.

Die Frauen benahmen sich wie eine losgelassene Meute. Sie schrien und tobten, stießen einander die Ellbogen in den Busen und kreischten derartig, daß die Männer im Lager unruhig wurden. In dem allgemeinen Lärm war kein Wort mehr zu verstehen. Jeder glaubte, seine Frau sei gekommen und stürzte besessen zum Eingang. Diese Massenbewegung konnte die übelsten Folgen haben. Die Kommandantur, in der Absicht, ein gutes Werk zu tun, entfesselte die Anarchie. Es war abzusehen, daß der Amoklauf der Geschlechter mit einem Besuchsverbot enden mußte. In diesem Augenblick reckte sich ein hochgewachsener, schwarzhaariger Mann von etwa vierzig Jahren vor den Tobenden auf.

«Zurück!» brüllte er. «Alle zurück!»

Man gehorchte ihm unwillkürlich. Seine Erscheinung hatte etwas Imponierendes. Er sprang vor die Barriere, streckte beide Arme aus und brachte Ordnung in den Haufen wilder Tiere, der männlichen wie der weiblichen.

«Wer sich vordrängt, den lasse ich abführen», schrie er. «Merkt euch das!»

Er hatte keine Machtbefugnis. Aber es wirkte trotzdem. Ein junger Bengel, mit weiblichen Allüren und einem bunten Tuch um den Hals, kehrte sich nicht an das Verbot. Selbstsicher und unverschämt durchschritt er die Absperrung. Der Schwarzhaarige stellte sich ihm in den Weg. Der Ephebe wollte etwas sagen, aber er kam nicht mehr dazu. Jemand ergriff ihn mit zwei Fingern am Rockzipfel und führte ihn hinter die Barriere. Es war der Capitaine. Er hatte die ganze Szene beobachtet und hielt es für nötig, einzugreifen. Geräuschlos. Ohne ein Wort. Die Sache war im Nu erledigt.

Seit diesem Vorfall genoß der Schwarzhaarige eine unbestrittene Autorität. Auch bei den Offizieren. Er organisierte die Besuche. Er wurde, sozusagen, der vereidigte Torwächter. Ein früherer österreichischer Oberleutnant namens Sturm.

Wir werden noch von ihm hören. Viel gehaßt und viel umworben, schwankt seine Persönlichkeit in der Geschichte des Lagers. Eins ist Tatsache: durch sein entschlossenes Auftreten rettete er die Situation. Ihm verdankten wir, daß wir mit der Außenwelt in Verbindung bleiben konnten. Sein späteres Verhalten war nicht immer einwandfrei. Aber für lange Zeit wurde er der wichtigste Mann im Lager. Er erhielt den ehrenvollen Spitznamen: «General Sturm».

Maryse mußte sich losreißen. Die Sprechzeit war zu Ende.

«Wir kommen morgen wieder», riefen die Frauen. «Wir bringen euch Kissen und Zigaretten mit. Schreibt auf, was ihr sonst noch haben wollt. Und verliert den Mut nicht!»

Gladys' kleiner, rotgrüner Wagen wurde beim Öffnen des Tores sichtbar. Dann verschwanden die beiden in der menschlichen Flut.

Eine Stunde später wurde mein Name aufgerufen. Sturm ließ Zettel schreiben, die man den Besuchsempfängern aushändigte. Und diese gaben sie dann bei der Kontrolle ab. So wurde ein unnötiger Andrang vermieden. Im Lager herrschte Disziplin.

Nicht aber draußen. Dort spielten sich richtige Schlachten ab.

Ich fand meine Freundin in ramponiertem Zustand. Man hatte sie beinahe totgequetscht. Das Wiedersehen erschütterte mich. Ich spürte ein trockenes Gefühl im Hals. Mechanisch nahm ich das Freßpaket.

«Weshalb bist du ins Lager gegangen», sagte sie. «Du hättest abwarten sollen. Ich habe mit Suzanne telefoniert. Sie ist beim Präfekten gewesen. Du, als Staatenloser, brauchtest nicht. Das hat der Präfekt ausdrücklich gesagt. Jetzt bist du in der Hand der Militärs. Jetzt ist nichts mehr zu machen. Suzanne wird dich morgen besuchen. Dann kannst du selber mit ihr reden.»

«Das Furchtbare ist, Gefangener zu sein», preßte ich hervor. «Weshalb schicken sie uns nicht an die Front? Dort sind wir wenigstens freie Menschen. Nein. Das haben wir nicht verdient. Wir, die wir Frankreich über alles lieben . . .»

Ich mußte mich abwenden.

«Sei nicht verzweifelt. Denk an die Menschen, die nicht wiederkommen. Wir können uns noch sehen und miteinander reden. Du wirst nicht ewig hier bleiben. Hab Geduld.»

Wir wurden getrennt.

«Gib dem Hund einen Kuß auf sein schwarzes Fell», rief ich ihr nach. Dann schloß sich das Tor. Ich wandte mich um und stand vor dem Capitaine.

«Merci, mon Capitaine», bedankte ich mich.

Er nickte mir zu. Ich stieg langsam und müde die Tribünen hinauf. Mein Herz war schwer von Trauer.

Oben angelangt, traf ich Kaspar und Thomas, die mich unruhig erwarteten.

«Wie war es?» fragte Thomas.

«Trostreich.»

«Hör mal», begann Kaspar mit belegter Stimme, «glaubst du, wir könnten Charlotte bitten, uns einmal zu besuchen? Oder meinst du, das regt sie zu sehr auf?»

«Bestimmt regt es sie auf», unterbrach Thomas.

«Ich habe Sie nicht gefragt», schrie Kaspar. «Ich habe ihn gefragt. Er kennt Charlotte und ist mit uns befreundet. Er soll offen sagen, was er denkt.»

«Ich bin überzeugt, sie wird kommen. Auch ohne eure Aufforderung. Das ist doch völlig selbstverständlich.»

Kaspar biß sich an den Nägeln.

«Wir müssen alles vermeiden, was sie beunruhigt. Sie ist krank und schwach.»

«Ich werde Gladys bitten, sie in ihrem Auto mitzunehmen. Gladys ist Engländerin, Maryse Französin. Da ist sie am besten aufgehoben.»

Kaspar umarmte mich fast. Seine Augen strahlten.

«Das ist eine gute Idee.»

Übrigens, dachte ich, selbst wenn sie im Autobus fahren sollte, wie die anderen, würde ihr kein Stein aus der Krone fallen. Diese jüdische Prinzessin wird sich hübsch anstellen und warten, bis die Reihe an sie kommt. Und laut sagte ich:

«Morgen wird das Zettelsystem auch draußen angewandt. Man braucht also kein Gedränge mehr zu befürchten. Man muß mit einer Stunde Wartezeit rechnen. Das ist jedenfalls besser als blaue Flecke.»

«Wie», rief Kaspar entsetzt, «eine Stunde warten? Das kann Charlotte nicht.»

«Dann lernt sie es», versetzte ich trocken und wandte mich ab.

Dr. Marcus wurde aufgerufen. Der Freund aus Nizza hatte ihm eine gepolsterte Unterlage gebracht. Er schenkte uns großmütig sein Stroh. Unser Nachtlager wurde immer luxuriöser.

«Wenn das so weitergeht», sagte Golo, «können wir bald ein Möbelgeschäft aufmachen.»

Marcus brach plötzlich in lautes Lachen aus.

«Nanu?» wunderte ich mich. «So gut war der Golosche Witz doch gar nicht.»

«Darüber lache ich auch nicht», erklärte Marcus. «Stellt euch vor, als ich unten die Kontrolle passiere, wer steht da? Luchs. Als Ausrufer. In der Hand einen Zettel, von dem er mit flüsternder Stimme einen Namen abliest. «Mensch», sagte ich, «das hört doch niemand. Da können Sie lange flüstern. Weshalb brüllen Sie denn nicht?» Luchs zwinkerte mir zu. «Weil das Papier rar ist.» Ich muß wohl ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, denn er nahm mich beiseite. «Wenn sich niemand meldet, verfällt der Zettel. Dann wird ein neuer ausgeschrieben.» Er zog eine Unmenge Zettel aus der Tasche. «Die brauche ich für meine Bestellungen. Im ganzen Lager ist kein Papier aufzutreiben. Das gibt es nur auf der Kommandantur.» Jetzt begriff ich. «Gell», nickte Luchs, «da wundert sich der Herr Doktor. Vom alten Luchs kann man noch was lernen.» Er zog die Baskenmütze in die Stirne, begab sich an die Barriere und sammelte weiter. Auf Kosten der Militärbehörde.»

Breslauer, der gerade ein Stück der guten Luchsschokolade kaute, prustete los.

«Und so was wird aus seinem Vaterlande vertrieben. Kein Wunder, daß Deutschland vor die Hunde geht.»

Ein Anschlag wurde verlesen.

Die Kommandantur teilte mit, daß wegen beabsichtigter Maßnahmen der Regierung die Internierten aufgefordert würden, sich Loyalitäts-

zeugnisse zu verschaffen. Diese Erklärungen müßten von ausländischen Instituten oder Verbänden abgegeben werden, die in Frankreich akkreditiert und zugelassen seien. Was das für Verbände sein sollten, wurde nicht gesagt.

Die Menge hörte schweigend zu.

«Ein Hoffnungsschimmer», sagte Meerschaum.

«Meiner Ansicht nach bedeutet das den Anfang der Siebung», meinte Golo. Und zu mir gewandt: «Bist du nicht Mitglied des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller im Ausland?»

«Nein», erwiderte ich. «Dieser Redeklub eines bedeutungslosen Grüppchens war mir immer ein Greuel. Ich kenne den Vorsitzenden aus langjähriger Erfahrung. Was ihm in Berlin nicht gelang, hat er endlich in Paris erreicht. Drüben hat man ihn ausgelacht und hier darf er quatschen. Umhüllt von einer politischen Toga, spielt er sich auf seinem Pöstchen als Gesinnungsrichter der emigrierten Literatur auf. Daß er kein Talent hat, mag noch hingehen. Leider ist er auch ein Dummkopf.»

«Dieser Typus macht sich in Frankreich breit.»

«Nur in Frankreich. Weil die Franzosen keine Ahnung von deutschen Werten haben. Deshalb kann man ihnen alles einreden. Sehr zu unserem Schaden. Wenn sie schließlich dahinterkommen, müssen die anständigen Menschen es büßen.»

General Sturm erschien vor den Tribünen.

«Sämtliche tschechoslowakischen Staatsangehörigen sofort zur Kommandantur.»

«Aha», sagte Marcus. «Die werden entlassen.»

Das wurden sie auch.

«Und wir Österreicher?» versetzte Spill. «Was wird mit uns?»

«Euch verdanken wir unseren Adolf», lächelte Thomas. «Zur Strafe dafür müßt ihr im Lager bleiben.»

«Wer hat ihm die deutsche Staatsbürgerschaft verliehen? Wir oder ihr?»

«Diesen edlen Wettstreit hat längst die Geschichte entschieden», erwiderte Kaspar. «Der Nachfolger Wilhelms setzt das Raubrittertum der Hohenzollern fort. Nur mit anderen Methoden. Man betrachtet die Gangster von Chicago irrtümlich als eine amerikanische Spezialität. Das heutige Deutschland ist viel schlimmer.»

«Unsinn», sprach Meerschaum gereizt. «Hitler ist nicht Deutschland.»

«Sie sind ein Patriot», sagte ich milde. «Sie werden mit Recht von den Nazis verfolgt. Sie berufen sich auf die Klassiker in Weimar. Ich entstamme selber, wie man so schön sagt, der Goetheschen Blutsgemeinschaft. Der Geheimrat war ein Weltbürger und machte kein Hehl daraus. Wir sind international gebunden. Das können Sie bei den Bonzen der Partei nachlesen. Weimar wanderte nach Frankreich aus. Und weil man nichts damit anzufangen weiß, hat man es interniert.»

«Es ist Zeit, schlafen zu gehen», gähnte Thomas.

Wir sanken aufs Stroh.

In dieser Nacht fand ich keine Ruhe. Ein altes Magenleiden, durch die Konservenkost geweckt, verursachte mir heftige Schmerzen. Ich muß mich krank melden, dachte ich. Zum Glück habe ich meine Röntgenplatte bei mir.

Aber — soll ich wirklich zum Arzt gehen?

Schon war die Gemeinschaft mit den Kameraden so stark, daß der Gedanke, sie zu verlassen, mir wie Fahnenflucht vorkam.

Wie hatte Marcus gesagt?

«Nur so ist der Krieg vorstellbar. Nur so ist er überhaupt möglich.»

Gut. Wir werden sehen. Die Gefährten schliefen im Umkreis.

Ich streckte meine Hand aus und berührte Golos Bein. Er rührte sich nicht.

Unten, zwischen den Zelten, wanderten die unentwegten Nachtbummler. Eine merkwürdige Mischung, dieses ganze Lager. Verkappte Nazis, vertriebene Juden, Intellektuelle, Geschäftemacher, Spione . . . Diplomaten der Aristokratie, die der Krieg überraschte . . . Sogar Seine Durchlaucht, Fürst Starhemberg, hatte uns mit einem flüchtigen Besuch beehrt. Der Besieger der Wiener Sozialdemokraten wurde allerdings schleunigst wieder auf freien Fuß gesetzt. Im vollen Heimwehrglanz.

Ob Otto von Habsburg auch ins Lager mußte?

Ich zog die Decke über den Kopf und erwartete den Morgen.

## VII

Trotz meiner Gewissensbisse ging ich am nächsten Tage zum Arzt. Das war leichter gewollt als getan.

Hinter den Tribünen, vielmehr darunter, befanden sich die Büroräume des Sportplatzes mit Garderoben und Duschen. Dort hatte sich die Kommandantur eingerichtet. Dort waren Schreibstuben, Intendantur, Vorratskammern und Schlafsäle für die Mannschaften. Der Duschaum diente als Revierstube.

In dem schmalen Gang, der zum Arzt führte, standen die Patienten zusammengepreßt wie die Heringe. Draußen schloß sich eine lange Reihe Wartender an. Hunderte von Menschen klebten aneinander und kämpften um jeden Millimeter Boden. Sprechstunde war morgens von 8 bis 9 und mittags von 2 bis 3.

Die Aufsicht führte ein junger, bleichgesichtiger Medizinkundiger aus Wien, der diesem Andrang gegenüber ohnmächtig war. Nachdem man stundenlang in der glühenden Sonne gestanden hatte, wurde man wieder fortgeschickt. Mittags wiederholte sich dasselbe. Ab und zu fiel einer um.

«Weshalb geben Sie keine Nummern aus?» regte ich an. Das geschah

schließlich. Aber das Bleichgesicht verwechselte die Nummern, vergaß die Reihenfolge und steigerte nur die Verwirrung. Schon jetzt begann, was später großen Mißmut im Lager erregen sollte: die in der Mehrzahl befindlichen Österreicher bemächtigten sich sämtlicher Posten zum Schaden ihrer deutschen Leidensgenossen. Sie führten einen grenzenlosen Schlendrian ein und protegieren einander, wo sie nur konnten.

Neben mir lehnte ein Mann, der an Angina pectoris litt und schon tagelang gewartet hatte. Seine Laune war keineswegs rosig. Dieser Mann geriet plötzlich in sinnlose Wut. Ein Kahlkopf mit listigen Augen zwängte sich durch die Einklemmung und preßte ihn gegen die Mauer. Mein Nachbar steckte die Brille in die Tasche.

«Schon wieder drängt er sich vor, dieser Saukerl!», fluchte er. «Aber diesmal kommt er nicht durch.»

Der Kahlkopf blickte ihn böse an und sagte nichts.

Der Brillenlose ergriff ihn am Kragen, was ihm einen wohlgezielten Stoß eintrug. Unsere ganze Reihe kam ins Wanken.

«Um Gottes willen!», sagte eine Stimme hinter mir. «Ein Jude geht auf den anderen los!»

Diese niederschmetternde Feststellung lähmte die Kampfhähne. Der Kahlkopf behauptete seinen Platz. Der Brillenlose wischte sich den Schweiß von der Stirne.

«Und er kommt trotzdem nicht durch», drohte er. «Er wird schon sehen.»

Noch einmal erhob sich klagend die Stimme hinter mir:

«Daß so etwas unter Juden möglich ist!»

Wahrhaftig, sie standen an der Klagemauer. Die babylonische Gefangenschaft war ein Kinderspiel gegen Antibes. Ein ausgemergelter Mensch, der seit Wochen gehungert hatte, brach ohnmächtig zusammen. Man transportierte ihn ab. Als er kurz darauf entlassen wurde, bepackten wir ihn mit Vorräten. Er ging schluchzend von dannen. Mit hundert Francs in der Tasche, die wir für ihn gesammelt hatten.

Mein Nachbar setzte seine Brille wieder auf.

«Man will uns zugrunde richten», sagte er und blickte auf die Tragbahre, mit der man den Ohnmächtigen fortschaffte. «Überall. Auch in Frankreich.»

Ich verließ die Reihe und legte mich in den Schatten. Ich konnte nicht mehr . . .

Als ich mich mittags wieder anstellte, ging ein Unterarzt vorbei und sah zufällig meine Röntgenplatte.

«Kommen Sie sofort herein», befahl er. «Ich werde Sie untersuchen.»

Ich wollte mich auskleiden. Der Arzt winkte ab. Er hielt die Platte gegen das Licht, nahm den Befund auf und schrieb einen Schein aus.

«Sie werden entlassen. Melden Sie sich bei der Kommandantur.»

Der Kommandant war abwesend. In einer Stunde wiederkommen.

Ich kletterte mit gemischten Gefühlen auf die Tribüne.

«Sie Glücklicher», rief Marcus. «Dabei sehen Sie aus wie ein Gespenst. Ich verordne Ihnen zwei Wochen Diät. Dann ist die Sache wieder in Ordnung. Schonen Sie sich. Und seien Sie froh.»

Ich konnte mich nicht freuen.

Kaspar umarmte mich.

«Du hast es hinter dir. Du bist frei.»

«Das ist ein Aufschub», erwiderte ich. «Keine Lösung. Krankheit bedeutet nicht Freiheit. Ihr werdet sehen.»

«Unsinn», erklärte Thomas. «Du bist ein alter Pessimist.»

Ich sollte recht behalten . . .

«Übrigens», fuhr Thomas fort, «deine Freundin war hier mit einer französischen Dame. Dein Name wurde ausgerufen. Als du nicht kamst, sind die Damen weggegangen. Sie durften nicht länger im Lager warten.»

Golo erschien, schwer beladen.

«Das haben unsere Mädchen gebracht. Ich habe das Deine mit in Empfang genommen. Maryse und Gladys warten draußen im Auto. Ich sagte ihnen, du würdest vielleicht entlassen. Wenn es nicht zu spät wird, nehmen sie dich mit.»

Ich holte meinen Entlassungsschein. Dann erhielt jeder seinen Anteil an meinen Vorräten. Thomas und Kaspar bekamen mein Stroh.

Alle Freunde begleiteten mich bis zur Barriere. Dort nahmen wir Abschied.

Das Tor ging auf und schloß sich hinter einem einzelnen Mann. Tatsächlich: da standen Maryse und Gladys. Der rotgrüne Wagen leuchtete in der Nachmittagssonne.

Freiheit — — —

Wenn ein Mensch nach starken Schicksalsschlägen wieder in sein gewohntes Geleise zurückkehrt, scheint es ihm zunächst, als wäre nichts geschehen. Erst viel später kommen ihm die Ereignisse zu Bewußtsein, und er vermag sich über das Gewesene Rechenschaft abzulegen.

Ich ging am Tage meinen früheren Beschäftigungen nach. Das Leben in meiner Umgebung hatte sich wenig verändert. Die Tatsache, daß Krieg war, wurde allgemein hingenommen. Als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. So schnell verdaut die menschliche Natur das Ungewöhnliche.

Nur im Traum erlebte ich die im wachen Zustand nicht faßbare Wirklichkeit. In den Nächten befand ich mich im Lager, auf Schlachtfeldern und bei Bombenangriffen. Ich wurde mit einer Patrouille vorgeschickt und als Deserteur verhaftet. Die aufgetriebenen Bäuche toter Pferde stanken zum Himmel. Der entsetzliche, süßliche Leichengeruch vermischte sich mit dem Qualm niedergebrannter Städte. Über den Tribünen knatterten die Flugzeuge. Im Duschaum wurde einem Verwunde-

ten das zerschossene Bein amputiert. Und die gute Luchsschokolade kostete immer noch zwei Francs fünfzig . . .

Ein sanfter, traubenschwerer September. Mein Vermieter, Herr Marius, kommt manchmal auf Urlaub. Den Urlaub nimmt er sich. Das geht noch. Bei den Matrosen in Nizza ist man nicht so genau. Seine Mutter, die alte Bäuerin, blickt versorgt auf die brachliegenden Felder. Niemand hat mehr Lust zur Arbeit. Wer weiß, was morgen sein wird.

Madame Marius jätet in den Nelkenpflanzungen. Sie steht oben auf dem Hügel und ruft ihren Mann. Aber Herr Marius will nichts davon wissen.

«Blumen?» sagt er und zuckt die Achseln. «Für wen noch? Es ist ja doch alles aus.»

Nur Paul, der Zwölfjährige, bleibt unerschüttert. An seinen schulfreien Tagen hackt er die Erde auf. Mit dem Mut und der Zuversicht seiner Jugend pflanzt er Kohl und steckt Kartoffeln. Für ihn ist der Krieg ein Blödsinn von Erwachsenen. So dumm, denkt er, sind wir nicht einmal in der Schule. Schön; man prügelt sich. Aber nicht Tag und Nacht.

Mein schwarzes Kaninchen hat acht Junge geworfen. Es bekommt jeden Morgen einen Teller Kleie. Das Grünfutter hole ich am Bach.

Blaue und weiße Trauben hängen in schweren Dolden. Bald ist Wein-ernte. Ich biete mich zum Pflücken an.

«Na», sagt die Alte gutmütig, «da müssen Sie aber früh aufstehen. Und ordentlich futtern. Um sechs geht's los. Bis Mittag wird durchgearbeitet.»

Ich bekomme als Vorschuß eine Schürze voll Himbeertrauben.

So vergehen die Tage. Die Russen rücken in Polen ein. Ich bin gespannt, was die Unentwegten in Cagnes oben dazu sagen. Eine leise Sehnsucht packt mich, Angelika wiederzusehen. Ich mache mich auf den Weg.

Die Damen waren aus ihrer luxuriösen Villa ausgezogen und hatten für billiges Geld ein uraltes, recht verwaorlostes Häuschen gemietet, das am Eingang einer verwinkelten Gasse lag. Dort bildeten sie eine Wohn- und Essensgemeinschaft, bestehend aus Angelika, Didi, Frau Melitz, deren Mann im Lager war, und Sesam als Hahn im Korbe. Wenn auch dieser letzte Vergleich nicht ganz zutrifft — für einen Hahn hatte Sesam die Altersgrenze überschritten, und der Korb bestand aus einem von Flöhen und Mücken heimgesuchten Verschlag —, so genoß er doch als Mentor und erotischer Begutachter Angelikas eine unbestrittene Autorität.

Angelika malte. Didi kochte. Hermine Melitz besorgte den Haushalt. Und Sesam gab Formulierungen zum besten.

Infolgedessen war das Haus in einem unbeschreiblichen Zustand. Das ungewaschene Geschirr türmte sich zu Pyramiden auf. Der Staub lag fingerdick auf den Möbeln. Boden und Fenster starrten vor Dreck.

Die Türe von Sesams Schlafzimmer diente gleichzeitig als Klosett-

verschluß. Die Räume gingen ineinander über, was bei den Geräuschen der Liebe und anderen Betätigungen nicht immer vorteilhaft war. Der Geldmangel in den ersten Kriegswochen tat ein übriges. Kurz — es war ein Rattenloch schlimmster Sorte mit einer Bohèmewirtschaft, die Sesam zwar zu bissigen Bemerkungen reizte, der er sich aber aus Existenzgründen nicht entziehen konnte.

Die Damen, von wechselseitigen Intrigen entflammt, vernachlässigten den Haushalt derartig, daß der alte Herr manchmal gezwungen war, zur Selbsthilfe zu greifen. Man sah ihn, in seiner vornehmen Kardinalshaltung, am Gasherd stehen und Milch kochen, wenn er nicht verhungern wollte. Er fertigte sogar komplizierte Mehlspeisen an. Das erregte den Spott von Didi und Hermine. Casanova in Cagnes, hätte Wohlgest sagt.

Auch Angelika war zeitweise ironisch gestimmt. Aber sie ließ sich nichts anmerken. Sie schluckte Sesams Weisheitspillen wie Aspirin-tabletten. Dann legte sie sich ins Bett und schwitzte.

Das Haus bestand aus zwei düsteren Parterreräumen nebst Küche, von denen eine Steinstiege in die beiden oberen Gemächer führte. Das Parterre bewohnten die Mäuse. Oben hatte man das Gefühl, in einem Taubenschlag zu sein. Dieser Eindruck wurde verstärkt, als ich Angelika und Sesam girrend auf einem abgenutzten Diwan fand, der Sesams ganzes Schlafzimmer ausfüllte. Unter einem schrägen, schadhaften Dach.

Didi brachte den Tee. Wir begaben uns in das angrenzende Schlafzimmer der Mädchen, das gleichzeitig Wohnraum war. Hermine hatte Brotscheiben geröstet, und so konnte die «Jause», wie die Berlinerin Angelika sich mit Wiener Grazie ausdrückte, in aller Ruhe beginnen.

Sesam, als elegischer Hahn, nahm den Ehrenplatz ein. Didi sah heute besonders hübsch aus. Sie trug eine Jungmädchenfrisur und war schweigsam wie immer. Hermine, geschminkt wie eine spanische Tänzerin, blickte prüfend von einem zum andern.

Es wurden viele Zigaretten geraucht.

Kein Zweifel, Angelika war verliebt. Die Sesamsche Aura erleuchtete ihr volles, kindliches Gesicht. Und wenn der alte Rattenfänger ihr mit knöchernen Fingern seiner edel geschnittenen Hand übers Haar fuhr, mit dieser mechanischen Geste, die der Routine ein letztes Gefühl abringt, dann strahlten ihre Augen den Glanz wider, von so hoher Prominenz gewürdigt zu sein.

Die skeptische Hermine durchschaute die Zusammenhänge. Aber sie blieb diskret. Sie hatte einen Plan.

Angelika verbarg ihre Unsicherheit hinter lauten und affektierten Sätzen, deren Logik von Sesam sanft korrigiert wurde. Die undurchdringliche Didi sah in die Luft, als erwarte sie von der Atmosphäre eine Klärung dieses unnatürlichen Zustandes. Spürte sie bereits den Abfall der Freundin? Es bereitete sich etwas vor.

Ich selber, vor kurzem aus der Männergemeinschaft entlassen, vermochte mich nur mit Mühe im Gurren des Taubenschlags zurechtzufinden. Ich hätte am liebsten mit den Mäusen sympathisiert.

Angelika gehörte zu den Frauen, die auf den ersten Blick eine große Anziehungskraft ausüben. Aber sie hielt der Phantasie, die man in sie investierte, nicht stand. Sie war klug und amüsant, ohne erotisches Fingerspitzengefühl. Dies ihr mangelnde Element ersetzte sie durch musische Betätigung. Sie hatte eine bezaubernde Katzensgeschichte geschrieben und selber illustriert. Solange sie im eigenen Erlebnis blieb, spürte man das Ursprüngliche einer sehr reizvollen Begabung. Das war alles nicht anspruchsvoll und ohne literarische Hintergründe. Es war nicht gewollt, sondern mitgeteilt. Nicht verfaßt, sondern geschrieben. Niedergeschrieben für irgend jemand.

Sobald sie aber ins psychologische Fahrwasser geriet und Dinge angriff, die außerhalb ihres Zentrums lagen, stieß sie auf die Untiefe ihrer eigenen Erfahrungswelt. Der leichte Nachen, mit dem sie fuhr, vertrug kein Gewicht. Mit ihren 26 Jahren hatte sie etliche Liebschaften und eine Ehe ohne Ekstasen hinter sich.

Ihre ersten erotischen Abenteuer waren nicht leidenschaftlicher, sondern experimenteller Natur. Die Angst, der Genuß könne ausbleiben, trieb sie in die Arme eines gewiegtten Analytikers, dessen Potenz in ihrer Familie ausprobiert war. Sie lernte die Liebe, wie man eine arithmetische Formel übt. Doch die höhere Mathematik blieb ihr versagt. Denn die höchste Mathematik der Liebe ist Phantasie . . .

In den letzten Monaten vor ihrem Abitur nahm sie sexuellen Unterricht. Sie fuhr von einem Gymnasium im Osten Berlins in ein Sprechzimmer des Westens. Dort lernte sie gewissenhaft, mit deutscher Gründlichkeit. Inzwischen bestand sie das Abitur.

Aber die nicht restlos gelungene Befriedigung im Sprechzimmer beschattete das Reifezeugnis. Angelikas infantiles Temperament war zwar geweckt, doch ihr fehlte der Auftrieb. Sie brauchte ein Ventil. Der wurmstichige Apfel vom Baum der Erkenntnis fing an zu gären. Angelika trat in eine Partei ein.

Hier überlassen wir sie ihrem Schicksal. Denn der politische Drang eines Menschen, zumal in dieser Zeit, muß sein Geheimnis bleiben. Nachdem er abreagiert war, ließ die junge Revolutionärin sich sehr bald von den Annehmlichkeiten des kapitalistischen Wohllebens verführen. Wie das meistens geschieht, wenn es uns plötzlich geboten wird. Sie verließ den dornenvollen Pfad der Aktivität und wandelte ungestraft unter Palmen.

Unter diesen Palmen traf sie Sesam. Und Sesam, dessen alterndes Herz nach einem Schwanengesang lechzte, entdeckte ihr Talent. Er witterte mit dem gewiegtten Instinkt des erfahrenen Frauenkenners diese eigentümliche Mischung von Minderwertigkeit und Ehrgeiz. Er begriff, daß hier jede sexuelle Übermacht vom Übel war. Gelang es ihm, den

Liebesakt durch Berührungen zu ersetzen, durch erotische Vorspiegelungen, die im Schwebzustand blieben, und den gehemmten Strom des Orgasmus ins Literarische abzulenken, so hatte er gewonnenes Spiel.

Sesam schreckte, was Frauen betraf, vor keinem Verbrechen zurück. Das Verbrechen, das er an Angelika beging, war nicht, daß er sie mit pornographischen Rauschmitteln betäubte, wobei er die Opiumpfeife des Zuschauers rauchte, sondern daß er ihre natürliche künstlerische Begabung, deren Zauber gerade im unverfälschten Mitteilungsbedürfnis lag, mit seiner intellektuellen Rabulistik umnebelte und ihr einredete, sie sei eine Romanschriftstellerin.

Angelika, die zum erstenmal in die Stratosphäre der sublimen Geistigkeit emporstieg, schwor auf ihren Führer. Auch hier, ein echtes Kind ihres Volkes, setzte sie sich gehorsam an die Schreibmaschine und verfaßte alles, was man ihr vorschwatzte.

Ja, sie verleugnete schon ihre politische Vergangenheit derartig, daß sie mir auf meine Frage, was sie täte, wenn in unserem Vaterlande die internationale Erhebung ausbräche, zur Antwort gab:

«Nach Deutschland gehe ich nicht mehr zurück.»

In diesem Punkt verstand auch Hermine Melitz keinen Spaß. Im Ausland waren beide Damen entschlossen, ihre Meinung zu vertreten. Aber in Deutschland . . . Nein. Das wollten sie nicht. Da war ihnen der Boden zu heiß.

Woraus man ersehen kann, daß die Überzeugung der Unentwegten oft nur von sehr relativem Wert ist. Aber lassen wir das.

Angelikas literarische Hörigkeit versagte vor der Mystik des Alltagslebens. Sie war eine eifrige Kartenlegerin. Im Grunde steckt in jeder Frau eine Kaffeesatztante. Nach heftigen, ideologischen Kontroversen saßen wir um den wackligen Tisch und lauschten auf das Kartenorakel. Sesam lächelte gespreizt. Ihn erschütterte keine Prophezeiung mehr. Er war sein eigener Cœur-Bube.

Für mich dagegen bedeuteten die bebilderten Phänomene eine letzte Brücke zu Angelika. Wenn sie mir den Haufen zum Abheben reichte, berührten sich unsere Hände. Ihre Augen streiften mich verheißungsvoll. Aber ich wußte nicht, geschah es aus Sensation oder Neugier.

«Eine blonde Frau», sagte Angelika, «spielt da irgendeine Rolle. Nicht die in Ihrem Haus. Eine andere. Drei Karten bitte.»

Ich zog drei Karten. Die Zukunft blieb dunkel.

«Kommen Sie», rief Sesam, «wir spielen eine Partie Schach.»

Wir stiegen in das düstere Parterre hinab und stellten die Figuren auf.

«Es ist ein Vergnügen», sagte Sesam, während er den Königsbauern vorzog, «wieder in der Welt der Tatsachen zu landen. Ein Springer ist eine Realität. Er hat einen ganz bestimmten Bewegungsradius. Die Gesetze, denen er folgt, stehen fest. Sie beherrschen unsere Partie. Ich leugne nicht die Möglichkeit telepathischer Vorgänge. Hellsehen ist ein

Talent, wie Klavierspielen. Beim Kartenlegen dagegen habe ich immer das Gefühl, als ob jemand auf den Tasten herumklimpere, ohne die Noten zu kennen. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand.»

«Gardez», versetzte ich und bedrohte seine Dame.

Sesam parierte meinen Angriff mit dem Läufer.

«Gewiß», fuhr er fort, «es gibt Voraussagungen, die eingetroffen sind. Aber was beweist das? Die überwiegende Mehrzahl pflegt nicht einzutreffen. Genau wie in der Astrologie. Wir besitzen keine Statistik darüber, weil uns das wissenschaftliche Material fehlt. Man rechnet mit zuviel Unbekannten im Planetensystem des Schicksals. Intuition ist kein Ersatz für logisches Denken. So lange wir nichts Besseres finden, behält das Gesetz der Kausalität seine Gültigkeit. Ich biete Ihnen Schach.»

«Damit zwingen Sie mich zum Damentausch.»

«Dann ist die Partie verloren.»

«Für Sie.»

«Nein, für Sie!»

«Schön», sagte ich und besann mich auf meinen Turm. «Es geht auch anders.»

«Es geht immer anders», lächelte Sesam, «wenn man rechtzeitig rochiert. Hier ähnelt das Schachspiel in grandioser Weise dem menschlichen Leben. Man muß den König in Sicherheit bringen. Symbolisch gesehen, bedeutet das eine Umschichtung der Energien. Man beginnt den Kampf mit einem minimalen Aufwand an Kräften. Man exponiert sich, ohne sein Ziel aus den Augen zu verlieren. Dieses Ziel ist: eine höhere Intensität in Bereitschaft zu halten. Der Verfall des Körpers beispielsweise kann durch seelische Emotionen aufgewogen werden. Das Alter ist eine Fiktion. Nicht die Jugend entscheidet, sondern die Reserve.»

Er machte einen Zug, der ihm zwei Bauern gekostet hätte. Ich gab ihm den Zug zurück.

«Da wir von Symbolen reden», entgegnete ich und rückte mit dem Springer vor, «auch die Konstellation der Gestirne hat eine symbolische Bedeutung. Ein ernsthafter Astrologe wird nie Gewißheiten, sondern nur Geschehensmöglichkeiten berechnen. Das Zwangsläufige kosmischer Ereignisse, in die wir eingeordnet sind, liegt allerdings dieser Anschauung zugrunde. Ihre Richtigkeit läßt sich ebensowenig beweisen wie die Behauptung, daß zwei mal zwei vier ist. Auch das beruht auf einem Axiom. Nämlich auf der Voraussetzung, «als ob» es die Zahl eins gäbe. Wenn wir nun die Gesetze des freien Falls kennen, die Entwicklungsphasen eines Embryos, die Laufbahn eines Kometen — kurz, wenn wir allmählich die Gesetzmäßigkeit sämtlicher Vorgänge in der Welt als logische Notwendigkeit betrachten müssen: ist es dann nicht unlogisch, zu behaupten, daß ausgerechnet das menschliche Schicksal dem Zufall unterliege? So oft wir vom Zufall sprechen, bekennen wir unsere Unwissenheit!»

«Sehr richtig», erwiderte Sesam und tauschte meinen Läufer ab. «Wir kennen die entsprechenden Gesetze nicht. Ich verwahre mich nur dagegen, daß wir sie außerhalb der Wissenschaft erfahren können. Daher mein Zweifel an der Astrologie. Weil sie keine Wissenschaft ist.»

«Vielleicht ist sie mehr als Wissenschaft. Weisheit.»

«Seid ihr endlich fertig?» rief Angelika.

«Sofort», antwortete Sesam und benutzte einen falschen Zug von mir, um mir den Todesstoß zu versetzen. Triumphierend ergriff er meine Dame.

Ich dachte an den zurückgegebenen Bauernzug. Aber Sesam hatte diese Schwäche längst vergessen. Er pochte auf die höhere Intensität.

«Wer hat gewonnen?» fragte Angelika, als wir oben erschienen.

«Ich», erklärte Sesam. «Aber es war eine interessante Partie.»

## VIII

Vierzehn Tage nach meiner Befreiung wurden Golo und Marcus aus dem Lager entlassen. Ein Dekret der Regierung bestimmte, daß Internierte mit französischen Frauen oder Kindern und solche, die auf Grund amtlicher deutscher Listen ihre Ausbürgerung nachweisen konnten, in Freiheit zu setzen seien. Allen übrigen wurde anheimgestellt, sich für die Prüfung ihres Dossiers Loyalitätszeugnisse französischer Bürger zu verschaffen. Die Beschränkung auf ausländische Verbände oder Institute innerhalb Frankreichs ließ man fallen.

Eine Untersuchungskommission, bestehend aus Vertretern des Innenministeriums und der Armee, trat in Nizza zusammen. Diese Kommission, zu der auch der Lagerkommandant gehörte, prüfte die einzelnen Fälle, vernahm die Betroffenen im Lager selbst und traf dann ihre Entscheidungen.

Im Falle von Golo, Marcus und einer Reihe anderer erhob sich die schwierige Frage, ob diese Leute, die zwar nicht in den amtlichen deutschen Ausbürgerungslisten verzeichnet, aber von der französischen Regierung als politische Flüchtlinge deutscher Provenienz offiziell anerkannt waren, als sogenannte «Apatriden» zu gelten hätten. Ihnen war seit Jahren das Asylrecht zugebilligt; viele besaßen sogar ein französisches Reisepapier, eine Art Identitätspañ. Die großen demokratischen Staaten im Völkerbund hatten sich ausdrücklich verpflichtet, ein solches Dokument sämtlichen unter ihrem Schutze lebenden Emigranten auszustellen, denen die Naziregierung den Paß verweigerte.

Die Kommission in Antibes entschied nach längerer Beratung im positiven Sinn. Ein Teil der frischgebackenen Apatriden wurde noch am gleichen Tage entlassen, mit dem Vermerk, sich beim Rekrutierungsbüro in Nizza zur ärztlichen Untersuchung zu melden und die Einberu-

fung ihrer Jahresklasse abzuwarten. Denn eine vor Kriegsausbruch ergangene Verordnung bestimmte, daß alle in Frankreich lebenden Staatenlosen und Asylberechtigten in gleicher Weise wie die Franzosen zum Militärdienst herangezogen werden sollten. Was völlig in der Ordnung war.

In der Nacht jedoch wurden die Entlassungen auf Grund eines telefonischen Befehls aus Paris abgestoppt. Fortan galt nur als Apatride, wer das Ausbürgerungsdekret vorlegen konnte. Damit war der Kommission praktisch jede Befugnis entzogen, selbständig zu handeln, und der eigenartige Fall trat ein, daß ein Teil der Pseudoapatriden befreit wurde, während der andere interniert blieb.

Die Situation komplizierte sich dadurch, daß die Entlassenen vom Rekrutierungsbüro, wohin sie sich sofort begaben, zwar als tauglich befunden und registriert wurden, daß man ihnen aber nachher erklärte, ihre Meldungen könnten nicht berücksichtigt werden, weil die Armee Apatriden deutscher Abstammung nicht anerkenne; als solche würden nur Russen, Armenier und andere Staatenlose betrachtet, die nie die deutsche Staatsangehörigkeit besessen hatten.

Mit den Österreichern wurde keine Ausnahme gemacht. Für die Tschechen und Polen galten Sonderverfügungen, die von ihren diesbezüglichen Regierungen in Paris ergingen.

Herr Goebbels lachte sich ins Fäustchen. Sein Radio verkündete der ganzen Welt, endlich hätte die Juden und Emigranten in Frankreich ihr wohlverdientes Schicksal erreicht; sie wären zur größten Befriedigung der Nazis in verlausten Lagern interniert.

Inzwischen wurden auf Befehl des Innenministers ein paar Spezialfälle in Erwägung gezogen. Man entließ Diplomaten, bekannte Politiker und Schriftsteller, die Mitglieder des PEN-Clubs waren. In Paris tagte einmal in der Woche eine interministerielle Kommission, der nunmehr die Durchprüfung sämtlicher Akten oblag. Damit war die Existenz von vielen tausend Menschen auf ein totes Geleise geschoben.

Die Wirkung auf die Gefangenen war katastrophal, zumal als bekannt wurde, daß alle deutschen Reichsangehörigen männlichen Geschlechts von 50 bis 65 Jahren sich ebenfalls ins Lager zu begeben hätten. Man sagte sich mit Recht, daß bei weiteren Entlassungen in erster Linie die alten Herren berücksichtigt würden. Wegen der Langsamkeit des Verfahrens wurde die Lage der jüngeren Männer immer hoffnungsloser.

Hinzukam, daß man als einzige Erleichterung den Internierten freigestellte, sich für die Fremdenlegion zu melden. Das bedeutete eine fünfjährige Verpflichtung, die niemand eingehen wollte. Später wurde gesagt, die Verpflichtung sollte nur für die Dauer des Krieges gelten. Diese Aufforderung hatte mehr Erfolg. Percy zum Beispiel, bei dem sich Romantik mit Abenteuerlust mischte, blühte auf. Er ließ sich einkleiden, bekam Urlaub und wandelte stolz in Uniform über die Promenade

des Anglais, grüßend und die Hacken zusammenschlagend, bevor er nach Afrika eingeschifft wurde. Dort dürfte er, wie ich ihn kenne, eine Zierde der Schreibstube werden.

Der einzige Trost in Antibes waren die Besuchsstunden. Am Tor stand noch immer General Sturm, umgeben von einem Stab martialischer Österreicher in Breeches und Reitstiefeln. Aber es klappte nicht recht. Das goldene Wiener Herz verführte den General zu einer ungeheuern Protektionswirtschaft, die skandalöse Formen annahm. Den Frauen gegenüber war er hilflos. Als die recht energische Maryse eines Tages zu ihrem Golo nicht durchdrang, gab es Krach. Der General verstand kein Französisch, und Maryse kein Deutsch. Aber soviel begriff er, daß Maryse sich spornstreichs beim Kommandanten beschweren wollte, und da sie eine Französin war, konnte ihr Temperamentsausbruch üble Folgen haben.

«Ich möchte wissen», tobte Maryse, «ob wir hier in Deutschland oder in Frankreich sind. Was fällt diesem Herrn eigentlich ein? Er glaubt wohl, er kann sich wie Hitler benehmen?»

«Was sagt sie da von Hitler?» fragte der General nervös.

Ich versuchte, zu vermitteln.

«Ich werde ihren Verlobten sofort rufen lassen», donnerte der General. «Sie soll mit ihm ins Café drüben gehen. Ich übernehme die Verantwortung.»

Seitdem hatte Golo während der Besuchsstunden freien Ausgang. Sturm drückte beide Augen zu. Und Maryse strahlte.

Die einzige Frau, die sich während dieser schweren Zeit nicht im Lager sehen ließ, war Dame Charlotte. Obwohl ihr von allen Seiten die Wege geebnet wurden, blieb sie hartnäckig. Sie wollte nicht vormittags aufstehen. Statt dessen schrieb sie verlogene und wehleidige Briefe an ihre Männer, und brachte die an sich schon verzweifelten Menschen zur völligen Raserei. Sie fabulierte von Ohnmachten, Gallenkoliken und Selbstmordabsichten. Sie drohte mit dem Hungertod, obwohl man ihr Geld und Nahrungsmittel schickte. Die Effekthascherei, mit der sie Kaspar zeit ihres Lebens in Atem hielt, überwucherte noch ihre Trägheit. Trotz ihrer angeblichen Schwäche verbrachte sie lange Stunden am Schreibtisch und verfaßte makabre Berichte über ihren Seelenzustand.

Es gab Frauen, die in den Bergen wohnten und viele Stunden marschieren mußten, um ihre Männer zu sehen. Die Königin von Saba brauchte nur in ein Privatauto zu steigen, das man ihr bereitwilligst zur Verfügung stellte. Aber selbst dazu war sie zu faul.

«Mir geht es gut», sagte Kaspar tapfer während einer kurzen Besuchszeit zu mir. «Ich kann mich nicht beklagen. Wenn nur Charlotte nicht so unglücklich wäre.»

Diese Unglückliche, dachte ich, hat der Antisemitismus zu Propagandazwecken erfunden. Wenn das so weitergeht, werden wir auch in Frankreich Pogrome erleben.

Kaspar spürte die allgemeine Verachtung, die der Angebeteten entgegenschlug. Er beschloß, ihren Ruf zu retten. Von nun an erklärte er, er habe Charlotte jeden Besuch verboten. Ja, er ging in seiner Besessenheit noch weiter und bat einen Lagerkameraden, ihr zu schreiben, wie sehr sie recht habe, nicht zu kommen. In der Hoffnung, sie möge diesen Brief zu ihrer Entlastung vorweisen. Was auch prompt geschah. Als aber das Lager in Antibes aufgelöst wurde und man die Insassen in ein anderes Département transportierte, schickte er ihr ein Telegramm und flehte kniefällig um ihren Besuch. Der sonst so mutige und selbstbeherrschte Mann verlor völlig die Nerven. Natürlich kam sie nicht. Sie kannte ihren Kaspar. Seine Liebe war durch nichts zu erschüttern.

«Das sind meine Privatangelegenheiten», erwiderte Charlotte, als man sie wegen ihres unmenschlichen Benehmens zur Rede stellte. «Das geht keinen etwas an.» Aber Unterstützungen nahm sie mit größter Selbstverständlichkeit entgegen. Ihre Arroganz wurde nur noch von ihrer Habgier übertroffen. Sie war die ewige Jüdin in des Wortes beschämender Bedeutung. Der Niederschlag des Gettos in der intellektuellen Welt.

Während Kaspar und Thomas auf dem Stroh der Baracken froren, denn ihre Garderobe war irgendwo wegen nicht bezahlter Miete verpfändet, beklagte sie sich bitter über die von ihnen zurückgelassene Wäsche, die sie notgedrungen waschen mußte. Sie schüttelte sich vor Ekel und empfand diese Zumutung in einer Zeit, in der zahllose Menschen der Verfolgung und dem Tode preisgegeben waren, als Verbrechen an ihrer wertigen Person.

«Das hätten die Männer vorher wissen müssen», jammerte sie. «Wie konnten sie mich in eine solche Situation bringen!»

Womit sie nicht nur die Wäsche meinte, sondern auch die niederschmetternde Last, für sich selbst zu kochen.

«Ich habe keine Ahnung, wie man Nudeln aufsetzt», wimmerte sie, als Gladys ihr gutmütig zur Seite stand. Gladys, die selbst kein Geld hatte, diente als Verbindungskurier zwischen ihr und dem Lager. Bis sie den Schwindel merkte.

Sogar die hilfsbereite Maryse war empört, als Charlotte erklärte, sie könne nicht allein zum Zahnarzt gehen. Ihre Anspielung aber, die Männer hätten sie im Stich gelassen, schlug dem Faß den Boden aus. Maryse, die Französin, hatte kein Verständnis für soviel Berliner Barbarei. Sie zuckte nur noch die Achseln.

Wir verlassen nun den Kurfürstendamm und begeben uns ins alte Cagnes. Auch dort tat sich allerhand.

Gossmann, unser geometrischer Farbenkünstler, hatte ein Auge auf Angelika geworfen. Diese Spannung blieb zunächst unbemerkt, sollte sich aber eines Tages in einem mächtigen Gewitter entladen.

Im Hühnerstall, wo Sesam mürrisch auf der Stange saß, herrschte Unzufriedenheit. Angelika und Hermine bildeten heimlich eine Partei.

Sie blinzelten einander zu, wenn Sesam und ich, als alte Kämpfer, gegen den Kollektivismus zu Felde zogen. Es gab Waffengeklirr und Trompetenstöße. Nur für Didi brach niemand eine Lanze.

Didi, die über Schmerzen klagte, lag steinern auf dem Sofa, wie eine resignierte Sphinx. Ihre Gemeinschaft mit Angelika war durch Hermine ins Wanken geraten. Sie betrachtete die zungengewandte Genossin als Einschleicherin in das naive Herz der Freundin und witterte Verrat. Sesam, der Meisterdetektiv im diplomatischen Spiel, nährte seine eigenen Hoffnungen. Didi spürte allmählich, daß man bei aller Verschiedenheit der Absichten ein gleiches Ziel verfolgte: sie selber zu entfernen.

Dieser Verdacht wurde ihr allmählich zur Gewißheit. Wie viele hilflose Frauen in solchen Situationen reagierte sie durch Krankheit. Das fiel ihr nicht schwer, denn sie neigte dazu, organische Schwächen, die vorhanden waren, so lange zu kultivieren, bis ein akutes Leiden daraus wurde.

Ihre Lage war besonders delikater, weil sie im Augenblick keine Mittel besaß. Angelika, von anonymen Quellen gespeist, war das Huhn mit den goldenen Eiern. Und obwohl dies von Didi nie in Rechnung gezogen wurde, denn sie verwaltete Angelikas Geld mit uneigennützigster Pedanterie, so gewann es plötzlich an Bedeutung, weil Hermine die Freundin in ihrer angeborenen Verschwendungssucht bestärkte, offenbar in dem Wunsch, ihr angenehm zu sein.

Sesam konnte warten. Sein Plan war, Angelika uneingeschränkt zu besitzen. Er ging behutsam über Leichen. Didi strömte bereits einen leichten Verwesungsgeruch aus. Und Hermine würde man allmählich infizieren. Dann mußte ihm Angelika von allein in den Schoß fallen. Entschlossen und zähe schob Sesam die Hornbrille auf die durchfurchte Stirne. Ein abgebrühter Methusalem, vom Zauberstab der Liebe verjüngt.

Angelika, deren erotisches Temperament noch in den Windeln lag, genoß die Wollust, Mittelpunkt zu sein. Umworben von Hermine, eingesponnen von Sesam, festgehalten von Didi: sah sie ihre fragwürdige Existenz in ungeahnter Weise bestätigt. Gossmanns verhaltene Glut und meine offensichtliche Neigung verankerten sie in der Welt der Leidenschaften. Sie lebte auf.

Nicht so Didi. Ihr Verfall wurde immer deutlicher. Sie, als die Schwächste von allen, mußte die Partie zuerst verlieren. Sie hatte, wie Sesam sagen würde, nicht rechtzeitig rochiert.

Die Verschwörung nahm ihren Lauf.

Als ich wieder einmal im Mäusehaus eintraf, bemerkte ich eine sonderbare Veränderung. Oben lag Didi, bleich, verzerrt und wand sich in Schmerzen. Angelika stand völlig ungerührt am Herd und kochte Kakao. In Hermines Gesicht spiegelte sich eine Genugtuung, die etwas Diabolisches hatte. Sesam paffte gleichmütig Zigarettenrauch in die Luft.

«Still», flüsterte Angelika mit einem Blick nach oben. «Es ist soweit.»

«Was ist soweit?»

«Wir ziehen aus. Wir haben etwas Besseres gefunden.»

«Ich gratuliere.»

«Ein süßes, kleines Häuschen mit Bad, Zentralheizung und allem Komfort. Heute gemietet. Das wollen wir feiern.»

Eine Flasche Cognac tauchte im Wandschrank auf.

Wir stießen an. Ich ging nach oben, um mich nach Didis Befinden zu erkundigen. Angelika legte die Finger auf die Lippen.

Didi empfing mich, ohne ein Lebenszeichen zu geben. Sie schien mich nicht zu erkennen. Sie war gelb wie eine Mumie.

Einigermaßen konsterniert kehrte ich zum Cognac zurück.

«Nun ja», sagte Sesam, «sie ist leider hysterisch.»

Damit war der Fall erledigt.

Ich verabschiedete mich.

Didi sprach nicht mehr mit ihren Freundinnen. Von Sesam nahm sie überhaupt keine Notiz. Sie verweigerte die Nahrung und gab auf dringende Fragen nur widerstrebend Antwort. Das versetzte Angelika in kalte Wut.

Diesmal hatte Didis Krankheit die gegenteilige Wirkung. Man ließ sie einfach liegen und kümmerte sich nicht um sie.

Der einzige Mensch, dem sie ihr Herz ausschüttete, war Frau Gossmann. Sämtliche Ärzte in Cagnes wurden bemüht. Sie erklärten übereinstimmend, daß keine Gefahr vorliege. Vielleicht sei ein kleiner Eingriff nötig. Diese beruhigende Diagnose beantwortete Didi mit einem Kollaps. Als auch das nicht wirkte, versank sie in Lethargie. So hatte ich sie angetroffen.

Dabei litt sie wirklich. Und sie litt um so mehr, je stärker die feindlichen Kräfte von Hermine und Sesam gegen sie anstürmten. Sie litt an seelischer Vergiftung. Ihre Widerstandskraft erlahmte. Sie wurde das Opfer ihrer eigenen Abwehr.

Das war verständlich und mitleiderregend. Aber Didi wollte kein Mitleid. Sie wollte Klarheit. Diese Klarheit sollte ihr in brutaler Weise werden.

Eines Morgens wurde sie vor die vollendete Tatsache gestellt. Mit der ihr eigenen, kindlichen Grausamkeit erklärte Angelika, sie würde mit Hermine zusammenziehen. Sesam hatte in der Nähe ein Zimmer gemietet und blieb in der Essensgemeinschaft. Didi saß auf der Straße.

«Das Haus hier», sagte Angelika und meinte die Mäusewohnung, «ist bis zum Ende des Monats bezahlt. So lange kannst du bleiben. Dann mußt du dich entscheiden, wohin du gehst.»

Der Gedanke, diesen Stall allein zu bewohnen, jagte Didi einen panischen Schrecken ein. Zur Not konnte sie bei einer Bekannten unterkriechen. Sie drehte sich um und sagte kein Wort.

Es wurde gepackt. Auch Didi packte. Dann verließ sie das Haus.

Alles wäre gut gegangen, hätte nicht Gossmann der Spleen ergriffen.

Das kam so. Didi stürzte ins Atelier, um sich dort auszuweinen. Statt des Busens der Gattin, fand sie den Meister persönlich vor.

Gossmann war seit vielen Jahren mit Sesam befreundet. Sie hatten auf einer dalmatinischen Insel zusammen gelebt, bevor sie nach Frankreich kamen. Beide verstanden sich wunderbar. Sesams snobistische Dialektik und Gossmanns prätentöse Subtilität (man kann das Wesen der Herren nur mit Fremdwörtern definieren) ergänzten einander in hohem Maße. Der eine malte den andern, während der andere über den einen schrieb. Das Resultat war überwältigend. Der Kunstschatz der Welt wurde um eine unsterbliche Nuance bereichert. Goethe und Rembrandt waren endgültig zum alten Eisen geworfen. Der Geist, als Hirngespinnst des Absoluten, eröffnete eine neue Ära. Die Ära unendlicher Quatscherei . . .

Gossmann war Kommunist. Zur Strafe, würde Valeriu Marcu sagen, sollte man ihn zwingen, sämtliche Bücher von Marx zu lesen. Wenn er es dann noch ist, geschieht es ihm recht.

Das Verhältnis der beiden Herren erkalte etwas, als Gossmann den alten Faun in Angelikas Seele herumstochern sah. Wir dürfen nicht vergessen, daß Angelika auch malte. Das betraf wiederum Gossmanns Domäne. Die jungfräuliche Schülerin reizte ihn.

Mochte er nun durch Didis Beichte einen unerwarteten Einblick in Sesams Mysterien gewonnen haben — seine Fingerfertigkeit war ihm bekannt — oder empörte ihn Angelikas unsoziales Verhalten, mit dem sie, die wirtschaftlich stärkere, ihre Gesinnung verriet: kurz, ihn packte der Furor teutonicus, ein Erbteil seiner Väter, und das Blut des Proletariats stieg ihm zu Kopf.

Vorsicht, Gossmann ist wie ein Stier, der das rote Tuch sieht. Er stampft aus dem Atelier ins Mäusehaus.

Dort liegt Sesam auf dem Diwan und betrachtet wohlgefällig die sanften Naturfarben der Geliebten. Angelika ist nicht geschminkt. Ihr Teint von Milch und Honig hat einen ätherischen Schimmer. Die blauen Adern unter der Haut ringeln sich wie zierliche Schlangen. Die gewölbten Lippen saugen an der Zigarette. Das Haar weht locker darüber hin.

All das sieht Gossmann nicht. Das Auge des Malers hat ihn verlassen. Er ist der rächende Dämon aus dem Kommunistischen Manifest.

«Du Kapitalistenschwein», schreit er Angelika an, «schämst du dich nicht? Jetzt, wo sie arm und krank ist, gibst du ihr einen Tritt? Und du prostituierst dich mit diesem alten Esel!»

Das ist das Stichwort für Sesam, einzugreifen. Er reckt sich in seiner ganzen Größe auf.

«Mach, daß du hinauskommst», brüllt er und geht auf ihn los.

Gossmann ist seiner Sinne nicht mehr mächtig.

«Verdammt Zuhälter», tobt er, «laß deine schmutzigen Finger davon.»

Und mit ein paar wohlgezielten Faustschlägen boxt er Sesam nieder.

Angelika springt dazwischen. Der alte Herr röchelt.

«Mörder», sagt Angelika verächtlich. «Geh zu den Nazis. Da gehörst du hin.»

In der Tat, Gossmann macht den Eindruck eines SA-Mannes, der zum Totschlagen kommandiert ist.

«Er wird dich noch umbringen», stöhnt Sesam.

«Ich habe keine Angst», ruft Angelika mit heller, mutiger Stimme. «Ich war im Gefängnis. Mich schreckt nichts mehr.»

Gossmann, der politische Flüchtling aus Deutschland, kommt zur Besinnung. Er verläßt bleich und beschämt das Mäusehaus.

Sesam fällt kraftlos auf den Diwan.

Jetzt löst sich die Spannung, und Angelika bricht in Tränen aus.

«Pfui Teufel», sagt sie, «so eine Gemeinheit. Einen alten Mann schlagen, das haben sie von Hitler gelernt.»

«Nein», flüstert Sesam und ringt nach Atem. «Das hat nichts mit Völkern und nichts mit Rassen zu tun. So sind die Menschen. So werden sie ewig sein. Vergiß nicht, daß Krieg ist.»

Angelika geht zum Spiegel und pudert sich.

«Denn», fährt Sesam mühsam fort und preßt die Hand gegen die Stirn, «das Paradies der Vernunft, an das wir geglaubt haben, ist eine Erfindung der Schwachen. Die ultima ratio bleibt stets die Gewalt. Ich kann diesem Gossmann nicht einmal böse sein. Vielleicht liebt er dich.»

Angelika schweigt. Unten geht die Tür. Hermine kehrt vom Einkauf zurück. Bevor sie heraufkommt, macht Angelika eine Bewegung. Sie tritt an den Diwan, kniet nieder und küßt Sesam die Hand.

## IX

Mitte Oktober.

Befehl der Militärbehörde: sämtliche Kranken, die provisorisch aus dem Lager entlassen sind, haben sich wieder dort einzufinden, und zwar im Laufe der kommenden Woche. Die Namen, geordnet nach Anfangsbuchstaben. Mein Einberufungstag ist der Mittwoch.

Suzanne geht zur Préfecture und trägt meinen Fall vor. Sie zeigt mein vom Home Office in London ausgestelltes Reisedokument und eine Bestätigung des britischen Generalkonsulats in Nizza, daß ich staatenlos sei. Sie versteift sich darauf, man habe alle Apatriden laut Dekret bereits im September endgültig befreit. Aber es nützt nichts. Vorläufig gehöre ich noch zur Kategorie der Kranken. Das andere muß erst geprüft werden. Nachdem ich nun einmal vom Militär registriert bin, bleibt mir nichts übrig, als den Weg übers Lager zu gehen.

Suzanne kennt mich seit fünfzehn Jahren. Ihr Mann, der im vorigen Kriege französischer Offizier war, ist an den Folgen einer Gasvergiftung

gestorben. Ihr Sohn hat soeben die Fliegerprüfung bestanden. Sie läuft von Pontius zu Pilatus, um mir zu helfen. Vergeblich. Das einzige, was sie erreicht, ist, daß man ein Dossier mit meinen Akten anlegt und ihr verspricht, meine Situation schleunigst zu klären.

Ich packe also, durch Erfahrung gewitzigt, meine Siebensachen zusammen, bündele eine schmale Matratze, in die ich zwei Decken einrolle, und fahre am Mittwoch früh in die wohlbekannte Gegend.

Der kurze Weg von der Autobushaltestelle bis zum Lagertor ist mühselig unter dem schweren Gepäck. General Sturm nickt mir zu, als ich den Posten passiere, und läßt mir den Handkoffer abnehmen. Ich werde in Baracke drei geführt, die für die Kranken geräumt ist. Die eine Hälfte gehört den Deutschen, die andere den Österreichern. Ich belege einen Platz und bemerke in der Ecke einen großen Haufen Stroh. Aber ein langer, schwindsüchtig aussehender Mann im samtnen Schlafrock warnt mich. Das Stroh soll verlaust sein. Ich begeben mich schleunigst ins Freie.

Der erste Freund, auf den ich stoße, ist Kaspar.

«Wir haben dir bei uns eine Schlafstätte reserviert», ruft er mir zu. «Zieh um in Baracke zwei.»

«Habt ihr auch Läuse?» frage ich ängstlich.

«Unsinn. In Baracke drei hat es mal welche gegeben. Ihr Besitzer, ein armer Teufel, wurde auf die Tribünen verbannt und lebte dort, gemieden wie ein Aussätziger. Sein Stroh wurde verbrannt, und seitdem ist nichts wieder gewesen. Übrigens hat man ihn längst in ein anderes Lager transportiert. Du kannst ganz beruhigt sein.»

In Baracke zwei wurde ich mit großem Hallo empfangen. Thomas, der mit Rheumatismus auf den von Golo überlassenen Kissen lag, schälte seine Hand aus der Decke.

«Willkommen zu Hause, alter Knabe», grinste er. «Ich kann nicht sagen, daß ich mich freue, dich wiederzusehen. Aber ich freue mich doch!»

Auf dem Platz neben ihm hockte Meerschaum, mit Schreiben beschäftigt. Wir begrüßten uns herzlich.

«Neben Meerschaum befindet sich mein Himmelbett», erklärte Kaspar. «Und hiermit stelle ich dir unseren Freund Falke vor, seines Zeichens Geschäftsreisender. Wir haben ihn in die Literatur aufgenommen, weil er ein famoser Kerl ist.»

Falke verbeugte sich korrekt. Er war ein junger Mann mit schwarzem Bärtchen und tadellosen Manieren, der mit seinem trockenen Humor viel zur Erheiterung beitrug.

«Das ist der kleine Symchowitz», fuhr Kaspar fort und wies auf einen knabenhaft aussehenden Hamburger, der die Mitte Dreißig überschritten hatte und als Photograph in der Emigration seine Familie ernährte. «Er hat die Ehre, rechts neben Thomas zu liegen, und ist einer der wenigen, der nicht schnarcht.»

Symchowitz, ein Vetter von Meerschaum, war mir sofort sympathisch. Wir drückten uns kräftig die Hand.

An ihn schloß sich Dr. Hesekei an, Philosoph und Historiker, der aus Überzeugung zum Katholizismus übergetreten war. Wir kannten uns aus Deutschland. Sein zarter Körper mit dem kahlen Gelehrtenkopf, auf dem ein paar spärliche, weiße Haare wuchsen, schien den Strapazen des Lagers kaum gewachsen. Aber er hielt sich mit eiserner Energie aufrecht und klagte nie. Er bewies, auch später nach seiner Freilassung, einen solchen Grad von Kameradschaft und Uneigennützigkeit, daß ich seiner nur mit größter Liebe gedenken kann.

«So, mein Sohn», brummte Thomas aus seiner Decke, «jetzt kennst du die Bande. Du schläfst gegenüber von mir. Falke, Spezialist im Puzzlespiel mit Holz, wird dir eine Unterlage zurechtzimmern. Links neben dir wohnt Faber, den ich dir nicht vorzustellen brauche.»

Dieser, ein deutscher Großindustrieller und Schwager von Gladys, war durch Vermittlung des französischen Konsuls in Mailand bei Kriegsausbruch von Italien nach Frankreich gekommen, um als ehemaliger bayrischer Offizier gegen Hitler zu kämpfen. Darauf wurde er prompt interniert.

«Rechts von dir», ergänzte Thomas, «schläft der Kammersänger, Professor Tulper. Der ist jetzt nicht da. Wir boykottieren ihn, weil er dumm und größenwahnsinnig ist. Na, du wirst sehen, ein Tenor, wie er im Buche steht. Der selige Wedekind hätte sein Urbild wiedergefunden. Ich sage dir, du kannst hier die sonderbarsten Typen entdecken. Verdammst noch mal», stöhnte er schmerzerfüllt und legte sich auf die andere Seite. «Das Reißen hat einem gerade noch gefehlt.»

Faber erschien mit einer Batterie von Flaschen, die er als Weinholer bei der Intendantur «gefaßt» hatte.

«Grüß Gott, mei Liaber», bewillkommnete er mich auf bayrisch. «Ich sehe, Sie sind mein Nachbar. Freut mich sehr.»

Wir schüttelten uns die Hand.

Ein junger Jude mit zerrissener Hose schlich durch den Gang und sammelte die Eßgeschirre ein.

«Das ist Wolkenbruch», erklärte Faber. «Unser Putzer. Ich nehme an, Sie treten mit fünfzig Centimes pro Tag in die Gemeinschaft ein. Dafür wird Ihr Topf nebst Besteck gereinigt und Ihr Platz gefegt. Ich bin Treuhänder. Der Junge verdient sich jedesmal ein paar Francs dabei und ist selig.»

«Selbstverständlich.»

«Übrigens — Baracke drei faßt vorläufig noch keinen Wein. Erst nächste Woche, wenn sämtliche Kranke eingetroffen sind. Machen Sie sich keine Sorge», dabei blinzelte er mir zu, «ich fasse für Sie mit.»

«Faber», lächelte Thomas, «stellt sein Licht nicht hinter den Scheffel. Ich sage dir, wir ertrinken im Wein.»

Als ich mit Hilfe von Kaspar mein Gepäck aus der Krankenbaracke in die gesunde schleppte, hielt mich ein blonder Mann mit einem Ordnerabzeichen an.

«Wohin?»

«Ich schlafe bei meinen Freunden.»

«Ausgeschlossen.»

«Machen Sie keinen Quatsch, Neuhaus», sagte Kaspar.

«Unmöglich», erwiderte der Barackenführer. «Strenger Befehl der Kommandantur.»

Kaspar flüsterte ihm etwas ins Ohr.

«Gut», sagte der Blonde zögernd, «aber daß niemand es merkt.»

Ich richtete mich häuslich ein. Auf einem schmalen Brett zu meinen Häupten verstaute ich die Toilettengegenstände. Den Handkoffer pflanzte ich seitwärts auf. Falke hatte aus Holzabfällen eine kunstgerechte Unterlage geschaffen, auf die ich meine Matratze legte. Ein Blechtopf, der einst einen Plumcake enthalten hatte und jetzt als Suppenschüssel diente, wanderte zum Gemeinschaftsgeschirr. Mantel und Sweater hingen an Haken und verdeckten die Aussicht zum Kammersänger. Die mehrfach gefalteten Decken ergaben einen Sitz.

«Sie haben Glück, mein Lieber», äußerte Meerscham. «Unsere Vorgänger haben oben über die Ritzen Dachpappe gebreitet. Die schützt uns vor dem Regen. Sonst könnten Sie hier eine schöne Überschwemmung erleben.»

In der Tat. Der Himmel war bewölkt. Baracke drei besaß keine solche Schutzvorrichtungen. Der Gedanke, im Wasser schlafen zu müssen, ließ mich nachträglich erschauern. Ich blickte dankbar zu Kaspar hinüber.

«Man gewöhnt sich an alles», sagte Hesekeel gleichmütig.

«Bis auf Reis mit Rindfleisch», knurrte Thomas. «Ich kann das Fett nicht mehr riechen. Es widert mich an.»

«Meine Freundin», rief ich und freute mich, der Gemeinschaft einen Dienst zu erweisen, «wird ihre Kochkünste spielen lassen. Ich habe Kartoffelpuffer und gefüllte Tomaten bestellt.»

«Ausgezeichnet», quittierte Kaspar. «Die Bande dankt. Hier herrscht, bei aller Wahrung individueller Freiheit, ein kollektives Wirtschaftssystem. Die Zugehörigkeit zur Kameradschaft bedeutet eine Verpflichtung. Wer hat, muß geben. Und wer nichts hat, muß nehmen. Reich sein, ist keine Schande, und Armut keine Erniedrigung. Es steht jedem frei, die Gemeinschaft zu verlassen. Wer ihren Schutz genießt, erkennt ihre Gesetze an. Ich habe die Ehre, der Nahrungsverwalter zu sein. Ich Sorge dafür, daß niemand zu kurz kommt. Ich schmiere die Butterbrote am Morgen und kümmere mich um den Salat am Abend. Meiner Obhut ist die Zusatzkost anvertraut. Falke und Symchowitz verteilen das gefaßte Essen. Freund Faber schleppt den Wein herbei. Zum Beispiel», dabei wandte sich Kaspar an mich, «wenn ich keine Zigarette mehr habe, werde ich mich nicht genieren, dich um Tabak zu bitten.»

Ich öffnete meinen Handkoffer und verteilte, was ich hatte.

«Halt», sagte Kaspar, «jeder bekommt nur das, was er braucht. Bist du in der Lage, morgen hundert Gramm Butter zu beschaffen?»

Ja, das war ich. Und ein Glas Honig dazu.

«Den Honig kannst du für dich behalten. Du hast Magenbeschwerden. Darauf wird Rücksicht genommen. Wir bleiben trotzdem Demokraten.»

«Bis auf mich», rief Thomas. «Mir ist alles egal.»

Kaspar warf ihm einen unfreundlichen Blick zu. Thomas' latente Trägheit, die allmählich in eine körperliche und seelische Verkrustung ausartete, war ihm ein Dorn im Auge. Denn Thomas, der sich nur unter Drohungen wusch und seine Unrasiertheit provozierend zur Schau trug, lehnte jede aktive Betätigung innerhalb der Gemeinschaft ab. Er wollte einfach nicht und proklamierte diese Verneinung des Willens als oberstes Prinzip seiner Weltanschauung. Wohingegen Kaspar den kategorischen Imperativ geltend machte, den die allgemeine Verbundenheit forderte. Kant und Schopenhauer gerieten sich in die Haare.

In diesem Konflikt versuchte der gute und weise Hesekeel mit christlicher Nächstenliebe zu vermitteln. Aber weder Kaspar noch Thomas gaben nach. Bis der praktische Meerschaum den Streit mit sächsischer Logik beendete:

«Kinders, zankt euch nicht. Davon wird's ooch nicht besser.»

Das Rasieren spielte überhaupt eine große Rolle im Lager. Am Bartwuchs konnte man den Gemütszustand der Menschen erkennen. Baron von Recklinghausen beispielsweise, Sproß eines alten deutschen Adelsgeschlechtes und wütender Gegner des Hitlerregimes, rasierte sich jeden Morgen in feierlichem Aufzug.

«Man muß seine Gewohnheiten beibehalten», erklärte er. «Man muß sie sogar noch übertreiben. Sonst verliert man den Verstand.»

Die neu Angekommenen wurden zur ärztlichen Untersuchung gerufen.

Wir traten vor der Revierstube an. Ich zeigte meine Röntgenplatte, die aber diesmal nicht den geringsten Eindruck machte. Niemand wurde entlassen. Die Ärzte hatten augenscheinlich den Auftrag bekommen, nur die Bettlägerigen abzusondern. Für diese war in der vierten Baracke, wo die alten Herren lagen, eine Art Lazarettraum eingerichtet. Dort bettete man die Schwerkranken, Asthmatiker, Herzranke und Tuberkulöse auf Stroh. Ärzte und Wärter wurden aus den Internierten rekrutiert. Eine Reihe erstklassiger deutscher und österreichischer Spezialisten versahen ihren Dienst mit größter Aufopferung. Es gab Medikamente und sogar eine Diätküche. Ein einziger Todesfall war zu verzeichnen. In der Latrine brach ein älterer Mann, vom Herzschlag getroffen, zusammen.

Kein Zweifel — das Lager hatte sich organisiert. Es war ein kleines Städtchen geworden. Vier langgestreckte Baracken füllten die Hälfte des Platzes aus, zwischen den verwaisten Tribünen und dem steinernen Monument. Die Zelte waren von der Wiese verschwunden. Sie hatten sich in primitive, holzgezimmerte Miniaturbaracken verwandelt, in denen

die Insassen zur Not liegen, hocken und auf Spiritus kochen konnten. Diese winzigen Bretterbuden standen in einer schnurgeraden Reihe hinter der Längsseite der vierten Baracke, etwa dreißig Meter vom Felsen entfernt, mit dem Ausblick auf die Festung. Sie waren von Architekten und Ingenieuren kunstgerecht gebaut, wobei man sich mit stillschweigendem Einverständnis der Kommandantur des beim Barackenbau verwandten Materials bedient hatte. Hier lag auch das Spillsche Zelt, in dem, einer geheiligten Tradition zufolge, unsere abendlichen Zusammenkünfte stattfinden sollten . . .

Aber nicht nur der äußere Anblick des Lagers hatte sich nach meiner Entlassung grundlegend verändert. Auch die Internierten schienen andere Gesichter zu haben. Das war nicht mehr die turbulente, unzusammenhängende Masse der ersten Tage. Ein Teil der übelsten Elemente war bereits ausgeschieden und in andere Lager gekommen. In den offiziellen Listen wurden etwa zwölfhundert Namen geführt. Der wirkliche Bestand dagegen schwankte zwischen sechshundert und neunhundert Menschen. Durch Entlassungen, Abtransporte und Zugänge wechselte die Zahl der Internierten dauernd. Bei meiner Rückkehr waren etwas über sechshundert anwesend, eine verhältnismäßig geringe Ziffer.

Von diesen bestand ein Drittel aus alten, gesiebten Stammgästen; das zweite Drittel aus Herren zwischen 50 und 65 Jahren, also gesetzten und vernünftigen Leuten; das dritte aus Invaliden, die durch ihre Krankheit behindert waren. Als Gesamteindruck ergab sich, im Gegensatz zu früher, eine intelligenterere, kultiviertere Mehrheit mit Disziplin und Verantwortungsgefühl. Man sah keine Verbrecherphysiognomien mehr. Man spürte: die Menschen litten unter ihrer Untätigkeit. Viele beschäftigten sich, so gut sie konnten. Die meisten vegetierten dahin, voll Erwartung, Sorge und Resignation. Über allen lastete die Unsicherheit ihres Schicksals.

Der hauptsächliche Gesprächsstoff betraf die sogenannten Loyalitätszeugnisse, die den Weg in die Freiheit ebnen sollten. Die meisten Internierten verfügten über keine nennenswerten Beziehungen. Manche waren erst kurz vor dem Kriege nach Frankreich geflüchtet. Wer sollte für diese Leute bürgen, selbst wenn sie die lautersten Absichten hatten? Daß es trotzdem geschah, ist wieder ein Beweis für die Hilfsbereitschaft des französischen Volkes, bei dem kein Unglücklicher vergebens anklopft.

Inzwischen wachte die Regierung mit Argusaugen. Leider hatte sie Grund dazu.

Am 8. Dezember 1939 erwiderte der Innenminister Sarrant in der Kammer auf eine Anfrage des Abgeordneten Marius Moutet:

«J'ai du me prémunir, tout particulièrement, contre l'abus qu'on a pu faire des sentiments d'humanité si naturels aux Français. Des personnalités considérables et tout à fait honorables sont venues, parfois, attester auprès de moi le loyalisme de certains internés, hostiles, disaient-ils,

au régime contre lequel nous luttons actuellement. Or, il est arrivé que la perquisition opérée au domicile de ces étrangers fit découvrir des documents prouvant qu'ils étaient précisément au service de la puissance ennemie.

Il est dans le jeu, si magnifiquement hypocrite, du pays contre lequel nous sommes dressés, d'employer tous les procédés, y compris celui qui consiste à envoyer en France des faux israélites ou des faux antinazis, précisément pour faire l'espionnage de leurs compatriotes, les dénoncer et provoquer contre eux et leurs familles des mesures de représailles.»

René Schickele, der zu früh verstorbene elsässische Dichter, war das Opfer einer solchen Mystifikation geworden. Er, der von Vence aus unermüdlich für uns bei den Behörden intervenierte, konnte nach dieser Erfahrung nur noch für seine nächsten Freunde einstehen. Das hat er bis zur letzten Stunde seines Lebens getan. Ehre seinem Andenken!

Als ich zu meiner Matratze zurückkehrte, war Essenszeit. Kaspar überwachte die Verteilung. Es gab eine schmackhafte Suppe mit Reis und großen Brocken Rindfleisch. Nach meiner Gemüsekost in Cagnes stürzte ich mich voll Heißhunger darauf. Die Kameraden grinsten.

«Warte ab», sagte Thomas und leerte sein Fleisch in meinen Topf. «Nach zwei Wochen sprechen wir uns wieder.»

Ich fraß wie ein Scheunendrescher.

«Der Staat gibt 6 Francs 50 pro Tag für jeden von uns aus», äußerte Meerscham sachlich. «Ich freue mich, daß es Ihnen schmeckt.»

Es schmeckte mir wirklich.

«Na ja», meinte Falke, «wir genießen das schon die sechste Woche. Mittags und abends. Dann wird man es leid. Was gäbe ich für eine Gemüseschüssel!»

«Wir dürfen uns nicht beklagen, meine Herren», fiel Faber ein. «Die französischen Soldaten haben es nicht besser. Sie schlafen nicht einmal auf Matratzen.»

«Dafür sind sie aber auch freie Menschen», rief der kleine Symchowitz. «Sie wissen wenigstens, wofür sie kämpfen. Wir, die Rechtlosen, werden nur gefüttert.»

Hesekiel schüttelte seinen kahlen Kopf.

«Weshalb denn immer gleich verzweifeln! Wie würde es uns bei Hitler ergehen? Komisch, daran denkt niemand. Dabei liegt das so nahe.»

«Zu nahe», sprach ein Herr mit graumeliertem Haar und einer mächtigen Pfeife im Mund, der gerade vorbeiging. «Ich war in Florenz und glaubte jeden Tag, man würde mich ausweisen. Ich bin illegal nach Frankreich gekommen. Man hat mich pro forma verurteilt und nicht einmal ins Gefängnis gesteckt. In welchem Lande gibt es das noch?»

Der also sprach, war Dr. Goldmann, ein namhafter Kunsthistoriker. Wir kannten uns durch einen gemeinsamen Freund, den Nervenarzt Heerfurt, dem die Nazis wegen seiner jüdischen Frau das ganze Mobi-

liar nebst einer unersetzbaren wissenschaftlichen Kartothek in Freiburg demoliert hatten. Das war mit der berühmten deutschen Gründlichkeit geschehen. So wie sie im Weltkrieg die Bibliothek in Löwen zerstört hatten. Methodisch und eisern. Mit der Axt.

«Wissen Sie etwas von Heerfurt?» fragte Goldmann. «Er liegt mit Venenentzündung in Nizza. Hoffentlich kommt er nicht her.»

«Das wäre sein Tod. Er ist über sechzig.»

Goldmann blies eine mächtige Rauchwolke in die Stickluft der Baracke.

«Er ist so gewissenhaft, daß man ihm alles zutrauen kann. Ich will ihm auf jeden Fall einen Platz neben mir freihalten. Ich wohne unten am Eingang. Wenn Sie hereinkommen, gleich links.»

«Ich werde Sie schon finden. Besitzen Sie ein Schachbrett?»

«Das gehört zum eisernen Bestand. Ich erwarte Sie zu einer Partie.»

Goldmann entfernte sich, gleichmütig paffend. Ich vertilgte den letzten Rest der Suppe. Wolkenbruch erschien und sammelte die Eßgeschirre ein. Herren mit Ordnerabzeichen im Knopfloch schritten gewichtig durch den Gang. Faber sank in Nachmittagsschlaf.

«Nun, mein Sohn», fragte Kaspar. «Wie gefällt es dir hier?»

«Ich bin angenehm überrascht durch die Ruhe und Besonnenheit. Handgreiflichkeiten scheint es nicht mehr zu geben.»

«Du irrst dich. Unten bei den Malern, wo Goldmann wohnt, haben wir einen sehr aufgeregten Herrn von der Filmbranche. Um ein Beispiel zu nennen. Er heißt Kernig und soll ein paar gute Filme gemacht haben. Zwischen ihm und Goldmann besteht bittere Feindschaft. Kernig hat dem Doktor Ohrfeigen angeboten.»

«Weshalb denn?»

«Aus Nervosität. Die Spannung muß sich manchmal Luft machen. Wir sind alle vom Reizbarkeitsbazillus infiziert. Wenn diese Internierung noch lange dauert, dürften die meisten schwere Gesundheitsstörungen davontragen. Nicht nur seelischer Art. Die berühmte Lagerkrankheit zum Beispiel, Bauchkrämpfe mit Durchfällen, bekommt jeder. Auch du entgehst ihr nicht.»

«Danke für das Angebot. Ich habe Tierkohle bei mir.»

«Nützt nichts, mein Bester. Unsere Gedärme sind schon das reine Kohlenlager. Ich sage dir, die psychischen Depressionen sind viel schlimmer. Hier mußt du dich mit einer Hornhaut wappnen. Komm, wir wollen einen Rundgang machen.»

Er nahm meinen Arm.

Durch die matten Fensterverkleidungen der Baracke drang gedämpftes Tageslicht. Zu beiden Seiten des schmalen Ganges reihten sich die Schlafstätten aneinander, Bretter mit Stroh oder Matratzen, auf denen Decken, Gepäckstücke und Gegenstände des täglichen Bedarfs lagen. Manche waren mit Sorgfalt ausgestattet, wie kleine Schiffskojen. Auf rohgezimmerten Tischen standen Photographien von Frauen und Kin-

dern, Schreibmaschinen und Spirituskocher. Andere waren mit primitiven Wänden abgeteilt und als Werkstätten eingerichtet. Es gab Schneider, Schuster, Tischler und Uhrmacher. Überall wurde gehämmert und geklopft.

«Das schlimmste ist», sagte Kaspar, «daß man nie allein sein kann. Zum Glück ist die Belegschaft nicht groß. Wir haben wenigstens Platz. Sonst wären die Werkstätten und Tische nicht möglich, wir könnten kaum die Hocker unterbringen. Augenblicklich hat jeder zwei Schlafstätten zur Verfügung. Dein Nachbar, der Kammersänger, sogar drei.»

Wir gingen an schweigenden Schachspielern vorüber, an erregt Debattierenden, an sanften Kaffeetrinkern. Männer in Arbeitskleidung, die zur Baugruppe gehörten, schleppten Eimer und Werkzeuge. Intellektuelle mit Hornbrillen saßen auf dem Boden und schnitten Bücher auf. Eine junge, schwarzweiße Katze hatte sich im Stroh eines Abwesenden vergraben. Sie war das einzige Lebewesen in Freiheit. Ich betrachtete sie voll Neid.

Kaspar nahm die Katze auf die flache Hand und streichelte sie. Das Tier schnurrte.

«Ich Sorge mich nur um Charlotte», seufzte er. «Alles übrige stört mich nicht.»

Ich überhörte seine Bemerkung. Der Gedanke an die prätentöse Dame war mir zuwider. Ich wollte eine peinliche Aussprache mit Kaspar vermeiden. Dafür stand er meinem Herzen zu nahe.

Wir gingen weiter.

Am Ende der Baracke, in der Richtung zum Meer, stießen wir auf einen hageren, etwa sechzigjährigen Mann, der uns freundlich zunickte.

«Das ist unser Küchenmeister», erklärte Kaspar. «Wie geht es, Herr Brand?»

«Wie soll es schon gehen», erwiderte dieser mit der stereotypen Redensart, die auf jede Frage nach dem Wohlbefinden folgte. «Wann kommen Sie wieder zum Kartoffelschälen?»

«Demnächst», rief Kaspar und grüßte militärisch. «Ein Original», flüsterte er mir zu.

«Er sieht aus wie ein pensionierter Postbeamter.»

«Da irrst du dich gewaltig. Das ist ein sehr vermögender Mann aus Süddeutschland, der schon seit Jahren in Nizza lebt. Er hat ungeheuer viel Gutes hier im Lager getan und manchem armen Teufel geholfen. Ohne ein Wort darüber zu verlieren. Ganz anonym.»

Ich betrachtete erstaunt das vertrocknete Männchen. Seine krummen Beine steckten in Korkzieherhosen. Er hielt den geschorenen Kopf etwas vorgebeugt und ging mit schleppenden Schritten dahin.

«Was reizt ihn denn so an der Gulaschkanone?»

«Ja», lächelte Kaspar, «das ist sein Geheimnis. Stell dir vor, er steht jeden Morgen um vier Uhr auf und zündet das Feuer draußen an. Dann

kocht er Kaffee für sechshundert Menschen. Das macht ihm anscheinend riesigen Spaß. Er hat eine Eingabe an die Kommandantur gerichtet und gebeten, für die Dauer des Krieges in der Küche zu bleiben. Bei Sturm und Regen.»

«Es klingt wie ein Märchen.»

«Ich habe ihn einmal gefragt, ob ihm das frühe Aufstehen nicht schwerfalle. Darauf hat er gegrinst. Er kann nämlich morgens um vier nicht mehr schlafen. Zu Hause darf er keinen Lärm machen, das verbietet ihm seine Frau. Hier hat er endlich sein Glück gefunden. Deshalb will er nicht wieder fort.»

Außerordentlich, dachte ich. Der Mann ist ein Held. Als ich aber eines Tages seine Frau sah, wurde mir alles verständlich. Dagegen war die Internierung ein Paradies . . .

Ich hörte meinen Namen rufen. Goldmann winkte.

«Dr. Heerfurt ist da. Soeben angekommen.»

«Nicht möglich!»

«Leider. Wir wollen ihn holen. Er erwartet uns in der Krankenbaracke.»

## X

Ich ahnte nichts Gutes. Heerfurt hatte seit Wochen das Bett nicht verlassen. Jede Bewegung konnte ihm bei seinen entzündeten Venen den Tod bringen.

Er saß bleich und erschöpft auf seinem Gepäck. Die Augen hinter den scharfen Brillengläsern hatten eine gelbliche Färbung. Die eingefallenen Wangen bedeckte ein spärlicher, grauer Bart.

«Weshalb sind Sie nicht im Bett geblieben, Doktor?» fragte Goldmann finster.

Heerfurt schüttelte müde den Kopf.

«Es nützt nichts. Meine Frau hat sich bei der Polizei erkundigt. Auch die Bettlägerigen müssen her.»

«Stimmt», sagte ein untersetzter Mann in einem blauen, von Fett starrenden Anzug, der auf einem mitgebrachten Teppichläufer lag. «Nur die Sterbenden dürfen zu Hause bleiben. Die Ärzte haben Auftrag, jeden, der gehen kann, aufzustöbern. Dann ist es schon besser, freiwillig zu kommen.» Er brach in ein trockenes Husten aus und preßte die Hand mit den schwarzen Nägeln gegen die Brust.

Heerfurt betupfte mit dem Taschentuch die Stirn. Seine gepflegten Finger zitterten.

«Da wären wir nun», lächelte er maskenhaft. «Das verdanken wir alles Herrn Hitler.»

Der Fettstarrende schnaubte verächtlich durch die Nase.

«Kein Geld. Nichts zu fressen. Die Frau im Krankenhaus. Ich weiß nicht einmal, wo meine Kinder sind.»

Sein Anzug, dachte ich, hat bessere Tage gesehen. Wie kann ein Mensch sich so verdrecken lassen! Für ein Stück Seife reicht die Unterstützung des Komitees doch noch aus.

Als hätte er meine Gedanken erraten, fügte der Mann auf dem Teppichläufer hinzu:

«Es gibt einen Zustand von Not und Elend, in dem einem alles gleichgültig wird. Man verkommt eben. Schluß. Der Fall ist erledigt.» Damit drehte er sich um und zog den Rock übers Gesicht.

Goldmann blies wütend in die ausgegangene Pfeife.

«Rechtlose Menschen», knurrte er und holte ein Streichholz hervor.

«Eigentlich fühle ich mich ganz wohl», sagte Heerfurt und sprach sich Mut zu. «Wenn ich nur nicht so matt wäre. Ein plötzlicher Schock des Körpers bewirkt manchmal Wunder. Sonst hätte ich den Transport nicht überstanden.»

«Sie werden uns noch alle in den Schatten stellen», scherzte ich. «Sie kehren als Jüngling zu Ihrer Frau zurück.»

Heerfurt sah mich dankbar an.

«Die Ärzte im Lager wollten mich nach der Untersuchung nach Hause schicken. Aber mein Dossier war nicht da. Jetzt heißt es abwarten, bis meine Loyalität erwiesen ist. Ich habe erstklassige Zeugnisse beigebracht. Hoffentlich dauert es nicht zu lange.»

Goldmann paffte, um seine Skepsis zu verbergen.

«Vorläufig», sagte er, «schlafen Sie mal in unserer Baracke. Ich habe Ihnen einen Platz neben mir reserviert. Hier kann man ja trübsinnig werden.»

«Dabei muß ich noch von Glück sagen», erwiderte Heerfurt. «Über mir ist das Dach mit Pappe belegt. Der Kollege dort», er wies auf den Fettstarrenden, «hat mich darauf aufmerksam gemacht. Ich glaube, wir sind die einzigen, die ein trockenes Lager erwischt haben.»

«Bei uns», nickte Goldmann, «ist alles verkleistert. Vorwärts, meine Herren. Wir ziehen um.»

Wir beluden uns mit Heerfurts Gepäck. Er humpelte langsam am Stock hinter uns her.

«Ich werde ihn pflegen und ihm das Essen holen», murmelte Goldmann. «Der alte Herr ist ja völlig hilflos. In der Krankenbaracke kann er glatt kriechen. Wer kümmert sich da schon um ihn.»

Mir fiel Falke ein, unser Holzpuzzler.

«Ich weiß jemand, der ihm das Bett zurechtzimmert. Heute abend gibt es bei uns Tomatensalat. Kaspar muß eine Portion abgeben. Wir wollen ihm alles so wohnlich wie möglich machen.»

Als wir in Goldmanns Bereich anlangten, war Heerfurt zu Tränen gerührt.

«Meine Herren», flüsterte er, «das werde ich Ihnen nie vergessen.»

«Hinlegen», kommandierte Goldmann und bettete ihn auf seine Decken. «Jetzt sind wir die Ärzte. Und Sie müssen gehorchen. Ich verordne Ihnen völlige Ruhe. Nur die Latrine ist Ihnen gestattet. Zweimal am Tage. Mehr nicht. Wehe, wenn ich Sie auf den Beinen sehe!»

Heerfurt ließ sich lächelnd zudecken.

«Einverstanden», sagte er. «Über das Honorar reden wir noch. Meine Frau hat mir ein Kalbsfilet mitgegeben.»

«Alle Achtung», schmunzelte Goldmann. «Dazu Tomatensalat. Besser kann man auch im Ruhl nicht leben.»

«Und ein Stück Napfkuchen als Dessert. Hausgebacken», trumpfte ich auf.

Arme Teufel, die wir uns an ein untergegangenes Leben klammerten! Und doch — nie war das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärker gewesen. Dieser geistesgestörte Nietzsche mit dem schwächlichen Körper und der lyrischen Seele hatte den Deutschen ein schönes Übermenschen-tum eingebracht. Das Mitleid blieb dennoch die Triebfeder aller humanen Bestrebungen. Von Prometheus bis zu Robert Koch und Pasteur.

«Berliner Pfannekuchen gefällig?» rief eine Stimme.

Ein kurzsichtiger Jüngling zwängte sich mit einem Bauchladen durch die Baracke. Er verkaufte Zigaretten, Stiefelwische und Süßigkeiten. Ich wollte eine Dose «Lion Noir» erstehen, aber Goldmann hielt mich zurück.

«Vom Schuhputzen verstehen Sie nichts», sagte er milde. «Dafür gibt es Fachleute. Wir haben die Pflicht, sozial zu sein. Hier ist Ihr Mann.» Er wies auf ein Schild am Barackeneingang, das für fünfzig Centimes den Glanz gewichster Stiefel verhiess.

Mitten in einem Haufen von Schuhen und Gamaschen saß ein robuster Arbeiter, der kein Wort Deutsch verstand.

«Wie kommen Sie denn hierher?» fragte ich.

«Ich bin als Kind deutscher Eltern in Frankreich aufgewachsen», erklärte er und fuhr mit mächtigem Schwung über das beschmutzte Leder. «Ich arbeite als Gärtner auf einem Gut in Grasse.»

«Weshalb haben Sie sich denn nicht längst naturalisieren lassen?»

Der Mann sog an seinem verkohlten Zigarettenstummel.

«Dann hätte ich in Frankreich dienen müssen», äußerte er in unverkennbar provenzalischem Dialekt.

«Das gibt es auch», versetzte Goldmann ironisch. «Diese Leute suchen sich überall die Rosinen heraus. Wäre der Mann ein Jude, könnte man es seiner Rasse in die Schuhe schieben. Da habt ihr den Beweis, würden die Antisemiten heulen. Der Jude drückt sich, wo er nur kann. So aber», er ergriff ein Paar Stiefel mit schiefen Absätzen, «ist der Dreck, den er am Stecken hat, kein Propagandamaterial. Höchstens ein Grund mehr für die Internierung. Die in diesem Falle völlig berechtigt ist.»

«Unser Freund scheint sich dabei recht wohl zu fühlen. Er hat Arbeit, verdient Geld und wird auf Staatskosten ernährt. Die militärische Zwangsjacke macht ihm keine Sorge. Nach dem Völkerrecht ist er Zivilgefangener. Seine wertige Person wird nicht angetastet.»

Goldmann drückte mit dem Daumen den Pfeifentabak nieder.

«Eigenartige Situation. Das Völkerrecht annulliert die Menschenrechte. Sie, als Staatenloser, sind kein feindlicher Ausländer. Bedanken Sie sich bei Goebbels dafür. Ich, den man vergessen hat, auszubürgern, gehöre zu einem anderen Paragraphen. Ich muß das Versehen der Nazis büßen. Dabei haben wir beide die gleiche Gesinnung. Nur ein Federzug unterscheidet uns.»

«Wir scheinen in eine Epoche hinüberzuwandeln, in der man die Menschenrechte grundlegend revidiert. Nicht zu unserem Segen. Zwangsläufig müssen auch die demokratischen Staaten die persönliche Freiheit ihrer Bürger einschränken. Sonst können sie den Krieg nicht gewinnen. Das Gangstertum in der Welt läßt sich nicht durch Liberalismus ausrotten. Wenn diese Zivilisation, die uns heilig ist, gerettet werden soll, dann kann es nur durch eine zeitweilige Preisgabe ihrer Errungenschaften geschehen. Wir müssen die Rechtlosigkeit als das kleinere Übel in Kauf nehmen.»

«Zugegeben», rief Goldmann. «Ich beklage mich auch nicht. Was sind hunderttausend deutsche Emigranten in Europa, wenn es um die Entscheidung geht. Sandkörner! Ich verlange nur eins. Daß man mich mitkämpfen läßt. Ich wehere mich gegen den formaljuristischen Unsinn, der mich zu etwas stempelt, was ich nicht bin. Denn was bin ich? Ein Verbündeter. Daran ändert auch der deutsche Paß nichts.»

«Vielleicht blüht uns allen das gleiche Schicksal.»

«Und das wäre?»

«Ein verlorener Posten in dem Freiheitskrieg. Ich glaube, der Satz ist von Freiligrath.»

«Der mußte es wissen», sagte Goldmann melancholisch. «Er kannte seine Deutschen. Er war auch ein Emigrant.»

«Wenn wir die Emigrationslisten der deutschen Literatur durchblättern, befinden wir uns nicht in der schlechtesten Gesellschaft. Auch Schiller war Réfugié politique. Herwegh marschierte 1848 mit einer deutsch-französischen Arbeiterkolonne in Baden ein. Büchner starb in Zürich. Heine in Paris.»

«Exempla docent», lächelte Goldmann. «Wie wäre es mit einer Partie Schach?»

Wir gingen zur Baracke zurück und sahen von weitem Heerfurt, der uns aufgeregt winkte.

«Was ist los, Doktor? Weshalb sind Sie aufgestanden?»

«Ich darf nicht hierbleiben. Ich muß in die Krankenbaracke.»

«Wer sagt das?»

«Ihr Barackenführer.»

«Das werden wir sehen», rief Goldmann empört. «Alles Wichtig-tue-ri. Die Herren haben keine anderen Sorgen.»

«Ich werde Kaspar holen», sagte ich. «Der hat auch meine Sache ge-ordnet. Nur Ruhe.»

Goldmann nahm den alten Herrn in den Arm und führte ihn vorsich-tig an seinen Platz.

«Zunächst legen Sie sich einmal hin.»

Ich fand Kaspar beim Tomatenschneiden. Wir begaben uns auf die Suche nach dem Blondem. Der schüttelte den Kopf.

«Es geht beim besten Willen nicht. Der Mann muß liegen. Das fällt je-dem auf. Befehl ist Befehl. Wendet euch an die Kommandantur. Ich komme sonst in des Teufels Küche.»

«Schön», sagte Kaspar. «Ich gehe ins Büro.»

Goldmann kam hinzu.

«Auf jeden Fall», befahl der Blonde, «muß er sofort mit seinem Ge-päck in die Krankenbaracke.»

«Schikane», fauchte Goldmann. «Laßt ihn doch in Ruhe. Das ist ein schwerkranker Mann.»

«Eben darum. Passiert etwas, dann bin ich verantwortlich. Den da», das galt mir, «habe ich durchgelassen, weil er mit den andern antreten kann. Ihr wißt genau, daß zum Appell gerufen wird. Kommt eine Revi-sion, fliegen wir alle herein.»

Kaspar nahm Goldmann beiseite.

«Nichts zu machen. Der Blonde hat recht. Ich will sehen, ob ich Gene-ral Sturm erreiche. Bringt den Doktor inzwischen hinüber.»

Wir fügten uns. Die Krankenbaracke füllte sich allmählich. Der Platz neben dem Fettstarrenden war bereits belegt. Wir brachten Heerfurt unter, so gut es ging. Zum Glück verlor er nicht den Humor.

«Dachau ist schlimmer», tröstete er uns. «Hier kann man wenigstens das Hotel wechseln. Ich werde versuchen, etwas zu schlafen.»

Wir verließen ihn. Goldmann holte sein Schachbrett hervor.

«Wiener Würstchen, meine Herren? Frische Würstchen gefällig?»

«Ruhe!» brüllte ein Mann, der gegenüber von uns auf einer zusam-mengerollten Matratze saß und schrieb. «Ihr mit euerm verdammten Geschrei. Laßt uns doch endlich in Frieden!»

Der Würstchenträger entschwand.

«Wer ist der reizbare Herr auf der Matratze?» fragte ich.

«Mein Feind», lächelte Goldmann. «Der Filmdichter Kernig.»

«Ach so. Kaspar hat mir erzählt. Er scheint wirklich etwas nervös zu sein.»

«Ich werde es überleben», meinte Goldmann gleichgültig. «Seine fixe Idee ist, alles, was ich vorschlage, zu verhindern. Feindschaft ent-springt oft einem Bedürfnis nach Selbstbehauptung. Es gibt Menschen, die sich dauernd bestätigen müssen. Dann entstehen die berühmten Vorstöße ins Leere. Der Wunsch, sich durch Ohrfeigen abzureagieren,

ist die letzte Phase in diesem Kampf. Nicht sehr interessant. Sie sind am Zug.»

Goldmann spielte elegant und sicher. Mitten in den Endspurt platzte Kaspar hinein.

«Ich habe Sturm überredet. Der General ist einverstanden. Heerfurt darf hier bleiben, soll sich aber drüben in die Liste eintragen. Das gilt auch für dich. Der Ordnung wegen. Ihr könnt den Doktor also holen.»

«Jetzt ziehen wir aber zum letztenmal um», erklärte Goldmann. «Das ist ja das reine Affentheater. Mit kranken Menschen Schindluder treiben, darauf können nur Emigranten verfallen. Es geht den Herrschaften viel zu gut.»

«Sie sind ungerecht, Goldmann», erwiderte Kaspar.

«Lassen Sie gut sein. Ich habe hier schon die tollsten Dinge erlebt.»

«Holen wir ihn nun, oder holen wir ihn nicht?» beendete ich den Disput.

«Wir holen ihn», sagte Kaspar versöhnlich. «Ich helfe euch.»

«Unsere Partie ist sowieso remis», äußerte mein Partner.

Das war sie keineswegs. Ich mußte mit Sicherheit verlieren. Aber Goldmann konnte sich diese Geste leisten. So wenig war er von Ehrgeiz und Eitelkeit geplagt. Unwillkürlich dachte ich an Sesam. Ich sah die Mäusewohnung, Angelikas geschminkte Lippen, Didis Mumiengesicht . . .

Welcher Kontrast!

Ein Klosett mit Wasserspülung gehörte jetzt zu den versunkenen Schätzen Vinetas. Statt gemischter Kost aß man eine fettige Brühe. Der Körper stellte sich um. Die Rückkehr zur Primitivität steigerte die Widerstandsfähigkeit. Ich litt nur an einem. Ich konnte nicht schlafen.

Das wurde zu einer Tortur.

Faber, mein Nachbar auf der Pritsche, schnarchte in gleichmäßigen Abständen. Es klang, als ob der Boden unter mir zersägt würde. Von allen Seiten gurgelten dumpfe Kehllaute, die in pfeifendes Schnauben übergingen, so daß man Angst bekam, die Schläfer könnten an ihrem eigenen Röcheln ersticken. Manchmal schnappten sie nach Luft, wie Fische auf dem Trockenen, und brachen in ein wildes Schluchzen aus.

Durch die Ritzen der Wände strömte feuchte Nachtluft. Eine kleine Ölfunzel erleuchtete flackernd den Gang, durch den verhüllte Gestalten nach der Latrine tappten. Ein unaufhörliches Kommen und Gehen erschütterte die Baracke. Streichhölzer flammten auf. Zigaretten glühten. Draußen heulte der Wind und fegte Papier vorbei. Mein Herz fing an, laut und qualvoll zu schlagen. Überwach, in Schweiß gebadet, kämpfte ich gegen die Brandung des Lärms. Ein Verdammter im Schnarchbassin der Unterwelt.

Plötzlich ging ein Platzregen nieder. Die Schläfer wurden aufgeschreckt. Durch die schlecht vernieteten Dachritzen tropfte es auf die

Decken. Bald bildeten sich Pfützen, zum Glück nur an wenigen Stellen. Die Pappe über uns hielt stand.

Falke und Symchowitz stopften beim Schein einer Taschenlampe Papier in die Löcher. Hesekei beklagte sich über nasse Füße. Faber zog ein Stück Pappe aus seinem Handkoffer und nagelte es über uns an. Kaspar und Meerschaum, die nichts abbekommen hatten, sahen erheitert diesem Treiben zu.

«Ihr könntet euch auch etwas nützlich machen», schnaufte Faber.

«Das gehört nicht zu meinem Ressort», erwiderte Kaspar. «Ich bin nur für die Ernährung zuständig.»

«Deine ganzen Tomaten schwimmen weg», brüllte Falke von oben.

«Laß sie schwimmen. Sie werden schon wiederkommen.»

Der Regen hielt an.

«Gelt», grinste Faber, dem ich die Nägel reichte, «auf diese Sintflut waren Sie nicht vorbereitet. Keine Sorge. Unsere Arche steht fest. Wir wollen sie nur etwas ausbessern. Zu dumm, daß es nie am Tage regnet.»

«Was Sie auch alles verlangen», rief Hesekei und trocknete sich die Füße. «Eine richtige Sintflut kommt nur bei Nacht.»

«Wees Gott», grinste Meerschaum mit sächsischer List, «der einzige, der sich nicht rührt, ist unser Thomas. Ich wette, der verschläft noch den Weltuntergang.»

«Idiot», brummte Thomas. «Sie haben die Wette verloren. Mir tropft es auf die Nase.»

«Weshalb sagen Sie denn nichts?»

«Weil ich Falke nicht stören will.»

«So siehst du aus», schrie dieser im rieselnden Pyjama. «Wir arbeiten, und du ziehst dir die Decke über'n Kopf. Zur Strafe bekommst du keinen Kaffee morgen.»

«Sei vorsichtig», drohte Thomas. «Ich besitze noch Schmalz.»

«Eine gute Idee», verkündete Kaspar. «Jeder soll eine Schmalzstulle haben. Gebt mir das Brot herüber. Faber, eine Flasche Wein!»

«Jetzt wird sogar Thomas munter werden», zwitscherte Meerschaum. «Diese Wette, meine Herren, verliere ich nicht.»

Thomas richtete sich auf und putzte seine Brille.

«Für Sie, lieber Meerschaum, tu ich alles. Her mit der Stulle.»

Wir aßen und tranken mit mächtigem Appetit.

Nach diesem kulinarischen Zwischenspiel verzog sich der Regen. Der Rest der Nacht verlief ungestört.

Am nächsten Morgen erschien Goldmann blaß und empört in unserem Quartier.

«So eine Gemeinheit», schimpfte er. «Der arme Heerfurt ist völlig durchnäßt.»

«Wieso denn? Er schläft doch neben Ihnen?»

«Stellen Sie sich meine Überraschung vor: gestern abend, als ich

heimkomme, ist er nicht mehr da. Herr Kernig hat sich bei der Kommandantur beschwert; er will nicht mit Kranken zusammenliegen. Wegen Ansteckungsgefahr! Bloß, um mir eins auszuwischen. Daraufhin hat man den alten Mann hinausgejagt. Ich bin sofort ins Büro gelaufen, aber natürlich war niemand mehr vorhanden. Die Ordner hatten strengen Befehl bekommen, ihn in die Krankenbaracke zu schaffen.»

«Um Himmels willen», sagte Hesekei, «bei diesem Regen heute nacht!»

«Die Überschwemmung können Sie sich denken. Die ganze Baracke steht unter Wasser. Jetzt fängt man an, das Dach zu verkleistern. Die Baugruppe ist alarmiert. Leider zu spät.»

«Diesen Kernig sollte man nach Strich und Faden verprügeln», rief Kaspar. «Das geht doch wirklich zu weit.»

«Ich halte nichts von Schlägereien», äußerte Meerschaum bedächtig. «Wir werden die Leidtragenden dabei sein. Vergeßt nicht, wir sind Gefangene.»

«Soll es denn überhaupt kein Recht mehr geben?» tobte Goldmann. «Nicht einmal unter den eigenen Leuten?»

«Am besten wäre es, einer von uns ginge zum Kommandanten», meinte Falke. «Hesekei genießt großes Ansehen im Lager.»

«Ich will es gerne tun», erklärte dieser. «Aber ich verspreche mir nicht viel davon. Der Kommandant kann einen allgemeinen Befehl schwer rückgängig machen. Gerade bei seinem Gerechtigkeitsgefühl darf man ihn nicht in eine schiefe Lage bringen. Ich schlage vor, die Sache unter der Hand beizulegen. Man müßte sich diesen Kernig einmal vornehmen.»

«Das nützt gar nichts», rief Faber. «Das ist ein größtenwahnsinniger Dummkopf.»

«Ich habe mich an die Baugruppe gewandt und gebeten, über Heerfurts Platz mit der Dacharbeit zu beginnen, damit er wenigstens die nächste Nacht im Trockenen schläft», sagte Goldmann.

«Das war das Vernünftigste, was Sie tun konnten», nickte Kaspar. «Und jetzt wollen wir mal hingehen und sehen, wie es ihm geht.»

Der Kranke lag mit Fieber auf dem feuchten Boden. Seine Beine waren übermäßig geschwollen. Er stöhnte leise vor sich hin.

«Unmöglich», erklärte Goldmann. «Hier kann er nicht bleiben. Wir müssen ihn zum Arzt bringen. Kommen Sie, Doktor.»

Wir hoben ihn auf und stellten ihn auf die Beine. Der alte Herr schrie vor Schmerz.

«Das verdankt er nun einem Kameraden», sagte Kaspar verächtlich. «Pfui Teufel. Man schämt sich, Emigrant zu sein.»

Wir trugen ihn so vorsichtig, wie wir konnten. Der Kranke ließ sich schleppen. Sein Gesicht war verzerrt.

«Ich kann es nicht mehr aushalten», jammerte er. «Wenn nur schon alles vorbei wäre. Meine arme Frau. Bitte, schreiben Sie ihr.»

«Unsinn», rief ich, «Sie kommen jetzt in ein warmes Bett. Sie sind nicht lagerfähig. Man wird Sie entlassen.»

«Das glaube ich nicht», seufzte er. «Man wird mich ins Lazarett schicken. Dort soll es furchtbar sein.»

«Latrinengerüchte», brummte Goldmann. «Lassen Sie sich nichts erzählen. In einer Woche laufen Sie wieder.»

Wir waren vor der Revierstube angelangt.

Der freundliche Arzt, der mich damals entlassen hatte, untersuchte den Kranken. Er schüttelte bedenklich den Kopf.

«Lebensgefahr», sagte er leise zu einem Wärter. «Sofortiger Abtransport ins Spital.»

Man legte den halb Ohnmächtigen auf eine Krankenbahre und trug ihn in die Sonne. Dort stand schon eine zweite Bahre mit einem hochgradig Tuberkulösen.

Heerfurt nahm ein paar Briefe aus der Tasche und reichte sie uns.

«Meine Loyalitätszeugnisse. Bitte, geben Sie sie bei der Kommandantur ab.»

Falke brachte ihm Gepäck und Decke. Wir hüllten den Leidenden ein und schoben ihm sein Kissen unter den Kopf.

Ein Lastkraftwagen fuhr vor, in den die beiden Bahren verladen wurden. Der freundliche Arzt begleitete den Transport.

«Ich danke Ihnen», flüsterte Heerfurt und drückte uns die Hand zum Abschied. «Vergessen Sie meine Frau nicht. Schreiben Sie ihr, wo ich bin.»

«Es wird alles besorgt», rief Goldmann mit heiserer Stimme. «Leben Sie wohl, Doktor. Gute Besserung!»

Der Lastkraftwagen fuhr ab. Ein Arm winkte noch.

«Ob wir ihn wiedersehen?» sagte ich erschüttert.

Goldmann antwortete nicht. Die Tränen liefen ihm übers Gesicht.

## XI

Was bedeutet ein Menschenleben in dieser Zeit! Man ißt, man raucht, man geht zur Latrine. Nur nicht nachdenken. Tu so, als hättest du abgeschlossen. Hast du Glück, und dein Name wird aufgerufen, dann beherrsche das Zittern in deinen Gliedern. Tritt gefaßt vor die Außenwelt.

Um elf Uhr war Besuchsstunde. Meine gute Hausfrau stand hinter der Umzäunung und brachte Kartoffelpuffer nebst gefüllten Tomaten.

«Suzanne», berichtete sie, «läßt dir sagen, es kommt in den nächsten Tagen eine Untersuchungskommission ins Lager. Die Ausgebürgerten unter den Kranken sollen entlassen werden. Das Schicksal der übrigen wird in Paris entschieden. Außerdem bist du auf der Intellektuellen-

liste, die mit einer besonderen Befürwortung im Ministerium liegt. Mach dir keine Sorgen.»

«Ich mache mir für die anderen Sorgen. Seit sechs Wochen werden sie mit Versprechungen hingehalten. Es ist ein langer Weg nach Paris.»

«Du mußt dich rasieren», befahl Gladys, die ihrem Schwager eine Flasche Kaffee und frische Wäsche brachte. «Du siehst ja um zehn Jahre älter aus.»

«Wir werden ihn schon an die Kandare nehmen», versetzte Faber mit Gemütsruhe. «Er hat sich noch nicht eingewöhnt.»

«Ich habe euch ein paar Fleischkuchen gebacken», fuhr Gladys fort. «Hoffentlich reichen sie für alle.»

«Oh», rief Kaspar voll Anerkennung. «Zwei Abendessen an einem Tag! Wenn das so weitergeht, müssen wir eine Abmagerungskur einlegen.»

«Ich sehe mit Freuden», lächelte meine Hausfrau, «daß ihr nicht trübsinnig seid. Geduld. Es kann nicht mehr lange dauern. Behaltet eure gute Laune.»

Wir dachten an den armen Heerfurt. Aber niemand sagte ein Wort. Goldmann paffte seine üblichen Rauchwolken. Er erwartete Frau und Kind, durch die er Frau Heerfurt verständigen wollte. Meerscham war von seinen Söhnen umringt, die in der Uniform der französischen Pfadfinder das Lager betreten durften. Hesekiel und Sychowitz hatten ihre Besuche schon empfangen. Falke, der keine Angehörigen besaß, bekam von uns einen Familienanteil. Er wurde von Dame zu Dame gereicht.

Ich hörte meinen Namen rufen und sah Didi und Angelika. Beide waren mit Spill beschäftigt. Angelika, durch Heirat Schweizer Staatsangehörige, leistete sich den Luxus, in Hosen zu erscheinen. Ihr Paß bewahrte sie vor Unannehmlichkeiten. Die Ordner am Tor hatten keine Gewalt über sie.

Sie reichte mir die Hand durch den Drahtzaun und gab mir einen Kuß. Es war eine leichte, kaum spürbare Berührung. Aber ich empfand zum erstenmal einen erotischen Kontakt. Nicht so sehr die Geste als die Situation schien dieses Fluidum zu erzeugen. Wir wurden beide verlegen. Dann kam die Ablösung. Die Besucherinnen mußten das Feld räumen. Ein neuer Sturzbach von Frauen brauste heran.

Spill, mit seinem hochgekrepelten Strohhut, winkte mir zu.

«Nach dem Mittagessen gibt es Kaffee in unserem Zelt. Sie sind herzlich eingeladen.»

Das Bedürfnis nach Frauen war im Lager nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Jeder hatte genug mit sich selber zu tun. Ihm genügte die weibliche Energie, die sich in Geschäftigkeit und Fürsorge erschöpfte. Die männliche Dynamik war einzig und allein auf das Ziel der Befreiung gerichtet. Sie führte zu einem intimen Zusammenschluß Gleichgearteter. Männerfreundschaften entstanden, die für die Ewigkeit geschlossen wurden, aber die Dauer der Internierung kaum überlebten.

Geriet der Entlassene wieder in sein gewohntes Fahrwasser, dann füllte ihn die Ehe mit ihren Ansprüchen völlig aus. Vergessen waren Schwüre und Beteuerungen. Die Leidensgenossen entfremdeten sich ebenso schnell, wie sie sich gefunden hatten. Kaum daß ein Mittagessen, eine flüchtige Teestunde die einst Unzertrennlichen verband. Die Alltäglichkeit eigener Interessen überschwemmte sie, und das Außerordentliche existierte nur noch im Schauer der Erinnerung.

So war es mir mit Marcus ergangen.

Wir erinnern uns der ersten Nacht im Lager, als wir auf dem Steinboden der Tribüne schlafen mußten. Wie brüderlich war alles gewesen! Menschen, die sich nie gesehen hatten, empfanden das beglückende Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Schien es nicht, als hätte das Jugendideal der Freundschaft eine neue, unverlierbare Prägung erhalten? Feierte nicht Schillers Hymne von der Sympathie, die zu den Sternen leitet, im Herzen reifer Männer ihre Auferstehung?

Eins war gewiß. Wir hatten uns in der Verzweiflung aufrechterhalten. In der Kälte gewärmt. In der Not Trost zugesprochen. Wir hatten das wenige geteilt, was wir besaßen. Eine tiefe, innere Verbundenheit weckte verborgene Kräfte in uns. Die verschütteten Quellen menschlicher Gnade begannen wieder zu fließen. Ein Hauch von jenem «Stirb und werde!», das dem trüben Gast Erleuchtung verheißt, hatte auch uns berührt — — —

Frau Dr. Marcus war aus Grenoble, wohin ihr Mann sie aus Gründen der Sicherheit geschickt hatte, nach Nizza zurückgekehrt. Sie stammte aus kleinen Verhältnissen und litt, obwohl sie äußerlich das Gegenteil davon war, unter ihrer Grobschlächtigkeit. Sie war blond und deutsch, nicht sehr klug, und hatte die Besitzallüren der Emporgekommenen, deren Ehrgeiz durch eine gute Heirat befriedigt ist. Neben ihr wirkte der feine, etwas feminine Gelehrtenkopf des Gatten merkwürdig blutlos.

Man stelle sich einen differenzierten, überzüchteten Mann vor, der in eine Köchin verliebt ist. Sie tyrannisierte ihn mit ihren nicht immer angenehmen Launen, lärmte in der Küche, wenn sie böse mit ihm war, und kontrollierte seine Ausgaben mit kleinbürgerlichem Geiz. Als Marcus mir von einer Summe sprach, die er einem Lagergenossen geliehen hatte, blickte er sich ängstlich um und flüsterte:

«Sagen Sie bloß meiner Frau nichts!»

Sicher besaß sie auch gute Eigenschaften. Was ihr die Göttinnen sonst noch in die Wiege gelegt hatten, entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht hat ihr Aphrodite die Brust gereicht . . .

Aber ich wollte nicht von ihr, sondern von ihm erzählen.

Als ich Marcus nach seiner Entlassung wiedersah, schien er mir verändert. Nach der ersten, herzlichen Umarmung entstand eine Befangenheit zwischen uns. Wir sprachen über gleichgültige Dinge. Er forderte mich zögernd auf, ihn zu besuchen, und schrieb mir die Stunde genau vor.

Ich betrat eine reich, aber uninteressant ausgestattete Luxuswohnung, mit modernen Möbeln im Berliner Geschmack. Die schweren Seidenvorhänge, der massive Tisch, das gediegene Büfett mit dem zur Schau gestellten Kristall paßten nicht in den Süden. Es war eine aus dem Dritten Reich gerettete Dekoration. Zugegeben. Doch sie färbte auf die Menschen ab.

Ich fühlte mich unbehaglich auf meinem Kurfürstendammsstuhl. Marcus ging hinaus, um Zigaretten zu holen, und kam benommen zurück.

«Meine Frau läßt sich entschuldigen», sagte er. «Sie ist in der Küche und kann Sie nicht empfangen.»

Was, dachte ich? Sie empfängt nicht? Sind wir denn hier beim seligen Wendriner? Wenn Tucholsky noch lebte, ich hätte ihm telegraphiert.

Zwei Menschen, die interniert waren, sehen sich wieder. Als wir aus der gleichen Flasche tranken, war es weniger vornehm. Monsieur und Madame empfangen einander am Drahtzaun. Wahrhaftig. Eine merkwürdige Welt. Mißmutig stäubte ich meine Asche ab.

Etwas davon fiel auf die Filetdecke, die den Rauchtisch verunzierte. Marcus sprang auf, sichtlich verwirrt, entfernte die Asche vorsichtig mit den Fingern, blies über die Decke und stellte mir den Aschenbecher vor die Nase. Dann machte er weiter Konversation.

Ich beschloß, die Zigarette im Freien zu rauchen.

«Wie?» sagte Golo, dem ich meine Enttäuschung mitteilte, «hast du auch diese Erfahrung gemacht?»

«Woran liegt es?»

«Cherchez la femme.»

«Das ist keine Entschuldigung.»

«Nein. Aber ein Symptom.»

Schade um die verlorene Zeit . . . Eines Tages sagte sich Marcus mit seiner Frau bei mir an. Eine Grippe gab mir den willkommenen Anlaß, den Besuch auf ihn allein zu beschränken. Er erschien, saß eine halbe Stunde an meinem Bett und redete wie ein gelangweilter Rentier. Wir starrten beide in die Luft.

Versunken war Antibes. Ausgelöscht die grüne Wiese, wo wir Arm in Arm die Latrine besichtigt hatten. Auf ewig verloren das bewegte Herz.

«Sehr hübsch, dieser Tisch», äußerte Marcus mit Kennerblicken. «Wo haben Sie den gekauft?»

«In Florenz.»

«Teuer?»

Ich nannte den Preis.

«Spottbillig», konstatierte er und fuhr mit der Hand über die Tischplatte. «Leben Sie eigentlich gern auf dem Lande?»

Ich bejahte. Inzwischen war es Mittag geworden. Marcus empfahl sich und wünschte mir baldige Genesung. Wir haben uns nicht mehr wiedergesehen.

Als ich dem Psychiater Dr. Ritter, der im Spillschen Zelt wohnte, diese Geschichte erzählte, lächelte er sarkastisch:

«In der Freiheit sieht manches anders aus. Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, eine zufällige Vertraulichkeit, durch ungewöhnliche Umstände bedingt, sei von Dauer. Zumal in unserem Alter. Alles normalisiert sich wieder. Hier sind wir, wie die französische Sprache so schön sagt, «frère et cochon». Aber das Schwein wird dem Bruder eines Tages einen Tritt versetzen, womit ich beileibe nicht Ihren Freund Marcus meine. Der ist nur ein Stiefbruder. Nach einer gewissen Zeit schämen sich die Menschen ihrer früheren Affekte. Daher die Unsicherheit bei der ersten Begegnung, die Flucht ins Konventionelle. Das Bestreben, die einstige Schwäche durch Würde zu kompensieren. Das Ganze ist ein psychologischer Vorgang, den man ohne Sentimentalität betrachten muß.»

«Man kann alles psychologisch erklären», wandte ich ein. «Trotzdem bleibt eine Bitterkeit zurück. Derselbe Mensch, der einmal die Kameradschaft als höchstes Gut im Lager pries, entpuppt sich als Spießbürger schlimmster Sorte.»

«Er hat in beiden Fällen recht. Ich muß ihn leider verteidigen. Das Vakuum, das durch die Abwesenheit seiner Frau in ihm entstanden war, wurde der Anlaß zu einer seelischen Libertinage. Sie, mein Lieber, dienten ihm daher als Betäubungsmittel. Ich bin überzeugt, er wäre für Sie durchs Feuer gegangen. Jetzt, im Gleichgewicht des ursprünglichen Zustandes, findet er die selbstverständliche Distanz zu Ihnen, die Sie nicht mehr anerkennen wollen. Denn Sie haben sich ein falsches Bild von ihm gemacht. Nicht er ist im Unrecht, sondern Sie.»

«Mir scheint, wir sehen lauter Zerrbilder hier im Lager.»

«Nun ja», nickte Ritter, «wie in den Vexierspiegeln. Die einen Figuren sind zu kurz und die anderen zu lang.»

«Meine Herren, der Kaffee ist fertig», rief Spill, der mit magischen Gebärden am Spirituskocher hantierte. «Bitte, Ihre Gläser!»

Wir hockten uns in die Sonne und schlürftcn das prächtige Getränk. Spill pflegte dieses Labsal mit feierlichem Zeremoniell zu bereiten. Später, als es keinen Spiritus mehr gab, sah man ihn mit vor Anstrengung gerötetem Schädel am offenen Feuer knien und in die Flammen blasen. Wir verdanken ihm den Genuß des Nachmittags. Was nur der verstehen kann, der am Morgen den faden Sirup aus der Küche schlucken mußte. Sogar Thomas, der ewige Nörgler, kroch aus seinen Decken und leerte das Glas bis auf den letzten Tropfen.

Dr. Ritter, schlank und elegant, mit Adlernase und dunklem Spitzbart, hielt auf Formen. Er wahrte den Abstand und ließ niemand an sich herankommen. Das verschaffte ihm den Ruf eines hochmütigen Menschen, was er keineswegs war. Er verachtete die aufgeregten Schwätzer, liebte ernsthafte Gespräche und nahm sein Schicksal gelassen hin.

Der Dritte im Bunde des Spillschen Zeltes war der Architekt Moos,

dessen Unordnung und Widerspruchsgeist die Mitbewohner zur Verzweiflung brachte. Er wusch sich ausgesprochen ungerne und nahm den ohnehin engen Raum mit seinen Utensilien völlig in Anspruch. Dabei war er von mimosenhafter Empfindlichkeit, so daß es öfters im Zelt zu heftigen Szenen kam. Ich mochte ihn gern, weil mich seine Bohémewirtschaft an meine Studentenzeit erinnerte. Wenn er mit schiefem Gesicht und ungekämmten Haaren böse Aphorismen zum besten gab, verteidigte ich ihn gegen Spill und Ritter aus reiner Freude am Paradoxen.

Trotz großer Divergenzen hielten nach außen alle geschlossen zusammen. Kein Unbefugter drang in ihren Kreis. Die nächtlichen Versammlungen hatten etwas von einer Geheimloge. Klarheit und gesunder Menschenverstand bewahrten die Teilnehmer vor den zermürbenden Einflüssen der Massenpsychose.

Diese Psychose war für Ritter ein Studienobjekt. Der jähe Wechsel von überschwenglicher Hoffnung und finsterstem Pessimismus erzeugte bei den meisten eine krankhafte Reizbarkeit, die nicht selten in Verfolgungswahn, Selbstmordabsichten oder hysterische Prahlerei umschlug. Die Internierten, ausschließlich mit sich selber beschäftigt, verloren jeden Maßstab für das eigene Ich. Sie glaubten, der Krieg würde nur ihretwegen geführt, und hielten, wenn auch unbewußt, ihre Person für den Mittelpunkt des Geschehens.

Als die Dienstpflicht der Asylberechtigten in Frankreich diskutiert wurde, hörte man einen jungen, kräftigen Mann folgenden Ausspruch tun:

«Sich freiwillig zum Militär melden – gut. Darüber kann man reden. Aber zwingen lasse ich mich nicht. Wo gibt es das schon auf der Welt!»

Der Arme hatte vergessen, daß er in Europa war. Wahrscheinlich hätte man ihm in Deutschland einen Botschafterposten angeboten . . .

Ein anderer glaubte, er sei zu einer wichtigen Mission berufen. Was war das für eine Mission?

«Ich besitze ein Rattenvertilgungsmittel», erklärte er, «das ich dem französischen Staat angeboten habe. Für die nationale Verteidigung. In jedem Krieg entsteht eine Rattenplage. Wenn Frankreich nicht will – schön. Ich kann warten. Dann mache ich das Geschäft mit einem anderen Staat.»

Kein Witz. Der Mann meinte es völlig ernst. Er wartet immer noch. Und die Rattenplage auch.

Man konnte die sonderbarsten Dinge erleben. Es gab Leute, die dauernd an den Ministerpräsidenten schrieben. Ein rothaariger Querulant wollte sogar den Völkerbund in Bewegung setzen.

«Grenzgebiet des Pathologischen», sagte Ritter kopfschüttelnd. «Wenn das so weitergeht, telegraphieren sie noch an Roosevelt.»

Es wurde kühl im Zelt. Die Sonne ging unter. Ich schlenderte zu meiner Pritsche, um mir einen Sweater zu holen. Faber, mein Nachbar zur

Linken, war abwesend. Rechts von mir lag ein gut genährter, breit-schultriger Herr auf einem komfortablen Feldbett. Gestern nacht, in der Dunkelheit, hatte ich ihn nicht bemerkt. Das war der Kammersänger, Professor Tulper, vor dem mich Thomas gewarnt hatte. Ich stellte mich ihm vor.

«Sehr angenehm», ertönte eine sonore Stimme. «Bitte, sich nicht zu genieren», fuhr er fort, als ich meinen Handkoffer in seinem Bereich öffnete. «Hier ist Platz genug. Fast wie zu Hause. Nur ein bisserl un-bequem, was die Lage betrifft.»

«Ich höre, Sie sind aus Wien», sagte ich zwischen Wäsche und Schu-hen.

«Eigentlich bin ich in Rußland geboren. Aber ich habe in Wien ge-lebt. Ich war dort engagiert. Übrigens habe ich auch in Berlin gastiert.»

Wir sprachen von der Schmachzeit, von Opern und Besetzungen. Der Professor stützte den Kopf auf den Arm.

«Nein. Mir haben die Nazis nichts getan. Auch das kommt vor. Na-türlich durfte ich als Jude nicht mehr auftreten. Dazu hatte ich auch keine Lust, wie Sie sich denken können. Aber meine Schüler sind mir treu geblieben. Sie haben bei meiner Flucht einen Stafettendienst or-ganisiert. Ich wurde von Hand zu Hand gereicht und gelangte unter dem Schutz von Parteifunktionären bis an die französische Grenze. Dort hat-ten sie mir ein Auto besorgt, das mich illegal hinüberbrachte.»

«Diese Protektion dürfte Sie eine Kleinigkeit gekostet haben.»

«Allerdings», lächelte der Kammersänger, «aber ich habe ein Enga-gement nach Amerika. Meine Braut ist eine der reichsten Erbinnen von Oklahoma. Ich war im Begriff, mich in Genua einzuschiffen, als der Krieg ausbrach. Mein Gepäck und die Schiffskarte liegen noch im Hotel in Nizza.»

«Wenn Sie das amerikanische Visum haben, wird man Ihnen wohl die Ausreise aus Frankreich erlauben.»

«Das hoffe ich auch. Nur das Pupperl tut mir leid. Die Arme sitzt in Nizza, kennt keinen Menschen und spricht nicht ein Wort Französisch.»

Was für ein Pupperl? dachte ich. Meint er die Braut? Aber der Kam-mersänger belehrte mich.

«Das Pupperl, wissen's, ist nämlich mit mir aus Wien gekommen. Sie hängt so an mir, und da wollte ich sie nicht zurücklassen. Geld hat sie auch keins. So ist sie halt mitgefahren.» Er zwinkerte mir zu. «Eine süße Katz. Hellblond und schlank. Mit blauen Augen. Das Arischste, was es gibt.»

Ja, das Pupperl!

Der Kammersänger blickte mit feuchten Augen zur Decke. Ein bläu-licher Schimmer verklärte das volle, glattrasierte Gesicht. Seine ge-zierte Sprechweise erheiterte mich. Ich sah ihn als Wotan, mit teutoni-schem Bart, den Speer über einer dickbusigen Brünnhilde schwingen. Ich sah Matronen, als Rheintöchter verkleidet, an Drähten vom Hänge-

boden herunterschweben. Und die Musik brauste aus dem Urgrund der Wagnerschen Seele: «Weia, woga, woge, du Welle, welle zur Wiege . . .»

Plötzlich fiel mir ein, daß heute abend im Lager eine künstlerische Veranstaltung mit Deklamation und Gesang stattfinden sollte.

«Werden wir das Glück haben, Sie nachher zu hören, Herr Professor?»

Der Kammersänger verzog schmerzlich die Mundwinkel.

«Nein, Verehrter. Das ist nichts für mich. Man wirft seine Perlen nicht vor die Säue. Pardon», verbesserte er sich, «vor ein solches Publikum. Das sind Leute, die nichts von Kunst verstehen. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen. Außerdem», er betupfte seine Kehle vorsichtig mit zwei Fingern, «bin ich erkältet. Indisponiert.»

Sollte Thomas doch recht haben? Ich beschloß, ihn zu reizen.

«Was werden Sie nun mit dem vielen Geld anfangen, das Sie in Amerika verdienen? Ich nehme an, Sie können sich dort jeden Luxus leisten.»

Der Kammersänger wurde ernst. Ein melancholischer Schatten glitt über seine feisten Wangen. Er strich die schwarze Mähne zurück.

Sein Schweigen beunruhigte mich.

«Verzeihung, ich möchte nicht indiskret sein. Mich interessiert nur, wie Sie drüben Ihr Leben aufbauen wollen.»

Er beugte sich vor und sagte mit verändertem Tonfall:

«Bitte, kommen Sie etwas näher. Das braucht nicht jeder zu hören.»

Ich kletterte über den Handkoffer und setzte mich an sein Bett.

«Ich will Ihnen ein Geständnis machen», begann er, «das Sie vielleicht erstaunen wird. Sie fragen nach meinen Plänen. Zunächst werde ich mich verheiraten. Dann warte ich, bis ich amerikanischer Staatsbürger bin. Das wird ein paar Jahre dauern. Und dann», er dämpfte seine Stimme zum Flüstern, «reise ich nach Wien.»

«Nach Wien?»

«Jawohl. Um meine Mutter zu holen.»

«Ihre Frau Mutter lebt in Wien?»

«Nein», sagte er ganz unkomödiantenhaft. «Sie ist gestorben.» Ein echter Schmerz kam zum Vorschein. Ich sah ihn überrascht an. Er bemerkte meine Teilnahme und fuhr fort:

«Sie ist tot. Aber ich kann ohne sie nicht leben. Ich habe ihr in der Sterbestunde versprochen, sie nie zu verlassen. Ich halte mein Wort. Ich nehme ihr Grab mit hinüber. Dieser Sarg ist das Teuerste, was ich besitze. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Und doch ist es so.»

Er versank in Nachdenken.

«Sehen Sie», äußerte er nach einer Weile, «deshalb will ich viel Geld verdienen. Wenn dieser Transport auch Tausende von Dollars kostet, mir ist nichts zu kostbar dafür. Ich nehme die Mutter mit.»

Vielleicht muß man Jude sein, dachte ich, um das ganz zu begreifen.

Der Kammersänger zog ein goldenes Etui hervor und bot mir eine Zigarette an.

«Durchgeschmuggelt», lächelte er und wies auf das Gold. «Das habe ich den Räubern glücklich entrissen. Damit werden keine Kanonen bezahlt. Es wiegt ganz hübsch», er gab mir das Etui in die Hand und ließ mich sein Gewicht fühlen. «Alles andere haben sie mir gestohlen. Ich weine ihm keine Träne nach.»

«Ich wünsche von Herzen, daß Ihr Plan gelingt.»

«Wenn es geglückt ist, werde ich noch einmal nach Europa kommen. Und dann nie wieder. Ich will auch den Sarg meines Vaters holen. Er liegt in Rußland begraben.»

«Wird das gehen?» fragte ich zweifelnd. «Mit Hitler läßt sich allenfalls reden. Aber mit Stalin . . .?»

«Es gibt nichts in der Welt, was nicht für Geld zu haben wäre. Die Kommunisten sind immer gute Devisenhändler gewesen. Auch in Rußland wird nur mit Wasser gekocht.»

Das mußte ich zugeben.

«Wir», sagte Tulper, «das zerstreute und verfluchte Volk dieser Erde, wir kehren zu unserem Glauben zurück. Je mehr man uns verfolgt, desto stärker besinnen wir uns auf unseren Ursprung. Deshalb will ich meine Eltern bei mir haben. Denn sie gehören zu meinem Volk.»

Er blies den Rauch zur Decke. Das war nicht mehr der Star, der verwöhnte Opernsänger, den die musikbesseren Wiener im Lager bewunderten. Seine Stimme kam aus der Tiefe der Jahrtausende. Bajazzo hatte sich in den Propheten Jesaja verwandelt.

«Ich finde Ihr Bekenntnis sehr schön», gestand ich. «Sie haben wenigstens ein Ziel. Sie wissen, was Sie noch an Europa bindet. Aber fallen Sie nicht, indem Sie Ihr Rassebewußtsein betonen, in den gleichen Fehler wie die Nazis? Ihr Familienkult erinnert mich an die alttestamentarischen Gesetze, die den Juden die Mischehen verboten. Unsere modernen Fanatiker haben viel von den Hohepriestern gelernt.»

«Sie verwechseln Religion mit Politik. Was für uns eine heilige Vorschrift war, ist für jene ein demagogisches Mittel. Man wirft uns vor, wir seien die ewigen Unruhestifter, die skrupellosen Ausbeuter der Welt. Sagen wir lieber: wir sind die auserwählten Sündenböcke der Geschichte. Mit Ägypten hat es angefangen, und mit Braunau hört es nicht auf. In jedem Jahrhundert wird Jerusalem ein paarmal zerstört.»

«Wissen Sie, daß Jerusalem erobert wurde, weil seine Verteidiger am Sabbat nicht kämpfen wollten?»

«Nun, und was beweist das?»

«Daß Gott mit den stärkeren Bataillonen ist. Die Konzentrationslager der babylonischen Gefangenschaft waren eine politische Lehre. Leider hat man keinen Nutzen aus ihr gezogen.»

«Ein frommer Jude wird Ihnen darauf antworten: es war Gottes Wille. Wir sind das einzige Volk, das an seiner religiösen Überlieferung fest-

hält. Bis auf den heutigen Tag. Das ist unsere Stärke. Deshalb können wir nicht untergehen. Wie wir einst durchs Rote Meer gezogen sind, so fahre auch ich über den Ozean. Obwohl ich weiß, daß die Freiheitsstatue im Hafen ein sehr unsicheres Symbol ist. Wäre es nicht vernünftiger, werden Sie einwenden, die Gebetsriemen mit Maschinengewehren zu vertauschen? Ich sage Ihnen: nein. Die Maschinengewehre wird man eines Tages zum alten Eisen werfen. Aber Gottes Wort ist ewig.»

Tulper erhob sich und machte mir ein Zeichen.

Daußen vor den Baracken, in einer der äußersten Ecken des Lagers, verrichteten die Juden ihr Abendgebet. Sie standen zwanglos beisammen, murmelten vor sich hin und sahen zerstreut in die Gegend. Manchmal erklang monotoner Gesang. Das Ganze war von überraschender Unfeierlichkeit.

«Habe die Ehre», verabschiedete sich der Professor und trat in den Kreis der Betenden.

«Weshalb so nachdenklich?» fragte Dr. Ritter, der gerade vorbeiging.

«Mir ist etwas eingefallen.»

«Sprechen Sie es aus.»

«Was sind wir eigentlich? Deutsche waren wir einmal. Juden können wir nicht werden. Frankreich lehnt uns ab. Amerika verschließt sich. Vom Völkerbund wollen wir schweigen. Was bleibt noch? Wir haben unsere Wurzeln ausgerissen und stolpern doch mit jedem Schritt über sie.»

«Wer Glück hat, stolpert nach Palästina.»

«Selbst diese Hoffnung bleibt uns versagt. Die Juden haben nur ihre Pässe verloren. Aber wir? Wir sind wirklich heimatlos.»

## XII

Der Mond stand senkrecht über dem Fort. Auf dem Platz begann die nächtliche Promenade. In primitiven Buden wurde heißer Grog und Cognac ausgeschenkt. Es gab Tee- und Kaffeetische im Freien mit hausgemachtem Gebäck. Über knisterndem Holz, dessen Herkunft dunkel war, hingen mächtige Kochtöpfe. Lampions und Fackeln spendeten ihr Licht dazu.

Die Unternehmer dieser zweifelhaften Betriebe machten gute Geschäfte. Meist waren es Cafetiers aus Wien und Berlin, die hier unerwartet ihre Kundschaft wiederfanden. Woher sie allerdings den Kaffee bezogen, blieb ein Geheimnis. Böse Zungen behaupteten, sie hätten ihn aus der Feldküche gestohlen, was sie selber energisch bestritten. Tatsache war, daß nicht immer alles mit rechten Dingen zuging, und eines Nachts ereilte die Vergnügungsstätten ihr Schicksal. Sie wurden verboten.

Zu meiner Zeit blühten sie noch. Ihre Spirituosen vertrieben mir die Melancholie vor dem Einschlafen. Ich kehrte nach manchem Rundgang gewärmt zu meinem Lager zurück.

Sonst waren die Abende in den Baracken von trüber Eintönigkeit. Es kam vor, daß plötzlich ein Berufsgeiger konzertierte und einen Kreis andächtiger Hörer um sich versammelte. Auf den Tribünen wurde mehrmals in der Woche Kunst geboten. Ein bekannter Kabarettist aus Wien, der liebenswerte Fritz Gerold, erheiterte die Gefangenen durch witzige Couplets und selbstverfaßte Satiren. Violine, Gitarre und Ziehharmonika bildeten die Begleitung. Stimmgewaltige Sänger gaben Arien und Lieder zum besten. Später, nach der Übersiedlung in ein anderes Lager, wurde sogar Theater gespielt.

Man sah auch die unvermeidlichen Hasardeure. In versteckten Winkeln hockten ernste, beleibte Herren vor komplizierten Glücksspielen, die sie sich als Ersatz für Monte Carlo beschafft hatten. Es ging um namhafte Summen. Dies makabre Bild der Emigration, von Kerzen beleuchtet, hatte etwas Aufreizendes. Wenige Schritte entfernt davon lagen Menschen mit zerfetzten Hosen auf dem nackten Boden, die nicht einmal Streichhölzer, geschweige eine Decke besaßen.

Was wurde für diese Leute getan? Nichts. Frankreich ernährte sie. Das war alles. Zur Schande der reichen Internierten muß gesagt werden, daß sie kein Herz für die Not ihrer Leidensgenossen hatten. Sie ließen sich aus ihren Luxuswohnungen in Cannes oder Nizza die auserlesensten Leckerbissen kommen. Der Champagner, den die Kantine besorgte, floß in Strömen. Feldbetten mit Matratzen und Wäsche wurden von ihren Chauffeuren angefahren. Ein talentloser Romanschreiber, der Bettgenosse einer begüterten Amerikanerin, beauftragte sogar eine Baufirma, ihm ein Häuschen aus Eternitplatten mit allem Komfort in der Zeltreihe aufzustellen, und scheute sich nicht, darin zu wohnen und Bridge zu spielen, während Heerfurt im Regen kriecherte.

«Wer kein Geld hat, stinkt», pflegte Kaspar zu sagen. Und da die meisten im Lager kein Geld hatten, stank es zum Himmel.

Für diejenigen aber, die nach Veilchen dufteten, eröffneten sich ungeahnte Möglichkeiten. Die Bürohengste, wie man die Österreicher im Vorzimmer der Kommandantur nannte, hatten eine feine Witterung für diesen Geruch. Sie genossen das Vertrauen ihrer Vorgesetzten und schlugen bare Münze daraus. Beispielsweise bei Urlaubsgesuchen, die sie befürworteten, und ähnlichen Vorgängen. Ihre Dienste drückten sich in dreistelligen Ziffern aus. Sie waren mächtige Leute. Bis eines Tages die Nemesis über sie hereinbrach und sie alles wieder herausgeben mußten. Als Quittung bekamen sie eine Tracht Prügel von ihren Kameraden und wurden von den französischen Behörden eingesperrt.

General Sturm war eine rühmliche Ausnahme davon. Sein gutes Herz bewahrte ihn vor Bestechlichkeit. Er war nicht durch Geld, sondern

durch Tränen zu rühren. Dafür hatte er sich etwas anderes ausgedacht. Jeden Morgen, wenn die Offiziere ins Lager kamen, ließ er seine Ordner antreten und stramm stehen. Dazu kommandierte er in einem märchenhaften Französisch, von dem er kein Wort verstand, militärische Befehle. Die Offiziere legten verdutzt die Hand an die Mütze. Sie mußten sich das Lachen verbeißen, aber sie gehorchten dem General. «Ruht», schnarrte Sturm in französischer Übersetzung. Die Ordner ruhten. Und alle waren froh.

Auch der General wurde verprügelt, als das große Reinemachen begann. Sehr zu Unrecht. Denn er hatte nur das Beste gewollt. Wenn er die Wiener Disziplin am Tor einführte, geschah es im Geiste des seligen Kaiser Franz Joseph. Als hätte er, nun ein treuer Diener der französischen Republik, aus Elysium die ersterbende Stimme seines letzten Monarchen vernommen. «Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut.»

Im Spillschen Zelt wurde Geburtstag gefeiert. Dr. Ritter vollendete sein fünfzigstes Lebensjahr. Eine Batterie von Rotweinflaschen harrete der Gäste. Meine gefüllten Tomaten, die ihre Mayonnaise kaum noch zurückhalten konnten, dienten als Vorspeise. Eier mit Speck, von Kaspar mit kundiger Hand gerührt, bildeten den Übergang zu Kartoffelpuffern, die gebräunt und knusprig über dem Spirituskocher brutzelten. Von Meerschaum stammte eine Käseplatte. Der Architekt Moos hatte Äpfel beigesteuert. Hesekei brachte Butter, Thomas Schokolade. Dr. Goldmann stiftete englische Zigaretten. Falke kam mit Schwarzbrot, das als besondere Delikatesse gewertet wurde. Spill selber spendete heute die doppelte Kafferation, für die der kleine Symchowit ein Paket Zucker opferte. Faber präsentierte Gladys' hausgemachten Kuchen, den er eigens zu diesem Zweck bestellt hatte, als Dessert.

Wie man sieht, wurde das Geburtstagskind reichlich bedacht. Wir übrigen dagegen waren fest entschlossen, sämtliche Geschenke aufzuessen und nicht einmal den Wein zu schonen, so daß der Gefeierte am nächsten Morgen ärmer war als zuvor.

«Alle anwesend?» rief Moos. «Bitte, meine Herren, zum Appell!»

Die Namen wurden aufgerufen. Zwölf Gestalten quetschten sich in dem Zelt, wo zur Not vier Menschen ausgestreckt liegen konnten. Man saß wie in einer Heringstonne.

«Bitte keine Asche auf den Boden streuen», mahnte Spill. «Nicht aus Reinlichkeitsgründen, sondern um Löcher in den Kleidern zu verhüten. Man weiß nie, wohin man trifft. Brennende Zigarettenstummel sind im gemeinsamen Aschenbecher abzulegen.» Er wies auf eine Metalldose, die einst bessere Tage gesehen hatte.

«Hat jeder sein Glas und Besteck?» erkundigte sich Kaspar. «Wer es vergessen hat, muß es holen. Wir besitzen leider kein Tafelservice.»

Wir klapperten mit unseren Tellern.

«Schön», nickte Kaspar anerkennend. «Bitte, den Kram wieder mitzunehmen. Wir befinden uns zwar unter ehrlichen Zeltbewohnern, aber

Messer und Gabel sind schnell verschwunden. Nachher will es niemand gewesen sein.»

«Oho», sagte Ritter, «Sie glauben wohl, Ihre Blechzinken sind Wertobjekte? Geben Sie acht, daß man sie nicht für den Goldschatz der Banque de France konfisziert.»

«Herr Doktor», erwiderte Kaspar und schüttelte seine Pfanne, «Sie irren sich. Ich bin nicht hysterisch.»

«Ruhe!» brüllte Thomas. «Hesekiel hat das Wort.»

Hesekiel griff mit zierlichen Bewegungen in die Tasche und holte einen zusammengefalteten Zettel heraus. Sein kahler Kopf glänzte im Mondschein, als er sich zu voller Größe erhob. Er trug ein selbstverfaßtes Gedicht vor, das in launigen Versen den Ärzten zu Leibe rückte — von Hippokrates bis zu Freud. Am Ende, meinte der Verfasser, sei die Medizin so klug wie am Anfang. Und er schloß mit den Worten: «Wie man in die Psychoanalyse hineinschreit, so schallt es heraus.»

Die allgemeine Heiterkeit nahm zu, als Meerscham eine halbe Flasche Wermut in Umlauf setzte, um, wie er sagte, auch in der Gefangenschaft des Apéritifs zu gedenken. Jeder trank einen herzhaften Schluck auf das Wohl des Gefeierten. Dann wurden die gefüllten Tomaten brüderlich geteilt.

Das Fest hatte begonnen.

«Um auf unsere Heimatlosigkeit zurückzukommen», äußerte Ritter, zu mir gewandt, «finden Sie nicht, daß wir bereits eine neue Heimat gegründet haben? Unser Vaterland ist dieses Zelt. Wir werden unser Territorium auch ohne Armeekorps verteidigen. Wir Intellektuellen haben Botschafter in allen Städten der Welt.»

«Gestatten Sie mir einen Rückblick», versetzte Goldmann und nahm die dampfende Eierspeise entgegen. «Die europäischen Staaten stöhnen unter der deutschen Emigration. Seit 1933 sind etwa sechzigtausend Flüchtlinge aus Deutschland nach Frankreich eingewandert. Wir wissen, wir sind hier nicht gerne gesehen. Was geschah denn aber vor dreihundert Jahren? Damals verließen über eine Million Hugenotten die französischen Provinzen und siedelten sich in fremden Ländern an, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden. Sie flohen aus ähnlichen Gründen wie wir heute. Intoleranz, Blutvergießen, Kampf um Gewissensfreiheit, Gefängnisstrafen, Plünderung. Die Geschichte wiederholt sich, nur mit anderen Vorzeichen. Haben die Réfugiés aus dem 17. Jahrhundert ihren Gastländern Unglück gebracht? Die Historiker behaupten das Gegenteil. Denken Sie an die berühmten hugenottischen Baumeister, an ihre Kirchen und Städteanlagen. Ich will Ihnen kein Kolleg über den Barockstil halten, obwohl das zu meinem Beruf gehört. Die Spuren der Hugenotten sind noch heute vorhanden. Frankreich hat damals einen Teil seiner besten Volksgenossen verloren. Diese Emigranten wurden von den europäischen Staaten ohne Formalitäten eingebürgert. So barbarisch war die Vergangenheit!»

Dr. Ritter nickte:

«Die Geburtenziffer Frankreichs ist im Abnehmen. Ein großes Kolonialreich braucht Siedler, sollte man meinen. Aber versuchen Sie mal, ein Visum nach Marokko zu bekommen! Man wird Sie auslachen. Dabei befinden sich hervorragende Ärzte und Fachleute unter den Flüchtlingen. Es gibt Umschulungskurse aller Art, aber die Umgeschulten hängen in der Luft. Das Innenministerium ist glücklich über jeden, den es abschieben kann. In diesem Lande muß man sich das Recht auf Dasein nicht erarbeiten, sondern ersitzen.»

«Vorsicht!» mahnte Hesekiel. «Auch die Zeltwände haben Ohren.»

«Nein», betonte ich, «man darf in Frankreich noch die Wahrheit sagen. Selbst in der Gefangenschaft. Trotz der Action Française. Unterschätzen Sie die Nation nicht. Ich habe von Ihnen allen am längsten hier gelebt. Wenn ganz Europa die Hand zum faschistischen Gruß erhebt – die französische Freiheit ist nicht auszurotten. Glauben Sie mir.»

«Mag kommen, was will», sagte Thomas trübe. «Ich erwarte nichts mehr von der Zukunft. Wir, die wir für eine sinnvolle Ordnung dieses Erdteils gekämpft haben, werden sinnlos unter seinen Trümmern begraben.»

«Unsinn, Thomas», rief Kaspar gereizt. «Wenn ich nicht an den Sieg der Vernunft glaubte, an die Wiederkehr von Recht und Menschenwürde, würde ich mir gleich das Leben nehmen. Dann lohnt es sich nicht, euch hier Kartoffelpuffer zu braten. Dann können wir uns in die Latrine stürzen.»

«Großer Gott», schrie Faber entsetzt. «Nachdem uns noch ein Kuchen bevorsteht!»

«Elender Materialist», sächselte Meerschaum. «Sie haben bloß die Torten im Kopf.»

«An etwas muß man sich halten», gluckste Faber. «Ich betrete die Latrine erst nach dem Kaffee. Herr Spill, wie steht es damit?»

«Da Kaspar sämtliche Töpfe verunreinigt hat», erwiderte der Angeredete, «brauche ich ein paar kräftige Männer zum Scheuern. Freiwillige vor!»

«Hier!» riefen Falke und Symchowitz gleichzeitig.

«Die Jugend meldet sich», konstatierte Moos voll Genugtuung, obwohl er der Jüngste von allen war. «Es gibt noch edle Menschen.»

«Allerdings», meinte Falke. «Wir haben uns auch heute gewaschen.»

«Das wird dem Kaffee zugute kommen», lächelte Hesekiel.

Obst und Käse wurden gereicht.

«Kannst du immer noch essen?» fragte mich Thomas erschüttert.

«Die Lagerluft macht mir Appetit.»

«Hier, mein Sohn», schmunzelte Kaspar und reichte mir eine Medizinflasche. «Trink einen Schluck. Das ist gut für die Verdauung.»

Ich gehorchte. Es war Kirsch darin. Die Medizinflasche ging von Hand zu Hand.

«Achtung, meine Herren!» befahl Faber. «Der Kuchen wird angeschnitten. Bitte, sämtliche Kerzen her.»

In der Mitte des Kuchens steckte ein winziger Blumentopf, in den Gladys einen kleinen Rotdorn gepflanzt hatte. Gladys, die weder bürgerlich noch sentimental war, sondern mit ihren schlanken Beinen recht eigenwillig durch die Welt ging, kam immer auf solche hübschen Ideen. Der sanfte Zweig mit seinen roten Beeren erhielt einen Ehrenplatz in unserer Mitte und wurde wie ein Heiligtum gepflegt. Er wuchs und gedieh. Als Symbol einer glücklicheren Zeit, in der die Blumen blühen und die Menschen sich frei bewegen dürfen, begrüßte er die Erwachenden beim Morgengrauen und sandte den Schläfern angenehme Träume. Es war, als hätte Gladys ein Stück von sich selber ins Lager verpflanzt . . .

Eine alte Droschkenlaterne, von einer Kerze gespeist, leuchtete mit geputzten Scheiben im Hintergrund des Zeltens. Der Spirituskocher gab seine letzte Kraft für den Kaffee her. Durch den wolkenlosen Himmel zog der Mond über die Bucht von Antibes. Die quadratischen Mauern des Forts warfen Schatten auf den Felsen, den das Meer in der Tiefe ruhevoll umspülte. Lagerfeuer brannten. Eine Geige erklang.

«Seltsam», sagte Hesekeel in dem Schweigen, das dem Kaffee vorausging, «ob wohl Tolstoi, wenn er heute lebte, immer noch für Gewaltlosigkeit eintreten würde? Ich habe wieder seine Tagebücher gelesen. Die moralische Weltanschauung hat nirgends ein solches Fiasko erlitten wie in der Heimat ihres Verkünders. Vom Land der Dichter und Denker abgesehen. Kants Schrift vom ewigen Frieden ist geradezu ein Hohn auf die Gegenwart. In welches Dilemma würde der russische Dichter geraten, wenn er sich heute die Frage vorlegte: «Was sollen wir denn tun?»»

«Für den wahrhaft Gläubigen gibt es kein Dilemma», erwiderte Ritter. «Die linke Backe, die man hinhalten soll, wenn die rechte von einer Bombe getroffen wird, hat nie eine durchschlagende Wirkung gehabt. Trotzdem ist der Felsen Petri auf ihr gegründet. Sie, als Katholik, werden das nicht abstreiten.»

«Im Gegenteil. Wir sind streitbare Gottesknechte. Das Wort des Evangeliums gilt für unseren Nächsten, aber nicht für den Teufel.»

«Ich fürchte, der Teufel läßt sich nicht durch Beelzebub austreiben. Jede andere Interpretation scheint mir vom Übel. Wenn unser Nächster vom Teufel besessen ist, müssen wir Beelzebub als Kriegslieferanten akzeptieren. Das sei den unentwegten Pazifisten ins Ohr gesagt. Diese Herren kommen mir vor wie gewisse Literaten, die nur für sich selber schreiben. Man kann mit geistigen Waffen nicht gegen Straßenräuber kämpfen. Die Verwirklichung des Christentums, wie Tolstoi sie lehrte, bleibt auf Jasnaja Poljana beschränkt. Dort wurde noch mit dem Pflug geackert. In Berlin und Moskau wird mit Blut gedüngt.»

«Das Geniale an Tolstoi», sagte ich, «ist nicht sein ethischer Fanatismus. Den teilt er mit allen Sektierern und Religionsstiftern, die mehr oder weniger Verwirrung in der Welt angerichtet haben. In Tolstoi wurden Jesus und Buddha als Dichter wiedergeboren. Er hörte nicht nur die Stimmen der Engel, er vermochte ihnen Ausdruck zu verleihen. Sein Auge sah die unendlichen Metamorphosen des Kosmos im Antlitz eines sterbenden Bauern. Er hat das Ewige auf die Erde niedergedrückt. Er hat es vermenschlicht. Die Aufgabe des Denkens, das Ziel der Philosophie bedeutete für ihn nicht Vergeistigung, sondern Verbesserung des Daseins. Er haßte die Haarspalterei der Begriffe ebenso wie die Mystifikation der Kirche. Sein Glaube an Gott war höchstes dichterisches Erlebnis. Die Intuition schlechthin.»

«Leider wurde aus der Intuition ein Dogma», versetzte Ritter.

«Das Genie», sprach Hesekei milde, «darf auch im Schatten der Irrlehre wandeln. Wir können aus seinen Fehlern nur lernen.»

«Sie fragten vorhin», fuhr ich fort, «wie sich Tolstoi heute verhalten würde. Vielleicht würde er Ihnen, wie Buddha, antworten: das ist eine falsche Fragestellung. Es gibt kein relatives, sondern nur ein absolutes Verhalten. Und so sehen wir ihn, wie schon einmal, Haus und Hof verlassen, die man ihm längst genommen hat, und einsam in die Wüste gehen, bis zur nächsten Gefängnisstation. Er, der stets Mord und Vergewaltigung als das abscheulichste Verbrechen verabscheute, der die wahre Menschenliebe predigte, würde nicht um sein Leben zittern. Nicht einmal am Kreuze. Kein Pontius Pilatus der Geheimpolizei brauchte sich die Hände in Unschuld zu waschen. Weil der Tod des Propheten kein Opfer, sondern eine Selbstverständlichkeit wäre.»

Falke und Symchowitz lauschten angestrengt. Für sie, als Kaufleute, war die Diskussion mehr erregend als aufschlußreich. Sie hatten in den Wochen ihres Lageraufenthaltes bereits eine gute Schule genossen.

«Wenn du später wieder deine Ledertaschen verkaufst», sagte Kaspar zu Falke, «dann weißt du wenigstens über den Sinn des Lebens Bescheid.»

«Das dürfte auf die Preise wenig Einfluß haben», rief Symchowitz. «Falke ist ebenso zäh wie sein Leder.»

«Euch mache ich jedenfalls Vorzugspreise», lachte der Betroffene. «Etwas muß man doch für den Geist tun.»

«Unsere Damen werden sich freuen. Ich nehme das Angebot an», erklärte Moos.

Spill servierte den Kaffee, der mit Hallo begrüßt wurde. Goldmann sog an seiner Pfeife und ließ Rauchwolken aufsteigen. Thomas, der sich unbeobachtet glaubte, griff nach dem letzten Stück Kuchen.

«Halt», schrie Kaspar und riß, es ihm vom Munde. «Hesekei hat noch nichts gehabt.»

Der verzichtete großmütig.

«Ich freue mich, daß der Kuchen schmeckt», konstatierte Faber. «Bitte

mich zu entschuldigen, meine Herren. Ich bin zu einem Bierabend eingeladen.»

Damit quetschte er sich aus seiner Ecke und stieg behutsam über Köpfe und Beine.

«Er eilt von Genuß zu Genuß», sagte Ritter lächelnd. «Der Stammtisch hat es ihm angetan. Jedem sein Deutschland.»

Meerschaum schlürfte nachdenklich seinen Kaffee unter der Laterne. Er blickte mit blauen Augen in die Runde.

«Da wir von Deutschland sprechen», begann er, «so möchte ich meinerseits eine Frage stellen. Wir wollen nicht in den Fehler verfallen, Hitler zu unterschätzen. Der Mann hat eine napoleonische Macht erreicht, was noch kein Beweis für Größe ist. Bonaparte war eine Persönlichkeit, wie Caesar oder Alexander. Und er? Ist er wirklich bedeutend? Es könnte doch möglich sein. Aber wo sind die Maßstäbe?»

«Es gibt keine Maßstäbe», erwiderte Spill. «Dieser Mann mit seiner sturen Roheit ist einzigartig in der Geschichte. Womit wollen Sie ihn vergleichen? Die Wirkung, die von ihm ausgeht, hat Millionen in Bewegung gesetzt und bewegt sie noch heute. Der Furor teutonicus wurde zur Quelle eines religiösen Wahnsinns. Aber was steht hinter dieser völkerentflammenden Lehre? Nichts. Keine Theodizee. Keine Ethik. Kein Glaube. Nicht einmal der Aberglaube des kommunistischen Paradieses. Lediglich die Anbetung der Rasse, die Vergottung der «blonden Bestie». Ein mißverständener Nietzsche, dessen Übermensch mit Keulen auf das hautlose Gehirn eines Anstreichers einschlug. Dieser Keulen hat er sich bemächtigt, um alle Schwächeren zu zerstampfen. Die Welt soll endgültig am deutschen Wesen genesen. Das ist der Inhalt seiner Religion.»

«Doch», sagte Goldmann, «man kann ihn mit jemand vergleichen. Es gibt einen Präzedenzfall in der Geschichte. Den Siegeszug einer ebenso ungeistigen, rein nationalistischen, rassebetonten Lehre. Ihr Erfinder war Mohammed. Dieser Prophet, der seine Propaganda mit Feuer und Schwert etablierte, hat auch sonst einige frappante Ähnlichkeiten mit unserem Volksführer. Beispielsweise in seinem politischen Zynismus, der vor keinem Verrat, vor keiner Unmenschlichkeit zurückschreckte. In der Art, wie er Andersgläubige hinschlachtete, wie er die Juden verfolgte, wie er an seinen Feinden Rache nahm. Auch er begann als armer, ungebildeter Durchschnittsmensch, von tiefer Minderwertigkeit geplagt. Seine pathologische Veranlagung, die sich in Reizbarkeit und Depressionen entlud, seine häufigen Widerrufe, sein Liebäugeln mit reichen und einflußreichen Gönnern, die wilde Karrieremacherei — das alles ist uns nicht unbekannt. Auch er war von manischer Eitelkeit getrieben, dauernden Schwankungen unterworfen, ein heroischer Schwächling, der sich selber betrog und seine Unzulänglichkeit im Blut der anderen erstickte. Nur in einem unterschied er sich von unserem Hystriker. Er liebte die Frauen und war nicht impotent.»

«Was immerhin sympathisch ist», versetzte Meerschaum. «Er hat die polygame Veranlagung der Männer im Gesetzbuch sanktioniert.»

«Ja», fuhr Goldmann fort, «das hat der Koran vor *«Mein Kampf»* voraus. Interessant ist, daß auch auf diesen Usurpator zuerst die Weiber hereinfließen. Mit seiner Frau Chadidscha fing es an. Sie war die Wiege, vielmehr das Bett des Islam. Die reiche Witwe heiratete einen jungen Diener. Und nach fünfzehnjähriger Ehe wurde ein Prophet daraus.»

«Vielleicht hat er deshalb den Harem eingeführt», sagte Thomas.

«Spötter», rief Meerschaum, «schließlich handelt es sich um eine religiöse Bewegung, um die Verkündung einer göttlichen Hierarchie in der Korruptionsherrschaft der Priester. Wäre die Lehre nicht der Ausdruck eines tiefen Volksempfindens gewesen, dann hätte sie sich nicht durchgesetzt.»

«Jede Religion beginnt mit einer Revolte der Unzufriedenen», versetzte Ritter. «Auch Jesus hat ein kommunistisches Manifest verfaßt. Aber seine Gedanken wurzeln in der geistigen Welt. Man hat sie, gegen den Willen des Urhebers, für profane Zwecke mißbraucht. Der Islam jedoch erstrebte von Anfang an eine politische Machtstellung. Wenn man Mohammed seines Mythos entkleidet, könnte man behaupten, er war der erste Nationalsozialist.»

«Dafür spräche auch der Judenhaß», meinte Hesekei. «Er war in seiner Jugend ein schlechter Geschäftsmann und dürfte die Überlegenheit jüdischer Händler am eigenen Leibe erfahren haben. Wahrscheinlich übernahm er sogar von den Juden die Idee des Monotheismus, diesen finsternen Gott der Rache, der jedem Eroberer willkommen ist. So mag, neben unbewußten Regungen, der Wunsch in ihm entstanden sein, die wehrlosen Fremdstämmigen als Schuldige der Volkswut zu opfern. Und damit wären wir wieder im zwanzigsten Jahrhundert angelangt.»

«Der Vergleich zwischen den beiden Diktatoren», ließ sich Moos vernehmen, «ist eines Plutarch würdig. Aber, meine Herren, warten wir ab. Von Mekka bis Braunau ist ein weiter Weg. Berlin und Moskau liegen einander näher. Die Weltherrschaft wird nicht mehr zugunsten eines Volkes entschieden. Es geht um die Masse. Der Kampf zwischen Faschismus und Kommunismus hat mit einem gegenseitigen Bündnis begonnen. Dieser Religionskrieg, in dem die Demokratien die Gewissensfreiheit verteidigen, wird in sämtlichen Erdteilen ausgefochten. Europa ist zu einer Provinz geworden.»

«Wir schweifen vom Thema ab», äußerte Spill sachlich. «Sie verwirren die Diskussion mit Ihrer zügellosen Phantasie. Wir sprachen von Hitler.»

«Nun ja», erwiderte Moos gekränkt. «Wenn Sie keine anderen Sorgen haben.»

«Er hat recht», pflichtete ich ihm bei. «Der Typus Hitler hat etwas

Subalternes. Sie finden ihn in jedem Land, in jeder Kneipe, an jeder Straßenecke. Er ist so alt wie Methusalem. Weshalb herrscht Hitler in Deutschland? Nicht, weil er ein großer Mann ist. Sondern weil Deutschland seinem Typus entspricht.»

«Schön», sagte Meerschaum. «Ich bin zwar anderer Ansicht. Aber darüber wollen wir nicht streiten. Diese Meinungsverschiedenheit bleibt ewig bestehen. Kehren wir zum Anfang des Gesprächs zurück. Hesekiel hat gefragt: was sollen wir tun?»

### XIII

Jetzt neigte sich der Mond bereits der glanzlosen Tiefe zu. Die Leuchtkraft der Sterne wuchs.

«Was sollen wir tun?» wiederholte Meerschaum. «Wir, die wir hier sitzen: Philosophen, Schriftsteller, Kunsthistoriker, Verleger, Architekten, Ärzte, Rechtsanwälte und Kaufleute? Wir haben die Pflicht, Soldaten zu werden. Denn schließlich geht es uns alle an.»

«Aber man läßt uns ja nicht», rief Spill. «Man mißtraut uns. Man hält uns nicht für würdig, unsere Überzeugung mit dem Einsatz des Lebens zu bekräftigen. Man verbarrikadiert uns die Gegenwart und beraubt uns der Zukunft. Ich verstehe, daß man nicht Deutsche gegen Deutsche kämpfen lassen will. Weshalb schickt man uns nicht mit den kanadischen und australischen Truppen zur Orientarmee? Man wird uns bestenfalls in Steinbrüchen verwenden. Die Fremdenlegion ist nicht jedermanns Sache. Dazu muß man zwanzig Jahre alt sein.»

«Das Schicksal dieses Landes hängt nicht von uns ab», lächelte Ritter. «Wir müssen unsere Untätigkeit mit stoischem Gleichmut hinnehmen. Leid tut es mir nur um unseren Enthusiasmus, um unsere Liebe zu Frankreich. Ich glaube, es ist niemand in diesem Zelt, der nicht mit größter Selbstverständlichkeit zur Verteidigung unserer geistigen Heimat bereit wäre. Aber nicht als Gefangener, sondern als Gleichberechtigter. Womit ich nicht die Staatsangehörigkeit meine, sondern die Gesinnung. Was hätte wohl Herr Goebbels im entgegengesetzten Fall aus dieser Begeisterung gemacht? Nun, wir müssen uns mit der Situation des verschmähten Liebhabers abfinden. Dafür hat man in Frankreich ein traditionelles Verständnis. In dem viel kälteren Klima Englands, wo die Leidenschaft im Krematorium der Vernunft begraben wird, wurden den Emigranten goldene Brücken gebaut. Von über siebzigtausend Flüchtlingen hat man nicht ganz ein halbes Hundert interniert. Etwa sechstausend unterliegen gewissen Beschränkungen. Der Rest darf sich völlig frei bewegen. Er darf sogar gegen die Nazis kämpfen. Es gibt noch Richter in England. Und sie arbeiten erstaunlich schnell. Hier dagegen...»

«Sollte Maurras über Zola gesiegt haben?» fragte Goldmann.

«Nein», erwiderte Hesekei. «Das verhüten André Gide und Jules Romains.»

Ein Schweigen brach aus, das von der Zensur gutgeheißen wurde. Dann sagte Moos mit heftigem Kopfschütteln:

«Dieser Fall ist in der Geschichte Frankreichs noch nicht dagewesen. Seine Feinde genießen den Schutz der schwedischen Gesandtschaft. Jeder Anhänger des Herrn Hitler kann seine Beschwerden durch den neutralen Vermittler anmelden lassen. Um Repressalien zu vermeiden, wird der Querulant wie ein rohes Ei behandelt. Wir dagegen, die Freunde und Bundesgenossen, sind der Rechtlosigkeit preisgegeben. Wir sind Sträflinge. Versteht ihr das?»

«Es ist nicht zu verstehen», rief Falke. «Und es ist auch nicht zu entschuldigen. Glauben Sie mir, ich kenne Frankreich. Ich komme durch meinen Beruf mit vielen Schichten der Bevölkerung zusammen. Eines Tages wird man das Unrecht erkennen. Man wird die Sinnlosigkeit einsehen. Wir stecken in den Zangen eines bürokratischen Apparates, dem selbst die Franzosen nicht entgehen. Es gibt Leute, die immer noch nicht gelernt haben, zwischen einem «Boche» und einem Deutschen zu unterscheiden. Leider haben diese Herren manchmal hohe Funktionen . . . Aber wir wollen nicht vergessen, daß Frankreich das Land der Zivilcourage ist. Seine Zivilcourage wird uns retten.»

Also sprach Falke, der Geschäftsreisende. Seine Stimme hatte fast einen feierlichen Klang. Es war wohltuend, diese offenen, lebendigen Worte zu hören. Sie kamen nicht aus dem Gehirn, sondern von Herzen.

«Schließlich», fuhr er fort, «kämpft die Nation um ihr Leben. Da können schon mal ein paar Ungerechtigkeiten vorkommen. In Adolfs Reich geschehen ganz andere Dinge. Hier ist das Unrecht ein Versehen. Dort ein Prinzip.»

«Ich wiederhole meine Frage», sagte Meerscham eigensinnig. «Was sollen wir tun?»

«Gar nichts», antwortete Ritter. «Abwarten.»

«Es bleibt uns auch nichts anderes übrig», fügte Goldmann bitter hinzu.

Aller Augen richteten sich auf Hesekei, der in tiefes Nachdenken versunken war. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und sah vor sich hin.

«Ja, meine Herren», begann er nach einer Weile, «wir müssen diesen Zustand als eine Prüfung betrachten. Das Reifeexamen, das man sich selber ablegt, hat noch keinem geschadet. Unsere Liebe zu Frankreich wird auf eine harte Probe gestellt. Ich weiß. Dennoch — wir müssen hindurch. Wer liebt, der nimmt nicht nur. Der gibt. Geben wir diesem Volk das einzige, was uns weder Armut noch Verfolgung rauben konnten: unseren Glauben und unsere Zuversicht. Prüfen wir uns mit schonungsloser Aufrichtigkeit. Und wenn unser Gefühl im Innern standhält, dann wollen wir die Erniedrigung nicht mehr wahrhaben. Sie ist

nicht vorhanden, weil wir sie nicht empfinden. Wir sind die Stärkeren. Darauf kommt es an.»

Hesekiel schwieg. Der Mond war zu den Unterirdischen gezogen. Das Sternbild des Großen Bären stieg am Himmel empor.

«Was sollen wir also tun?» fuhr er fort. «Wir sollen ausharren. Wir sollen uns nicht beirren lassen. Wir winzige Minorität in diesem Zelt wollen den Funken des Prometheus bewahren: den heiligen Funken, der das Feuer entzündet, wenn die Eiszeit der Barbaren vorüber ist. Wir verwalten das geistige Erbe Deutschlands, den Nibelungenschatz im Mittelmeer. Indem wir Frankreich dienen, bereiten wir die Auferstehung Goethes vor. Ach, Freunde», rief Hesekiel, und seine Augen strahlten, «vergessen wir den Fluch dieser Zeit. Richten wir unsere Blicke in die unerloschene Ferne menschlicher Gesittung. Das tausendjährige Reich der Toren ist nur ein Tag des Schreckens. Eine Sekunde der Ewigkeit. Deutschland muß untergehen, damit sein Genius wieder erwacht.»

Diese Worte machten einen starken Eindruck. Sogar die Skeptiker verstummten. Dann sagte Hesekiel, zu mir gewandt:

«Ich sah, wie Ihre alte Bäuerin Sie gestern besuchte. Sie brachte Ihnen Äpfel und eine Flasche Wein. Sie reichte Ihnen durch das Drahtgitter ihre harte, verarbeitete Hand und hatte dabei Tränen in den Augen. Sie wurden ins Büro gerufen. Ich nahm die Sachen in Empfang und bedankte mich für Sie. Wissen Sie, was sie mir antwortete? «Er gehört zu meiner Familie.» Das war keine Phrase. Das war genauso echt wie die Tränen. Diese alte Frau werde ich nie vergessen. Sie ist für mich ein Symbol Frankreichs, jener großen Menschenfamilie, die uns aufgenommen hat. Solange es noch solche Empfindungen gibt, brauchen wir nicht zu verzweifeln.»

«Glauben Sie nicht», fiel Kaspar ein, «eine friesische Bäuerin hätte genauso gehandelt?»

«Erstens darf sie es nicht», erwiderte Thomas. «Jeder Kontakt mit Gefangenen wird in Deutschland mit Zuchthaus bestraft. Zweitens würde sie nie einen Fremden als zur Familie gehörig betrachten. Denn die Deutschen sind bekanntlich ein Herrenvolk — was man ihnen einredet, damit sie ihr Sklaventum besser verdauen.»

«Und doch», äußerte Meerschaum, «besteht zwischen der provenzalischen und der friesischen Bäuerin eine größere Gefühlsgemeinschaft als zwischen deutschen und französischen sogenannten Gebildeten. Weil die Erde etwas Universales ist.»

«Auf dieser universalen Erde», betonte Hesekiel, «muß die neue Völkergemeinschaft aufgebaut werden. Die Dezentralisierung der Städte, die Rückkehr zur Selbstversorgung, zur Urbarmachung des reichlich vorhandenen Bodens wird nach dem Krieg eine zwingende wirtschaftliche Notwendigkeit sein. Sonst fressen sich die Arbeitslosen gegenseitig auf. Die Union der europäischen Staaten, die durch den Zusammen-

schluß Frankreichs und Englands eine erste Verwirklichung erlebt, kann nicht nur auf politischen Maximen beruhen. Sie muß jedem Menschen ein Existenzminimum, eine Lebensmöglichkeit sichern. Das Proletariat ist nicht mehr ausschlaggebend. Erdbewohner aller Länder — vereinigt euch!»

«Sie sind ein Optimist», erklärte Ritter. «Was Sie von der Menschenfresserei sagen, unterschreibe ich. Und so dürfte es auch kommen. So kommt es nicht nur, so ist es schon. Ich fürchte etwas anderes. Dieser Krieg wird ein latenter Zustand bleiben, weil man ihn aus der Angst vor der Anarchie nicht zu liquidieren wagt.»

Hesekiel schüttelte den Kopf.

«Ich will lieber ein Optimist sein als die Flinte ins Korn werfen. Obwohl keine Flinte auch nur eine Kornnähre aufwiegt. Sie glauben an das Irrationale. Ich glaube an die Selbstbesinnung der Menschen. Das ist der Unterschied.»

«Es handelt sich nicht um Glauben oder Unglauben», versetzte Moos. «Die Tatsachen sprechen. Neunzig Prozent der Menschen sind gegen den Krieg. Trotzdem führt man ihn. Was beweist das? Denken Sie an den Dreißigjährigen Krieg. An den Kampf zwischen Rom und Karthago. Ich könnte die Beispiele beliebig fortsetzen. Das Weltgesetz der Vernichtung ist so alt wie die Schöpfung selbst. Wir armseligen, belesenen Sandkörner werden von Ebbe und Flut regiert. Und wir bilden uns ein, das Meer zu beherrschen!»

Goldmann blies heftig in seine Pfeife und sagte voll Wärme:

«Jetzt bleibt Hesekiel nur eines noch übrig. Er muß Gott ins Feld führen. Sonst sind wir verloren.»

Aber Hesekiel schwieg, wie Jesus im Kreuzverhör. Statt dessen erwiderte Spill:

«Zweifellos wird aus dieser Weltkrise ein neues Zeitalter hervorgehen. Sein Ausmaß kennen wir nicht. Aber wir spüren seine Nähe. Die Epoche unserer Väter und Ahnen, in der wir geboren sind, versinkt vor unseren Augen. Ein ungeheurer Umwandlungsprozeß hat im August 1914 begonnen. Damals waren wir Jünglinge. Wir glaubten, der Krieg sei eine Unterbrechung des Friedens. Wir ahnten nicht seine Tragweite. Ich halte den jetzigen Zustand für die Fortsetzung dieser planetarischen Erschütterung, deren Höhepunkt wir als reife Männer erleben und deren Ende womöglich im Alter noch nicht für uns abzusehen ist. Deshalb kann ich auf die Frage, was wir tun sollen, nur die Antwort geben: wir müssen uns von jeder historischen Überlieferung befreien und auf eine neue Form des Lebens vorbereiten.»

«Nach der astrologischen Anschauung», sagte ich, «befinden wir uns tatsächlich im Ablösungsprozeß zweier Perioden. Das zu Ende gehende Zeitalter der Fische, das die zweitausendjährige Ära des Christentums umfaßt, macht dem Zeitalter des Wassermann Platz. Schon vor hundert Jahren läuteten die Totenglocken des Christentums. Die Bergpredigt

des Kommunismus richtete sich gegen das bürgerliche Pharisäertum; sie rüttelte an den Grundfesten des Heiligen Stuhls. Es erschienen die ersten Jünger und die frühen Märtyrer. Viel Tinte floß und noch mehr Blut. Bis die Päpste in Moskau die Schreckensherrschaft einführten. Sie haben die Folterkammern der Inquisition renoviert. Kein Zweifel — wir stehen erst am Anfang. Vielleicht beginnt die Taufe des neuen Johannes schon mit der Französischen Revolution. Wenn auch ich etwas zu der Frage, was wir tun sollen, sagen darf, so glaube ich, wir müssen eine Anstrengung machen. Trotz der Umwälzung, die uns droht. Wir müssen aus unserer Arbeit, jeder in seinem Beruf, das Höchste und Letzte herausholen, was uns vergönnt ist. Die persönliche Leistung vollzieht sich unabhängig von der Masse. Wir wollen nicht an die Zufälligkeit, sondern an die Notwendigkeit unseres Daseins glauben.»

Meerschäum nickte beifällig.

«Nun haben wir viele Meinungen gehört. Seid bedankt. Aber ich vermisse einen Hinweis. Von Mohammed, Christentum und Astrologie abgesehen: ich bin nur ein einfacher Rechtsanwalt. Und ich habe Kinder. Was wird aus denen? Sie schweben in der Luft und gehören nirgends hin. Mein Jüngster spielte neulich mit einem kleinen Emigrantenmädel. «Hast du auch deine Carte d'Identité?» fragte die Blonde. «Mais oui», antwortete mein Sohn und holte stolz einen grünen Zettel aus seinem Jackentäschchen. Dann kletterten sie aufs Sofa und spielten Polizeibüro. Sonderbare Beschäftigungen für Kinder.»

«Ja», lächelte Hesekiel und blickte gütig im Kreise umher, «alle diese wackeren Atheisten sind sehr stark mit ihren Argumenten. Sie haben nur eine Kleinigkeit vergessen. Man kann nicht ohne Demut leben. Die Carte d'Identité ist kein Ersatz für das Abendgebet. Wenn ihr eure Kinder zum Materialismus erzieht, dann wundert euch nicht, daß sie in der Luft schweben. Im Himmelreich brauchen sie keinen Ausweis. Wie wäre es, wenn ihr mit ihnen zur Kirche geht?»

«Ausgezeichnet», rief Ritter, «wir werden den Bock zum Gärtner machen. Garantieren Sie uns die Absolution?»

«Nein», erwiderte Hesekiel ernst. «Aber ihr werdet ruhiger werden. Demut ist das größte Gottesgeschenk.»

«Haben wir noch eine Flasche Wein?» ließ sich Falke vernehmen. Kaspar goß ihm den Blechbecher voll:

«Zum Wohl, alter Heide. Der jüdische Herrgott wird uns nicht verlassen.» Und er zitierte den uralten Spruch: «Schma Jisroel Adonai Elohenu Adonai Echod.»

«Das ist ja der Jammer», äußerte Goldmann. «Jedes Glaubensbekenntnis der Menschen fängt mit Intoleranz an. Ihr Gott ist immer der einzige Gott. Und dann wundert man sich, daß Kriege daraus entstehen. Die Propheten sind die Diktatoren des Glaubens. Ob sie nun Moses, Christus oder Marx heißen.»

«Bis auf Buddha», wandte ich ein. «Seine Lehre von der Wunsch-

losigkeit, von den Stufen der Erkenntnis, von dem zur Wahrheit führenden Pfad schließt jede mystische Anbetung aus. Sie ist die sublimste Form des Atheismus. Sie verzichtet sogar auf das kommunistische Paradies.»

«Auch sie ist verfälscht und mißverstanden worden», sagte Goldmann.

«Aber sie hat kein Unheil angerichtet. Vielleicht, weil sie keine Theologie erzeugt. Der begierdelose Mensch, vom Weltdurst befreit, braucht keinen Gott mehr, zu dem er sich flüchtet. Er wird nicht durch Wunder, sondern durch Einsicht erlöst. Die Schöpfung erlischt und damit der Gottesgedanke. Der wahrhaft Erleuchtete steht außerhalb des Vergänglichen. Er hat die Leidlosigkeit erreicht.»

«Wenn ich recht verstehe», erwiderte Hesekei, «so behaupten Sie, der Gottesglaube sei ein Verhängnis für die Menschheit?»

«So exakt hätte ich es nicht zu formulieren gewagt. Ich weiß, jede Formulierung hinkt.»

«Aber Sie können doch nicht bestreiten, daß die Zivilisation mit der Verehrung eines höchsten Wesens begonnen hat?»

«Mit Furcht und Schrecken. Allerdings. Die unendliche Blutspur des Aberglaubens begleitete das, was wir Kultur nennen. Ich frage mich, ob die menschliche Entwicklung nicht unblutiger verlaufen wäre, hätte man statt Religionskriegen nur Eroberungskriege geführt.»

«Schwer zu beurteilen», versetzte Ritter. «Tatsache ist, daß der Buddhismus, als weltentsagende Lehre, keine Gewalt entfesselt hat. Er verlangte nicht Betätigung, sondern Versenkung. Sein Kult war Wandlungen unterworfen. Sein Geist blieb vom Schatten der Zeit unberührt.»

Ein Schatten fiel auf den Eingang. Faber kehrte vom Bier zurück.

«Diskutiert ihr noch immer?» fragte er, etwas schwankend.

«Sie kommen zur rechten Zeit», rief Kaspar. «Sonst sitzen wir hier bis morgen früh. Was gibt es Neues?»

«Das Lager soll aufgelöst werden.»

«Wer sagt das?»

«Das Gerücht stammt aus der Küche.»

«Von der Küche ist nicht weit zur Latrine», meinte Thomas skeptisch. «Und wo werden wir hinkommen?»

«Darüber sind die Meinungen geteilt.»

«Dann wünsche ich gute Nacht», sagte Meerscham und erhob sich. «Wir wollen die Sache beschlafen. Ändern können wir ja doch nichts daran.»

Das Gerücht war verfrüht. Erst drei Wochen später begann der allgemeine Abtransport. Die letzten warmen Oktobertage leuchteten über den Baracken. Manchmal wehte ein schneidender Mistral. Sonne wechselte mit Regen ab.

Wir gingen schlafen.

Als ich mich im Dunkel in meine Decken hüllte, hörte ich ein halblau-

tes Gespräch. Zwei unsichtbare Herren erzählten sich Weibergeschichten. Auch das gibt es, dachte ich, und lauschte unwillkürlich. Wir wurden in ein Bordell nach Nizza versetzt . . .

Arme Teufel, zwischen Entbehrung und Traum! Was blieb ihnen übrig, als der Phantasie zu opfern. Auf dem zerdrückten Stroh, das keine Frauenhand ihnen glättete, verirrten sie sich ins Labyrinth der Erinnerung.

«Wünsche wohl zu ruhen», sagte der eine Unsichtbare zum anderen. «Bitte gleichfalls», seufzte sein Nachbar.

Dann wurde es still.

Das heißt: es wurde nicht mehr gesprochen. Links von mir schnarchte Faber. Rechts der Kammersänger. Gegenüber stieß Hesekei röchelnde Töne aus. Eine erstickende Ausdünstung von Hunderten von Menschen vergiftete die Luft. Die schweren Schritte der zur Latrine Stampfenden erschütterten den Boden. Wie in jeder Nacht.

Und wie jede Nacht, so verging auch diese. Der Hexentanz der Gedanken zerstob in der Dämmerung. Bleiernes Frühlicht lähmte das Gehirn.

Am nächsten Morgen wurde ich zur Kommandantur gerufen.

«Nehmen Sie Ihre Papiere mit», riet mir der kleine Symchowitz. «Der Polizeikommissar aus Nizza ist da.»

Ich stopfte sämtliche Dokumente, Loyalitätszeugnisse und Empfehlungsschreiben in die Tasche und ging ins Büro.

Dort platzte ich in eine lebhafte Unterhaltung hinein. Offiziere und Beamte versuchten vergeblich, sich in der Paßverwirrung zurechtzufinden, die der Herr Hitler in Europa angerichtet hatte.

Da gab es Österreicher mit deutschen und solche mit österreichischen Pässen. Die Inhaber der österreichischen Pässe bestritten energisch ihre Zugehörigkeit zum Nazireich. Sie erklärten, nicht mit Unrecht, sie hätten im Ausland durch die Ablehnung des deutschen Passes gegen die Eroberung ihrer Heimat protestiert und damit Anspruch auf Staatenlosigkeit.

Die Österreicher mit deutschen Pässen behaupteten, mit Recht, sie seien nach der Besetzung Österreichs gezwungen gewesen, dort einen deutschen Paß zu beantragen. Wie hätten sie sonst das Land verlassen und sich der Hitlerverfolgung entziehen können? Sie seien also in erster Linie als politische Flüchtlinge anzusehen.

Der dritte Fall war noch komplizierter. Das waren solche, die auf den Konsulaten ihre österreichischen Pässe gegen deutsche eintauschen mußten, wenn sie aus dringenden Gründen, beispielsweise wegen eines Todesfalls, in die Heimat fahren wollten.

Wie sollte man sich da auskennen? Die Besitzer der alten, österreichischen Pässe waren zweifellos im Vorteil. Denn ihre Gesinnung ging eindeutig aus ihrem Verhalten hervor. Aber waren sie staatenlos im juristischen Sinne? Das völkerrechtliche Kolleg wurde von der Schreib-

stube auf die Wiese verlegt. Doch dadurch wurde es nicht verständlicher.

Den Offizieren rauchten die Köpfe. An dem langen Tisch, wo der Capitaine präsierte, wurde jeder Fall mit rührender Geduld geprüft. Die Kandidaten standen in Reih und Glied im Gras. Deutsche und österreichische Pässe friedlich nebeneinander.

Der Kommissar blätterte in den Dokumenten und schüttelte den Kopf. Er konnte aus Schwarz nicht Weiß machen. Für ihn mußte die Staatenlosigkeit durch die Ausbürgerung bestätigt werden. Die deutschen Stempel erregten sein Mißtrauen. Vergeblich versuchten die Betroffenen, sich zu rechtfertigen. Laut Gesetz blieben sie deutsche Staatsangehörige. Auch wenn sie dem Tode entronnen waren.

Plötzlich entdeckte mich der Capitaine.

«Haben Sie die Ausbürgerungsliste da?» fragte er wohlwollend. «Bitte, geben Sie sie mir.»

Er ging zum Tisch und sagte mit Nachdruck:

«Hier ist ein Mann, der nicht im Lager sein dürfte. Dieser Fall ist eindeutig klar.»

Der Kommissar nahm die Liste und verglich die Daten mit meinem englischen Ausweispapier.

«Weshalb hat man Sie ausgebürgert?» fragte er höflich.

Ich nannte die Gründe.

Der Beamte machte sich Notizen.

«Entlassen Sie doch den Mann», rief der Capitaine, glücklich, einem Menschen helfen zu können. «Wir haben nichts einzuwenden. Was soll er noch hier?»

Der Kommissar sah mich einen Augenblick prüfend an.

«Ich werde Sie für morgen nach Nizza vorladen», entschied er und schrieb einen Zettel aus.

Die Vernehmung war zu Ende. Ich ging betäubt in die Baracke zurück.

In der Nacht tat ich kein Auge zu . . .

Sollte ich die Freiheit wiedersehen? Ich konnte es nicht glauben.

Und wenn es so war — was geschah mit den anderen?

Ein trüber Morgen brach an.

Der Mensch ist geneigt, sein eigenes Schicksal zum Maßstab der Allgemeinheit zu machen. Deshalb erzähle ich diese Dinge. Vielen meiner Kameraden ist es später ähnlich ergangen. Ihre Hoffnung war erschöpft. Sie glaubten nicht mehr an die Rettung.

Ein schwerer Himmel, wolkenbehängt. Ich fuhr nach Hause. Frau und Hund schliefen noch. Ich ging in die Bibliothek hinauf und holte ein Buch. Eine deutsche Literaturgeschichte in französischer Sprache, in der mein Name verzeichnet war. Dann rasierte ich mich und fuhr nach Nizza.

Der Hund Marotte lief mir nach, ohne daß ich es merkte. Auch er

glaubte nicht an meine Befreiung. Er sah mich in den Autobus steigen und kehrte mit eingezogenem Schwanz zurück.

Punkt zehn Uhr, zur vorgeschriebenen Stunde, stand ich im Polizeibüro. Golo, bei dem ich mich mit einem Kaffee gestärkt hatte, begleitete mich bis zum Vorzimmer.

«Nehmen Sie Platz», begrüßte mich der Kommissar.

«Sie haben mich gestern gefragt, weshalb ich ausgebürgert wurde», begann ich ohne Umschweife. «Hier ist die Antwort.» Und ich reichte ihm das Buch. «Ich habe die Ehre, seit meiner Jugend gegen den alldeutschen Wahnsinn gekämpft zu haben. Nicht als Volksverräter, sondern als deutscher Patriot.»

Der Kommissar las die angestrichenen Stellen. Dann erhob er sich. Ich wurde zum Chef geführt.

«Warten Sie einen Augenblick», hieß es auf dem Gang.

Minuten vergingen. Die Türe öffnete sich. Hinter dem Schreibtisch stand die hohe, elegante Gestalt eines weißhaarigen Herrn. Er reichte mir die Hand. Diese Geste erschütterte mich. Geschah es, weil die Erniedrigung der Gefangenschaft, das erlittene Unrecht durch menschliches Verstehen ausgelöscht wurde? War es das Gefühl, wieder in Frankreich, in der Heimat der Verfolgten zu sein? Die Tränen kamen mir.

Ich machte eine Verbeugung.

«Monsieur», sagte der Chef, «wir werden Sie befreien.» Und er gab mir noch einmal die Hand.

Der Kommissar schrieb den Entlassungsschein aus.

Ich war frei . . .

Draußen schien die Sonne. Golo schleppte mich in die nächste Kneipe. Wir tranken reichlich viel Wermut. Im Atelier hatte Maryse ein feierliches Déjeuner bereitet. Sie küßte mich auf beide Wangen. Aber ich wurde meiner Freiheit nicht froh.

Spill hatte mir aufgetragen, Kaffee zu besorgen. Der Kammersänger wollte Schokolade. Thomas brauchte wollenes Unterzeug.

Ich besorgte die Einkäufe und stopfte meine Taschen voll Zigaretten. Ich telegraphierte an die Gefährtin nach Cagnes. Dann fuhr ich ins Lager zurück.

«Nun?» fragte General Sturm beim Eintritt. «Entlassen? Gratuliere. Gehen Sie zum Capitaine und bedanken Sie sich.»

Ich meldete mich in der Schreibstube.

«Ich weiß», sagte der Capitaine milde. «Ich weiß alles. Arbeiten Sie. Ich bin auch ein Dichter.» Und als ich ihn erstaunt ansah: «Nicht mit der Feder. Mit dem Herzen.»

«Dann erlauben Sie, mon Capitaine, daß ich als Kollege von Ihnen Abschied nehme.»

Er schüttelte mir lachend die Hand.

Ja wirklich, dieser Mann mit dem energischen Gesicht und dem rau-

hen Ton hatte Herz. Er liebte seine Schutzbefohlenen. Er litt mit ihnen. Er und der Kommandant waren die guten Geister des Lagers. Das soll ihnen unvergessen sein!

Zum letzten Male im Spillschen Zelt.

Die Gemeinschaft war versammelt. Merkwürdig — ich hatte die Empfindung, als sei ich zu Hause. Wir sprachen nicht viel, aber jeder spürte die Ergriffenheit. Diese Wehmut des Abschieds, der die Menschen nur um so stärker bindet. Die Schicksalsverkettung schien unlösbar. Hier saßen die Rechtlosen, zu denen ich gehörte. Bei ihnen war mein Platz und nicht in Cagnes.

Es wurde dunkel. Die nächtlichen Lagergeräusche begannen. General Sturm schickte einen Boten: meine Frau sei da. Aber ich konnte mich nicht trennen. Ich blieb im Zelt.

Als der zweite Bote erschien, entfernte mich Kaspar mit Gewalt. Falke und der kleine Symchowicz hatten mein Gepäck zum Tor gebracht. Dort stand die Gefährtin und wartete geduldig. Ich sah sie kaum.

Der General war empört. Als ich mutlos von dannen ging, sagte er kopfschüttelnd zu ihr:

«Alle freuen sich, wenn sie entlassen werden. Der nicht. Das habe ich noch nicht erlebt.»



# Autobiographisches

## BIOGRAPHISCHE NOTIZ

[geschrieben 1922, veröffentlicht 1924]

Die äußeren Daten meines Lebens sind: ich wurde am 8. Juli 1890 in Aachen im Rheinland geboren, empfang dort eine humanistische Gymnasialbildung, es folgten Universitätsstudien in Oxford, Lausanne und Leipzig, dann war ich mehrere Jahre auf Reisen, 1915 Kriegsteilnehmer, 1916 im Lazarett, 1917 erhielt ich den Kleist-Preis und lebe seitdem in Dresden.

1913 veröffentlichte ich mein erstes Gedichtbuch *«Der Jüngling»*, ein in lyrischer Form vollzogener Ausdruck von Erlebnissen der beginnenden geistigen Jugend. 1914 erschien, in Heyst an der belgischen Küste geschrieben, wo noch im selben Jahre die Kanonen des Weltkrieges standen, das Drama *«Der Sohn»*, zuerst gedruckt in der Zeitschrift *«Die Weißen Blätter»*. In seinem eigentlichen Inhalt ein Kampftruf der Jugend gegen das Alter, gewann es durch die ihm innewohnenden politischen Tendenzen die Bedeutung des Manifestes der revolutionären Generation auf dem Gebiete des Theaters. Diese Entwicklung wurde durch den Ausbruch des Krieges bestärkt; noch im Herbst 1914 begann ich die gegen den Krieg und die Militärkaste gerichtete, pazifistische Dichtung *«Der Retter»*, deren Druck ebenso wie die Aufführung des *«Sohn»* von der Zensur verboten wurde. Das 1915 in Galizien vollendete Werk konnte erst zwei Jahre später in einem Privatdruck des Verfassers in 15 Exemplaren erscheinen und an einige Persönlichkeiten, darunter den damaligen Reichskanzler von Bethmann Hollweg gesandt werden. Die Polizei beantwortete diesen Versuch, durch das Drama auf die Kriegführung Einfluß zu nehmen, durch Vernichtung der Platten.

In dem Buche *«Tod und Auferstehung»*, 1916 vollendet, entstanden während meines Aufenthaltes in Serbien und Mazedonien jene Dichtungen, die mich für die Dauer des Krieges zum politischen Dichter stempelten. In der Tragödie *«Antigone»*, in der der antike Stoff zur Irreführung der Zensur mit zeitlichen Ereignissen durchsetzt war, gelangte die Politisierung des Dramas zur Entfaltung; Anfang 1919 spielte Gerda Müller die Antigone unter der Regie von Richard Weichert in Frankfurt a. M.

Aber schon 1917 erkannte ich die Unmöglichkeit, in Deutschland politische Ideale zu verwirklichen. 1916 war im Albert-Theater zu Dresden mit Ernst Deutsch in der Titelrolle *«Der Sohn»* zum ersten Male vor geladenen Gästen gespielt worden; ein Tag nach dem Ausbruch der Revolution, am 9. November 1918, wurde das Stück durch Proklamation des Arbeiter- und Soldatenrates in Berlin für die öffentliche Aufführung freigegeben. Zur Uraufführung des *«Retter»*, mit dem Karlheinz Martin 1919 das Theater *«Die Tribüne»* in Berlin eröffnete, schrieb ich ein Satyrspiel *«Die Entscheidung»*, das im Gegensatz zur militärischen

Diktatur die Diktatur des Proletariats geißelte. Ich lehnte es ab, in der verunglückten Revolution eine Rolle zu spielen und wandte mich geistigen Problemen zu.

1918 erschien als bewußtes Zeichen dieser Umkehr das Schauspiel *«Die Menschen»*, in dem der Versuch gemacht wird, eine neue Dimension und Sprache auf der Bühne zu erfinden. Diese Ideen wurden fortgesetzt in dem Drama *«Jenseits»*, 1920 erschienen, das eine fünftaktige Handlung mit nur zwei Personen bestreitet; es wurde von Berthold Viertel mit Alice Verden und Walter Iltz noch im selben Jahre im Dresdner Schauspielhaus dargestellt. Als das Drama wenige Monate später, wie zu erwarten, am Deutschen Theater in Berlin durchfiel, begann die Kritik, unterstützt von der Presse, ihren Feldzug gegen mich; ich beschloß, die Zeitungen, die mich erst als neuen Klassiker gepriesen hatten, um mich jetzt der Verachtung preiszugeben, nicht mehr zu lesen, so daß ich meinen Gegnern nichts erwidern kann. Ich begreife, daß es billig war, auf Grund eines allgemeinen Menschheitsgefühles Ruhm zu erwerben; zu der Einsicht gelangt, daß die Kunst sich nur an Auserwählte wendet, muß ich der Presse diese Berufung absprechen. Ihre Haltung für oder gegen mich wird mich, so wenig wie die irgendeines Menschen, daran hindern, das zu erfüllen, was schließlich Ziel und Aufgabe eines Einzigen ist.

*Beitrag zum zweiten Band des Werkes «Das Geschlecht Hasenclever im ehemaligen Herzogtum Berg, in der Provinz Westfalen und zeitweilig in Schlesien», herausgegeben von Hermann Hasenclever, bearbeitet von B. E. Hugo Gerstmann, Leipzig 1924, 2 Bde.*

*In einer «Autobiographischen Skizze» anlässlich der Aufführung von «Ein besserer Herr» verwendet Hasenclever in den «Krefelder Blättern», 4. Jahrgang, 10. Heft, die vorstehende Biographie aus der Chronik der Familie Hasenclever bis zu der Bemerkung über «Jenseits», «das eine fünftaktige Handlung mit nur zwei Personen bestreitet». Dann fährt er fort:*

In den folgenden Jahren habe ich mich fast ausschließlich mit der Lehre des schwedischen Mystikers Emanuel Swedenborg beschäftigt und eine Auswahl aus seinen Werken in deutscher Nachdichtung unter dem Titel *«Himmel, Hölle, Geisterwelt»* herausgegeben.

1924 ging ich nach Paris und lebte seitdem in Frankreich. Der Einfluß des französischen Theaters führte mich zur Komödie. Nach dem gegen Justiz und Gesellschaft gerichteten Stück *«Mord»* entstand *«Ein besserer Herr»*, mein erstes Lustspiel.

Es gibt Leute, die davon leben, daß andere dichten; das sind Kritiker. Es gibt Leute, die nichts können und trotzdem leben; das sind Literaten. Es gibt Politiker.

Ich gehöre zu keiner Kategorie. Zufällig heute geboren, werde ich im Laufe meines Lebens Stücke schreiben, von denen später die Rede ist. Ich sehe den Mangel an Zeitgenossen; die Literatur interessiert mich nicht. Das hat mir die Feindschaft der Vorstadtblätter zugezogen. Charlottenburg, Wilmersdorf und ein Kreisblatt aus der Potsdamer Straße behaupten, sie seien originaler als ich. Ich will diese Männchen nicht ernst nehmen, indem ich sie Lügen strafe. Ihre Namen sind vergessen, wie der Schund, den sie gedruckt haben. Ich erlaube ihnen ein für allemal, die Prozedur an mir vorzunehmen, die ohne Zensureingriff im «Götz» nachzulesen ist.

Immerhin bin ich schuld an der Verwirrung der Geister. Ich habe zur Aufführung meines Dramas *Der Sohn* ein Vorwort geschrieben, in dem das Wort «expressionistisch» steht. Es sollte die Leiter der Bühnen von ihrem Schema ablenken und darauf hinweisen, daß nicht jedes Stück, das den Menschen darstellt, zwischen Strickstrumpf und Wasserglas zu verkörpern ist. Von der Familientragödie zur Phantasie — welch ein Schritt! Vergebens.

Viele meiner Freunde und Feinde vergleichen mich mit Schiller oder Wedekind. Sie irren. Ich heiße Hasenclever. Andere verübeln mir meine Belesenheit, die meisten meine Naivität. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Ich habe wenig Bücher gelesen und bin kein Journalist. Ich muß den Nebel zerstreuen, als sei der Tod des Vaters im Drama an sich bedeutungsvoll. Was damals Programm war, ist heute Rechtfertigung. Ich schrieb, weil ich besser Bescheid weiß als meine Leser, im September 1916:

«Dieses Stück wurde im Herbst 1913 geschrieben und hat den Zweck, die Welt zu ändern. Es ist die Darstellung des Kampfes durch die Geburt des Lebens, der Aufruhr des Geistes gegen die Wirklichkeit. Der erste Akt der menschlichen Geschichte ist Besitzergreifung; noch bedeutet Freiheit frei sein und nicht frei werden, das Wunder der Unbewußtheit zur Bewußtheit des Unendlichen. Aus diesem Wunder entspringt die Tat. Als Forderung des Willens, der durch sie von neuem die Welt erschuf, biegt sie das Willkürliche ab in die Folge eines notwendigen, von Gesetzen regierten Seins. In ihr offenbart sich die Erkenntnis der ewigen Gegensätze, um deren Mitte in gleichen Abständen der Kreis des Lebendigen rollt. Diese Mitte, begriffen als eine Kraft, liegt der Idee des Dramas zu Grunde. Von hier bewegt, löst die Einheit sich auf in eine Mehrheit des Kosmos, um, auf der Spur des Menschlichen sich ergänzend, wieder in höherem Sinne sie selber zu werden. Deshalb ist der Sinn des Lebens nicht die Tat, sondern die Frage des Sittengesetzes,

und das höchste Ziel ein Zustand, wo beide, Gesetz und Tun, zusammenfallen in dem Reiche Gottes. Deshalb wächst die Handlung aus dem Zufälligen in die Gewißheit, der eine späte Erfüllung nicht mehr Schlag, sondern Opfer bedeutet.

Dieses Drama ist die Menschwerdung. Der Umweg des Geschöpfes, sein Urbild zu erreichen; das Spiel des Sohnes zum Vater, das Vorspiel des Bürgers zum Staat. Nicht die Wahrscheinlichkeit besonderer Charaktere mit der allgemeinen Rechnung ihres Typs: es ist die Welt des Zwanzigjährigen, aus der Seele des Einzigen gesehen. Der Versuch, das Gegenspiel der Figuren in demselben Darsteller zu verkörpern, würde die Einheit des Ganzen erläutern; ein Zuschauer, der, dem Parkett und der Bühne entsagend, außerhalb stände, würde erkennen, daß alles, was hier geschieht, nur verschieden ist als Ausdruck des einen gleichen Gedankens.

Wichtiger als dies Bekenntnis eines, wenn man will, expressionistischen Dramas, ist das Manifest, um dessen Willen es auf die Bühne gelangt. Ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges geschrieben, wird es heute zum Alarm an die Menschheit. Der Verfasser weiß, daß wir alle Söhne, daß wir mehr als Söhne: daß wir Brüder sind. Er hat in diesen Akten die Geschichte des Jünglings geschrieben, der von der Freiheit der anderen zu seiner Freiheit gelangt. Vor ihm liegt der Weg des Mannes; der Aufbruch des Gewissens in die Zeit. So darf sich der Dichter erheben in die große, noch ferne, schon politische Tragödie . . .

Möge zu jenen, deren Herz dies Schauspiel ist, ein Ton in die Gräben dringen! Ein Glaube in die letzten Maße von Wahrheit, Lüge, Schicksal und Schmerz. Möge mancher, der an dieser Stelle nicht weilt, dennoch wissen: ihm wird geholfen.»

Dies Vorwort war an den Regisseur gerichtet. Inzwischen mußte ich erkennen — mit einer einzigen Ausnahme: Richard Weichert am Hoftheater in Mannheim —, daß die Dummheit der Regisseure größer war als meine Frechheit. Es ist Zeit, einen Schwindel aufzuklären, auf den die Geister hereingefallen sind. Expressionismus gibt es nicht!

Dichten heißt: eine Absicht haben. Wer sie zustande bringt, hat die Richtung. Wer sie nicht hat, drückt aus, was dem andern eingefallen ist. Dieser Zustand ist expressionistisch. Es gibt wenige, denen etwas einfällt und viele Expressionisten! Der Expressionist hat den Standpunkt. Er wechselt die Farbe; es kommt auf den Druck an.

Das Drama erfindet Gesetze. Gesetz ist die Ordnung der Welt durch den Geist. «Alle Menschen müssen sterben. Cajus ist ein Mensch. Also Cajus muß sterben.» Der Fundamentalsatz der Logik ist der Anfang des Dramas. Aber Cajus ist nicht das Drama!

*Aus «1918. Neue Blätter für Kunst und Dichtung».  
Dresden. Jahrg. I, Heft 1, S. 40.*

Vor neun Jahren fand in Mannheim die erste öffentliche Aufführung meines Dramas *«Der Sohn»* statt. Hagemann hatte den Mut, das von der Zensur verbotene Stück im letzten Kriegswinter an einem Hoftheater in Deutschland zu spielen.

Ich erinnere mich noch genau dieses Abends. Ich war aus den mazedonischen Fieberregionen in einem Dresdner Lazarett gelandet und durfte der Premiere beiwohnen. Knapp vor Beginn der Vorstellung kam mein Zug an. Ich eilte ins Theater und hatte gerade noch Zeit, Hut und Mantel abzulegen, als der Vorhang aufging.

Auf dem Programm stand der Name eines mir unbekanntes Regisseurs: Richard Weichert. Die Titelrolle spielte Fritz Odemar. Die Bühnenbilder stammten von einem jungen Maler: Ludwig Sievert. Gerüchte waren zu mir gedrungen, man habe in Mannheim eine szenische Lösung versucht, die an Kühnheit sämtliche bisherigen Darstellungen auf dem Theater in den Schatten stelle. Ein neuer Theaterstil sei gefunden.

Damals herrschte an den Bühnen noch die gute alte Tradition. Außer Reinhardt, der aus seiner Antipathie gegen lebende Dramatiker nie einen Hehl machte und sie schädigte, wo er konnte, gab es kaum Regisseure in Deutschland. Die großen Berliner Theater befriedigten das Luxusbedürfnis des Publikums nach neuen Dramen durch zusammengestoppelte Matineen. Die junge Generation wäre endgültig in den Einladungslisten bombastisch aufgezogener Reklame-Unternehmungen begraben worden, hätte sich nicht die Provinz ihrer erbarmt.

Ich saß in der Loge des Mannheimer Hoftheaters und sah mit Herzklopfen auf die Bühne. Von Szene zu Szene steigerte sich mein Erstaunen, meine Bewunderung, meine Dankbarkeit. Ein Regisseur des Wortes, ein Nachschöpfer dichterischer Visionen hatte auf den phantasie-losen Brettern, die mir bis dahin die Welt bedeuteten, eine neue Wirkung erzielt. Verschwunden war die Armeleute-Dekoration trübsinniger Sonntagsvormittage. Die Idee, der geistige Inhalt des Stückes trat zutage. Was uns damals leidenschaftlich bewegte, war auf der Bühne Gestalt geworden. Unser Kampf und unsere Jugend rollten in atemloser Spannung vorüber. Ein modernes Pathos, ein neuer Wille beseelte die Schauspieler und teilte sich sämtlichen Hörern mit.

Es war mir, als säße ich zum erstenmal im Theater. Zum erstenmal fühlte ich mich unmittelbar von der Bühne her bereichert. Hier waren Gedanken und Einfälle, die zur Verarbeitung drängten. Ich spürte: es gab ein absolutes Theater, für das es sich lohnte, Partituren zu schreiben. Die restlose Übertragung des Wortes auf die Bühne war kein leerer Wahn...

Über diese Aufführung, die man mit dem Schlagwort «expressionistisch» bezeichnete, ist viel geschrieben worden. Tatsächlich begann

mit ihr ein neuer Abschnitt der Theatergeschichte. Richard Weichert wurde ein Programm.

Auch für mich bedeutete dieser Eindruck eine entscheidende Wendung. Meine *Antigone*, die Weichert ein Jahr später in Frankfurt urauführte, war der Abschluß einer politischen Manifestation, mit der das Gewissen des Schriftstellers gegen Krieg und Vergewaltigung protestierte und die dem antiken Stoff zur Irreführung der Zensur eine zeitgemäße Deutung verlieh. Noch während des Krieges beschäftigte mich das Problem, neue Dimensionen für die Bühne zu entdecken. Die Resultate der modernen Naturwissenschaft, die Erkenntnis von der Relativität jedes Geschehens drängten zu künstlerischer Gestaltung; so entstand, beeinflußt durch die Mannheimer Aufführung, das Schauspiel *Die Menschen*, in dem Wort und Geste zu einer Einheit verschmolzen, das Wort selbst aber als letzter Ausdruck des dramatischen Vorgangs in seiner Einmaligkeit formuliert werden sollte.

Man hat mir, wie ich glaube zu Unrecht, vorgeworfen, ich habe durch diesen Verzicht auf die Elemente des Dialogs das Drama an den Film verraten. Nichts lag mir ferner. Ich kann an der Hand des Manuskriptes nachweisen, wie durch Zusammenstreichen eine immer stärkere Verkürzung entstand, bis auf vielen Zeilen jedesmal ein einziges Wort übrig blieb. Ich schritt auf diesem Wege weiter und versuchte in *Jenseits*, das Weichert mit der unvergeßlichen Gerda Müller in einer wundervollen Aufführung in Frankfurt spielte, den tragischen Vorgang auf nur zwei Personen zu beschränken.

Das dramatische Schaffen dieses Jahrzehnts war für mich eine Vorbereitung. Drei Jahre hindurch unterbrach ich die eigene Produktion durch eine Nachdichtung Swedenborgscher Werke. Ich erkannte die Gefahr des zeitgenössischen Dramas, durch theoretische Experimente und literarische Verbohrtheit sich dem Leben zu entfremden. Ich ging nach Paris.

Hier lernte ich, die Dinge von der anderen Seite zu sehen. Vor allem lernte ich eins: Menschengestaltung. Mein erster Eindruck war eine Komödie; Lucien Guitry spielte Molière. Die heitere Grazie des französischen Lustspiels ergriff mich. Ich beschloß, von vorne anzufangen.

In dem Stück *Mord* versuchte ich zum erstenmal, den tragischen Kern durch die Komödie zu umkleiden. Meine Absicht, dem Leben näherzukommen, wurde durch die merkwürdige Tatsache bestätigt, daß sich die Ereignisse dieses Stückes wenige Monate nach der Uraufführung am Deutschen Theater in Berlin durch den Magdeburger Prozeß des Industriellen Haas fast wörtlich wiederholten.

Neun Jahre sind vergangen. Fast scheint mir, als wären wir alten Freunde Weichert, Sievert, Odemar und ich kaum gealtert. Mit derselben Leidenschaft, mit derselben Begeisterung sind wir auch heute am Werk. Unabhängig voneinander gingen wir denselben Weg. Was den Dramatiker bewegte, ist auch dem Regisseur und seinem Ensemble nicht ver-

borgen geblieben. Wir sind reif für die Komödie geworden. Und rückwärtsblickend in jene Zeit, als wir der Sehnsucht des Jünglings mit den unsterblichen Klängen der Neunten Symphonie den Weg in die Freiheit bahnten, rufen wir heute einander zu: «Oh, Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen, und freudenvollere!»

*Dieser oftmals gedruckte Essay wurde anlässlich der Uraufführung von Hasenclevers erster Komödie «Ein besserer Herr» im Frankfurter Schauspielhaus am 12. Januar 1927 geschrieben. Richard Weichert führte Regie wie bei der Mannheimer Erstaufführung des «Sohn» am 18. Januar 1918.*

# INHALT

## GEDICHTE

Der Jüngling (Auswahl)	67
Tod und Auferstehung (Auswahl)	75
Aus anderen Sammlungen	90

## DRAMEN

Der Sohn	99
Antigone	157
Die Menschen	195
Ein besserer Herr	217
Ehen werden im Himmel geschlossen	257
Napoleon greift ein	291
Münchhausen	333

## PROSA

Die Rechtlosen	393
Autobiographisches	501